



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

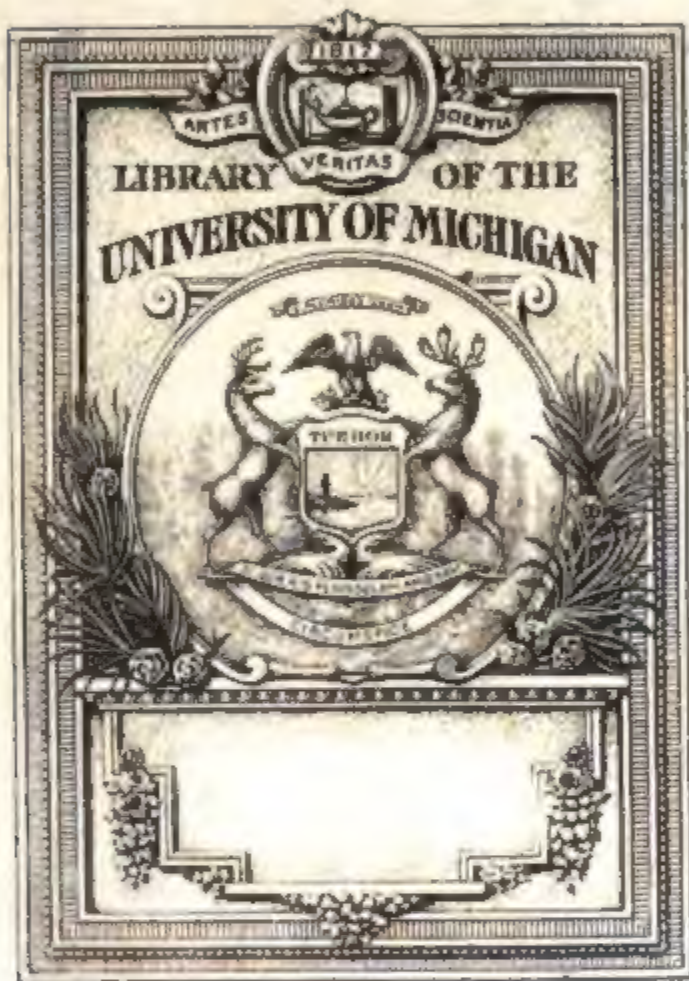
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

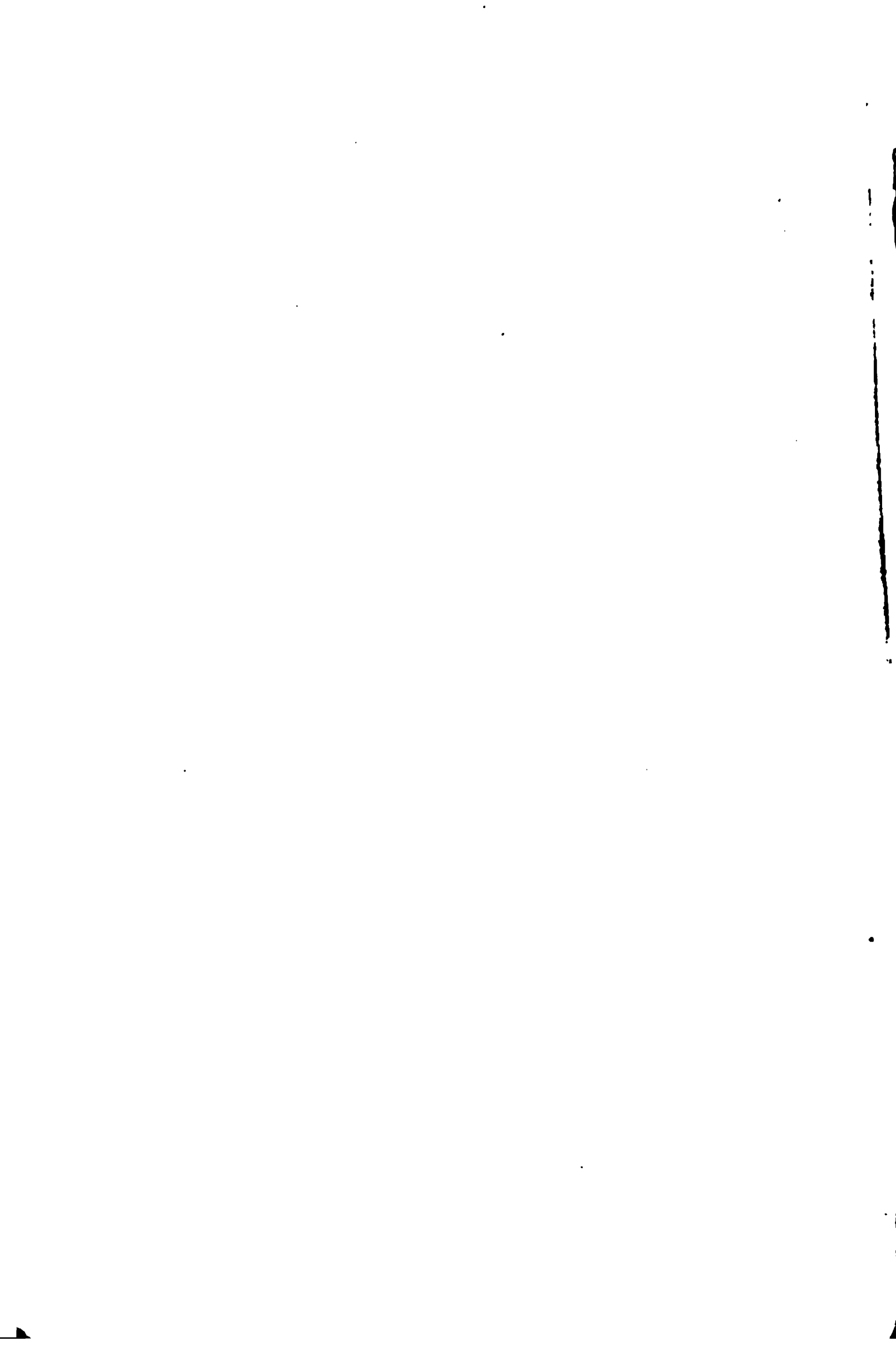
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



830.6
294



Die Zukunft

Herausgeber:

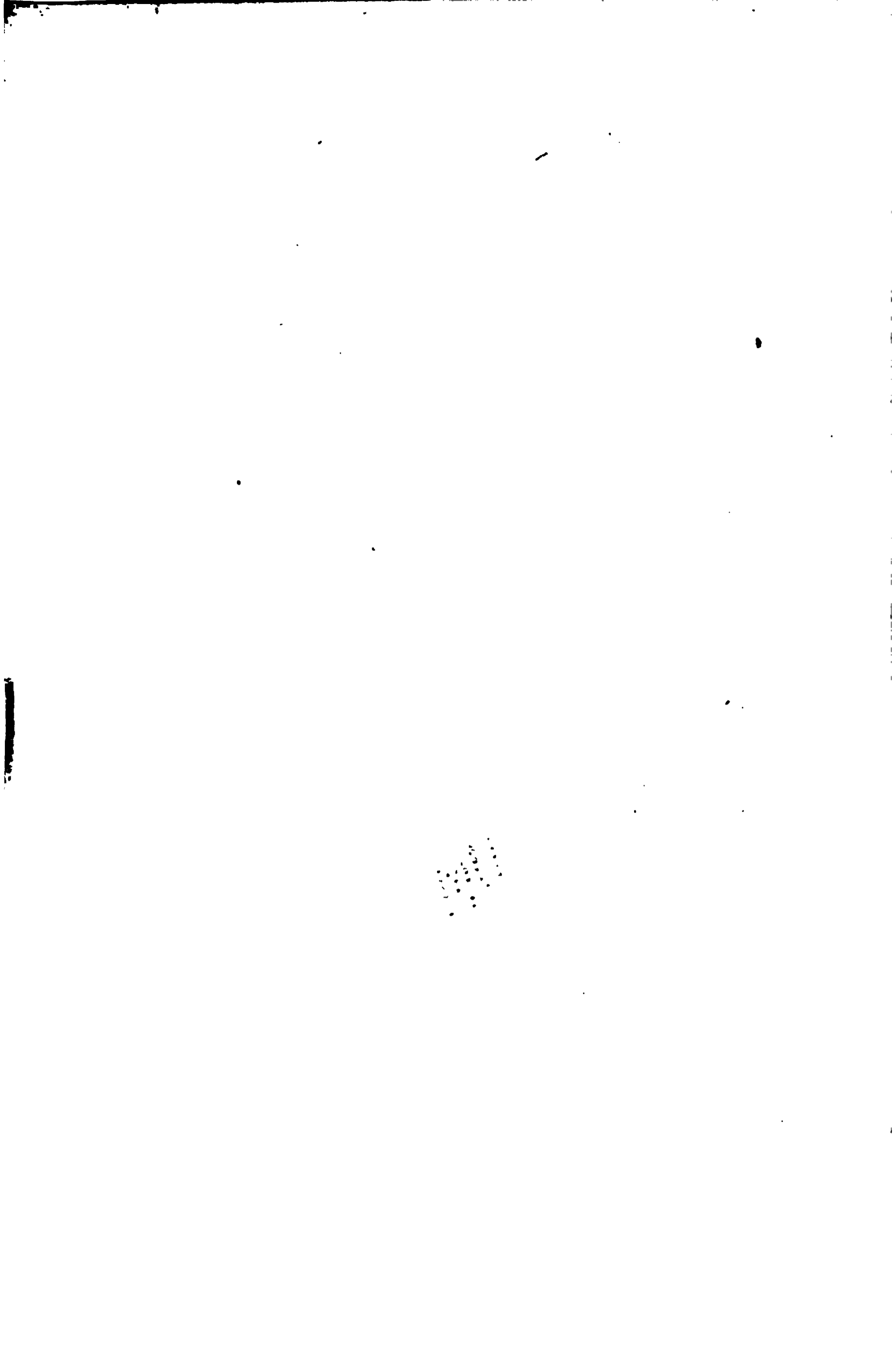
Maximilian Harden.



Vierunddreißigster Band.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
1901.



Per. Hist.

7. 23. 31

7. 23. 31

53211

Inhalt.

1866	163	Eulenburg, Fürst Philipp	
Antwort, eine	14	f. Notizbuch 354.	
Anzeigen	132	Fielus, der, als Kohlenhändler .	230
Apfelsinen	378	Flachsmann f. Theater 90.	
Armee, deutsche f. Notizbuch 256.		Frage, die neapolitanische	207
Arzt und Richter	57	Frankreich f. Notizbuch 444.	
Augenblicke	469	Fruchtbarkeit	476
Ausweg f. Wo.		Frühlingsbild	475
Autorität	158	Fuchs, Renate	464
Ballestrem, Graf f. Notiz-		Gedichte	544
buch 302.		Glossen	113, 332
Baubanken	482	f. a. Notizbuch 445.	
Bergpredigt	401	Goldener, der junge f. Theater	
Bernstein, Eduard	185	354.	
f. a. Notizbuch 388.		Goethe und die großen Denker .	145
Besuch, russischer	31	Göttin, die, für Alles	341
Böcklin	258, 339	Gößenwahn & Co.	441
f. a. Göttin.		Großherzog von Hessen f. Notiz-	
Boles	249	buch 486.	
Brefeld f. Notizbuch 256.		Guilbert, Djette	309
Bülow, Graf f. Notizbuch 138.		Haedels Welträthsel f. Glossen	113
f. a. Kanzler.		Handelskammer und Agenten . .	384
Bülow, Hans von, an Niecksche		Hauswirthschaft f. Reform.	
f. Notizbuch 392.		Hypothekenbanken f. Notizbuch	303
Bund, der, der Bankiers	564	Hypotheken Retter, die	253
Chaiselongue, die	225	Jmrahs Müdlehr	34
China f. Notizbuch 390, 394.		Jubiläum	97
f. a. Bergpredigt.		Juristenstil	202
Civillleiberverbot für Offiziere		Justizchronik	83
f. Notizbuch 304.		Kanalvorlage f. Notizbuch 300.	
Comte und Mill	212	Kanzler, an den	449
Dämmerungen, zwei	172	Kneipe, Los von der	550
Diagnose	361	Kolonialbeamte	107
durch Dick und Dünn	233	König Edward VII. f. Notiz-	
Diphtheria	1	buch 255.	
Distel an Deutschlands junge		Kostümbälle f. Notizbuch 309.	
Dichter	247	Kramer, Michael f. Theater 92.	

Arbchers Traum	527	Reichstagsstenogramm	318
Krupp f. Notizbuch 139.		Relativismus	12
Kunst, Symbolische	373	Renaisance, die, im Kunstgewerbe	532
Kunstaustellungen	289	Rentenjubel	343
Kunstgewerbe f. Renaissance.		Roberts, Lord f. Notizbuch 308.	
Lehmann, Bill	178	Russischer Besuch f. Besuch.	
Lesehalle, akademische	67	Sammelgründungen	518
Levy, Moritz	313	Schopenhauer-Denkmal, ein	153
Luitpold, Regent von Bayern		f. a. Notizbuch 301, 346.	
f. Notizbuch 485.		Schweninger f. Antwort.	
Machiavelli und Nietzsche	73	Selbstanzeigen 27, 132, 227, 293, 382,	
Majestätsbeleidigung-Debatte		515, 561.	
f. Notizbuch 346, f. a. Reichs-		Sezession-Bühne	42
tagstenogramm.		Siegesallee, die	492
Mario Chiigi, Don	503	Sieh-Dich-vor	512
Marg, Karl, als Journalist	127	Sonne	438
Mill f. Comte.		Sozialismus und Persönlichkeit . .	16
Molke-Denkmal f. Notizbuch	89	Spielhagen-Rach, der	87
Naturgefühl, das romantische	546	Staat, der platonische	238
Neapolitanische Frage f. Frage.		Eternberg Prozeß f. Arzt.	
1900	47	f. a. Justizchronik.	
Nietzsche f. Machiavelli.		Strindberg, der neue	433
Nietzsche an Hans von Bülow		Stumm	487
f. Notizbuch 303.		Tag, der	273
Nietzsches Frauenfeindschaft	428	Theater	90, 354, 521
Nordau, Max f. Notizbuch 394.		Theater, Wiener	121
Notizbuch 138, 255, 299, 346, 387,		Tingeltangel	396
444, 484, 567.		Traum f. Arbchers T.	
Oberoffiziosus f. Notizbuch 299.		Trebertrodung	296
Orient und Occident	416	f. a. 29. Band Seite 264.	
Ott, Josef f. Notizbuch 349.		Ueberbrettel f. Tingeltangel.	
Pariser Eindrücke	195	Unterseeboote	460
Pettenkofer, Max von f. Notiz-		Verkehrsgesellschaften	180
buch 306.		Victoria, Königin	183
Philosophie, Weibliche	366	Wasserwirtschaft	135
Politik, auswärtige f. Notiz-		Weibliche Philosophie f. Philo-	
buch 447.		sophie.	
Preußenfeier	49	Weltreiche, Drei	219
Privatrecht f. Notizbuch 347.		Wiener Theater f. Theater.	
Rausch f. Strindberg.		Wo ist der Ausweg?	284
Reform, die, der Hauswirth-		Zwillingschwester, die f. Theater	
schaft	408, 540	359.	



Berlin, den 5. Januar 1901.

Epiphania.

Die Zigeuner spielten ein altes Stück. Von Bihary, hatte der Primas gesagt. Der Kerl log wie ein Abendblatt, nur grazibser; und wenn er die schwarzen Augen aufriß und verzückt himmelwärts starrte, war er unwiderstehlich. Jetzt, während eines Adagiettos, preßte er die Geige so fest an die Schulter, als wärs der Kopf seines braunen Liebchens, und ging mit Rigoschritten auf eine Dame zu, die im hellen Spitzenkleid fast noch jugendlich wirkte. Ganz nah kam er ihr; das Herzkirschenauge schien in holdem Rausch zu schwärmen und zwischen den gewichsten Schnurrbartspitzen lag ein seliges Lächeln. Ein Minnesänger aus Süden vor seiner Herrin. Nun schritt er langsam, ohne das Spiel zu unterbrechen, rückwärts auf seinen Platz. Den Stammgästen war diese Huldigung, die sich täglich mindestens dreimal wiederholte, längst bekannt; und doch hatte an den dicht besetzten Tischen das Gespräch beinahe zwei Minuten gestockt. Mal sehen, wer an der Reihe ist. Ach, die Brendel... Sehr rührend, wie sie unter dem Rosenhut zu erröthen versucht. Vor dem Franzosenkrieg soll sie wirklich hübsch gewesen sein. Und er, der alte Gewohnheitstixer, blickt triumphirend um sich. Weinheimer & Co. wird sich ärgern. Schon aber schwingt der Minnesänger den Fiedelbogen, das angeblich alte Stück geht in einen Gassenzardas über und doppelt laut schallt das Stimmengeschwirr durch den Saal.

„Er soll doch 'ne eigne Kirche im Hause gehabt haben!“

„Wieso merkwürdig? Nach Allem, was man von Aribert wußte...“

„Kunststück! Ohne Wirbach wäre es längst zum Klappen gekommen.“

„Famos, wie die Otero sich hält! Und dieser Schmuck! Für Die hat die Ausstellung sicher nicht mit 'nem Defizit abgeschlossen.“

„Haben Sie denn je was von der Trebertrocknung gehalten?“

„Meinetwegen auch Bitter. Mir wurde Rheinbaben genannt. Aber wer weiß denn, ob Posadowsky überhaupt schon fällig ist?“

„Na, dann warten Sie, bis Deutsche Bank auf Hundert'runter sind.“

„Gegenseitige Abneigung zieht nicht mehr. Aber ein Künstler ...“

„Die Leute waren Jahre lang prima.“

„Stockholm ging noch, trotzdem früher auch nur für ältere Herren, Bran, Busch, Wedel und Ähnliches, reservirt. Aber Brüssel!“

„Die Erben des dessauer Cohn kann die Sache 'ne Stange Gold kosten.“

„Ici dort de Lara stand vor Jahren schon am Palais. Und die Reklame für den schlechten Musikanten! Scheidung ein Bischen spät.“

„Bon. Aber gerade, weil Wallwitz ihr Schwiegersohn ist, hätte er ihn noch ein Weilchen in Stockholm auf Eis stellen sollen.“

Der Wirth macht die Runde. Nobel. Vornehm gekrümmte Arme.

„Uebermäßig heiter finde ichs in der Bar auch nicht, mein Junge. Und es empfiehlt sich nicht, die ganze Nacht Salzmandeln zu knabbern. Elf Uhr fünfzig. Vorwärts, junger Altmeister! Die Luft in dem kleinen Salon ist nicht verlockend. Aber da unser Kommerzienmaecenas nun mal die Schrulle hat, seine Säkularfeier im Hotel steigen zu lassen, können wir als gesittete Europäer nicht Stunden lang draußen bleiben. Uebrigens bereiten sich hier fürchterliche Dinge vor. Punkt zwölf Uhr geht das Licht aus und mindestens zehn Minuten leuchtet dann nur der Weihnachtsbaum der versammelten Christenheit. Sieh dorthin! Da werden schon die umfangreichen Blumen Spenden für die Damen aufgestapelt. Punsch mit Tulpen. Höchst feierlich. Und überall ist die Firma aufgedruckt oder eingravirt, zu geneigter Weiterempfehlung. Ich kenne das Programm und bin auf eine Wiederholung des Jdyls nicht gerade veressen. Also los die Schwerter! Wir können unseren Futtermeister nicht kränken und ich wittere eine Mitternachtrede. Eine kleine Queen noch hinter dem Tourniquet, wo ein Lüftchen weht. Inzwischen schlägt es und wir ersparen uns den Profitlärm. Dann aber müssen wir uns nach dieser Entziehungskur drin wieder ein Bischen niedlich machen.“

Acht Minuten nach Zwölf. Sie klinkten sacht die Thür auf und glitten hinein. Ihre Heimkehr blieb in dem Lärm unbemerkt.

„Das Jahrhundert der Naturwissenschaften!“

„Des Sozialismus!“

„Der Friedensidee!“

„Der Eisenbahnen!“

„Ueberhaupt des Verkehrs!“

„Des Positivismus!“

„Dampf und Elektrizität!“

„Der Moderne!“

„Der Massenherrschaft!“

„Der Maschinenindustrie!“

„Der Frauenbefreiung!“

„Das eiserne Säkulum!“

„Das Jahrhundert der Gerechtigkeit!“

„Jeder dieser Namen paßt, meine verehrten Freunde, doch keiner genügt; jeder bezeichnet einen Theil der Leistung des Jahrhunderts, das wir nun, auch wenn wir nicht, nach Goethes Spottwort, Neunundneunziger sind, das vorige nennen dürfen, aber keiner erschöpft den Ruhm dieser unvergleichlichen Menschheitpoche. Unvergleichlich nenne ich sie nicht etwa im Ueber schwang einer schönen Scheidestunde. Wer wollte, was uns zu sehen gegönnt ward, im Ernst den Perioden vergleichen, die man bisher die großen genannt hat? Wie winzig dünken uns daneben die Zeiten der Perikles und Augustus, der Renaissance und des Sonnenkönigthums! Wie gering die Veränderungen, die sie dem Weltbild brachten! Wir haben die Erde durchwühlt, von den ausgegrabenen Denkmälern die Geschichte der Macht, des Rechtes, der Kunst und aller Kultur abgelesen, das caesarische Rom und das Reich der Pharaonen, Pompeji und Pergamon, Theben und Ninive kennen gelernt, als wären wir in diesen alten Siedlungen aufgewachsen. Nah bei Gizeh, neben dem steinernen Erinnerungzeichen eines Sklavenfleißes, den wir unsittlich nennen möchten, weil er unnützlich war, hat der moderne Fleiß freier Menschen zwei Meere verbunden und einen neuen Weltweg geschaffen. Himmelan ragende Berge haben wir durchbohrt und mitten in dem Felsgestein, das Jahrtausende lang undurchdringlich schien, schnaubt jetzt die Lokomotive vorwärts, das wohlthätige Ungeheuer aux grands membres de mastodonte, aux muscles de fer et d'airain. Schon sind unsere Pioniere fast bis zum Eis vorgedrungen und bald wird die Erde kein Geheimniß mehr für ihren Ruhm haben, für den Stolzen, dem die Technik nächstens durch die Wolken Weg bahnen wird. Wer will wagen, auch nur mit flüchtigem Blick die Fülle Reichthums zu umfassen, den dieses Jahrhundert uns gab, des Reichthums unsichtbaren und an Bewußtseinschätzen? Solches Vermessen mißde selbst ein

Horaz. Wie viele Schmerzen haben wir gestillt, wie viele Feinde in der belebten Natur überwunden! Welche Mehrung unseres erkenntnistheoretischen Wissens, welche üppige Blüthe in allen Gainen der Kunst! Noch immer bleibt Denen, die einst das Paradies verloren, nicht alles Leid erspart, aber es ist gelindert, sein Bereich ist eingeschränkt durch die Lebensarbeit der großen Helfer, der Rister und Pasteur, der Darwin und Marx, der . . . Wer nennt die Namen! Wer kann mit kleinem, müdem Menschenfinger auch nur auf die ragenden Gipfel einer Zeit weisen, in der Napoleon und Bismarck, Goethe und Kant, Nietzsche und Wagner, Comte und Spencer, Musset und Dostojewskij, Kleist und Heine, Schopenhauer und Ruskin, Helmholtz und Edison, Boecklin und Lenbach wirkten? In der mit den feinsten Werkzeugen die Psyche der Einzelnen und ganzen Völker durchforscht, das Evangelium von der Erhaltung der Energie verkündet, der Begriff der Solidarität entdeckt wurde und zum ersten Mal, seit von Menschen Menschengeschichte geschrieben wird, die Massen zu thätig bewußtem Leben erwachten! Erst wird dürfen uns rühmen, die Menschheit befreit, den Schwachen den stützenden Stab in die Hand gegeben zu haben. Blutig begann es in den letzten Wehen der großen Revolution, deren wichtigste Wirkung in das nun hinter uns liegende Säkulum fiel, und währte durch allen Wechsel der Zeiten. Keine absoluten Könige mehr, keine Herren über Leben und Tod, keine Zwingburg feudaler Macht, keine Mauer mehr zwischen den Ständen und Kasten, keine Zunftwirthschaft und Privilegienunbill. Freiheit des Glaubens, des Erwerbes, der Meinung. Gleichheit vor dem Gesetz. Erleichterung der auf minder kräftigen Schultern ruhenden Last. Religiöse und politische Toleranz. Judenemanzipation. Frauenemanzipation. Arbeiterschutz. Schon diese paar Stichwörter werden Sie erkennen lehren, ob es eine Lust war, im neunzehnten Jahrhundert zu leben. Und als wir den letzten Tyrannenthron gestürzt, den letzten Hörigen aus der Frohn befreit und jede Laufbahn jedem Talent eröffnet hatten, da haben wir selbst uns, da hat sich der Mensch freiwillig entthront, den anthropocentrischen Größenwahn abgeschüttelt und sich bescheiden in die natürliche Geschichte einer organischen Schöpfung eingereiht . . . Während ich spreche, merke ich, wie unflug, wie ganz und gar thöricht es vorhin von mir war, nach einem Namen für diesen Abschnitt unverwischbaren Geschehens zu fragen. Wer darf ihn, kann ihn nennen? Wir aber, die wir . . .“

„Uff! Endlich naht der Toast!“

„. . . die erste Stunde des neuen Jahrhunderts gemeinsam auf deutschem Boden verleben, wir dürfen mit ganz besonderem Stolz den Blick über die

Zeitgrenze rückwärts schieben. Der hochansehnlichen Gesellschaft, die ich vor mir zu sehen die Ehre habe, brauche ich die Summe des gerade von unserem Volk Erreichten nicht nachzurechnen; sie ist Jedem von Ihnen gegenwärtig. Welche Entwicklung selbst noch seit den großen Preusentagen, da der junge Sneyenau nach einem Parademarsch der potsdamer Grenadiere begeistert ausrief: „Welches unter allen Völkern ahmet wohl ganz dieses wunderbare Schauspiel nach?“ Noch leuchten die Blechmützen fleckenlos in der Sonne, das Erbe des genialsten aller Drillmeister ist nicht verthan, neue Triumphe sind zu alten gehäuft und eben erst rief der Heerführer einer früher geborenen Macht die deutschen Soldaten in gefährlicher Stunde vor die Front. Heute aber neidet man uns nicht nur unsere Philosophen und Unteroffiziere. Das geeinte Reich ist mit kühnem Schritt in die Reihe der Weltmächte getreten. Auf allen Meeren weht seine Flagge. Im fernsten Osten theilt es, sittigt es Welten. Seine Technik, seine Industrie ist dem ersten Platz in der Schätzung der Menschen nah. Mit unermüdlichem Fleiß schaffen seine Bürger in Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit kostbare Güter. Waaren im Werth von viertausend Millionen Mark liefern sie alljährlich dem Ausland; und aus den Tropen, vom Gelben und vom Weißen Meer eilen die Belehrung Suchenden herbei, um uns neue Methoden, neue Erfindungen abzugucken. Unsere Fabriken sind Musterbetriebe, unsere Sorge für das Wohl der ärmeren Klassen hat das Gewissen älterer Nationen an die ernsteste aller Pflichten gemahnt. Politisch, sozial, wirthschaftlich sind wir so weit voraus, daß jeder Regung deutschen Geistes und deutschen Gewerbefleißes ringsum Neid und Bewunderung folgt. Und in der frohen Gewißheit, daß es nicht nur so bleiben, daß Muth und Kraft uns noch wachsen, an deutschem Wesen, nach dem Wort des preußischen Propheten, wirklich die Welt einst noch genesen wird, erhebe ich nun mein Glas und rufe: . . .“

„Ich habe genug. Ein wahrer Segen, daß wir uns vorher ein Bißchen gelüftet haben und wenigstens der Einleitung entgingen. Das ganze *carmen saeculare* hätte ich lebendig nicht überstanden.“

„Der Mann ist Kommerzienrath, lieber Sohn, sein hellgrauer Caviar war vorzüglich und im Zeichen seines Maximin Grünhäuser würde ich selbst mit Stumm Frieden machen. Was verlangst Du eigentlich? Die Rede . . .“

Er läßt offenbar jetzt bei einem der besseren Journalisten arbeiten. Etwas schwülstig und bunt; halb Leitartikel aus der Saison der ewigen Wahrheiten, halb Handelskammerbericht. Sogar Treitschke, trotz Antisemitismus. Die Sache muß nicht leicht zu memoriren gewesen sein. Ich war schon

froh, daß nicht Drenfus, Dunkelmännerthum, agrarische Begehrlichkeit, Goethebund und Hohenzollernjubiläum vorkam. Wohl nur aus Rücksicht auf die drei Adelligen. Male Dir aus, was noch kommen konnte: Kunstgewerbe, drahtlose Telegraphie, Buchschmuck, Puppenallee, genirte Gazetten, Hypothekenbanken, Heinze, Selektion, Untergrundbahn und intime Dramen! Schließlich war gegen Das, was er sagte, doch nicht viel einzuwenden.“

„Na... Du kennst meine Ansichten. Mich überläuft's jedesmal, wenn ich diese Parademusik höre. Und Das geht jetzt Tag für Tag, wenigstens hier im Norden. Immer das selbe Leitmotiv: wie wir's nun so herrlich weit gebracht haben. O ja, bis an die Sterne weit! Faust kannte seine lieben Volksgenossen. Der Romane emballirt sich wenigstens, wenn er prahlt; diese leidenschaftlose Renommisterei ist unerträglich. Gewiß haben wir große Leute gehabt. Aber hat man ihnen das Leben nicht schwer genug gemacht? Sind sie nicht wie ein Kranichschwarm hoch über den Häuptern der Zwerge dahingezogen, die nun in fettigem Stolz lächeln, weil es in ihrem Land auch einmal Kiesen gab? Ach, wie nöthig wäre uns ein Swift, viel nöthiger als die berühmte starke Flotte! Nichts einzuwenden! Du bist wieder mal nihilistisch gestimmt. Wenn's nicht zu langweilig wäre, könnte ich in einer Viertelstunde diese ganze Phrasenfassade niederreißen. Sieh Dir doch — present company always excepted — draußen die Gesellschaft an, die da bei Zigeunergefiedel dreiundneunziger Pommery trinkt, lausche ein Weilchen nur ihrem Geschwätz! Ist Das Kultur? Und diese Sippe, Bank, Diplomatie, Kommerz, ist ja ungefähr noch das Gebildetste, was wir zu bieten haben. Nein, mein Junge: wir rebarbarisiren uns; und zwar rapid. Das verständigste Wort, das unser Victor Hugo Mommsen je gesprochen hat. Dieser Triumph über das Ende des Feudalismus! Als ob die absolute Geldherrschaft an sich vorzuziehen wäre, die Menschen glücklicher machte! Ueberhaupt: Glück! Lieber Gott! Die jedem Individuum zugemessene Glücksmenge ist eine Konstante und alles Bemühen, sie für einen veränderlichen Parameter auszugeben, dünkt mich ein schlechter Spaß. Freiheit! Als ob der Mann, der sich mit seiner Arbeitskraft als einzigem Besitz, einziger Waare auf den Markt stellen und mit billigem Angebot die Käufer herbeiwinken muß, weniger hörig wäre als ein der Scholle Verschriebener der Frohnzeit! Und gar Gleichheit! Ja, wenn beim Auszug in den Kampf uns Dasein Waffen und Rüstung gleich wären, ließe sich allenfalls darüber reden. So aber verbraucht der schlechter Ausgestattete die Hälfte, drei Viertel und mehr seiner Kraft, ehe er nur konkurrenzfähig wird, wie das hübsche Modewort ja wohl

lautet. Und so siehts in allen Stockwerken des begriffleeren Wörtergebäudes aus. Rabitzwände. Bazarmöbel. Oeffentliche Meinungen. Niemals Fleisch, geliebte Puppe! Wir stecken in den ärgsten Vorurtheilen, sind abergläubig wie Kinder, rachsüchtig wie die wildesten Talionanbeter und mitleidlos wie die Fidschi-Insulaner, die ja auch mal durch ihre Industrie berühmt waren. Und der Mann wagt, von B:rilles mit hängender Fettklippe zu reden! Allerdings: Dynamos von dreitausend Kilowatt gab es damals noch nicht. Aber das Gesicht des Atheners — nicht etwa des Zeno oder Anaxagoras, nein: des dunkelsten Ehrenmannes — möchte ich sehen, der an den marmornen Gräueln unserer neuen Markgrafenstraße vorüberschritte; er würde sich bei den Skythen glauben. Und selbst vor hundert Jahren! Da wurde von Kant die Vernunft, von Fichte, tant bien que mal, alle Offenbarung kritisiert. Da schrieb Herder die Briefe über Humanität, schwärmte Schelling von einer Philosophie der Natur. In Weimar saß Goethe, in Jena Schiller. Jean Paul, Novalis, Hölderlin, Tieck, Schlegel dichteten, still, ohne Klügelbegleitung. Heinrich Kleist übte die Schwingen zum ersten Flug. Schleiermacher sprach über Religion. Humboldt und Gauß waren auch nicht zu verachten. Und der Staat! Ich weiß: er sollte bald zusammenbrechen wie eine unsolide Grundschuldbank; aber sind wir heute denn vor einem Jena sicher? Unter dem Tritt des amoralischen Riesen konnten sich härtere Balken biegen. Noch aber war es der Staat Friedrichs, der einzige, der nach Mirabeaus Ansicht einen geistreichen Kopf ernstlich beschäftigen konnte, ein kunstvoller, den Aufgaben der Zeit angepaßter Organismus, nicht unsere graue Mechanik, die von grünen Tischen aus umständlich geregelt wird und jedesmal versagt, wenn sie was Beträchtliches leisten soll. Viertausendmillionenexport, Weltpolitik und Weltmarschallamt können mir nicht imponiren. Kultur brauchen wir. Und so lange wir die nicht haben . . .“

„Du schimpfst allerliebste und bist so grenzenlos ungerecht, wie ichs gern habe. Die Kultur kommt. Warte nur!“

„Bis ich schwarz werde oder bis die Thiergartenstraße richtig sehen und natürlich empfinden lernt?“

„Nicht ganz so lange, — obgleich ichs fast wünschen möchte. Die skwürdige Herzlichkeit, womit Du Dich über jeden Schmutzwinkel dieser muthlosen Uebergangszeit zu ärgern vermagst, hat uns einander ja zuerst her gebracht. Alles, was Du da sagst, ist wahr; und Alles doch auch eber falsch. Gewiß fehlt uns noch die einheitliche Kultur, ist die ganze Verwittheit nur Fassade. Moses und Darwin: Das muß eines Tages

Kurzschluß geben. Hinter großen Worten ein Wust von Aberglauben, Dummheit und Prozeret. Teleologie, Willensfreiheit, Krone der Schöpfung: Alles noch in schönster Ordnung. Vielleicht waren wir wirklich, wie Dein feiner Freund Mirabeau meinte, längst vor der Reife schon angefault. Vielleicht bekommt uns auch Reich, Macht und Herrlichkeit nicht, brauchen wir, um uns wohlzufühlen und Tüchtiges zu leisten, die Hygiene der Niederlagen. Wenn Du sagst, das geistige Klima des alten, zerrissenen, verspotteten Germanenlandes, ohne endemische Denkmalseuche, patriotische Kunst, Flottencotillon und Einzüge angeblich siegreicher Truppen, sei Dir behaglicher: concedo et accedo mit aller wünschenswerthen Inbrunst. Nur machen wir damit keinen Hungernden satt. Nur können wir das in Neujahrartikeln selten fehlende fürchterliche ‚Rad der Entwicklung‘ nicht rückwärts drehen. Sollen wir eine etwas größere Schweiz werden und am Müggelsee Luxus-hotels für zu Hause nicht mehr amusable Milliarden erbauen? Ganz leicht werden auf diesem schmalen Pfade fünfzig und etliche Millionen deutscher Menschen, denen jährlich mindestens siebenhunderttausend nachwachsen, nicht zu ernähren sein. Das aber ist das Problem. Du hast — nimms nicht übel! — das Ziel, wie mir scheint, nie nüchtern ins Auge gefaßt. Die Kultur muß den besonderen Bedingungen des zu einer bestimmten Stunde unvermeidlichen struggle for life angepaßt sein. Sie kommt. Man merkt es nur nicht gleich. Denke an Haeckels berühmte Sätze über die Bedeutung des Viehfutters, der Mäuse und Ragen für Kraft, Gedeihen, persönliches und politisches Glück der Angelsachsen, an Alles, was er über die unsichtbaren Relationen der Dinge sagt. Du kannst von einer Zeit nicht mehr verlangen, als daß sie zu ihrem Ziel sich die Wege sucht. Das Ziel mag Dir nicht gefallen; mit Artistenekel à la Ruskin, Nietzsche, meinetwegen auch Tolstoi, mit dem leidenschaftlichen Haß Derer, die nicht nur ein Schraubchen an einer Riesenmaschine sein möchten, ist dagegen nichts auszurichten. Die Masse ist da, die Masse will Luft, Licht, Brot und hält sich bei den feinsten Individualitätchen nicht lange auf. Du forderst vom Staat, er solle ein Kunstwerk sein, ein aristotelisches oder wenigstens ein friderizianisches. Sieh Dir lieber eine Aktiengesellschaft an, den Kohlenverkaufsverein oder den Bankentrust, der über den Jahrhundertultimo hinaus, trotz China, sinkender Konjunktur und Spielhagenkrach, die Kurse hielt. Das sind unsere Kunstwerke. Du sprichst von Politik. Lies den Kurszettel! Das ist das für die Geschichte von heute und morgen wichtigste Dokument. Was ist denn der Staat, was alle offizielle und offiziöse Politik? Carnegie vermag viel mehr

als der Weiße Zar; und wenn übermorgen in irgend einem Laboratorium die chemische Herstellung brauchbaren Zuckers gelingt, dann wird dadurch das Weltbild bald ganz anders verändert sein als durch irgend einen asiatischen oder afrikanischen Krieg, von dem die Zeitungen voll sind. Wirthschaft, Horatio! Wirf die moralischen und die aesthetischen Maßstäbe von Dir und lerne endlich erkennen, daß Du . . .“

„in der Zeit des schrankenlosen Kapitalismus lebst. Schön. Also das Jahrhundert des Goldes. Da hätten wir ja einen Namen, der paßt und ‚den Ruhm dieser unvergleichlichen Menschheitsepoche erschöpft.‘ Kalifornien, Transvaal, Alaska: welche Ernte in zehn kurzen Lustren! Kein Wunder, daß dem neuen Götzen die alten Götter weichen mußten. Doch warum dann die Heuchelei, die wir an den Konstantin und Chlodowech, an dem Basen Loyola und dem Schwaben Hegel so bitter tadeln zu sollen glauben? Warum feiern wir Achtundvierzig als den rothen Venz der Freiheit und nicht als das Jahr der ersten großen kalifornischen Goldfunde? Warum, statt der Hochgeföhle und edlen Sentenzen, nicht einfach das Bekenntniß: Wir wollen Geld verdienen, möglichst viel Geld, und müßten wirs aus den tiefsten Schlamm-schichten hervorschöpfeln?“

„Wir wollen! O Du höchst moderner, höchst unsicherer Determinist! Erstens sind aus unserem Bewußtsein die Gespenster nicht so schnell zu verschrecken, wie Deine Salonweisheit sich träumt. Die kirchliche Mythologie hat Galileis Werk überlebt und heute noch wird gepredigt, als ahnte Niemand, daß die Erde nur ein mittelgroßer, um eine Sonne kreisender Planet ist. Und zweitens solltest Du wissen: Wollen, heißt: wollen müssen. Aber Du wirfst den Ethiker und Aesthetiker nicht los. Rechne einfach, mein Sohn, wie Deine von Grüblerhang weniger geplagten Mitbürger rechnen. Industrie ist eine Kulturform, die Du noch nicht siehst; Kapitalismus ist eine Weltanschauung, zu der man sich noch nicht gern bekennt. Wie soll die unheimlich rasch wachsende Bevölkerung gesättigt werden? That is the question. Das Kapital, das, wie alle Großmächte, wie Könige, Priester und Proletariat, seiner Natur nach international ist, miethet sich Technik und ‚reine‘ Wissenschaft. Ein beinahe allmächtiger Bund, der daran denken kann, je nach Boden, Klima, Civilisation, Anlagen die Weltarbeit unter die Völker der Erde zu vertheilen. Denn der Nordländer soll seinem undankbaren Boden künftig nicht mehr abzuhälen und abzuschmeicheln versuchen, was unter heißerer Sonne ohne Nach-lasse dreimal in einem Jahr wächst. Er soll auch nicht Monate lang Kopf und Hand ruhen lassen und den Winterschlaf der Felder mitschlummern,

sondern sich, als Europäer, an feinere, besser bezahlte Arbeit machen und für die grobe Rulis, Nigger und Hindus zusammentreiben. Gebraucht werden Rohmaterialien aus der Fremde, Abnehmer in der Fremde. An Verkehrsmitteln fehlt es nicht. Und nun, vorwärts, Gelehrter! Du machst aus Kalk und Kohle Spiritus. Gut. Du lieferst uns künstliche Vanille, künstlichen Indigo, wirkst die herrlichsten Farbenwunder in der Anilinfabrik. Gut. Aber wir fordern von Dir nun auch Mehl, das keiner Aehre entstammt, Kartoffeln, die nicht in der Scholle wuchsen. Gib uns die Synthese des Eiweiß, damit wir, je nach Bedarf und Belieben, uns die Schöpfung rekonstruieren können. Liefere uns Luftschiffe, in denen man Waaren schnell befördern, aus denen man Dynamitmengen schleudern und schnell ganze Städte zerstören kann. Hilf uns Werthe erzeugen, Werthe vernichten, — kostbare Werthe in lohnenden Massen. . . Hörst Du diese Stimmen nicht, weil die Politiker lauter schreien und hochgeborene Schwindler der Volkspheantasie geschäftig neue Tappeten anpreisen? Laß sie brüllen, Titel und Orden erstreben und Prinzenwindeln auswaschen! Gönn ihnen doch den Schein entschwundener Macht! Ihre Zeit ist vorbei und ihre armseligen Gesetze sind nicht werthvoller als die Koprolithen der Ichthyosaurier. Diese Leute können uns nicht den Frieden erhalten, die Kriegsfurie nicht losbinden, sie können nur schwagen, deforieren, posiren. An ganz anderen Stellen wird über die Geschichte der Völker entschieden. In ganz anderen Regionen wächst die neue Kultur, die den neuen Aufgaben angepaßt sein wird. Wahn, Aberglaube, der ganze fahle Leichenkammersputz hemmt noch den Blick. Bald aber werden die Blinden selbst sehen. Und dann, wenn Du merkst, wie planvoll für die kommenden Futterkämpfe, Welttruffs und Parasitenhyndilate Alles vorbereitet ward, wirst Du das Jahrhundert, das mit der Industriekultur in die Wochen kam, vielleicht häßlich, doch sicher nicht mehr unbeträchtlich nennen.“

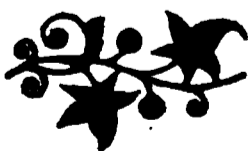
„Und das Volk, dessen Ueberlegenheit die Stael in drei Eigenschaften begründet fand: in der abgeschlossenen Eigenart der Einzelnen, der Unabhängigkeit des Geistes, der Liebe zur Einsamkeit? Was wird während der Schlachten um den Trog und das Gold aus diesem deutschen Volk? Was ist heute schon aus ihm geworden!“

„Rein Volk der Denker und Dichter, — gewiß nicht. Eigenart, Unabhängigkeit, Liebe zur Einsamkeit gedeihen nicht in Industrielasernen. Einen Kranz auf das Grab, meinetwegen auch eine Thräne. Dahin. Das kommt nicht wieder. Aber kein Kraftaufwand geht spurlos verloren. Sneisenau würde freilich staunen; und Kant noch mehr. Doch der Imperativ wirkt

nach. Und ohne die Drillmeisterschaft hätten wir nicht die Gelehrtenbataillone, die in Fabriken und Laboratorien schwitzen, Mann neben Mann, und deren stummer Massenarbeit die an Kapital arme deutsche Industrie den besten Theil des Sieges zu danken hat. Willst Du gerecht sein, so sieh wenigstens dorthin und spähe nicht auf der Trüffelweide nach Menschen aus. Was hier um uns schmaßt, was nebenan unterm elektrisch beleuchteten Tannenbaum der Zigeunermusik lauscht, ist nicht Deutschland, ist wurzellos, heimathlos, wie der Stamm der braunen Fiedler, die von Lust und Leid kaum mehr noch als die Grimasse haben. Glaubst Du, daß die fermiers généraux Deiner guten alten Zeit beim Mahle lieblicher zu schauen waren, daß man an den Schlüßellochern der Prunkpaläste und Wechselstuben horchen muß, um zu erfahren, wann der neue Gott sich den Weltwehen entbinden wird? . . . Wir sind fast die Letzten. Komm! Zwar dämmert ein Feiertag. Ein paar Vorposten des Heeres aber kann ich Dir zeigen, das sich im Dunkel zur Schlacht aufstellt. Kein anderes Säkulum konnte Dir diesen Anblick bieten, keins kannte ein von Volksschule, Volksversammlung, Volksbühne, Volkszeitung belehrtes, zur Wahl berufenes Proletariat, das seine Macht täglich bewußter empfindet. Ja, mein Junge, der Chor will nicht mehr still im Halbkreis stehen, sondern vorn mitagiren. Ob unser Kommerzienrath davon träumt? Schlage den Kragen hoch! Was soll aus der Welt denn werden, wenn die so lange Geduldigsten, Frauen und Lohnknechte, sich nicht mehr ausbeuten lassen wollen?"

* * *

Die Straßen sind weiß von Meiß, Brot, Milch, die Zeitung wird ausgelesen. Die Werke, die Licht und Kraft schaffen, stehen nicht still. Das Leben erwacht. Blutroth steigt dem Jahrhundert die erste Sonne empor.



Relativismus.

Seit dem Anfang der sechsziger Jahre nimmt der Vorwurf des Relativismus gegen die Geschichte zu. Ihr beseitigt, so ruft man, jeden Maßstab, Ihr stürzt jede Autorität, Ihr entkernt den Menschen, die Nation moralisch durch die Lehre von der relativen Bedeutung alles menschlichen Geschehens; Ihr untergrabt die persönliche Energie und damit die Zukunft des Volkes. Wirklich? Eine politische Historie, die das historische Geschehen nur als im Grunde kaleidoskopartiges Wechseln immer der selben psychischen Kräfte ansieht, mag so wirken; und jedenfalls ist zur Zeit ihrer Herrschaft der Vorwurf des Relativismus entstanden. Die neue historische Richtung weist dagegen den Gedanken des Relativismus weit von sich.

Was will die Wissenschaft, jede Wissenschaft? Sie will das Geschehen, sei es das der Natur oder das des Geistes, das in seinen Theilen immer singular ist, weil es sich für unsere Anschauung in der einseitigen Bewegung der Zeit vollzieht — der Inhalt keiner Sekunde gleicht dem einer anderen —, sie will, es sei wiederholt, dies in unendlichen Summen singularer Momente verlaufende Geschehen uns geistig beherrschbar machen dadurch, daß sie die gleichartigen Momente in den einzelnen Gruppen dieses Geschehens heraushebt und danach eben diese Gruppen bildet, einander zu- und überordnet, — kurz: über der Singularität des Geschehens ein Begriffsgebäude errichtet. Wird dadurch die ungeheure Fülle des Singulären erschöpft? Keineswegs und in keinerlei Sinne. Das Individuelle entschlüpft der wissenschaftlichen Forschung, deren Werkzeug stets die Vergleichung ist; von jeder Persönlichkeit speziell, der kleinsten wie der größten, gehört der Geschichte nur an, was von ihr in den allgemeinen Strom des Geschehens, in die verschiedenen Momente der Entwicklung übergegangen ist. So subsumire ich der Ausbildung der deutschen Naturalwirthschaft um 800 die wirthschaftliche Arbeit aller der Tausende von Individuen, die damals die Nation ausmachten; und so ordne ich auch die Seiten der Thätigkeit Karls des Großen der Verfassungsentwicklung wie den anderen Seiten geschichtlichen Lebens ein, für die der große Kaiser in Betracht kommt. Das Privatleben und das im Tiefsten Besondere der Persönlichkeit dieser Tausende wie des Kaisers kommt dabei für mich nicht in Betracht. Ueber das Allgemeine hinans also das Individuum, und sei es das Kaiser Karls, zu erfassen, ist nicht Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Denn wie soll es mir wohl möglich sein, anders als intuitiv im eigentlichen Sinne, als gleichsam prophetisch seine tiefste Sensibilität, den unreduzirbaren, recht eigentlich untheilbaren, individuellen Kern in ihm zu erfassen? Charakteristiken sind Aufgabe der historischen Kunst, niemals der historischen Wissenschaft; sie sind nicht Fleisch und Blut, geschweige denn Knochengerst des Körpers der geschichtlichen Darstellung.

So hat schon der größte Historiker des Alterthums, Thukydides, geurtheilt; wir müssen bestrebt sein, die Höhe seiner Anschauung wieder zu erklimmen.

Was aber hat dann der Relativismus mit der historischen Wissenschaft zu thun? Nichts, aber auch gar nichts! Sittliche Urtheile, ästhetische Schätzungen beziehen sich immer auf das Singuläre, Individuelle: kein Kulturzeitalter, kein Stil an sich ist schön oder göttlich oder häßlich oder unsittlich: nur das Einzelne eines Zeitalters, das besondere Kunstwerk eines Stils ist es. Ganz ähnlich steht es mit dem Religiösen. Die erhabene Gestalt Christi ist mit ihrem Wirken in den geschichtlichen Verlauf übergegangen; wie des Genaneren: Das hat der Historiker zu zeigen. Eine Zergliederung des Charakters Christi dagegen ist keine historische Aufgabe; das Singuläre, das in diesem Falle, wie man auch zur göttlichen Natur Christi sehe, erhaben und großartig Singuläre erschließt sich keiner geschichtswissenschaftlichen Betrachtung. Mit seinem Takt hat Das Ranke erkannt; er hat in seiner Weltgeschichte eine Charakteristik Christi vermieden; seine Frömmigkeit leitete ihn hier richtig. Glaube, Frömmigkeit ist ein Verhältniß unmittelbar des Einzelmenschen zu einer höheren, in jedem Offenbarungsglauben geschichtlich singulär gedachten Gewalt: es stellt sich her ohne irgend welche Ingerenz der Geschichtswissenschaft, deren Aufgabe fernab liegt von dem Räthselösen des Individuellen.

Wenn nun Werthurtheile und Werthempfindungen, sei es religiösen, sei es sittlichen, sei es ästhetischen Charakters, sich auf ganz andere Seiten des menschlichen Forschens richten als die, welche die Geschichtswissenschaft in Betracht zieht: wie können dann beide mit einander zusammen stehen und wie könnte gar etwa die eine von der anderen abhängig sein? Die Werthurtheile religiösen, moralischen, ästhetischen Charakters stören die Geschichtswissenschaft nicht und deren vergleichende Betrachtungsweise hebt keineswegs die individuelle Werthschätzung vom Standpunkt irgend welcher Normwissenschaften auf.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich zugleich, als ein Ueberprodukt, daß es keinerlei Philosophie geben kann, die für die Geschichtswissenschaft Normen bildet. Das mag aber doch noch ausdrücklich betont sein in einer Periode, die auf der künstlerischen allgemeinen Zeitströmung wieder einen normenbildenden Charakter der Philosophie, einen neuen Platonismus gleichsam, aufzubauen versucht, so daß für die Einzelwissenschaften am Horizont die gefährdrohenden Wolken philosophischer Bevormundung, wie einst in den Zeiten des Schellingianismus id Hegelianismus, emporziehen. Denn woher sollte wohl die Philosophie diese Normen nehmen, wenn nicht aus den Erfahrungen des Geisteslebens? Die Erfahrungen des Geisteslebens aber kodifizirt und präsentirt in geordneten Reihen doch auch die Geschichtswissenschaft. Als solche ist sie, ungeführt in Vorgängen auf dem Gebiete der Philosophie, also eine Voraussetzung der philosophischen Normenbildung und eben darum nicht von ihr abhängig.

Eine Antwort.*)

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte die medizinische Wissenschaft noch wenig Raum gewonnen. Man kannte die Anatomie, den Blutkreislauf und hatte eine Ahnung von der Verbrennung, aber die biologische Erkenntniß war noch gering. Dagegen gab es eine auf dem Boden der Erfahrung erwachsene treffliche Tradition der Krankenbehandlung und vorzügliche Aerzte. Das Wissen war Stückwerk, das Können war groß.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften eroberten der medizinischen Wissenschaft ein weiteres Gebiet. Man hatte nun einen Weg, — doch zunächst einen Umweg. Die junge Wissenschaft stützte sich auf die organische Chemie, auf Physiologie und pathologische Anatomie (Experiment, Vivisektion, Mikroskop) und ihre Vertreter dachten oft einseitig chemisch, waren nicht selten mehr um das Trennen als um das Binden bemüht. Man sah im Körper Etwas wie eine Retorte, in der sich gewisse chemisch-physiologische Prozesse nach der Formel stets gleichmäßig vollzogen, in der man gegen Krankheiten mit Heilmitteln kämpfte. Auch hatte der neue Wissensstolz mit der Tradition und Erfahrung der alten Schule gebrochen und vernachlässigte ärztliches Können zu Gunsten des Wissens. Der Arzt trat hinter den Mediziner zurück, der Theil hinter das Ganze. Die Krankheit galt Alles, der Kranke wenig oder nichts.

Das letzte Drittel des Jahrhunderts brachte den entscheidenden Fortschritt. Die physikalisch-diätetische Lehre, die ich die biologische nenne, ging auf das Ganze, ergänzte die chemische Betrachtungsweise durch die physikalische und verband, getragen von der wachsenden Einsicht in die Vorgänge des Lebens, das neue Wissen mit dem Können der Alten. Der Mensch als Ganzes wurde nicht nur als Objekt, sondern als in jedem Falle verschieden (individualisirend) zu behandelnder Hauptfaktor ärztlichen Wirkens erkannt. Als Ideal wurde die Selbsthilfe des Körpers im Fall der Erkrankung bezeichnet. Mit dieser Erkenntniß war ein neuer wichtiger Fortschritt erzielt, war endlich der rechte Weg für die persönliche Hygiene gewiesen. Die oft gehörte Phrase: „Krankheiten verhüten!“ wurde nun richtig verstanden; man sah ein, daß es sich nicht darum handle, nur Schutzmittel von außen zu finden oder die Gefahr erkennen zu lehren, um sich dann vor ihr zu vertriehen, sondern darum, den Widerstand im Innern zu stärken. Arzt und Pflegling waren damit an die richtige Stelle gesetzt. Dieser als selbstthätiger Mitarbeiter des Arztes, Jener als Berather und Führer der Gesunden und Kranken.

*) Auf die Frage des Besitzers einer großen amerikanischen Zeitung, wie Schweningen das medizinische Ergebnis des abgelaufenen Jahrhunderts beurtheile und was er für seine Kunst von dem neuen Säkulum hoffe.

Nach dieser Richtung — sie ist noch jung und keineswegs herrschend — wird, wie ich glaube, im zwanzigsten Jahrhundert der Weg weiter gebahnt werden. Sollten Einflüsse aus der vielfach noch herrschenden zweiten Periode sich fernerhin geltend machen, sollten die Auswüchse dieser Zeit (Laboratorienwissenschaft, Methodenglaube, Spezialistenthum, Ueberschätzung der Technik, namentlich der chirurgischen) nicht beseitigt werden, dann freilich hätte man Grund zu ernstester Sorge. Bleiben wir aber in der biologischen Richtung, dann werden wir in weiser und vorurtheilloser Ausnützung der glänzenden Resultate einer mit allen Mitteln fortschreitender Technik arbeitenden und alle Hilfsmittel, Luft, Licht, Wasser, Nahrung, Arzneien (Serum), mechanische und physische, chemische, thermische, bakterielle und nervöse Einwirkung in ihre Betrachtung ziehenden Forschung zweifellos in Krankenbehandlung, persönlicher und öffentlicher Hygiene reiche Früchte ernten.

Wird dadurch die durchschnittliche Lebensdauer künftig verlängert werden? Diese Frage ist mit Ja oder Nein schwer zu beantworten. Kulturelle Einflüsse (Uebersiedlerung der Städte, Art des Erwerbslebens u. s. w.), deren Schädlichkeit sich zwar etwas einschränken, deren Entwicklung sich aber nicht vorhersehen läßt, erschweren das Urtheil. Viel wird stets auf das Verhalten der Einzelnen ankommen. Der Arzt kann nichts Anderes thun, als das mehr oder minder defekte Individuum nach bestem Wissen und Gewissen behandeln. Immerhin kann er auch ein paar allgemeine Rathschläge ertheilen. Mich hat die Erfahrung die folgenden Leitsätze schätzen gelehrt: 1. Schafft Euch einen gesunden, genuß- und arbeitsfähigen Körper, übt ihn, aber überanstrengt ihn weder im Genuß noch in der Arbeit. 2. Fürchtet nicht den Erzeß, aber seine zur Gewohnheit werdende Wiederholung. 3. Macht Euch frei von und hütet Euch vor der Schablone. 4. Liebt den Muth und haßt die Aengstlichkeit. 5. Fürchtet nicht die sogenannten Feinde von außen (Bazillen, Witterungseinflüsse u. s. w.), sondern wappnet Euren Körper gegen ihren Einfluß und ihren Einbruch. 6. Hütet Euch am Meisten vor den eigenen Fehlern. 7. Glaubte nicht, daß Euch Gesundheit oder Genesung geschenkt wird, sondern wißt, daß sie erarbeitet werden wollen. 8. Helft dem Arzt also bei seiner Arbeit, wie Ihr hofft, daß er Euch helfe. 9. Vergesst nie, daß es hauptsächlich auf Euch ankommt, daß Euer Körper das Instrument ist, auf dem der Arzt in Tagen, wo es Euch schlecht geht, spielt, daß er sein wichtigstes Heilmittel ist. 10. Meidet die Noth! 11. Strebt nach körperlicher und seelischer Harmonie! 12. Lernt Euch selbst erkennen, kritisiren, diszipliniren!

Auch diese Sätze werden den Tod nicht bannen, das Leben nicht über natürliche Grenze hinaus verlängern. Wer sie befolgt, darf aber hoffen, eher vom Licht scheiden zu müssen, als bis in weiser, sparsamer und doch knauseriger Lebensökonomie der letzte Rest seiner Kraft verbraucht ist.

§-Richterfelde.

Professor Dr. Ernst Schweningen.

Sozialismus und Persönlichkeit.

In der Rangordnung der Forschungsweige ist die Gesellschaftswissenschaft ein noch kaum geduldetes, geschweige denn angesehenes Neuling. Es giebt keine Lehrstühle an unseren Hochschulen für sie und die großen öffentlichen Bibliotheken, die freilich in diesem Betracht sehr konservativ sind und die Volkswirtschaftslehre zuweilen noch heute nicht in diesem Sinn anerkannt haben, werden schwerlich vor dem Jahre 2000 in ihren Sachbücherverzeichnissen einen eigenen Band für sie einrichten. Von der Spitze der gelehrten Hierarchie aus verkündet man die Ansicht — man hört sie aus sehr erlauchtem Munde —, dieses neue Wesen sei weder als lehrbar noch lernbar anzusehen. Das heißt auf Deutsch: Vorlesungen darüber zu halten oder darüber zu schreiben, sei eine Thorheit. Daß einige nicht unbedeutende Menschen, wie Comte und Herbert Spencer, dieser selben wunderlichen Laune schon seit mehr als einem halben Jahrhundert fröhnen, daß wenigstens in Frankreich schon eine ganze Anzahl von Gelehrten lediglich Gesellschaftswissenschaft treibt, wird dabei offenbar als unerheblich bei Seite gelassen. Indessen es sind nicht diese Lobredner alter Zeiten, die das Emporkommen der neuen Forschungsweise hindern werden. Viel gefährlicher für sie ist, daß sie älteren, ihr nahverwandten Nachbarinnen gegenüber erst ihr Daseinsrecht wird erlämpfen müssen. Die in ihrer heutigen Gestalt auch erst etwa ein halbes Jahrhundert alte Volkswirtschaftslehre hat, in Deutschland wenigstens, die gesellschaftswissenschaftliche Arbeit, die überhaupt geleistet worden ist, bisher gewissermaßen im Nebenamt gethan; oder vielmehr nicht im Nebenamt, sondern in vollkommener Mischung mit ihrer Hauptaufgabe. Es wäre Thorheit und Aberwitz, sich über diesen Sachverhalt nicht zu freuen; denn fast alle wirtschaftlichen Vorgänge haben zugleich gesellschaftliche Bedeutung und überdies haben große Volkswirtschaftslehrer auch gesellschaftsgeschichtliche Forschungen ersten Ranges angestellt. Dennoch liegt für die Selbstständigkeit der neuen Wissenschaft in diesem Abhängigkeitsverhältniß eine große Gefahr, vor Allem deshalb, weil dadurch die Meinung erweckt wird, für ihre Ziele sei der volkswirtschaftliche Weg der nächste oder gar der einzige. Beides aber wäre falsch: der Gesellschaftswissenschaft liegt die Bearbeitung sehr viel weiterer Stoffgebiete ob und sie kann und soll der Betrachtung der Stände- und Klassenverhältnisse, der Rechts- und Verfassungszustände der Staaten mindestens eben so viele Ergebnisse abgewinnen; ja, sie hat nach meiner Ansicht auch aus allem geistigen Leben der Völker ihre Schlüsse zu ziehen. Glauben, Forschen und alles künstlerische Schauen hat so starke Persönlichkeitgehalte, daß die Gesellschaftswissenschaft, deren vornehmste Aufgabe eben die Lehre von der Persönlichkeit ist, von ihnen Kenntniß nehmen muß, wenn anders sie nicht auf reichen Gewinn verzichten will.

Ja, zuletzt würde die Volkswirtschaftslehre selbst den besten Vortheil daraus ziehen, wenn ihr Gebiet auch von einem einseitig gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkt her betrachtet würde. Jeder Wechsel des Gesichtswinkels, unter dem das selbe Ding beobachtet wurde, hat sich noch immer als wissenschaftlich nützlich erwiesen.

Aber ganz im gleichen Sinne wie im Bereich gelehrter Arbeitstheilung hat auch im handelnden Leben die Gesellschaftswissenschaft noch um die nothdürftigsten Anfänge der Anerkennung zu kämpfen. Man sollte meinen, daß heute, da eine große Partei sich sozial nennt, da aller Streit unseres inneren Staatslebens sich an der sozialen Frage entzündet, die Wissenschaft vom Menschen als sozialem Wesen ihre Stimme am Lautesten erhöhe und daß sie am Cheften gehört würde. Und doch ist ungefähr das Gegentheil der Fall; die Rolle, die hier für sie beansprucht wird, ist ganz und gar der Volkswirtschaftslehre zugefallen. Forscht man nach dem Grund, so ergibt sich, daß die Frage, die im Mittelpunkt aller staatlichen Meinungskämpfe steht, zwar gewiß eine im tiefsten Kern gesellschaftliche ist, daß sie aber in der Hauptsache als wirtschaftliche aufgefaßt wird. Und zwar in beiden Lagern: die angeblich soziale Frage ist wesentlich eine Frage der Gütervertheilung. Kein Zweifel: auch als solche hat sie die einschneidendsten Wirkungen auf Gesellschaft und Persönlichkeit; aber eben diesen Wirkungen wird man nicht völlig gerecht, wenn die volkswirtschaftliche Betrachtungsweise als die allein maßgebende gilt. Und wenigstens an einer Stelle, die freilich, wie mich dünkt, den Mittel- und Hauptpunkt des ganzen Streites ausmacht, soll im Folgenden der Versuch gemacht werden, sie durch eine eben so einseitige gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung zu ergänzen. Es wird nicht in irgend welcher politischen Absicht geschehen. Die Kritik, die hier am Sozialismus geübt werden soll, will ihn weder bekämpfen noch fördern, sondern lediglich beurtheilen. Mir kommt vor, als sei solche rein wissenschaftliche Auffassung die einzige, die einem Gelehrten wirklich wohl ansteht, die einzige, mit der er an seinem Theile dem Leben und dem Handeln am Besten dient.

Marx war seiner ganzen Anlage nach vorwiegend Volkswirtschaftsforscher, Wirtschaft-Philosoph. In seinem Hauptwerk wird man die Stellen zählen können, an denen er dem ihn leidenschaftlich beschäftigenden Stoff in irgend einem Sinne eine vorwiegend gesellschaftliche Seite abzugewinnen weiß.

3 Kommunistiche Manifest steht anders; es ist voll von einem rein gesellschaftlichen Gedanken, von den Grundsätzen des Klassenkampfes und dann von der Beseitigung aller Klassentheilung. Und als eine in das staatliche Leben eingreifende Partei hat die Sozialdemokratie eine ganz ähnliche Stellung eingenommen. Die von ihr angestrebten Ziele sind am letzten Endem ihrem Theil zwar durchaus gesellschaftliche, zum größeren aber rein wirth-

schaftliche, die allerdings auch zugleich gesellschaftliche Folgen haben, zunächst aber von der volkswirtschaftlichen Seite vollauf gewürdigt werden können. Neun Zehntel aller Erörterungen in diesem Lager haben jedenfalls vorherrschend volkswirtschaftliche Bedeutung. Im Kampf des Tages vollends treten die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Handarbeiterstandes, der der Träger dieser Bewegung ist, fast ausschließlich hervor. Und es wäre nur verwunderlich, wenn es anders wäre. Denn wohl geht ein tiefes Sehnen auch nach geistiger Förderung durch die Seelen der Fähigen und Empfänglichen in diesen Schichten, denen die Sorge um das Brot und der stete Druck einer oft übermäßigen Arbeitslast das Land der Schönheit und des Wissens ganz und für immer zu verschließen scheint; aber zunächst richtet sich begreiflicher Weise alles Dichten und Trachten dieses aufwärts strebenden Standes auf die wirtschaftliche Besserung seiner Lage.

Ganz ähnlich steht es bei den Gegnern des Sozialismus, den Vertheidigern der vorhandenen Gesellschaftordnung. Die Frage der Gütervertheilung, so weit das Endziel in Betracht kommt, und die tausend einzelnen Streitpunkte der Regelung von Arbeiterschutz und Arbeitszeit, Lohnstreitigkeiten und Arbeiterversicherung: Alles wird zunächst vom Standpunkt der Volkswirtschaft erörtert und bestritten. Zuweilen regen sich allerdings auch rein gesellschaftliche Bedenken: die Streitschrift, die Eugen Richter gegen die Sozialdemokratie gerichtet hat, geht vor Allem von dem Gedanken aus, daß ihr Zukunftsausbild dem Einzelnen allzu großen Zwang anthue. Und Einwände ähnlicher Art werden im Streit des Tages nicht selten erhoben. Aber man wird zugeben müssen, daß durch sie noch niemals irgendwie die wirtschaftliche Behandlung der Streitfrage bei Seite geschoben oder gar in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt worden ist.

Das aber ist meines Erachtens nöthig; und wenn hier von dem Verhältniß zwischen Sozialismus und Persönlichkeit gesprochen werden soll, so ist dabei doch nicht allein an die sozialistischen Zukunftsforderungen, sondern mehr noch an das allgemeine Vordringen des Gemeinschaftsgeistes gedacht, das, vom Standpunkt der Gesellschaftswissenschaft und der Gesellschaftsgeschichte gesehen, vielleicht das wichtigste Zeichen der Zeit ist. Man verzege nicht sich nur einmal die Fülle der Erscheinungen, die sich im öffentlichen Leben der letzten Jahrzehnte in diesem Sinne deuten lassen. Der Staat selbst ist vorangegangen: er hat durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen sich ungeheure Betriebe einverleibt und so viele Tausende von Arbeitern in eine beamtenartige Stellung gebracht. Deuten die Kohlenbergwerkbesitzer und Kohlenhändler, durch ihre Gewinnssucht verblindet, ihre Monopolstellung noch öfter eben so rücksichtslos aus wie in diesem Jahre, dann wird sich der Staat der Anforderung, auch ihre Unternehmungen anzukaufen, nicht mehr entziehen

Wannen. Versicherungen und vielleicht auch der eine oder andere Zweig des Großgewerbes werden folgen. Die eigentlich gesellschaftliche Wirkung dieses Vorgangs aber, in dessen Verlauf wir mitten drinnen stehen, ist eine außerordentliche Verstärkung der schon jetzt stärksten Genossenschaft, die es giebt, des zum Staat zusammengefaßten Volkes, ein Zurückdrängen des freien Spieles der persönlichen Kräfte nicht nur im Wirthschaftleben, sondern auch in Hinsicht auf den Einzelnen selbst, den Starken wie den Schwachen. Dem Schwachen kommt die Wandlung unzweifelhaft zu Gute; mag der Staat auch noch so sparsam sein mit der Entlohnung der ihm geleisteten Dienste, mit der Festigung der Arbeitsbedingungen, der Entlassung, des Aufwärtstretens und so fort: daß er minder willkürlich als der Privatbetrieb verfährt, ist offenbar. Den starken Einzelnen dagegen wird unverkennbar durch die selbe Maßregel Zwang auferlegt: der Leiter einer Privatbahn, der zugleich Besitzer ist, steht unvergleichlich viel freier da als der gleichgeordnete Oberbeamte einer Staatsbahn. Seine Verantwortlichkeit ist größer, sehr häufig aber auch die Anspannung seiner Kräfte, die Ausnützung seiner Arbeitszeit und so nicht nur die Güte seiner Leistung, sondern selbst das Kräftemaß seines Willens und Geistes. Nicht nur seine Thätigkeit, sondern auch seine Eigenschaften sind vielleicht höher zu werthen.

Das selbe Spiel aber wiederholt sich überall. Die Anhäufung, das Wachsthum der Betriebe innerhalb des Einzel-Unternehmerthums haben die selbe Wirkung: je mehr Aktiengesellschaften, je mehr Riesengewerbebetriebe wie der Krupps entstehen, desto höher schwillt die Zahl der beamtenhaft Unselbständigen, die in den unteren Schichten damit wirthschaftlich Vorthail, gesellschaftlich keine Aenderung ihres Zustandes erreichen, während die Stärkeren unzweifelhaft wirthschaftlich — was gar nichts schadet —, aber auch an Persönlichkeitwerth, was sehr viel schadet, verlieren. Die Uebergänge sind hier minder schroff; der gut kaufmännische Instinkt der Leiter solcher Privatbetriebe weiß in den oberen Schichten durch zweckmäßig erfundene Gewinnbetheiligung und freies Gewährenlassen dieser Gefahr wirksamer zu begegnen als der in solchen Dingen nie übermäßig geschickte Staat; er weiß aber auch die bessere Entlohnung und Sicherstellung der Schwachen, der Arbeiter und der niederen Beamten, zäher zu hintertreiben als der Staat, den heute ein demokratisches Reichstagswahlrecht und die Furcht vor einem drohenden Umsturz der Verfassung in allen diesen Stücken wesentlich beeinflussen.

Trotzdem ist auch hier der Wandel sichtbar, nirgends mehr als in dem Kampf um den Kleinhandel und das Kleingewerbe, der sich heute vor unseren Augen vollzieht. Man spricht wohl davon, daß der in Betracht kommende Mittelstand gar nicht im Schwinden begriffen sei, da sich ja die Zahl der mittleren Einkommen durchaus nicht verringere. Diese Auffassung ist ein guter

Beweis für die Einseitigkeit einer rein volkswirtschaftlichen Betrachtungsweise solcher Vorgänge. Denn freilich: die Einnahmen eines bei Wertheim beschäftigten Verkäufers sind nicht schlechter als die des selben Mannes, da er noch selbständiger Krämer war; aber daß seine Persönlichkeit, daß nicht nur seine Thätigkeit, sondern vielleicht auch seine Eigenschaften und Kräfte andere geworden sind, scheint mir unzweifelhaft. Gewiß gäbe es nichts Thörichteres, als diesen Hergang mit Gewalt aufzuhalten: wer einmal Gelegenheit gehabt hat, sich dem Belieben womöglich ohne Wettbewerb dastehender Kleinkaufleute oder Handwerker ausgesetzt zu sehen, wozu man in den dorfartigen Vororten Berlins viel Gelegenheit hat, Der wird an die frohe Botschaft von der Makellosigkeit dieses Standes nicht glauben. Unendlich oft mühen sich in ihm Menschen mit zu geringer fachmännischer Ausbildung und ganz unzureichenden Mitteln ab, ohne je etwas Ersprießliches zu leisten. Das künstliche Mittelalter, durch das unsere Kunst-Anwälte dem Rad der Entwicklung in die Speichen fallen wollen und das an die dunkelsten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit erinnert, ist eine der unglücklichsten Ausgeburten rückschrittlicher Staatsanschauungen. Der Großbetrieb im Gewerbe wie im Kleinhandel ist in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle in jedem Betracht zweckmäßiger; und fast Alles, was gegen die gut geleiteten Mustergeschäfte der Art eingewandt wird, ist Vorurtheil. Vielleicht kann später einmal wieder der Handwerker und Krämer auf eigene Füße gestellt werden; vorläufig ist ihm die Schulung durch den Großbetrieb nur zu wünschen und der Tag herbeizusehnen, an dem weitlichtige Unternehmer anfangen werden, alle die unsinnig zahlreichen Bäckereien, Fleischereien u. s. w. und die noch zahlreicheren und noch schlechter versehenen Klein-Kaufläden bei Seite zu schieben. Gewiß: auch hier tritt ein schmerzlicher Verlust an Selbständigkeit-Eigenschaften und also an Persönlichkeitwerthen ein. Aber er ist durch rohe Gewalteingriffe und eben so rohe Begünstigungen des Staates, wie sie die Heißsporne unter den Kunstmännern fordern, am Allerwenigsten aufzuhalten und nach Lage der Dinge durchaus nicht zu vermeiden.

Merkwürdiger noch ist vielleicht ein anderer Vorgang, der sich in unseren Tagen in immer weiter werdenden Kreisen vollzieht: das Vordringen des Genossenschaftsgeistes im Unternehmertum selbst, das, oft vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, doch auch eine gesellschaftlich überaus bezeichnende Erscheinung ist. Vor mir liegt der Satzungsentwurf einer jüngst geschlossenen Verbindung dieser Art, eines Verkaufs-Kontors. Seine wesentlichste und wichtigste Bestimmung setzt fest, daß der gemeinsame — nebenbei bemerkt: nach Hunderttausenden, wenn nicht Millionen zählende — Absatz, den eine bestimmte Waare hat, unter eine Anzahl bisher selbständiger Großgewerb- und Großhandelsgeschäfte nach einem ein für alle Mal festgesetzten

Bruchtheil-Verhältniß zu vertheilen ist und daß keiner der Theilnehmer befugt ist, unter Umgehung der gemeinsamen Verkaufs-Vermittlungstelle Geschäfte abzuschließen. Daß Preis und Güte der Waaren gemeinsamer Festsetzung unterliegen, ist selbstverständlich. Die rein gesellschaftswissenschaftlich in Betracht kommenden Folgen eines solchen Vertrages sind sehr weittragende: sie bedeuten eine Abdankung des Einzelunternehmers zu Gunsten einer großen Gemeinschaft und eine Aufhebung des Wettbewerbes unter einer Anzahl bisher in schärfster Nebenbuhlerschaft vorwärts strebender Großhändler. Fast könnte man sagen, jeder der Betheiligten könne von nun ab die Hände in den Schoß legen: sein Absatz, bisher der Gegenstand seiner täglichen und stündlichen Sorgen und Bestrebungen, ist ihm sichergestellt, er kann bei durchschnittlicher oder weit minder spannungreicher Aufrechterhaltung des bisherigen Geschäftsbetriebes nicht mehr sinken, er kann aber auch durch seine Thätigkeit im Vergleich zu dem seiner Genossen nicht mehr gesteigert werden. Daß hier, da es sich um einen Betriebsleiter handelt, eine gewisse Lähmung der persönlichen Kräfte die Folge sein muß, scheint mir unzweifelhaft. Die Geschwindigkeit des Vorwärtstrebens wird sich sicherlich mindern.

Stellt man sich nun alle diese Wandlungen ins Ungemessene gesteigert vor, entweder im Sinne ungeheuer erweiterter Staatsbetriebe oder eben so gewaltiger freier Genossenschaften, so hat man das Bild der beiden Entwicklungsmöglichkeiten, auf die die jetzige Bewegung hinweist. Jedesmal wird offenbar in den unteren und meist wohl auch in den mittleren Schichten eine wirthschaftliche Sicherstellung und Verbesserung eintreten, die beiden nur zu wünschen ist. Die ihrem Vermögen oder auch ihren Fähigkeiten und Leistungen nach Schwachen oder Mittelbegabten, um die es sich da handelt, würden überdies entweder gar keine oder nur wenig Einbuße an Selbständigkeit und Persönlichkeitserleiden, denn sie haben von Beidem nicht allzu viel zu verlieren. Alle Starke aber, sei es, daß sie nur durch irgend ein Erbtheil gesellschaftlicher Vorzüge, sei es, daß sie durch eigene Fähigkeit und Tüchtigkeit in die Oberschicht gelangt sind, werden an diesem, wie mir vorkommt, höchsten Gut des Menschen Verluste erleiden.

Hier liegt offenbar die größte Gefahr der augenblicklich in stetigem Anschwellen begriffenen Gesellschaftsströmung der Gegenwart, das Wachsen des Genossenschaftsgeistes, — und zwar durchaus nicht nur in seiner sozialistischen Form. Unzweifelhaft birgt der Sozialismus diese Gefahr in erhöhtem Maße in sich: er ist eine Massenbewegung, er zielt seiner innersten Natur nach auf Unterstützung der Schwachen und Schwächsten im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Kampf ab; wie sollte er dieses Ziel je anders als durch Abminderung der Starke erreichen können? Wer die Thäler erhöhen will, der muß die Berge erniedrigen.

Der Sozialismus hat in seinem bisherigen Verhalten auch für eine vollkommen vorurtheillose Beobachtung genug Anwandlungen dieser Art gezeigt. Eins seiner begreiflichsten, aber auch irrthümlichsten Schlagworte ist das vom Kapitalisten. Gewiß: unter der etwa heute am Ruder und im Besitz befindlichen Generation von Großgewerbetreibenden ist eine Anzahl zu finden, die nur kraft Erbes an ihrer Stelle stehen. Auf sie trifft das feindliche Wort zu; aber neben ihnen stehen viele Hunderte, die nur durch die eigene Befähigung und Tüchtigkeit zu ihrem Platz gelangt sind. Gegen sie als fatte Reiche zu wettern, hat eben so viel Verstand, als wenn ein schlechter Maler auf den gemeinen Streber Boecklin schimpfen wollte. Und es liegt für die Sozialisten eine furchtbare sittliche Gefahr in diesem Verkennen persönlicher Tüchtigkeit bei einem großen Theil ihrer Gegner.

Dazu dann der Fluch aller Demokratie: das Schweifwedeln vor der Menge. Wenn ein hochgewachsener, gebietender Mann einer Volksversammlung sagt, sie, die Menge, sei eigentlich der Träger und Urheber aller staatsmännischen Weisheit, — wahrlich, es giebt nur ein äbleres Schauspiel auf Erden: wenn ein gleich Starcker einem persönlich nichtigen Kronenträger allerunterthänigst die selbe Schmeichelei vorträgt. Ich glaube nun nicht, daß den Führern der heutigen deutschen Sozialdemokratie dieser Vorwurf gemacht werden könnte; man hat von fern eher den entgegengesetzten Eindruck eines sehr strengen, ganz straff zusammengefaßten Regiments, das in der Hand nur ganz weniger Persönlichkeiten liegt und das die Massen im Grunde fast unumschränkt leitet, — ein Anblick, der für den Vertheidiger des Persönlichkeitsgedankens eben so wenig unerfreulich ist wie die so sehr starke Heldenverehrung der Sozialisten. Aber daß jene Gefahr da ist, daß sie bei einem künftigen Fortschritt der Bewegung sich nach tausend Seiten vervielfältigen kann, wird kein Verständiger leugnen wollen.

Und eine solche Sorge braucht durchaus nicht aus irgend welcher thörichten Verachtung der wirthschaftlich niederen Schichten der Gesellschaft hervorzugehen. Daß ein tüchtiger Arbeiter, der für seine Ueberzeugung leidet, ein weit werthvollerer Mensch ist als einer der zahlreichen Büchlingmacher, die in jeder wohlgeordneten Stadt zu sehr hohen Stellungen emporzuklimmen vermögen, ist selbstverständlich. Und daß die sogenannten Gebildeten in allen staatlichen oder Glaubenssachen genau so unselbständig denken und sagen und handeln, was ihnen morgens ein mittelmäßiger Zeitungschreiber oder mittags der gestrenge Herr Vorgesetzte vorredet, ist eben so bereitwillig zuzugeben. Aber dadurch, daß auch oben die Massen- und Heerden-Instinkte als maßgeblich nachgewiesen werden, wird der untere große Haufe nicht als klüger und besser erwiesen. Und wenn heute Niemand, der auf sich hält, der tapfer um ihr Vorwärtskommen ringenden Arbeiterklasse auch nur das mindeste ihrer staats-

lichen oder wirthschaftlichen Rechte wird verkümmern wollen: Masse bleibt Masse. Und was heute höchstes Unrecht wäre, wird morgen, d. h. in hundert Jahren, vielleicht einmal wieder höchstes Recht: nämlich die Abstufung des gesetzmäßigen Einflusses des Einzelnen auf den Staat.

Nun möchte mir vielleicht eingewandt werden: Ja, wenn Du diese Gesinnungen hegst, warum lehrst Du dann nicht zum Smithianismus zurück? Dort findest Du die Rückicht auf die Bewegungsfreiheit des Einzelnen als leitenden Grundsatz. Ich möchte darauf im Voraus antworten: Das ist, mit Verlaub, eine Thorheit. Die Entwicklung ist nicht plötzlich aufzuhalten oder gar zur Rückwärtsbewegung zu bringen. Und wenn es möglich wäre: ich würde es nimmermehr wünschen. Denn Das ist das große Recht der Zeitströmung, der schwellenden Fluth des Genossenschaftsinnes, die uns heute davon trägt: es müssen nach unserem neuen sittlichen Empfinden unsäglich viele Lasten und Bürden den allzu schwachen Schultern abgenommen werden, es muß unsäglich viel niederziehender, Leben zerstörender, grausamer Druck gelindert werden. Das soll geschehen auch um der Starken willen: denn dem Aberglauben primitiver Zeiten, daß Größe nur ein Erbgut sei, hängen wir nicht mehr an; die gewaltigsten Männer unter den geistig Schöpferischen unseres Volkes sind aus den Tiefen der Gesellschaft emporgewachsen. Ja, noch mehr, das Gegentheil von Nietzsches Forderung ist für wahr zu halten: große, starke Menschen werden wenigstens in den zarter empfindenden Zukunftszeiten nur dann sich ihrer berechtigten Bevorzugung freuen können, wenn sie sich nicht mehr von dem dumpfen Stöhnen der Gedrückten und Elenden unter ihnen beunruhigt fühlen. Und nur eine völlig gerechte Ordnung der gesellschaftlichen Einrichtungen, die jedem Fähigen, selbst dem niedrig Geborenen, das Aufsteigen und Emporgewachsen nicht allzu zärtlich leicht, aber erreichbar und möglich macht, würde auch einer ganz auf die Erhaltung und den Schutz der starken Persönlichkeit abzielenden Anschauung Genüge thun.

Aber so gewiß auch nicht an eine Rückkehr zu alten Zielen zu denken ist, so gewiß ist nöthig, sich dem Strom der Zeit da entgegenzustemmen, wo er das Höchste gefährdet. Denn die Stärke und Größe des Einzelnen ist in der That das werthvollste Gut, das die Menschheit besitzt. Eine heillos mißleitete Geschichtsauffassung predigt heute, der Große sei nichts, die Masse Alles. Ihr muß in jedem Sinne der Krieg erklärt werden. Wahrlich auch wieder nicht in Erneuerung des alten Irrthums, als sei die Geschichte eine Fülle von Thaten der Könige, Minister und Generalfeldmarschälle. Unsäglich viele Klassenvorgänge giebt es, unsäglich viele Einwirkungen der gegebenen natürlichen Voraussetzungen auf die Geschichte, — und nicht etwa nur der wirthschaftlichen, wie die ökonomistische, vulgo materialistische Geschichtsauffassung hrt. Alles, was geschieht, ist nothwendig, nichts, auch nicht die größte

Handlung des größten Menschen, willkürlich. Und dennoch, dennoch, dennoch: die Träger vieler wichtigsten Entwicklungen, die Urheber — oder, wenn man will, die Werkzeuge — vieler schicksalsschwersten Wendungen der Geschichte sind nicht die Massen, sondern große Einzelmenschen.

Man kann sich vorstellen, daß die heutigen Staaten erlöschen werden, auch, daß das Eigenthum, wie es eine geschichtlich gewordene Erscheinung ist und wie es einmal erst eine ursprüngliche Gütergemeinschaft verdrängt hat, wieder verschwindet und einer neuen Form der Gemeinwirthschaft weicht. Aber man kann sich nicht vorstellen, daß je der starke Mensch entbehrlich wird.

Und man erkläre auch nicht, daß ja im Sozialismus ein gutes Stück Persönlichkeitdrang wirksam sei. Wenn ich eins der Ergebnisse meiner gesellschaftsgeschichtlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungen für wesentlich halte, so ist es die Scheidung zwischen dem Persönlichkeitdrang der Vielen und dem der Wenigen, der Starken und der Schwachen, der Führer und der Massen. Es ist zwischen beiden Formen des Absonderung-, des gesellschaftlich gewordenen Ich-Triebes die selbe Luft vorhanden wie zwischen aller Aristokratie und aller Demokratie; er ist nimmermehr der selbe. Es herrscht zwischen ihnen der selbe Unterschied, der einen mittelalterlichen Großen, einen Renaissance-Tyrannen trennt von einem modernen Demokraten oder Sozialisten. Gewiß: der Sozialismus, als das legitime Kind des älteren, entschlossenen Liberalismus, als der auch ins wirthschaftliche hinein gesteigerte, folgerichtige Demokratismus ist in hohem Maße vom Absonderung-, vom Ich-Trieb bestimmt, fast eben so sehr wie von dem Genossenschaftdrang, der ihm allzu einseitig und deshalb irreführend den Namen gegeben hat. Aber sein Feldgeschrei ist das des Persönlichkeitdranges der Vielen, der Schwachen, der Massen. Nur in seinem thätigen Auftreten hat sich bei ihm die Ehrfurcht vor dem starken, dem führenden Menschen offenbart, nicht in seinen Zielen, in seinen Absichten, seiner Gesellschaftanschauung. Er denkt nicht daran, die Sicherheiten ins Auge zu fassen, die der großen Persönlichkeit und ihrem freien Wachsthum gegönnt werden müssen, oder gar die freilich ganz undemokratischen Bevorzugungen, die nothwendig sind, sie immer wieder wachzurufen und anzuspornen.

Und das Gleiche gilt von der langsameren, gemäßigteren Strömung der Zeit, die ihm in weitem Abstand, aber unverkennbar in der selben Richtung einer genossenschaftlichen Ordnung aller Dinge nachfolgt. Unsäglich Vieles, was uns heute leider schon als selbstverständlich gilt, ist jetzt bereits unerträglich genossenschaftlich geordnet. Man gedenke nur unseres Bildungs- und Schulwesens: ich bin fest überzeugt, daß ein späteres Jahrhundert uns vor Allem wieder von der öden Einförmigkeit und Reglementirsucht befreien wird, die heute herrscht. Warum darf denn einem bewährt tüchtigen

und vertrauenswürdigen Schulleiter nicht so viel Vertrauen geschenkt werden, daß er den Unterricht junger Menschen ganz frei, ganz nach seiner persönlichen Einsicht einrichtet? Fürchtet man sich vor der Gleichmacherei der Zukunft, so sollte man bei der Gegenwart anfangen und sich ihrer erwehren. Wahrlich: es giebt noch viele Mittel, um die Verschiedenheit und Persönlichkeit der Einzelnen, die man heute aus unbegreiflicher Thorheit wie den leidhaftigen Satan auszurotten trachtet, mit Sinn und Verstand von Neuem wieder heraufzuführen. Alle Bräuche und Sitten, bis auf die Kleidertrachten herab, aber auch alle staatlichen Einrichtungen wetteifern heute darin, möglichst alle Eigenwüchsigkeit des Einzelnen zu fesseln, zu beschneiden oder ganz auszutilgen.. Und um nachzuweisen, daß man in dieser Richtung zu weit gehen kann, braucht man kein Schreckbild irgend eines Zukunftstaates heraufzubeschwören, sondern nur auf die heutigen Zustände hinzudeuten.

Und es ist nicht zu sagen, mit wie vielen Fehlschlüssen man solche Absichten zu durchkreuzen sucht. Am Meisten droht dem Persönlichkeitgedanken Schaden von seinen falschen Freunden. Sie, die sich mit vielem Gepränge Individualisten, etwa in der Geschichtschreibung, nennen, bringen die alte Fabel von dem freien Willen des Einzelnen täglich aufs Neue vor. Sie lösen sich die Geschichte der Menschheit in einen Wirrwarr von loser zusammenhängenden Einzelereignissen und Einzelhandlungen auf. Und da sie jeden Staatsmann dritten oder vierten Ranges für eine wichtige Persönlichkeit erklären, da sie auch nicht verstehen, in dem Wirken der ganz Großen Ererbtes und Eigenes zu scheiden, so erwecken sie den Eindruck, als sei Alles herrlich bestellt, als starre die Welt von persönlicher Eigenthümlichkeit, während sie so oft sich wie ein ödes Blachfeld ausnimmt. Dann wieder verkünden die Feinde der Persönlichkeit: weil alles Handeln wirklich vorbedingt und vorbestimmt sei durch den großen Ursachenzusammenhang des Geschehens, so komme ja dem Großen gar kein Verdienst an seinen Thaten zu und er dürfe deshalb auch weder belohnt noch ausgezeichnet werden. Und doch ist der Irrthum, der hier begangen wird, mit Händen zu greifen; es ist der gleiche, der den Unsinn zu Tage gefördert hat, daß aus den selben deterministisch-fatalistischen Gründen die Bestrafung der Uebelthäter aufgegeben werden müsse. Man übersieht in beiden Fällen, daß der Lohn dort, die Buße hier selbst wieder Glieder in der Verkettung der Thaten bestimmenden, Thaten erregenden Motivenreihen werden. Es giebt gar nichts Nothwendigeres als Aussetzung hoher Preise für jede ungewöhnliche Leistung, denn sehr oft sie sie mit hervorrufen helfen. Man giebt sich ja heute schon oft die größte Mühe, stark vorwärts Strebenden, die, etwa noch jung, sich auf unteren Stufen unserer langen Aemter- und Berufsleitern quälen, durch jammervoll kärgliche Entlohnung die Werkzeuge ihrer Arbeit

zu verkümmern, — unter dem Vorgeben, da sie den gleichen Titel wie Müller und Schulze neben ihnen hätten, dürften sie auch nicht bevorzugt werden. Es gelingt denn zuweilen auch, sie so möglichst auf ihrem Wege zu hemmen, und man richtet damit schon Schaden genug an. Wie aber sollte es werden, wenn solche Grundsätze verkehrter Gleichheit zum allgemeinen Gesetz erhoben würden!

Eins der hohen Worte Nietzsches, die man heute, nachdem sie in den Händen von tausend mittelmäßigen Literaten schmutz'ig und abgegriffen geworden sind, kaum mehr zu benutzen wagt, ist sein Satz vom Pathos der Distanz. Und wenn nun heute zuweilen selbst von den fanatischsten Vertretern der Genossenschaftgedanken und Klassenrechte erklärt wird: auch sie wünschten, die Persönlichkeit auszubilden, so muß er ihnen als Talisman entgegen gehalten werden. Nur durch die Empfindung des Höher-, des Ausgezeichnetseins wird man immerdar die Menschen der höchsten Leistung am Wirksamsten belohnen und anspornen können. Und soll und muß auch die Persönlichkeit der Mittelmäßigen und Schwachen ein Gegenstand beständiger Sorge für alle Volks- und Jugenderzieher sein, so würde man auf diesem Wege das schlimmste Unheil anrichten, wenn man, um die geistigen Niederungen einige Zoll zu heben, die tausend Meter hohen Berge und Gipfel abzutragen sich beflisse. Und Eins wird hier immer das Andere nach sich ziehen: man kann nicht Hinz und Kunz einreden, sie hätten eigentlich den selben Werth wie Shakespeare oder Goethe, ohne dadurch das Emporkommen der wirklich Größeren aufs Nachhaltigste zu schädigen. Fängt man aber nicht bei Zeiten an, in den Massen und den Schwachen die Ehrfurcht vor den geistig Starke und das Abstandsgefühl zu nähren, so kann man sich auf sehr üble Erfahrungen für die Zukunft, nebenbei aber auch auf eine Verschwörung aller Adelige der Leistung gefaßt machen, die sich diesem verhängnißvollen Gang der Dinge widersetzen werden.

Niemand aber bilde sich ein, es sei unnütz, für das Recht der Persönlichkeit einzutreten; die werde und müsse sich immer aus eigener Kraft Bahn brechen. Im Gegentheil: wenn wir am Webstuhl der Zeit so viele unaufhaltsame und gerechte Kräfte im Sinne des Genossenschaft-, des Gemeinschaftsgedankens thätig sehen, wenn mit Händen zu greifen ist, daß sie ihr Werk vollenden werden, allem ganz unnützen Widerstand zum Trotz, dann ist es Zeit, die Stimme gegen die zukünftige Gefahr zu erheben. Eine sozialdemokratische Zeitung hat mich einmal einen Sozialaristokraten genannt und ich möchte diesen Namen als eine Ehre gern annehmen. Der Menschheitadel, von dem ich träume, ist wahrhaftig kein Adel des ererbten Namens oder Besitzes. Es ist nicht unmöglich, daß noch eine Zeit kommt, die ihrer beider entrathen zu können meint. Sondern er ist die natürliche Aristokratie der

Starke und Fähigen, die von einem willig folgenden, freien und nie knechtisch gehorsamen Volk zu Führern erkoren werden. Die Gleichheit Aller ist ein unmöglicher Gedanke, zu verwirklichen nur durch die Erniedrigung der Hohen, bei geringer Hebung der Kleinen im Geiste. Der Persönlichkeitdrang der Vielen wird nie an sein letztes Ziel gelangen. Aber er und noch mehr der Genossenschaftstrieb, der die Menschen zu gegenseitigem Helfen und Erbarmen führt, können gedeihen, wenn sie den köstlichsten, den heiligsten Besitz der Erdbewohner zu ehren wissen: das starke Ich gewaltiger Einzelmenschen.

Wilmerdorf.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Selbstanzeigen.

Aus Englands Flegeljahren. Dresden und Leipzig, Reiskner 1901.
420 Seiten. 5 Mark.

Die Leser der „Zukunft“, die den Angriff des Herrn Brumm in Manchester auch mich und meine Antwort mit Theilnahme verfolgt haben, werden vielleicht auch dieses Buch gern zur Hand nehmen. Ein Urtheil, das sich unmöglich im Rahmen eines Aufsatzes begründen läßt, läßt sich wohl in einem Bande von 26 Bogen genügend erhärten. Dieses Buch ist nach meiner Meinung das erste deutsche Buch über England. Was uns bisher in solchen Büchern geboten wurde, kam im Wesentlichen aus der Feder der Achtundvierziger, die den deutschen Boden meiden mußten und nach England geflohen waren, oder von anderen Ueberdemokraten, deren erstes Ziel war, England auf Kosten ihrer deutschen Heimath zu verherrlichen, diese aber möglichst tief herabzusetzen. Mein Buch ist keine Schilderung von Reiseerlebnissen, sondern ein Stück lebendiger Lebenserfahrung, ein persönliches Glaubensbekenntniß. Es beleuchtet die englischen Zustände und Entwicklungen des letzten Jahrzehnts mit dem Licht einer eigenen wirthschaftlichen Ueberzeugung und nationalen Lebensanschauung. Es zieht die Summe aus einem langjährigen Aufenthalt in Großbritannien und ist im Wesentlichen während der zehn Jahre entstanden, die ich als Dozent an der Universität Glasgow zugebracht habe. Ich habe niemals die Absicht gehabt, es zu schreiben, aber es ist mir unwillkürlich neben und zwischen meiner Berufsarbeit entstanden. Als britischer Beamter habe ich ganz anders im britischen Leben gestanden als der Reisende oder selbst der Kaufmann, der auf britischem

Boden sein Geschäft bejorgt, und habe Mancherlei kennen gelernt, was Anderen verborgen bleibt. Da lag es mir nah, meine Beobachtungen aufzuzeichnen, wo sie sich von selbst zu Gruppen zusammenschlossen und mit allgemeineren Fragen in Zusammenhang standen. In sieben Abschnitten schildert das Buch englische Lebensgebiete, die ich selbst aus persönlicher Anschauung kenne . . . Und warum Englands „Flegeljahre?“ Bis ans Ende der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts reicht die Kinderzeit des modernen England. In ihr ist es glücklich gewesen, wie nur ein Volk sein kann. Nach Herzenslust hat es sich daheim mit Allem belustigt, was einer Kinderseele Freude machen kann: mit den bunten Puppen des Liberalismus, dem Farbenspiel des Weltbürgerthums, dem Würfelrollen der Demokratie. Auch auf dem Erdball draußen hat es sich weiblich getummelt und immer nur schöne Dinge in seine Taschen gesammelt, wie Kinder pflegen. Auch seine härtebeißigen Bleisoldaten hat es ausgesandt, um daheim kriegerische Freuden zu genießen und als Beute bei winzigen Verlusten ganze Reiche zu erhalten. All Das ward mit dem Jahre 1890 anders. Da zog die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung plötzlich diesem kindlichen Austoben ungeahnte Grenzen. Auf allen drei Gebieten erhoben sich wider Erwarten eiserne Schranken. Aber das englische Volk sträubte sich gegen ihre Anerkennung, so wenig es auch über sie hinweg konnte. Was auf politischem Felde das thatsächliche Aufgeben der Herrschaft über ganz Afrika war, Das war auf wirtschaftlichem das Ende der alleinigen Beherrschung des Welthandels und auf sozialem der Stillstand in Vohnentwicklung und Hebung der Lebenshaltung der Massen. Wie der Knabe am Ende seiner Kinderzeit sich sträubt, sich den Anforderungen zu unterwerfen, die man an den Erwachsenen und sein gesittetes Betragen stellt, und wie er seinen Eigenwillen durchzusetzen versucht, so vermochte das englische Volk nicht einzusehen, daß es neben ihm noch andere politische, wirtschaftliche und soziale Körper gab, die jetzt seinen Ellenbogenraum einschränkten. Unfähig, die Schäden im eigenen Hause zu sehen oder auch nur den Glauben an die eigene Ueberlegenheit aufzugeben, schob es alle Schuld auf das Ausland. Einem Kinde nimmt Niemand seine Ausgelassenheit und Wildheit, ja, selbst gröbliche Ungezogenheiten übel. So hatte auch Europa bisher von England Alles hingenommen, als ob es nur so selbstverständlich sei. Auch Das ward jetzt anders, zumal England sich nun ungeberdiger stellte, als man selbst von einem unartigen Kinde hätte erwarten sollen. Die Bauernscharen Südafrikas antworteten sogar auf Englands Ungezogenheiten mit kräftigen Hieben. Mit dieser ersten Belehrung über den Ernst des Lebens sind wohl auch die Flegeljahre vorbei und für England beginnt die Zeit, wo es Selbstzucht zu üben gilt. Wenn England in seinen Flegeljahren gelernt haben sollte, daß es nicht allein auf der Welt ist, so wären auch sie nicht vergeblich gewesen. Seine leitenden Staatsmänner mögen überzeugt sein, daß sie in der Zeit, wo Englands Streitkräfte in Südafrika gebunden sind, eine schöpferische Rolle an keinem Punkt der Erde spielen können. Aber das englische Volk steht dieser Erkenntniß heute vielleicht ferner denn je. Es bedarf immer eines vollkommenen Zusammenbruchs, um es zu einer neuen Erkenntniß zu bringen. Wenn das England von heute nicht plötzlich die Entwicklungsrichtung verleugnet, die sich im letzten Jahrzehnt bei ihm herausgebildet hat, dann wird eines Tages in blutigem Kampf ent-

schieden werden müssen, ob von den europäischen Germanenstaaten Deutschland mit seinen 56 Millionen Menschen oder Großbritannien mit seinen 41 die erste Stelle einzunehmen hat. If two men ride on horseback one must ride in front. Jeder gute Deutsche wird wünschen, daß dieser Entscheidungskampf noch so weit wie möglich hinausgeschoben werde.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Die sieben Leuchter der Baukunst. Von John Ruskin. Mit 14 Tafeln. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig, 1900. Umschlagzeichnung von Otto Edmann. Buchschmuck von J. B. Giffarz.

Ruskins ästhetische und sozial-ethische Weltanschauung ist in Deutschland bisher durch gekürzte Uebersetzungen, Auszüge und Citate bekannt geworden. Eine vollständige Herausgabe seiner Hauptwerke erscheint um so mehr geboten, als eine erschöpfende Kenntniß seiner Persönlichkeit nur auf diesem Wege zu gewinnen ist. Mein Buch eröffnet die in Vorbereitung befindliche Gesamtausgabe seiner bedeutendsten Schriften in zeitgemäßer Buchausstattung. Der erste Band enthält im Wesentlichen Ruskins architektonisches Glaubensbekenntniß in Gestalt einer kritischen Bauphilosophie auf Grundlage der Gothik, die durch einzelne Vorträge in Oxford und die später folgenden Stones of Venice ihre Ergänzung gefunden hat. Es wäre zu wünschen, daß wir am Ausgangspunkt einer eigenen künstlerischen Neukultur — wo wir zwischen Anglophobie und Anglophilie um einige Grade heftiger als gewöhnlich hin und her pendeln — die Kraft zur Unbefangenheit fänden, um zu erkennen, daß der große Kunstethiker uns Werthvolles zu bieten hat, wenn er uns auch nicht Das sein kann, was er für England war. Wir dürfen ihn als Anreger und als Freund in der Noth herzlich willkommen heißen, — vorausgesetzt, daß wir reif und seiner würdig sind.

Niel.

Wilhelm Schölermann.



Die Lust als sozialetisches Entwicklungsprinzip. Ein Beitrag zur Ethik der Geschichte. Leipzig. Otto Wiegand. 1900.

Das neue Jahrhundert steht unter dem Zeichen der Sozial-Ethik, praktisch in der von einem instinktiven Drang beherrschten Arbeit der Geister, die Lösung der auf diesem Gebiet vorliegenden Probleme zu finden, spekulativ in der Selbstbefinnung über das diesem instinktiven Drang zu Grunde liegende psychologische — nent. Dieser Selbstbefinnung, der nach Ueberwindung des Pessimismus Nietzscheanismus die erste Stelle gebührt, ist meine Schrift gewidmet. Sie auf die einfachsten Voraussetzungen der gewordenen und werdenden Kultur-richte als Ausdruck der menschlichen Natur zurück. Sie nimmt als einzigen Ausgangspunkt die unzweifelhafte Thatsache der Lustbedürfnisse der menschlichen Natur, zeigt dessen Verkettung, die Bedingungen seiner Befriedigung und im allgemeinsten Umrissen die Rückwirkung dieser Befriedigung auf die Um-

gestaltung der geschichtlichen Lebensformen. In diesem Zusammenhang entwirft sie eine ethische Menschheitsgeschichte, in deren Rahmen die Probleme der Entwicklungslehre, die Momente der Rasse und Religion, des Okkultismus u. s. w. eine eingehende Berücksichtigung und Beleuchtung finden. Eine Schlußbetrachtung zieht die Summe des Vorgetragenen im Sinn einer optimistischen Weltauffassung.

Dresden-Blauen.

Dr. Julius Duboc.



Pessimistische Weisheitörner, auf literarischen Streifzügen gefunden. Verlag von Fr. C. Miel, München. Preis 1,50 Mark.

Meine Anthologie ist eine neue Folge der von mir früher herausgegebenen „Perlen der pessimistischen Weltanschauung“ (Verlag von Th. Ackermann, München). Jede der beiden Sammlungen enthält rund 700, meist kurze und prägnante Citate aus Werken hervorragender Denker und Dichter aller Zeiten und Völker. Die Idee, nur auf pessimistische Gedanken Jagd zu machen, mag sonderbar und für die Veranlagung des Jägers recht bezeichnend erscheinen. Doch war es mir ursprünglich keineswegs nur um pessimistische Citate zu thun, sondern ich hatte mir, um bei Mangel an längerer Muße konzentrirte Weisheit bequem bei der Hand zu haben, eine Sammlung von überhaupt werthvollen „Gedankensplittern“ angelegt. Daß die allermeisten pessimistisch gefärbt waren, dafür kann ich nicht allein verantwortlich gemacht werden. Bei der Herausgabe meiner „Perlen“ und „Örner“ habe ich mich auf die pessimistischen beschränkt, theils der Einheitlichkeit wegen, theils, um meine Verehrung für Schopenhauer durch den Hinweis zum Ausdruck zu bringen, daß er sich mit seinen häufig verkehrten Ansichten von der Schlechtigkeit der Welt in großer und bester Gesellschaft befindet.

München-Basing.

Professor Dr. Max Seiling.



Soll die Hohlkönigsburg neu aufgebaut werden? Eine kritische Studie.

Mit 3 Abbildungen. München, R. Hausalter. Preis 0,75 Mark.

Für einen Wiederaufbau der dem Deutschen Kaiser geschenkten Ruine sollen von Reichstag und vom reichsländischen Landesauschuß die auf 1 400 000 Mark veranschlagten Kosten gefordert werden. Das Ergebniß meiner Untersuchung fasse ich in die Sätze zusammen: „daß ein Wiederaufbau der Ruine weder nach den vorliegenden Restaurationplänen noch überhaupt wünschenswerth sein kann. Man wird vielmehr zu dem Schluß kommen müssen, daß die Inanspruchnahme öffentlicher Mittel vielmehr aus dem Gesichtspunkte der Denkmalspflege denn wohlgerathfertigt sein würde, wenn es sich darum handelte, die Hohlkönigsburg etwa durch Ankauf vor dem ihr drohenden Neubau zu bewahren.“

München.

Hofrath Dr. Otto Piper.



Russischer Besuch.

Eine Visitenkarte mit langem Namen, darunter: Tomsk, Sibirien. Er trat ein. Ein schlanker, blonder Herr mit intelligenten Zügen. „Ich habe mir erlaubt, Sie aufzusuchen. Ich kenne Ihre Bücher und habe als Student in Moskau Ihre Vorlesungen gehört; wir haben auch gemeinsame Freunde.“

Er war Professor an der erst vor wenigen Jahren errichteten sibirischen Universität; ein begabter, lebhafter Mann. Leute, die von so weit her kommen, haben Anspruch auf gute Aufnahme, selbst wenn Der, den sie besuchen, noch so sehr beschäftigt ist.

Er sprach von den schlimmen Zeiten, die im vorigen Jahr die russischen Universitäten durchzumachen hatten, — damals, als die Studenten im ganzen Reich sich weigerten, die Vorlesungen zu besuchen. Wie kam Das?

„Am Abend vor einem der alljährlich in Petersburg gefeierten Feste läßt der Rektor einen Aufruf an die Studenten anschlagen. Darin werden sie ermahnt, sich während der Feiertage geziemend zu betragen, sich namentlich nicht trunken auf öffentlichen Plätzen zu zeigen. Die jungen Leute sehen in diesem Ufaß eine grobe, durch nichts gerechtfertigte Beleidigung und beschließen für den nächsten Tag eine Protestversammlung, die in der Vorhalle der Universität stattfinden soll. Bei uns ist, wie Sie wissen, jede Versammlung von auch nur sechs Studenten streng untersagt. Nun gar eine Massenversammlung! Dennoch kamen die petersburger Studenten zusammen und der Protest wurde einmüthig angenommen. Das sollte ihnen aber übel bekommen. Man hatte telephonisch ein Kosakenregiment berufen, das mitten unter die Schaar der das Gebäude verlassenden Studenten sprengte und auf sie lospeitschte. Nach diesem Vorgang verabredeten die Studenten, die Hörsäle zu meiden und ihre Kameraden von den anderen russischen Universitäten zu dem selben Schritt aufzufordern.“

„Wagten sie denn, ihnen Das zu schreiben oder zu telegraphiren?“

„Ja und Nein! Sie sandten ein Telegramm folgenden Wortlautes nach Moskau: ‚Peter will nicht mehr lernen.‘ Von Moskau wurde eine Depesche nach Charlow gesandt: ‚Tatjana will nicht mehr in die Schule gehen.‘ Von Charlow nach Kasan, von Kasan nach Tomsk gingen ähnliche Telegramme; und schon am Tage nach dem Kosakenstück standen alle russischen Universitäten leer.“

„Und was wollten die jungen Leute erreichen?“

„Die Jugend ist, wie sie wissen, stets geneigt, an den Werth von Demonstrationen zu glauben. Die Studenten forderten, der petersburger Rektor möge Entschuldigung erbitten, die Regierung ihr Bedauern über den brutalen militärischen Eingriff aussprechen. Dann erst würden sie wieder in die Vorlesungen gehen.“

„Natürlich war weder von Entschuldigung noch von Bedauern die Rede?“

„Natürlich nicht. Die jungen Leute schadeten nur sich selbst. Die Regierung hm vorläufig die Sache mit größter Ruhe auf. Eben so die Professoren; sie gielten nun ja ihren Gehalt ohne jede Arbeit. Nur für die Studenten, die ihre Prüfungen nicht rechtzeitig ablegen konnten und aus dem geordneten Studienben gerissen waren, stand die Sache schlimm. Von Rektoren und Dekanen ist nichts zu hoffen. Ihnen ist wahrscheinlich bekannt, daß sie bei uns nicht, wie ganz Europa, von den Universitätslehrern gewählt, sondern von der Regierung an-

gestellt werden; so sind sie natürlich deren Organe im Verkehr mit Professoren und Studenten. Als sich nun der sinnlose Zustand Monat um Monat hinauszog, beschloßen wir Professoren in Tomsk aus reinem Interesse für die Jugend, uns den Studenten zu nähern, ihnen die Unklugheit ihres Thuns klar zu machen und sie zur Rückkehr in die Hörsäle aufzufordern. Sie aber wollten und konnten nicht auf eigene Faust handeln, hielten auch in kindischem Eigensinn an der Hoffnung fest, schließlich doch die Entschuldigung und damit Genugthuung zu erhalten.

Als die Vorgesetzten von unseren Schritten Kenntniß erhielten, wurden wir Professoren sofort bei der petersburger Regierung angezeigt. Die Folge war eine sehr strenge, vom Kaiser selbst gezeichnete Rüge. Wir hätten durchaus kein Recht, uns an die widerspenstigen Studenten zu wenden. Wollten wir unsere Anschauungen zu erkennen geben, so hätten wir uns mit den Dekanen und dem Rektor ins Einvernehmen zu setzen. Was wir gethan hatten, verdiene die schärfste Beurtheilung. Zugleich ließ die Regierung alle Führer der Bewegung, die begabtesten jungen Leute, an sämtlichen russischen Universitäten an einem Tage verhaften und verschickte sie „auf administrativem Wege“ nach dem Ural oder in ihre Heimathorte rings im Lande, wo sie zu bleiben hatten. Die Uebrigen waren nun wohl oder übel genöthigt, sich zu fügen.“

„Die innere Politik läßt bei Ihnen — wie übrigens auch in anderen Ländern — Manches zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, ob es Ihnen ein Trost im Ueide ist, daß Ihre auswärtige Politik so hoch steht. Ihre Diplomaten überlisten im europäischen Weltstreit ihre sämtlichen Bunstgenossen.“

„Schreiben Sie diese Erfolge wirklich ihrer größeren Klugheit zu?“

„Zedenfalls einem Zusammentreffen glücklicher Umstände. Zunächst ist es natürlich leichter, äußere Politik in einem Lande zu treiben, wo der Herrscher absolut regirt und man keine hemmenden Rücksichten auf Parlamente zu nehmen braucht. Ferner gehört in Rußland die Klasse, die sich der äußeren Politik und der Diplomatie widmet, zu den begabtesten und unternehmendsten Menschentypen der Welt; sie stammt aus einer Rassenmischung, in der finische gesunde Vernunft sich mit polnischer Kühnheit, armenische Schlaubeit mit deutscher Bedächtigkeit, die Ausdauer des Tataren mit der Geschmeidigkeit des Russen paart. Diese Mischung verleiht Klugheit und Muth. Dann ist noch ein Umstand zu bedenken, auf den mich ein hervorragender Diplomat, der Gelegenheit hatte, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen, aufmerksam machte. Wird in Konstantinopel ein Minister des Auswärtigen von noch so unheimlichem Rufe angestellt, ein Mann, lasterhaft, lügnerisch, bestechlich, eine in jeder Beziehung gefährliche und verächtliche Persönlichkeit, dann versteht es sich von selbst, daß der englische Lord, der Großbritannien dort vertritt, ihm offiziell zwar jede Höflichkeit erweist, ihn auch zu sich lädt, doch ihm mit vornehm zurückhaltender Verbindlichkeit stets nur die Fingerspitzen reicht. Der russische Botschafter aber läßt sich von dem üblen Ruf des Türken nicht schrecken, sondern kommt ihm mit gemüthlichem Schmunzeln entgegen, streckt ihm die ganze Hand hin, breitet die Arme aus und drückt ihn ans Herz. Dabei läßt er oft einen wohlgefüllten Beutel in die Tasche des Turbanträgers gleiten. Bei diesem System ist's kein Wunder, daß Ihr überall Triumphe erlebt!“

„Nun . . . Wir haben doch neulich unseren Minister des Auswärtigen auf eine Weise verloren, die nichts von Triumphen merken ließ!“

„Was meinen Sie damit?“

„In Rußland weiß Jeder, daß Graf Murawiew keines natürlichen Todes starb. Daß er Gift nahm, steht fest. Und auch den Grund seines Selbstmordes glaubt man zu kennen. Er soll während des Burenkrieges dem Kaiser den Plan unterbreitet haben: Rußland möge Englands schwierige Lage und Entblößung von Truppen benutzen, um sich des Rothen Meeres zu bemächtigen. Der Zar habe zugestimmt, schon seien alle Befehle ertheilt gewesen, da habe die Kaiserin, deren Sympathien für England bekannt sind, von dem Projekt gehört, sie sei vor Schreck in Ohnmacht gefallen und der Kaiser habe, dem häuslichen Frieden zu Liebe, seinen ersten Entschluß rückgängig gemacht. Diese Zurücknahme eines auf seinen Rath ertheilten Befehls habe Murawiew in den Tod getrieben.“

„Ich müßte Näheres über die Sache wissen, um ihre Glaubwürdigkeit beurtheilen zu können. Immerhin kann Leben oder Tod eines Einzelnen für Rußlands äußere Politik nicht von gar zu großer Bedeutung sein. Keine Macht kann es in seinem unheimlichen Siegeszuge durch die Welt hemmen. Die russischen Offiziere und Unteroffiziere, die, als Arbeiter verkleidet, alle wichtigen Pässe in Schweden und neuerdings auch in Norwegen erkundschaftet haben, brachten uns Scandinaven den Beweis, daß Ihre Politik auch die kleinen Völker von Nord-europa im Auge behält. . . Ich habe lange genug unter Russen gelebt und weiß, wie stark auch bei Euch der Chauvinismus ist.“

„Ja, aber die Unzufriedenheit ist doch noch stärker.“

„Man sagt so. Ich zweifle daran. Ein Däne, der vor ungefähr zehn Jahren Sibirien bereiste, kehrte mit der nativen Ueberzeugung heim, die russische Herrschaft könne sich keine fünf Jahre mehr halten. Das schloß er in kindlicher Unschuld daraus, daß er überall in Sibirien, wohin er auch kam, bei Hoch und Niedrig, die selbe Unzufriedenheit und die herbste Kritik der Regierung fand. Ich für meinen Theil glaube, die zarische Herrschaft kann sich trotzdem auch dort noch mindestens ein Jahrhundert behaupten. Was aber sagen Sie, bei Ihrer ungleich gründlicheren Sachkenntniß, zu der Beobachtung meines Landsmannes?“

„Ich sage: Er hat Recht. Nie habe ich in Sibirien, ja, überhaupt in Rußland, einen Menschen, Mann oder Frau, getroffen, der mit unseren innerpolitischen Zuständen zufrieden war. Dabei nehme ich natürlich die Tshiuowniks aus, die verpflichtet sind, zufrieden zu sein. Allerdings: wer die Klust zwischen Denken und Handeln kennt, wird sich vor allzu kühnen Schlüssen hüten. Mit den wirtschaftlichen Fortschritten im Innern sind wir vorläufig zufrieden. Sie können sich vorstellen, welche Bedeutung die sibirische Bahn für uns hat. Ich kann nun von Tomsk so rasch nach Moskau gelangen wie Sie von Kopenhagen nach Rom. Gefällt Ihnen übrigens Moskau?“

„Ich liebe die Stadt und ihre Bewohner. In Moskau leben ein paar von Menschen, die mir auf der Welt die Liebsten sind. Man rühmt die moskowsche Herzlichkeit und Gastlichkeit. Ich habe mich dort an noch höheren und eneren Eigenschaften erfreut; ich fand Männer, die mit etwas russischer Trägheit russischen Hochflun und mit dem festesten, schlichtesten Charakter die schärfste Intelligenz verbanden, fand Frauen mit so glühendem, so zum Opfer bereitem Enthusiasmus, wie ich ihn nirgends wieder empfunden habe. Wollen Sie meinen slauer Freunden und Freundinnen Grüße bestellen?“

Kopenhagen.

Georg Brandes.

Jmray's Rückkehr.

Jmray vollbrachte das Unmögliche. Ohne Anzeige, ohne Angabe einer begreiflichen Ursache, jung, an der Schwelle seiner Karriere, verschwand er aus der Welt. Das heißt: von der kleinen indischen Station, wo er lebte.

Am Abend war er lebendig, wohl, vergnügt und sehr eifrig an den Billardtischen seines Klubs. Am Morgen war er nicht da und keine Nachforschung brachte Gewißheit über seinen Verbleib. Er hatte seine Wohnung verlassen; er war nicht zur rechten Zeit in seinem Bureau erschienen; man hatte sein Dogcart nicht auf der Straße gesehen. Teiche wurden abgedämmt, Brunnen ausgepumpt, Telegramme an die Eisenbahnstationen und die nächste Seehafenstadt — zweihundert Meilen weit — befördert; aber Jmray fand man weder am Ende des Zugtaues noch an dem der Telegraphendrähte. Er war fort; man wußte nichts mehr von ihm. Die Arbeit des großen indischen Kaiserreichs ging vorwärts, denn man konnte sich nicht aufhalten und Jmray, der Mann, wurde ein Mysterium, eine Sache, von der die Leute einen Monat vielleicht an ihren Klubtischen reden und die sie dann vergessen. Seine Flinten, Wagen und Pferde wurden an den Meistbietenden verkauft. Der Vorgesetzte schrieb einen absurden Brief an Jmray's Mutter, worin er sagte, der Sohn sei auf unerklärliche Weise verschwunden und sein Bungalow stehe leer.

Nach drei oder vier Monaten des brennend heißen Wetters miethete mein Freund Strickland von der Polizei das Bungalow von dem eingeborenen Hauswirth. Das war, bevor er sich mit Miß Youghal verlobte, als er noch seine Forschungen über das Leben der Eingeborenen betrieb. Sein eigenes Leben war sonderbar genug und Mancher beklagte sich über seine Gewohnheiten und Manieren. Vorräthe waren stets in seinem Hause, aber es gab keine bestimmte Zeit für Mahlzeiten. Stehend oder auf und ab gehend aß er, was er gerade auf dem Buffet fand. Das behagt nicht Jedem. Seine häusliche Ausrüstung bestand hauptsächlich aus sechs Doppelbüchsen, drei Schrotflinten, fünf Sätteln und einer Sammlung geflochtener Mahseer*)-Angelruthen. Diese Gegenstände nahmen die eine Hälfte des Bungalow ein, die andere war für Strickland und seinen Hund, die Tietjens. Das war eine riesige Hündin aus Rampoor, die täglich die Ration für zwei Männer verschlang. Sie sprach zu Strickland in ihrer eigenen Sprache, und wenn sie sich draußen herumtrieb und Etwas bemerkte, das den Frieden Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin hätte stören können, lehrte sie zu ihrem Herrn zurück, um Bericht zu erstatten. Strickland that dann sofort seine Schritte und die Folgen waren Unruhe, Geldstrafen oder Gefängniß. Die Eingeborenen hielten die Tietjens für einen geheimnißvollen Geist und behandelten sie mit der großen Achtung, die aus Furcht und Haß entsteht. Der Hündin gehörte eine Bettstatt, eine wollene Decke und ein Trinktrog; und wenn nachts Jemand in Stricklands Zimmer trat, warf sie den Eindringling zu Boden und heulte so lange, bis Licht gebracht wurde. Strickland dankte ihr das Leben. Er war im Grenzlande auf der Suche nach einem Mörder, der gerade in grauer Dämmerung herbeischlich, um Strickland viel weiter nordwärts als bis zu den Andaman-Inseln zu befördern. Die Tietjens packte den Kerl, al

*) mahseer = ein Fisch von Lachsgröße.

er, den Dolch zwischen den Zähnen, in Stricklands Zelt kroch. Nach gesetzmäßiger Verurtheilung wurde der Mörder gehängt. Von dem Tage an hatte Tietjens ein grob gefeiltes silbernes Halsband und ein Monogramm auf ihrer Bettdecke; die Decke war aus doppeltem Kaschmirstoff, denn Tientjens war ein zarter Hund. Nie ließ sie sich von ihrem Herrn trennen. Als Strickland einst im Fieber lag, verursachte sie den Ärzten große Mühe; sie konnte ihrem Herrn nicht helfen, wollte aber keinen Menschen zur Hilfe herbeilassen. Macarnaght vom indischen Gesundheitrath schlug schließlich den Hund mit einem Gewehrkolben auf den Kopf, damit er den Arzt, der Chinin geben wollte, ans Bett lasse.

Kurze Zeit, nachdem Strickland Jmrahs Bungalow genommen hatte, führten meine Angelegenheiten mich nach der Station; und da die Klubquartiere besetzt waren, logirte ich mich bei Strickland ein. Es war ein gut gebautes Bungalow, mit acht Räumen und gut gedacht, so daß kein Durchsickern des Regens zu fürchten war. Unter der Wölbung des Daches hing ein Dachtuch, so sauber wie ein weiß getünchter Bewurf. Der Hauswirth hatte es übermalt, als Strickland das Bungalow nahm. Wer die Bauart indischer Bungalows nicht kennt, würde wohl kaum vermuthen, daß über dem Tuch noch die dunkle, dreieckige Höhle des Daches liegt, wo die Balken und die Innenseite der Dachung Ratten, Fledermäusen, Ameisen und allerlei Gewürm Unterschlupf gewähren.

Tietjens begegnete mir in der Veranda. Sie empfing mich mit einem Gebell, das wie das Dröhnen der Glocke von St. Paul klang, und legte mir die Pfoten auf die Schultern: ein Beweis ihrer Freude. Strickland hatte eine Mahlzeit zusammenzubringen vermocht, die er Frühstück nannte; aber unmittelbar nachdem er gegessen hatte, ging er fort, seinen Geschäften nach. Ich wurde mit Tietjens und meinen Gedanken allein gelassen. Die Hitze des Sommers war vorüber und wandelte sich in den warmen Dunst der Regenzeit. Es war keine Bewegung in der heißen Luft, aber der Regen fiel gleich Ladestöcken auf die Erde und schleuderte einen blauen Nebel empor, wenn er zurückspritzte. Die Bambusbüsche, die Zuckeräpfelbäume und die Mangobäume standen unbeweglich, während das warme Wasser auf sie niederfiel, und die Frösche sangen zwischen den Moeheden. Beim Nahen der Dämmerung, als der Regen besonders dicht fiel, saß ich im Hintergrunde der Veranda, hörte das Wasser aus den Dachtraufen brüllen und kratzte mich, denn ich war mit Hitzbläschen bedeckt. Tietjens war mit mir herausgekommen, legte den Kopf in meinen Schoß und war traurig. Ich gab ihr Cakes, als ich meinen Thee in der hinteren Veranda (weil ich da etwas Kühlung fand) einnahm. Die Räume des Hauses lagen im Dunkel hinter mir. Ich konnte Stricklands Sattelzeug und das Del an seinen Flinten riechen und hatte keine Lust, zwischen diesen Sachen zu sitzen. Mein eigener Diener kam zu mir — seine dünne Kleidung klebte fest an dem durchnässten — und sagte, daß ein Herr gekommen sei, der Jemand zu sprechen wünsche. Ich ungern trat ich, um die dunklen Zimmer durch meinen Diener erleuchten lassen, in das lahle Empfangszimmer. Wartete wirklich ein Besucher? Es saß mir, als sähe ich eine Gestalt an einem der Fenster. Aber als die Lichte an, war nichts da, außer dem Toben des Regens draußen und dem Geruch ankommender Erde in meiner Nase. Ich erklärte meinem Diener, er sei reglementdumm, und lehrte auf die Veranda zurück, um mich mit Tietjens zu unter-

halten. Sie war in die Masse hinausgegangen und es war schwer, sie zurückzulocken, selbst mit Cakes und Zuckersüßchen. Strickland kam triefend naß nach Hause, eben vor dem Essen, und sein erstes Wort war:

„Ist Jemand hier gewesen?“

Ich antwortete, daß mein Diener aus Dummheit mich in das Empfangszimmer gerufen habe, daß vielleicht ein Bummler dagewesen sei, um Strickland aufzusuchen, sich aber eines Besseren besonnen habe und, ohne seinen Namen zu nennen, fortgegangen sei. Strickland bestellte das Essen; und da es ein ordentliches Mahl auf einem weißen Tischtuch war, setzten wir uns sogar hin.

Um neun Uhr ging Strickland schlafen und ich war auch müde. Tietjens, die unter dem Tisch gelegen hatte, sprang auf und trollte sich schläfrig in die am Besten geschützte Veranda, sobald ihr Herr sich in sein Schlafgemach begab, das neben Tietjens' stattlichem Privatzimmer lag. Wenn etwa eine Frau außerhalb des Hauses in dem strömenden Regen zu schlafen gewünscht hätte, so hätte Das nicht viel zu bedeuten gehabt; aber Tietjens war ein Hund und daher das bessere Thier. Ich sah Strickland an und erwartete, daß er sie mit der Peitsche zurückholen würde. Er lächelte sonderbar, ungefähr wie ein Mann lächeln würde, der eben eine unangenehme Familien-Tragoedie erzählt hätte. „Sie hats so getrieben, seit ich hier eingezogen bin. Laß sie gehen.“ Der Hund war Stricklands Hund, deshalb schwieg ich. Tietjens schlug ihr Lager draußen vor dem Fenster meines Schlafzimmers auf. Sturm folgte auf Sturm, donnerte auf das Dach und schwand dahin. Die Blitze spritzten über den Himmel; das Licht war blaßblau, nicht gelb. Durch die Spalten meiner Bambus-Jalousie sah ich den großen Hund; er schlief nicht, sondern stand auf der Veranda. Sein Rückenhaar war emporgesträubt, seine Füße standen so fest und gespannt wie das Drahtseil einer Kettenbrücke. In den kurzen Pausen zwischen den Donnerschlägen gab ich mir Mühe, zu schlafen; aber dann war mir, als ob Jemand dringend nach mir verlange. Er versuchte, mich bei Namen zu rufen, aber die Stimme war so wie ein schwaches Flüstern . . . Der Donner hörte auf, Tietjens ging in den Garten und heulte den Mond an. Jemand wollte meine Thür öffnen, wanderte auf und ab im Hause und stand schwer athmend in den Veranden. Endlich fiel ich in Schlaf und bildete mir ein, daß ich ein wildes Hämmern und Geschrei über meinem Kopf oder an der Thür höre. Ich stürzte in Stricklands Zimmer und fragte, ob er krank sei und mich gerufen habe. Er lag halb angeteilt auf seinem Bett, eine Pfeife im Munde. „Ich dachte, Du würdest kommen“, sagte er. „Bin ich tüchtig im Hause herumgelaufen?“

Ich sagte, er hätte im Eß- und Rauchzimmer und in noch zwei oder drei anderen Räumen getrampelt. Er lachte und rieth mir, wieder ins Bett zu gehen. Ich ging zu Bett und schlief bis zum Morgen, aber in all meinen verschiedenen Träumen war es mir, als beginge ich ein Unrecht gegen einen Menschen, der meiner bedürfe. Wie dieses Bedürfniß zu verstehen sei, konnte ich mir nicht klar machen, aber ein schwankendes, flüsterndes, hastig umhertappendes, schleichendes und zauderndes Etwas warf mir meine Saumsälligkeit vor; und halbwach hörte ich im Garten das Dreschen des Regens und Tietjens' Geheul.

Zwei Tage blieb ich in dem Haus. Strickland ging täglich in sein Bureau und ließ mich acht oder zehn Stunden, mit Tietjens als einziger Ge-

gesellschaft, allein. So lange helles Tageslicht war, fühlte ich mich behaglich, eben so Tietjens; aber im Zwielicht schon zogen wir uns in die hintere Veranda zurück und liebten einander zur Unterhaltung. Wir waren allein im Hause; trotzdem schien es nur allzu sehr von einem Insassen bewohnt, mit dem ich nichts zu thun haben mochte. Niemals sah ich ihn, aber ich sah die Vorhänge zwischen den Räumen sich bewegen, als sei er eben durchgegangen; ich hörte die Bambus-Stühle knarren, wie wenn sich eben ein Gewicht von ihnen erhoben hätte. Ich fühlte, wenn ich ein Buch aus dem Schlafzimmer holen wollte, daß Jemand im Schatten der Vorderveranda wartete, bis ich fortging. Tietjens machte das Zwielicht interessant durch ihr Starren in die dunklen Räume; jedes Haar sträubte sich ihr dabei und es sah aus, als beobachte sie die Bewegungen eines Wesens, das ich nicht sehen konnte. Sie trat nicht in die Zimmer ein, aber ihre Augen bewegten sich voll Spannung. Nur wenn mein Diener die Lampen brachte und Alles hell und wohnlich machte, ging sie mit mir hinein, setzte sich auf die Hinterbeine und bewachte eine unsichtbare Erscheinung, die sich hinter meinem Rücken umher bewegte. . . Hunde sind freundliche Gefährten.

Ich sagte Strickland so höflich wie möglich, daß ich jetzt im Klub Quartier zu finden glaubte. Ich pries seine Gastfreundschaft, bewunderte seine Waffen und Angelruthen, fügte aber hinzu, sein Haus und die Luft darin sagten mir nicht zu. Er ließ mich zu Ende reden, lächelte dann müde, aber ohne Empfindlichkeit, denn er ist ein Mann, der Alles begreifen kann. „Bleibe hier“, sagte er, „und erforsche, was Dies bedeutet. Alles, was Du mir mitgetheilt hast, wußte ich, seit ich das Bungalow bewohne. Bleibe noch und warte ab.“

Ich hatte eine kleine Geschichte, die sich auf ein heidnisches Götzenbild bezog, mit ihm durchgemacht, eine Geschichte, die mich fast an den Rand des Wahnsinns brachte, und hatte keine Lust, ihm bei ferneren Experimenten beizustehen. Er war an Ungeheuerlichkeiten so gewöhnt wie andere Leute an das Mittagessen. Deshalb erklärte ich noch einmal klar und deutlich, ich sei ihm sehr gut und würde ihn mit Freuden am Tage besuchen; aber unter seinem Dach möchte ich nicht mehr schlafen. Das geschah nach dem Mittagessen, als die Tietjens draußen auf der Veranda lag.

„Bei meiner Seele, es wundert mich nicht“, sagte Strickland und hob die Augen zum Dachtuch empor. „Sieh dorthin!“

Die Schwänze von zwei braunen Schlangen hingen zwischen dem Tuch und dem Gesims der Wand. Sie warfen in dem Lampenlicht lange Schatten.

„Wenn Du Dich vor Schlangen fürchtest, natürlich . . .“ sagte Strickland.

Ich hasse und fürchte Schlangen. Sieht man in die Augen einer Schlange, so glaubt man, sie wisse Alles von dem Geheimniß des Sündenfalles der Menschen und fühle die ganze Verachtung, die der Teufel bei der Vertreibung Adams aus Eden fühlte. Außerdem ist ihr Biß oft tödlich; und sie windet sich an den Beinern hinauf. „Du solltest Dein Dach einmal untersuchen lassen“, sagte ich. „Gib mir eine Mascheer-Angel; dann will ich sie herunter holen.“

„Sie werden sich zwischen den Dachbalken verkriechen. Ich kann keine Schlangen überm Kopf ertragen. Ich steige in das Dach hinauf. Wenn ich sie unter schüttele, zerplatze ihnen mit einem Ausklopfstock den Rücken.“

Ich war nicht sehr geneigt, Strickland in seiner Arbeit beizustehen, doch

ergriff ich den Stock und wartete im Wohnzimmer, während er eine Gärtnerleiter aus der Veranda holte und an die Wand des Zimmers lehnte. Die Schlangenschwänze wanden sich aufwärts und verschwanden. Wir konnten die trocken raschelnde Bewegung von langen Körpern hören, die über das sackartige Zimmerdeckentuch hineilten. Strickland nahm eine Lampe mit. Ich suchte ihm die Gefahr vorzustellen. Dachschlangen zwischen Deckentuch und Dach zu jagen! Und nebenbei die Schädigung des Eigenthums durch Zerreißen des Deckentuchs!

„Unfinn!“ sagte er. „Sie haben sich sicher zwischen Wand und Tuch versteckt. Die Steine sind ihnen zu kalt. Die Hitze im Zimmer behagt ihnen.“ Er ergriff eine Ecke des Tuches und riß sie vom Gesims los. Es gab mit Geräusch nach und Strickland steckte seinen Kopf durch die Oeffnung in die Dunkelheit des Winkels unter den Dachbalken. Ich biß die Zähne auf einander, hob den Angelhaken in die Höhe und hatte nicht die geringste Ahnung von Dem, was da etwa herunter kommen könnte.

„Hum!“ machte Strickland; seine Stimme rollte und dröhnte unter dem Dach. „Hier ist Platz für eine Anzahl Zimmer, hier oben, und — zum Teufel! — sie sind von irgend Einem in Beschlag genommen!“

„Schlangen?“ fragte ich von unten.

„Nein, es ist ein Büffel. Reiche mir die Spitze einer Maskeer-Angel herauf; ich will ihn stechen. Er liegt an dem Endpfeiler des Daches.“

Ich reichte ihm die Angel hinauf.

„Welches Nest für Eulen und Schlangen! Kein Wunder, daß es ihnen hier gefällt“, rief Strickland, während er weiter in die Höhle hinein kletterte. Ich konnte seinen Arm mit der Angel stoßen sehen. „Komm da heraus, was Du auch seist! . . . Kopf in Acht nehmen da unten! Es fällt.“

Ich sah das Dachtuch fast in der Mitte des Zimmers sich sackartig beuteln; offenbar gab es da einen Gegenstand, der es nieder preßte, immer tiefer, gegen die brennende Lampe auf dem Tisch hin. Ich nahm schnell die Lampe weg und trat zurück. Dann riß das Tuch von den Wänden los, zerriß, breitete sich aus und schoß Etwas auf den Tisch hinunter, das ich nicht anzusehen wagte, bis Strickland von der Leiter gestiegen war und neben mir stand.

Strickland war kein Mann von vielen Worten; er faßte das niederhängende Ende des Tischtuches und deckte es über Das, was auf dem Tische lag.

„Unser Freund Imray scheint zurückgekommen zu sein.“

Unter dem Tuch bewegte sich Etwas. Eine kleine Schlange ringelte sich heraus, der sogleich der Rücken mit dem dicken Ende der Maskeer-Angel gebrochen wurde. Mir wurde so übel, daß ich kein Wort sprechen konnte.

Strickland stand nachdenklich da; dann holte er sich Etwas zu trinken. Unter dem Tuch war keine Bewegung mehr zu sehen.

„Ist es Imray?“ fragte ich.

Strickland schlug einen Augenblick das Tuch zurück und schaute hin.

„Es ist Imray“, sagte er; „und sein Hals ist von einem Ohr bis zum anderen durchschnitten.“ Dann sprachen wir zugleich und zu uns selbst: „Derhalb wisperte es auch so durch das Haus.“

Tietjens erhob im Garten ein furchtbares Gebell. Einen Augenblick später schob ihre große Nase den Drücker der Thür in die Höhe. Sie schnüffelt

und war still, setzte sich nieder, zeigte die Zähne und stellte die Borderfüße fest auf den Boden. Sie sah Strickland an.

„Das ist eine böse Geschichte, alte Dame,“ sagte er. „Die Leute klettern doch nicht in die Dächer ihrer Bungalows, um da zu sterben und dann das Dachtuch unter sich fest zu machen. Laß mich es ausdenken!“

„Laß es uns anderswo ausdenken,“ sagte ich.

„Famose Idee! Lösche die Lampen aus. Wir wollen in mein Zimmer gehen.“

Ich löschte die Lampen nicht aus. Ich trat in Stricklands Zimmer und überließ es ihm, die Dunkelheit herzustellen. Er folgte mir. Wir zündeten unsere Pfeifen an und dachten nach. Das heißt: Strickland dachte nach. Ich rauchte wüthend und fürchtete mich.

„Jmray ist zurück,“ sagte Strickland. „Die Frage ist: wer ermordete Jmray? Sprich nicht; ich habe eine eigene Idee. Als ich dies Bungalow bezog, übernahm ich die meisten von Jmray's Dienern. Jmray war arglos und gutmüthig, nicht wahr?“

Ich stimmte zu, obgleich man dem Hausen unter dem Tuch nicht ansehen konnte, ob er gut oder böse war.

„Wenn ich alle Diener hereinrufe, werden sie sich dicht zusammenstellen und lügen wie Arianer. Was schlägst Du vor?“

„Rufe einen nach dem anderen,“ sagte ich.

„Dann werden sie davonlaufen und allen Genossen die Neuigkeit verrathen. Wir müssen sie auseinander bringen. Glaubst Du, daß Dein Diener Etwas ahnt?“

„Es kann sein. Ich weiß es nicht. Aber es ist nicht wahrscheinlich. Er ist ja erst zwei oder drei Tage hier. Was ist Deine Ansicht?“

Ich kann es noch nicht genau sagen. Wie zum Kukul kam der Mann hinter die unrechte Seite des Dachtuches?“

Man hörte ein lautes Husten vor Stricklands Schlafzimmerschür; das Zeichen, daß Bahadur Khan, sein Leibdiener, vom Schlaf erwacht war und seinem Herrn zu Bett helfen wollte.

„Komm herein,“ sagte Strickland. „Es ist eine sehr heiße Nacht, nicht wahr?“

Bahadur Khan, ein dicker, sechs Fuß großer Mohammedaner mit grünem Turban, sagte, die Nacht sei sehr warm; aber es sei mehr Regen in Aussicht, der, falls Seine Gnaden es gestatteten, dem Lande Erleichterung bringen würde.

„Es wird so sein, wenn es Gott gefällt,“ erwiderte Strickland, der seine Stiefel auszog. „Es ist mir eingefallen, Bahadur Khan, daß ich Dich unbarmherzig habe arbeiten lassen, schon lange, fast so lange, wie Du in meinem Dienst bist. Wann tratest Du doch bei mir ein?“

„Hat der Himmelentsprossene Das vergessen? Es war, als Jmray Sahib heimlich nach Europa ging, ohne seine Absicht kundzugeben; da trat ich in den ersten Dienst des Wohlthäters der Armen.“

„Und Jmray Sahib ging nach Europa?“

„Die seine Diener waren, sagen es.“

„Und sollte er einst zurückkehren: würdest Du dann wieder in seinen Dienst treten?“

„Sicherlich, Sahib. Er war ein guter Herr und sorgte für seine Leute.“

„Das ist wahr. Ich bin sehr müde, aber ich gehe morgen auf die Jagd. Gib mir die kleine scharfe Flinte, die ich brauche, um den schwarzen Bock zu schießen; sie liegt in dem Kasten dort.“

Der Diener bückte sich über den Kasten und reichte Stridland, der furchtbar gähnte, Gewehr und Ladestock. Dann griff er in den Gewehrkasten, nahm eine scharfe Patrone heraus und schob sie in das Verschlußstück.

„Und Jmray Sahib ist heimlich nach Europa gereist! Das ist sehr sonderbar, nicht wahr, Bahadur Khan?“

„Was weiß Unsereiner denn wohl von den Gebräuchen weißer Menschen, Himmelentsprossener?“

„Sehr wenig, natürlich. Aber Du sollst sogleich mehr davon wissen. Ich habe erfahren, daß Jmray Sahib von seinen langen Reisen zurückgekehrt ist und daß er gerade jetzt im Zimmer nebenan liegt und auf seinen Diener wartet.“

„Sahib!“

Das Lampenlicht huschte am Flintenlauf entlang, als dieser gegen Bahadur Khans breite Brust gerichtet wurde.

„Geh und sieh,“ sagte Stridland. „Nimm eine Lampe. Dein Herr ist müde und wartet auf Dich. Geh!“

Der Mann ergriff eine Lampe und ging in das Schlafzimmer. Stridland folgte und schob ihn fast mit der Mündung des Gewehrs vorwärts. Einen Augenblick sah der Mohammedaner nach oben in die schwarze Tiefe hinter dem Dachstuhl, dann nach der zuckenden Schlange auf dem Fußboden und zuletzt mit gläsernem Ausdruck im Gesicht auf den Gegenstand unter dem Tischtuch.

„Hast Du gesehen?“ fragte Stridland nach einer Pause.

„Ich habe gesehen. Ich bin Staub in der Hand des weißen Mannes. Was wird der Erhabene thun?“

„Dich innerhalb eines Monats hängen. Was sonst?“

„Weil ich ihn geodtet habe? . . . Nein, Sahib, bedenke: er ging zwischen uns, seinen Dienern, hindurch und sein Auge fiel auf mein Kind, das vier Jahre zählte. Er hat es bezaubert und in zehn Tagen starb es am Fieber . . . mein Kind.“

„Was sagte Jmray Sahib?“

„Er sprach, es sei ein schönes Kind, und streichelte ihm den Kopf; deshalb starb mein Kind. Und deshalb tötete ich Jmray Sahib im Zwielficht, als er von seinem Bureau gekommen war und schlief. Deshalb zerrte ich ihn nach oben unter die Dachbalken und machte Alles unter ihm fest. Der Himmelentsprossene weiß nun Alles. Ich bin der Knecht des Himmelentsprossenen.“

Stridland sah mich über die Flinte hinweg an und sprach im einheimischen Idiom: „Du bist Zeuge dieses Geständnisses. Er hat getödet.“

Bahadur Khan stand aschgrau da, im flackernden Licht der einen Lampe. Schnell suchte er sich zu rechtfertigen. „Ich bin in die Falle gegangen,“ sagte er, „aber die Schuld trifft diesen Mann. Er hat den bösen Blick auf mein Kind geworfen; dafür tötete und verbarg ich ihn. Nur Solche, die von Teufeln bedient werden“ — er starrte auf Tietjens, die eingeschüchtert vor ihm lag —, „nur Solche konnten wissen, was ich that.“

„Geschickt bist Du. Aber Du hättest ihn mit einem Strick an die Dachbalken binden sollen. Nun wirst Du selbst an einem Strick aufgehängt. Ordonanz!“

Ein schläfriger Polizist erschien auf Stricklands Ruf. Ein zweiter folgte ihm. Tietjens saß auffallend gleichmüthig da.

„Führt ihn auf die Polizei-Station“, befahl er dann ruhig. „Es liegt Etwas gegen ihn vor.“

„Werde ich denn gehenkt?“ fragte Bahadur Khan. Er machte keinen Versuch, zu entkommen; seine Augen hafteten am Boden.

„Wenn die Sonne scheint oder das Wasser rinnt: Ja!“ sagte Strickland.

Bahadur Khan that einen großen Schritt rückwärts, schauderte und stand still. Die beiden Polizisten erwarteten weitere Befehle.

„Geh!“ rief Strickland.

„Ja, ich gehe schon ganz geschwind,“ sagte Bahadur Khan. „Sieh, ich bin schon jetzt ein toter Mann.“ Er hob seinen Fuß; an der kleinen Bege haftete der Kopf der halb getöteten Schlange.

„Ich stamme aus einer Grundbesitzerfamilie,“ sprach Bahadur Khan; er schwankte auf seinen Füßen. „Es wäre eine Schande für mich, öffentlich auf das Schafott zu steigen; deshalb wähle ich diesen Weg. Möge man sich erinnern, daß des Sahib Hemden genau gezählt sind und daß ein Stück Seife in seiner Waschoilette liegt. Mein Kind wurde bezaubert und ich erschlug den Zauberer. Warum solltet Ihr mich durch den Strick töten? Meine Ehre ist gerettet — und — ich sterbe.“

Nach einer Stunde starb er, wie Die sterben, die von der kleinen braunen Karait gebissen werden. Die Polizisten trugen ihn und das Ding unter dem Tischtuch nach dem ihnen angegebenen Ort.

„Dieses,“ sagte Strickland sehr ruhig, als er ins Bett kletterte, „nennt man das neunzehnte Jahrhundert. Hast Du gehört, was der Mann sprach?“

„Ich hörte,“ antwortete ich. „Imrah hat einen Fehler begangen.“

„Einfach nur aus Unkenntniß der orientalischen Natur. Man muß auch an die Gewalt des jährlich wiederkehrenden Fiebers denken. Bahadur Khan hat ihm vier Jahre gedient.“

Ich schauderte. Mein eigener Diener war genau so lange bei mir. Als ich in mein Zimmer trat, wartete mein Mann, so unbeweglich wie der Kopf auf einer Münze, um mir die Stiefel auszuziehen.

„Was ist mit Bahadur Khan passiert?“ fragte ich.

„Er ist von einer Schlange gebissen worden. Das Uebrige weiß der Sahib,“ war die Antwort.

„Und was hast Du von der Geschichte gewußt?“

„So viel, wie man von Einem erfahren kann, der im Zwielicht kommt, um Sühne zu suchen. Langsam, Sahib! Lasset mich Euch die Stiefel ausziehen.“

Ich war gerade in den Schlaf der Erschöpfung gesunken, als ich Strickland von der anderen Seite des Hauses her laut rufen hörte:

„Die alte Tietjens ist auf ihren gewohnten Platz zurückgekommen!“

Und so war es. Der große Jagdhund lag stattlich in seinem eigenen Bett, unter seiner eigenen Decke. Im Schlafzimmer raschelte das zerrissene, leere Bettuch; es war gerade vom Tisch herunter gefallen.

Rudyard Kipling.



Sezession-Bühne.

Seit dem Beginn dieser fruchtbaren Saison hat Berlin ein neues Theaterunternehmen. Es führt den Namen Sezession-Bühne und soll hauptsächlich den jüngsten literarischen Strömungen dienen, die uns über den bisher herrschenden Naturalismus hinaus- und in die lichten Gefilde einer rein geistigen Kunst hinüberführen wollen. Das Theatergebäude liegt, wie es sich für ein modernes Kunstetablisement im Lande Preußen ziemt, in dem schützenden Schatten des Polizei-Präsidiums. Im früheren Alexanderplatz-Theater haben die jungen Herren ihre Bretter aufgeschlagen. Ihr fast tollkühner Versuch, das alte Gebäude des fragwürdigen Musentempels für die Zwecke des neuen Unternehmens in modernem Sinn auszugestalten, ist merkwürdig gut gelungen. Man hat mit den dekorativen Veränderungen des Hauses thatsächlich Alles erreicht, was guter Geschmack und beschränkte Geldmittel in einem architektonisch unmöglichen Raum erreichen können. Neun Premierabend, die in dem Vierteljahr seit der Eröffnung der Bühne veranstaltet wurden, gestatten uns nun auch eine Orientierung über Das, was die neuen Männer hier anstreben und leisten.

Der dramatische Naturalismus hat auf unseren deutschen Bühnen als Schutzimpfung gegen das klassizistische Epigonenthum eine Weile recht wohlthätig gewirkt. Die Schutzblattern, die er hervorrief, waren freilich nicht immer angenehm, aber man wußte, daß die Kur nothwendig war. Er hat seine Pflicht jetzt, wie es scheint, leidlich erfüllt. Da ist ihm zu rechter Zeit eine heilsame Reaktion in den Kreisen der Allerjüngsten erstanden. Aus dem Werkeltag des Naturalismus flüchteten die Neu-Romantiker in phantastische Traumländer und der, wie man meinte, nüchternen Bedanterie der Wirklichkeitskunst setzten Andere die kapriziösen Reize eines barocken Variétéstils entgegen. Ueber diesen schwankenden und tastenden Versuchen aber schwebte, unerreichbar in stiller Größe und Schönheit, ein einsam leuchtender Stern: Maurice Maeterlinck. Aus den dramatischen Schöpfungen dieser Dichterkreise ließe sich ein Spielplan im Sinne der Sezession-Bühne zusammenstellen. Die Direktion ist aber nicht so radikal gewesen, sich bei der Auswahl ihrer Repertoirestücke auf diese Kreise zu beschränken. Neben zwei kleinen Dramen von Maeterlinck und dem Gedicht „Der Thor und der Tod“ von Hugo von Hofmannsthal brachte sie allerlei Trauer-, Schau- und Lustspiele, denen sich auch andere Bühnen unbedenklich hätten erschließen können.

Zuerst wurde uns Ibsens „Komoedie der Liebe“ vorgeführt, die einst bekanntlich den norwegischen Philistern so großen Aerger bereitet hat, daß ein christlicher Gottesmann dem Dichter dafür Stockprügel ertheilen wollte. Das Publikum von heute begreift diese Erregung der Gemüther kaum. Nicht, weil die Lebensanschauungen des heutigen Philisters von denen des damaligen so sehr verschieden sind, sondern, weil er sich seufzend daran gewöhnt hat, daß auf den modernen Bühnen allerhand krauses Zeug verhandelt wird, das er theils nicht begreifen kann, theils für verschroben halten muß. Nicht im Leben, wohl aber im Theater ist der Philister duldsamer geworden. Ibsens grimmig-bittere Satire genoß man als eine unterhaltsame Verskomoedie, deren altmodisch gezierte Grazie das Publikum heiter stimmte und deren böshafte Bemerkungen über Liebe und Ehe, Tanten und Theesorten man als geistreiche Hyperbeln zu würdigen wußte!

Auch die zweite Darbietung, ein Drama von Knut Hamsun, hätte vor einem Jahrzehnt gewiß größeres Aufsehen erregt als in unseren Tagen, wo nur eine kleine Schar literarischer Liebhaber ihr ein freundliches Interesse schenkte. Das Gros der Theaterbesucher hielt sich an den abgedroschenen Stoff, die ungelente Technik und die triviale Tendenz und verwarf das Schauspiel. Sein Titel lautete „An des Reiches Pforten“. Es ist das alte Lied von dem braven Jüngling, der, an einem Scheidewege seines Lebens angelangt, zwischen dem lockenden Laster und der mühsäligen Tugend die verhängnisvolle Wahl treffen soll. In der griechischen Sage war dieser Jüngling ein Hercules, in dem modernen norwegischen Drama ist er ein Kandidat der Philosophie. Ein unseliges Kulturprodukt, in der Theorie Uebermensch, in der Praxis Don Quixote; ein genialer Grübler, der des Menschenlebens tiefste Probleme löst, aber nicht begreifen kann, an welchen allzu menschlichen Schmerzen sein thörichtes Weibchen leidet; ein wissenschaftlicher Kraftmeier, der in seinen Schriften eine Apotheose des Caesarenthumes giebt und bei der kleinen Eheherrin rührend um ein Bißchen hausmütterliche Liebe bittet. In dieser Gestalt hat Hamsun ein Meisterwerk geschaffen, das allein genügt, um sein Drama über das Niveau der landläufigen Bühnenmarktwaare zu erheben. Aber das Publikum, dem die dramatischen Hauptrollen lieber sind, die wackeren Vollen und Ganzen, die ehrlich für oder wider ihre Geschöpfe Partei ergreifen, fand an der diskreten Psychologie des Dichters Hamsun keinen Geschmack. Noch schlimmer erging es einem dritten Nordländer, Herrn Helge Rode, mit seinem Schauspiel „Königsöhne“. Das Drama behandelt in den Gestalten der beiden streitenden und strauchelnden Königsöhne, des Welkfindes und des Propheten, den uralten Kampf zwischen Einnenlust und Weltverachtung und gipfelt in dem Sieg der geläuterten Lebensfreude. Die zarte und dunkle Dichtung, im Einzelnen fast überreich an lyrischen Schönheiten und geistiger Tiefe, als Ganzes ein verworrenes Gemisch aus Romantik, Griechenthum und modernster Weltweisheit, mußte den bescheidenen Rest von theatralischer Kraft, der ihr innewohnte, in gänzlich unzureichender Darstellung einbüßen.

Zu den harmloseren Nieten des Repertoires gehörten die Aufführungen zweier Schwänke des schon ziemlich lange verstorbenen Andreas Gryphius, die man sich naiven Sinnes als volksthümliche Vorstellungen gedacht hatte und mit denen man an einem „volksthümlichen Sonntag“ einen kleinen Theaterstandal erntete, und die Aufführungen zweier groben und grellen Einakter von Anton Tschekow, die die freundliche Direktion etlichen nicht ganz „abendsfüllenden“ Stücken als Knochenbeilage zugab. Neben den Grotesken des Russen ist dann auch deutscher Humor, freilich nur in dem saloppen Gewande eines literarisch aufgepuhten Bierulks, zum Wort gekommen. Jakob Wassermann und Lothar Schmidt richteten die Schleudern ihres Spottes gegen das selbe Ziel: die Philisterfippe, die bekanntlich jeder rechte deutsche Jüngling, der das Staatsnen noch nicht bestanden hat, zu verachten pflegt. Herr Wassermann zerrte seiner Komödie „Hodenjos“ die Ordenssucht und die Denkmalsseuche an Pranger der Satire. Die scherzhafte Idee des derben Schwankes bestand nehmlich darin, daß Begebenheiten, die für das Milieu der großen Welt ziemen, in die kleinsten und kleinlichsten Verhältnisse verlegt werden, daß Beispiel der Ordensnarr ein Bürgermeister von Schopfloch und die

Localberühmtheit, der man ein Monument errichtet, ein verbummelter Kunstmaler niedersten Ranges ist. Dadurch wurde die Satire ihrer wirksamsten Spitzen beraubt und die Geißeliebe des Wizes, die so lähn ausholten und so kräftig erklangen, verfehlten meist ihr Ziel. Nicht, daß es den homo sapiens nach funkelnden Kreuzen und Sternen gelüstet, sondern, daß ein kleinstädtischer Bürgermeister das Knopfloch seines schlechtfigenden Bratenrocks mit einem bunten Bändchen verzieren will, erschien dem Satiriker tadelnswerth und lächerlich. Seine mit vielem Behagen ausgestaltete Komödie konnte die Gunst des Publikums nicht gewinnen, die dann Herrn Lothar Schmidt in reichem Maße zu Theil wurde. Eine Figur, die die werthvollsten Eigenschaften eines wirksamen Bühnentypus in sich vereinigt, steht im Mittelpunkt seines Schwankes „Der Leibalte“. Es ist die bekannte schöne Seele in ruppigem Körper, der Vertreter jener idealen Lebensauffassung, die dem deutschen Publikum, so lange es im Theater sitzt, unbedingt sympathisch ist. Dabei kein Schönredner, sondern ein derblustiger, knorriger Gesell, der auch seine kleine Schwächen, die Rehrseiten starker Tugenden, nicht verleugnen kann. So hat die löbliche Verachtung aller äußerlichen Formen ihn zum Raubheer gemacht. Aber man verzeiht ihm gern gelegentliche Geschmacklosigkeiten und Noheiten, denn man schätzt mit Recht sein goldiges Herz und seine wundervollen Wize, zu denen ihm eine trottelhafte Umgebung widerwillig die Stichwörter bringen muß. Zum Schluß stößt ihm gar ein unverschuldetes körperliches Malheur zu, das ihm das herzliche Mitgefühl aller guten Menschen im Parquet und in sämtlichen Rängen sichert. Diesem Helden, der im Verlauf des Stückes seinem früheren Freunde und Leibfuchs, einem Bedanten, Streber und Pharisäer, allmählich das Weibchen entfremdet, um es schließlich in das eigene, wärmere Nest zu tragen, verdankt die Komödie ihren Erfolg, den stärksten Erfolg, den die Sezession-Bühne bisher gehabt hat. Schließlich hat die junge Bühne auch die alten Göttern des sinkenden Naturalismus ihre Opfer dargebracht. Und sie brauchte sich dieses Abweichens von ihrer Bahn nicht zu schämen. Zwar mit dem „Gnädigen Herrn“ der Frau Elisabeth Meyer-Förster, der trotz literarischen Aufpuß und moderner sozialkritischen Miene die Abstammung von der guten Marlitt nur mühsam verbergen konnte, war kein Vorber zu ernten. Aber die vortreffliche Aufführung der schon vorher in Wien gegebenen kleinen Tragoedie „Die Bildschnitzer“ von Karl Schönherr werden Freunde und Gegner der Bühne als Verdienst anrechnen.

Keins der aufgeführten Stücke war, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ganz bedeutungslos. Bei einzelnen interessirte die dichterische Form, bei anderen der Gedankengehalt; dieses konnte als Frühchöpfung eines späteren großen Meisters, jenes als interessanter Versuch eines auf anderen poetischen Gebieten erprobten Talentcs, ein drittes als das bemerkenswerthe Erstlingswerk eines begabten Anfängers die Berechtigung seiner Aufführung nachweisen.

Aber die Sezession-Bühne will nicht nur in der Zusammensetzung ihres Spielplans, sondern auch in dem Stil der Darstellung von der herkömmlichen Schablone abweichen und etwas Neues bieten. Wie sieht es damit aus? Von einem neuen schauspielerischen Stil ist früher viel die Rede gewesen. Das war, als Ipsen in die Mode kam und einigen intelligenteren Bühnenkünstlern die Erkenntniß dämmerte, daß die Dramen des Norwegers eine andere Art der Dar-

stellung verlangten als die Schöpfungen der Herren Lubliner und Wildenbruch. Seitdem hat sich in der That ein junger Nachwuchs von Schauspielern herangebildet, der mancherlei traditionelle Handwerkertkiffe der alten Schule verachtet und verachten darf, da er Begabung und urwüchsige Eigenart genug besitzt, um ohne sie zu wirken. Aber ein neuer Stil ist damit nicht gewonnen und die engen Grenzen dieser an der naturalistischen Dramatik gebildeten Kunst traten schon deutlich hervor, als die Versdramen den Markt zu beherrschen anfangen und die auf die Moderne eingeschworenen Bühnenleiter sich genöthigt sahen, wieder zu den Vertretern der älteren schauspielerischen Richtung ihre Zuflucht zu nehmen. Hier erschließt sich den Regisseuren und Darstellern der Sezession-Bühne ein weites Gebiet noch unbebauten Bodens, das vielleicht sehr fruchtbar, aber jedenfalls auch sehr schwer zu kultiviren ist. Maeterlinds Dramen, die gewiß einen neuen darstellerischen Stil verlangen, bieten für solches Wagniß einen Ausgangspunkt und eine Richtschnur. Hier und da haben bereits früher wohlmeinende Kunstfreunde es unternommen, Maeterlinds Poesie zwischen Prospekt und Rampe lebendig werden zu lassen. Aber sie blieb spröde und stumm, so oft sie bisher die Bretter beschritt. Die den Belgier nicht kannten, verließen das Theater, ohne einen Eindruck empfangen zu haben; und Die ihn liebten, bedauerten seine szenische Verwässerung und Bergröberung. Auch die Maeterlind-Inszenirungen der Sezession-Bühne sind, wo sie etwas Neues zu geben versuchten, mißglückt. Die Aufführung des Intérieur war von stimmungloser Dürftigkeit. Die nüchtern gehaltene Szene im Garten und die feierliche Marionettenpantomime hinter den Fensterscheiben mußten in ihrer stilwidrigen Zusammenwirkung jede Illusion verscheuchen. Während im dunkeln Vordergrunde zwei Männer in trockenem Ton ein sachlich orientirendes Zwiegespräch über den neusten Unglücksfall hielten, vollzog sich drinnen im Hause ein phantastisches Schauspiel. Um den runden Tisch herum saßen, steif wie Drahtpuppen, wunderliche Leute; sie neigten sich mit seltsam hölzernen Geberden zu einander und bewegten sich langsam, in feierlich abgemessenen Schritten, hin und her. Die Darstellung widersprach im Einzelnen sich selber und im Ganzen dem Sinn und Stil der Dichtung. Nur ein einziges Mal, in der kurzen Szene der Maria, wehte es wie ein flüchtiger Hauch aus dem Poetenreich Maeterlinds über die Bühne. Den Vorwurf der Dürftigkeit konnte man gegen die zweite Maeterlind-Aufführung, die den „Tod des Tintagiles“ brachte, nicht erheben. Die Regie hatte sich um diese Aufführung offenbar redlich bemüht und an das Ganze und Einzelne mannichfache Sorgfalt verwendet. Im Hintergrund der Bühne erhob sich, von einem rings umschließenden Rahmen begrenzt, das Podium, auf dem die Traumbilder der Dichtung vorüberzogen. Dieses seltsame Mittel, die Gestalten Maeterlinds der realen Sphäre des Zuschauers zu entrücken, erwies sich als verfehlt. Nicht traumhaft zerfließen erschienen die Vorgänge auf der Bühne, sondern nur undeutlich, dem Zuschauer schwerer verständlich. Auch nöthigte, wie man mir erzählt hat, die mangelhafte Kunst des Raumes die Darsteller zur Aufbietung aller Stimmkräfte, um aus dem verschwiegene Hintergrund heraus die Flüsterreden des Dialogs hörbar zu machen. Die Szene ist das ganze Stück hindurch dunkel, den Theatersaal aber leuchte man während der Akte matt erleuchtet. Daher ging von der Bühne nicht die beabsichtigte nächtliche Stimmung aus, sondern man hatte nur das unange-

nehme Gefühl, aus einem helleren Raume in einen verdunkelten blicken zu müssen; und zu den quälenden Anstrengungen des Ohres gesellten sich die des Auges. Ein reiner Kunstgenuß war unter diesen Umständen von vorn herein unmöglich und man fühlte, als der Vorhang sich schloß und der Saal wieder hell wurde, nur eine körperliche Ermattung. Daß Regie und Schauspieler durch manches feine und bedeutende Detail überraschten und erfreuten, konnte an dem Gesamteindruck nichts ändern. Es mag heute schon banal erscheinen, darauf hinzuweisen, daß die Poesie Maeterlincs nicht nur durch Das wirkt, was sie ausdrückt, sondern vor Allem auch durch Das, was sie andeutet und verschweigt. Aber in dieser Eigenart, wenn ich nicht irre, liegen für die heutige Bühnendarstellung gerade die größten Schwierigkeiten. Hinter den einfachen Vorgängen auf der Szene, hinter den sparsamen Worten des Dialogs wittern wir geheimnißvolle Räthsel, ahnen wir verborgene Schönheiten. Stimmung ist das Alpha und Omega dieser Poesie. Todesbängen und Todesgrauen, das zuletzt zu schrillum, wahnfinnigem Entsetzen sich steigert, bildet den vielgestaltigen Inhalt des kleinen Marionettendramas vom Tode des Tintagiles. Wie abgerissene, halbverwehte Klänge einer alten schauerlichen Ballade müssen die Worte der Dichtung über die Bühne rauschen; und wie mitternächtige, verworrene Träume, nicht wie klare, miterlebte Begebenheiten, sollen die dargestellten Vorgänge an uns vorüberziehen. Wer die verschwiegenen Reize der Kunst des Belgiers restlos genießen will, Der muß — um es trivial zu sagen — zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Unsere Schauspieler aber verstehen nicht, zwischen den Zeilen zu spielen. Sie halten sich mit der frohgemuthen Zuversicht der Routine an den meist klaren äußeren Sinn; und so kommt, trotz Flüsterdialog und verdunkelter Bühne, Alles zu grell, zu nüchtern, zu verlegend deutlich heraus.

Die Sezession-Bühne hat, wo sie in ihrem Spielplan neue Wege beschritt, sich der unzulänglichen Mittel älterer Bühnenkunst bedient. Mit Maurice Maeterlinc und Hugo von Hofmannsthal sind Regie und Darsteller nicht fertig geworden. In der heimtückisch verschnörkelten Verssprache des Wienerers verstrickten und verloren sich rettungslos unsere biederen pathetischen Deklamatoren. Nur in dem Theil des Repertoires, der eine realistische Darstellung verlangte, wurde von der Regie Anerkennenswerthes geleistet. Aber einen neuen schauspielerischen Stil hat sie nicht geschaffen.

Als ich eben daran ging, aus dem bisher Beobachteten und Erfahrenen weis sagende Schlüsse auf die Zukunft unserer jüngsten Bühne zu ziehen, kam die Nachricht, das Unternehmen werde nächstens ins Neue Theater übersiedeln. Wenn nun auch eine radikale Revision des sezessionistischen Programms nach den direktorialen Grundsätzen der Frau Muscha Wuzze vielleicht nicht zu befürchten ist, so läßt doch der Umstand, daß ein wichtiger Theil der bisherigen Theaterleitung die Uebersiedelung nicht mitmachen wird, auf eine beabsichtigte Marschänderung schließen. Deshalb will ich mein Sprüchlein vertagen.

Charlottenburg.

Dr. John Schifowski.



1900.

Die Statistiker sind an der Arbeit, über das Wirthschaftsjahr 1900 Zahlenmaterial zusammenzutragen. Die Tendenz steht im Voraus fest. Bewiesen soll werden, daß die deutsche Volkswirtschaft noch immer aufwärts schreitet, wenn sich ihr Schritt auch verlangsam hat. Und wirklich: die für die Beurtheilung der aufgewandten Wirthschaftsleistung wichtigsten Gebiete, das des Eisens und das der Kohle, liefern eine gegen das vorangegangene Jahr erhöhte Erzeugungsziffer; also ist die Ehre der Wissenschaft wieder einmal gerettet. Keine Tabelle kann aber den doch sehr wesentlichen Nachweis bringen, welche Mengen in den Gebrauch überführt und in welchem Umfang sie zur Befriedigung des augenblicklichen Bedarfes bestimmt sind. Nach langer Pause haben wir wieder ein Jahr hinter uns, in dem die Produktion der wichtigsten Rohstoffe den Bedarf beträchtlich übertroffen hat. Daß die Produktion beständig gesteigert oder doch wenigstens der Versuch gemacht wurde, sie auf der alten Höhe zu erhalten, war nöthig, weil noch ungeheure Summen in die schon groß angelegten Betriebe hineingesteckt worden waren und jede erhebliche Einschränkung und erst recht jeder Stillstand der Produktion Riesenerluste herbeigeführt hätte.

Die Arbeitsleistung hat sich im letzten Jahr überall verringert. Die Arbeiter haben zum großen Theil ihre Lohnansprüche gesteigert und vielfach eine Einschränkung der Arbeitszeit zu erreichen vermocht. Erst in den letzten Monaten gestattete die drohende Aussicht, Arbeiter entlassen zu müssen, Lohnkürzungen. Die Unternehmer gehen mißmuthig einher. Noch vor Jahresfrist hatten sie ihre liebe Noth, die Mittel zur Ausführung aller ihnen zugebachten Bestellungen und zu der solchen Aufträgen entsprechenden Ausdehnung der Betriebe zusammenzubringen. Heute hapert es an allen Ecken und Enden; nur das Geld ist flüchtig und kein Mensch weiß, wie er es sicher und zugleich nützlich anlegen soll. Um wenigstens die Ehre zu retten und um nicht frühere — nicht einmal gar zu alte — Aussagen Lügen zu strafen, wird im alten Gleis fortgearbeitet. Aber der frische Muth zu fröhlichem Wagen fehlt. Bestürzt merkt mancher Fabrikant und Händler, wie thöricht es war, Jahre lang dem verehrlichen Publikum Sand in die Augen zu streuen, um für gute Stimmung zu sorgen. Wäre die wirthschaftliche Zukunft nicht allzu lange in Rosa-farbe gemalt worden, dann wäre die Enttäuschung jetzt nicht so schmerzlich.

Unablässig wird nach den Gründen des wirthschaftlichen Umschwunges geforscht. Die Industrie hat sich eben übernommen. Die Kriege, die 1900 geführt wurden, haben die schlimme Wandlung nicht verschuldet. Gewiß machen die Philippinen den Amerikanern genug zu schaffen; trotzdem rührt der Yankee nur noch kräftiger die Arme. Der Burenkrieg soll die Unternehmungslust dadurch gelähmt haben, daß er die südafrikanische Goldausbeute hinderte und den europäischen Staaten die gewohnte Goldzufuhr entzog. Diese Behauptung reimt schlecht mit der Thatsache, daß für die vorhandenen Baarmittel kaum eine andere Verwendung zu finden ist. Für Deutschland hat der Burenkrieg im Grunde wirthschaftlich nur eine geringe Bedeutung. Nur in Zeiten eines „Aufschwunges“ wird das Eintrocknen des Goldstromes unangenehm empfunden; während der letzten Monate konnte uns diese angebliche Kalamität eigentlich sogar willkommen sein. England wird tüchtig arbeiten müssen, um sich von den in Süd-

afrika erlittenen Wunden zu erholen. Auch uns wird das chinesische Abenteuer noch manche bittere Erfahrung bringen. Bei der Liquidation werden wir wahrscheinlich recht schlecht abschneiden. China ist die Opfer, die ihm Deutschland gebracht hat, nicht werth; die Bergwerk- und Eisenbahnunternehmungen, deren Begründung dort vorbereitet wird, werden auch künftig nicht vor schwerer Schädigung gesichert sein. Und einen zweiten Kreuzzug werden selbst deutsche Politiker, wenn sie das Terrain erst kennen, nicht so leicht beginnen. Schon der Kohlenverbrauch der Kriegsschiffe mahnt zur Vorsicht. Besonders schlimm war für uns, daß wir schon in einem Zustand wachsender Erschöpfung waren, als die Sache begann. In gesunden Tagen hätten wir die Verluste natürlich leichter zu ertragen vermocht. Uebrigens scheint ein Blick auf den Kurs der chinesischen Anleihen zu lehren, daß man das Abenteuer als zum größten Theil beendet ansieht.

Die Flottenvermehrung wurde in einer Zeit scheinbar unerschöpflicher Wirthschaftskraft bewilligt. Heute wird der Bau neuer Schiffe als Nothstandsarbeit betrachtet. Schon treten sogar auf dem Gebiet des Schiffsbauens die Vereinigten Staaten mit Europa in Wettbewerb. Bisher verwendeten sie gern englisches und deutsches Schiffsmaterial; jetzt bauen sie eigene Eisendampfer und planen einen direkten Verkehr zwischen dem Revier der großen Eisenerzgruben und den europäischen Häfen. Die Erdschätze der Vereinigten Staaten sind noch nicht allgemein erschlossen, während in Europa schon ein Mangel an Rohstoffen fühlbar wird. Wir werden die amerikanische Zufuhr zur Ergänzung der heimischen Erzeugung immer dringender brauchen und thäten am Besten, uns, wie auf finanziellem, so auch auf industriellem Gebiet der amerikanischen Uebermacht zu verbünden, um von ihr nicht erdrückt zu werden.

Das Ergebniß der letzten Wirthschaftsepoche ist eine allgemeine Theuerung. Nicht nur die Preise der Lebensmittel, sondern auch die der Heizmaterialien sind gestiegen. Trotzdem genügt der Ertrag nicht immer, um die Selbstkosten zu decken oder gar einen angemessenen Gewinn zu erzielen. Daher sehen wir in allen Industrien das Sehnen nach einem Zusammenschluß der verwandten Betriebe; nur durch einheitliche Preisfestsetzungen, für die durch Strafanrohungen Respekt erzwungen wird, scheint das Unheil noch aufzuhalten. In Amerika entstehen Riesentrüsts, die alle Gewerbe zu Erfolgen zu peitschen versuchen. Bei uns wagen sich einstweilen nicht einmal die Walzwerke zusammenzuschließen, weil sie die Oberaufsicht einer Reichsbehörde fürchten, die über alle Syndikate und Kartelle gesetzt werden soll. Nur wenn den Interessenten der freie Wille nicht durch bureaukratische Maßnahmen eingeschränkt wird, ist eine Krisis der deutschen Montanindustrie zu vermeiden. Sie ist bereits da, wird nur noch den Blicken verborgen. Schon denken die vielgeschmähten Schlotjunker, die recht kleinlaut geworden sind, im stillen Kämmerlein an die Ermäßigung der Kohlenpreise. Auf hohe Agiogewinne muß verzichtet werden. Den klugen Dispositionen unserer Bankleiter ist es zu danken, daß die Noth der Zeit noch nicht fühlbarer geworden ist, und der Intelligenz dieser Männer hat das Ende des Jahres 1900 die schwere Aufgabe gestellt, Deutschland ohne allzu heftige Stöße durch die Klippen zu steuern.

Lynkeus.



Berlin, den 12. Januar 1901.

Preußenfeier.

Der preussische Landtag ist nach langer Pause wieder versammelt, er sieht auf dem noch länger schon leeren Stuhl des Ministerpräsidenten einen neuen, unverbrauchten, behenden Mann und in seine Säle bringt ein Echo des fettlichen Lärms, der die Jubelfeier der preussischen Königsmacht ankündet. So wird in Preußen denn endlich wieder einmal von Preußen gesprochen. Es war wirklich auch höchste Zeit. Jahre lang hörten wir nur von der Zukunft, die auf dem Wasser liegt, von der Nothwendigkeit, Schiffe zu bauen, von expansiver Politik nach großbritannischem Muster. Das schnelle Steigen der Bevölkerungsziffer, hieß es, zwingt gebieterisch zu einer Verbreiterung des deutschen Waaren zugänglichen Absatzgebietes und zur Sicherung neuer Heimstätten, in denen, fern von Europas zu eng gewordenen Grenzen, deutsche Menschen unter dem Schutz der deutschen Flagge leben und ihrer Kinder Zukunft bestellen können. Das mag falsch oder richtig sein: jedenfalls enthebt der Wunsch des Reiches, eines Tages das Erbe der einstweilen noch mächtigsten Händlernational anzutreten, den stärksten Bundesstaat nicht der Sorge um den eigenen Bestand. Und wenn man sieht, wie die Wurzel der preussischen Kraft allmählich verborrt, wie, von keinem festen Schutzwall rechtzeitig gehemmt, die Slavisirung vorschreitet und von dem halb schon dem Deutschthum verlorenen Osten bis weit in den Westen hinübergreift, dann steigt dräuend die Erinnerung an die Zeit Friedrichs, des ersten Preußenkönigs, auf, der den Schein höher schätzte als das Sein und, während er, um sein fürstliches Ansehen zu fördern, sich in alle Händel der damals noch kleinen Welt mengte, den jungen Staat seines Vaters verkümmern ließ. Werden so trübe Erinnerungen nun weichen? Keine Thronrede kann, mag sie den leidenden Provinzen auch erhöhte Dotationen versprechen, darauf die Ant-

wort geben. Ob Herr von Miquel wirklich geht, Herr von Rheinbaben oder Herr von Havenstein Finanzminister, der Generalmajor Budde oder der General von Bobbielst Minister der öffentlichen Arbeiten wird: Das mag die Beamtenschaft interessieren, im Ressortbereich nützlich oder schädlich wirken; Preußens Geschick wird, wie heute die Dinge liegen, nicht durch Personalveränderungen entschieden. Wohl dürfte man von modernen Menschen mehr hoffen als von den Herren Thielen, Brafeld und Hammerstein; aber eine Kulturpolitik großen Stils ist erst zu erwarten wenn, überall, im Schloß wie im Parlament, der Glaube Einlaß gefunden hat, daß Preußens Verwaltung rückständig geworden ist und vor jeder ungewöhnlichen Aufgabe versagen muß. Der Staat, der Jahrzehnte lang von den politischen Gedanken der Stein und Niebuhr, Eichhorn und Savigny, Gneisenau und Vincke gelebt hat, kann ohne Krupplanal, aber nicht ohne eine Modernisierung seines gesammten Inventars gedeihen. Der neue Ministerpräsident wird noch kaum Zeit gehabt haben, die Bedürfnisse Preußens kennen zu lernen. Sonst würde er sicher bedauern, daß Frau Borussia gezwungen war, sich bei der Säcularfeier der Königsmacht im abgetragenen Kleide zu zeigen.

Als er die Politik der Bonapartes der des Hauses Hohenzollern verglich, hat Treitschke gesagt: „Preußen allein unter allen großen Mächten besitzt Provinzen im vollen Sinn, die, der Staatsgewalt unterworfen, dennoch durch Stammesart und historische Ueberlieferung ihre Selbständigkeit behaupten. Während die straffe Centralisation des englischen, französischen, russischen Staates nur Verwaltungskörper zu ertragen vermochte, Oesterreich dagegen, bei dem Mangel eines herrschenden Volksthumes, seinen Kronländern eine gefährliche Unabhängigkeit einräumen mußte, hielt die Politik der Hohenzollern eine glückliche Mitte ein. Sie beugten die Provinzen unter die allgemeinen Staatspflichten, verfahren im Uebrigen aber mit Rücksicht gegen die althergebrachten Institutionen der Landestheile.“ Das Lob war nicht unverdient. In den dreißig Jahren aber, die, seit es gespendet wurde, verstrichen sind, hat sich Manches geändert, — und heute hört man immer lauter die Klage, der Apparat der Provinzialverwaltung sei nicht mehr brauchbar, das Maß der Selbständigkeit nicht mehr ausreichend. Besonders vernehmlich sind solche Klagen an den gefährdeten Punkten, in den national und wirtschaftlich bedrohten Ostmarken. Das Bolenthum soll zurückgedrängt, der Wohlstand der deutschen Bevölkerung durch Heranziehung neuer Industrien gemehrt, eine Gentry geschaffen werden, die, selbst wenn die Entdeutschung des Proletariates nicht mehr zu hindern ist, sozial stark genug wäre, die Verflavung aufzuhalten. „Hebung des Ostens“: so heißt das Programm, zu dem mancher Minister sich beim vollen Glas manchmal bekannt hat. Aber die Sache geht nicht vorwärts. Hier fehlt es an Geld, dort an Staatsaufträgen für die mühsam herbeigezogenen neuen Industrien; noch immer

wird über die Wohnungsnoth, die veralteten Formen des Kreditwesens, die schlechten Eisenbahnverbindungen gekammert. Es wäre die Pflicht der Regierung, zunächst die wichtigsten Bedürfnisse des Ostens zu befriedigen, ehe sie daran denkt, in günstiger gestellten Landestheilen die Verkehrsmittel zu bessern, eine Pflicht einfachster Klugheit, keinen Staatsauftrag, der im Osten ausgeführt werden kann, in einen anderen Industriebezirk zu vergeben. In Berlin aber will man sich nicht in den Gedanken gewöhnen, daß die Ostprovinzen als ein Kolonialgebiet zu betrachten sind, als das für Preußens Zukunft wichtigste, und daß alle verfügbaren Mittel aufgewandt werden müssen, um die Kolonien an der Oder, Weichsel, Warthe der deutschen Kultur zu gewinnen. Und ist wirklich einmal ein Minister zu ernsthafter Hilfeleistung bereit und entschlossen, dann erlahmt sein Eifer bald an der Schwierigkeit, den Unterstaatssekretär, den Dezerntenen, das ganze Heer der Bureaucratie dem Unternehmen günstig zu stimmen. „Wir haben einen Helfer, der uns nicht verläßt: die preußische Bureaucratie; sie wird mit uns nicht fertig“. Diese angeblich in einem polnischen „Salon“ gefallene Aeußerung macht jetzt im preußischen Osten die Runde. Sie lehrt uns, wie schwer es, bei der Kurzsichtigkeit mancher Behörden und der Mehrheit des Bürgerthums, sein wird, in dem stillen Kampf ums nationale Leben einen dauernden Sieg zu erfechten. Denn nicht alle Schuld darf man den Behörden aufbürden; die Kenner des Ostens sind einig in dem Urtheil, daß die Uebel, unter denen sie leiden, zu gleichen Theilen der Bureaucratie und der Indolenz der deutschen Bevölkerung zuzuschreiben sind, der leider die Widerstandskraft und die politische Leidenschaft der Deutschböhmen völlig fehlt.

Unser Beamtenthum versäumt nicht etwa seine Pflicht oder ist gar böswillig. Keineswegs. Die beiden Oberpräsidenten von Westpreußen und Posen sind ungewöhnliche Persönlichkeiten; rastlosen Fleißes, unermüdlische Anreger, von starker Liebe zu der ihnen gestellten Aufgabe erfüllt. Und unter ihnen dienen viele Männer, die das Beste wollen und Tüchtiges, manchmal Hervorragendes können. Und dennoch geht die Geschichte nicht; nicht von der Stelle. Die Polenfrage stellt eben außergewöhnliche Aufgaben: sie ist noch weit schwieriger und komplizirter, als man gemeinhin denkt. Der ferner Stehende übersieht die Nuancen; er glaubt, mit den Worten „hie Deutsche, hie Polen“ ließe sich die Sache bezeichnen und erschöpfen. Aber wie im Polenthum eine tiefe Kluft die klerikal und feudal gesinnte Aristokratie von der freigeistig-demokratischen Bourgeoisie und den Intellektuellen trennt und wie jede dieser Schichten — und neben ihnen der Klerus und die Bauernschaft — ganz differentielle Behandlung und ganz besonders vorsichtige Zügelührung fordert, so ist auch das Deutschthum der Ostmarken das Gegentheil einer homogenen Macht. Zwei Probleme erschweren auch hier wieder die Situation ungemein: das agrarische und das antisemitische; sie sind die Hauptursache, daß die Deutschen im Osten

so zerrissen und zersprengt, so macht- und hilflos sind. Die landwirthschaftlichen Kreise sind durch Jahre lang dauernde, latente, aber darum doch nicht minder heftige innere Fehde gespalten; ihre Vertretung finden beide Richtungen im Bunde der Landwirthe und im Ostmarken-Verein. Die Nichtsalsagrarieteden, so wird ihnen oft vorgeworfen, die nationale Flagge gewöhnlich in die Tasche und hissen sie nur bei besonderen Gelegenheiten; den ländlichen Grundbesitz, namentlich in Posen, beschuldigt man, er sei dreimal agrarisch und dann erst deutsch. Dafür könnte er freilich mancherlei Rechtfertigungsgründe geltend machen: die trostlose Leutenoth, traurige Verkehrs- und Absatzverhältnisse, das ewige Schwanken der Polenpolitik, das sich auf dem Lande natürlich noch weit empfindlicher fühlbar macht, und Anderes mehr. Aber die Thatfache ist da; mit ihr muß der Politiker rechnen. Diese unglückliche Spaltung raubt dem wichtigsten Berufszweig des Ostens jede Initiative und Thatkraft. Und was den Antisemitismus und die für die Förderung des Deutschthumes unbestreitbar wichtige Stellung der Juden in den polnischen Provinzen betrifft, so könnte — und müßte — man über diesen Punkt eigentlich ein ganzes Buch schreiben. Was hierin auf beiden Seiten, bei Christen und Juden, im Lauf der letzten hundert Jahre gesündigt worden ist, würde eine eingehende Darstellung erfordern. Der Mangel an politischem Sinn, an politischer Begabung und an historischer Auffassung, die Unfähigkeit, zu differenziren, die das Bürgerthum in Deutschland von je her und im ganzen Lauf der Geschichte ausgezeichnet hat, feiert heute im Osten wahre Orgien. Charakteristisch ist insbesondere die seltsame Feindschaft deutscher Kreise gegen den Ostmarken-Verein, der, trotz manchen Unbesonnenheiten Einzelner, unvergängliches Verdienst um den preussischen Osten erworben und der niemals auch nur ein feindsäliges Wort gegen die Landwirthschaft oder die Juden gehabt hat. Was dieser Verein und die hervorragenden Männer an seiner Spitze für Preußen und die deutsche Sache geleistet haben: Das wird erst die Geschichte zu beurtheilen und zu richten im Stande sein. Es ist eine nur in Deutschland mögliche Erscheinung, daß Männer, die nie Ehre für sich verlangt haben und deren Streben schon um seiner Lauterkeit willen in der Zeit der Sanden und Sternberg Anerkennung verdient, bis jetzt fast immer nur bekämpft und beschimpft worden sind. Doch herrscht in Preußen noch heute die Autorität; und nachdem endlich die offizielle Welt im Osten sich dem Ostmarken-Verein genähert hat, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch die breiteren Schichten von dem geradezu kindischen, oft auch wider besseres Wissen aufrechterhaltenen Wahn sich lösen: der Galatismus habe die Gegensätze im Osten erst verursacht oder doch verschärft. Der S. R. L.-Verein war und ist wirklich nur ein sehr mildes und sanftes Gegenmittel gegen das mit der Wucht eines Naturereignisses sich geltend machende Polenthum. Es ist ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst

der Leiter des Ostmarken-Bereins, ein Beweis ihrer Objektivität, ihrer Ehrhaftigkeit und ihrer Heimathliebe, daß sie trotz allem Haß und aller Gegnerschaft nie aufgehört haben, Freunde der Landwirthschaft zu bleiben und die unbedachten Angriffe des Antisemitismus nach Kräften abzuwehren.

Und in dieses Tohuwabohu nun, in diese politische Misere, die zwischen völliger Lethargie und philiströser Angstmeierei einherschwanzt, ist das preußische Beamtenthum hineingesetzt, in all seiner Korrektheit und Ehrbarkeit, seiner Umständlichkeit und Schwerfälligkeit. Vom Kulturkampf sagt Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen einmal: „Der Mißgriff wurde mir klar an dem Bilde ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbel hinter gewandten und leichtfüßigen Priestern durch Hinterthüren und Schlafzimmer nachsetzten.“ Mit entsprechenden Veränderungen träfe das Bild noch heute Preußens Verhältniß zum Bolenthum. Eine Behörden-Organisation, die schon unter normalen Umständen, einer national-homogenen Bevölkerung gegenüber, oft genug versagt, die den Komplikationen des modernen Wirthschaftslebens so wenig sich gewachsen zeigt, muß natürlich erst recht versagen, wo es sich um große geschichtliche Völkerfragen, um den national verschärften, im Uebrigen urewigen Kampf zwischen Königen und Priestern, um die feinen Fäden internationaler, römischer Diplomatie handelt. Man muß es aufgeben, des Bolenthums Herr zu werden mit den hundert Kautelen des heutigen Verfassungsstaates, mit Kreis- und Bezirksausschüssen, mit dem ganzen Apparat unserer Bureaucratie und unseres Parlamentarismus. Ist der Deutsche ohnehin schon zur Kolonisation herzlich wenig geeignet, so ist er völlig ohnmächtig hierzu in der dumpfen Luft unseres altpreußischen Lebens, wo der Christ nicht mit dem Juden, der Regierungsrath nicht mit dem Richter, der Richter nicht mit dem Oberlehrer und Alle nicht mit dem Kaufmann verkehren wollen. In diese stidige Welt muß von allen Seiten mit allen erreichbaren Auffrischungsmitteln hineingewettert werden; und dazu gehört denn vor Allem, daß der Schnedengang behördlicher Erwägungen einer fröhlichen, raschen Thatkraft Platz macht. Bei der jetzigen Organisation erliegen die leitenden Personen im Osten der Ueberfülle einer Tagesarbeit, die sie stündlich ermüdet und lähmt. Und dazu diese Ohnmacht gegenüber der allmächtigen Centralbureaucratie, wie Bismarck sie nannte, die über jede Bagatelle Berichte fordert und nach der heutigen Verfassung fordern muß. Ueberhaupt wird ja bei der Kritik unserer inneren Zustände viel zu häufig übersehen, daß kein Mensch in leitender Stellung, namentlich kein Minister, für irgend Etwas mehr ordentlich Zeit hat, — es sei denn für das Parlament und parlamentarischen Krimskrans. Höchstens für kurze Stunden, mit einem gewaltsamen Ruck, meist in Folge eines äußeren Anlasses wendet sich der geplagte, ermüdete Staatsmann einem bestimmten Problem zu; er muß, da

auch für ihn der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat, froh sein, wenn er allzu grobe Fehler vermeidet und die Karre in der alten Räderspur weiter schiebt. So wird auch die Polenfrage in Berlin behandelt, so muß sie heute behandelt werden. Und die Männer, die berufen wären, die Aufgaben des Staates an Ort und Stelle zu erfüllen, werden mit ihrem Wünschen und Trängen, mit ihren Rathschlägen und Berichten, mit ihren Ideen und Anregungen der ständigen Kritik und Kontrolle der gewiß sehr ehrenwerthen, sehr intelligenten und wohlgesinnten berliner Geheimrathsbureaucratie untergeordnet, die häufig genug, wiederum nach Bismarcks Wort, bei der Prüfung jedes Antrages nach Gründen sucht, ihn abzulehnen, und der in ihrer Anonymität das Verantwortlichkeitsgefühl fehlen muß. Und wenn ein Minister Dem gegenüber stolz verkündet: „Ich regire, nicht meine Rätthe“, so täuscht sich der hohe Herr gewaltig über menschliches und ministerielles Können. Die Sache ging in dem Preußen der sechziger Jahre; schon zwei Jahrzehnte später wurde der Zustand bedenklich und er ist heute im höchsten Maß gefährlich, besonders in der Polenfrage, dem heikelsten und vielleicht wichtigsten innerpreussischen Problem der Gegenwart. Das radikalste, aber auch wirksamste Mittel wäre: ein Ostmarken-Ministerium für Posen, Westpreußen und Oberschlesien mit eigenen Finanzen und eigener Verwaltung. Der Leiter, natürlich Mitglied des Staatsministeriums, dem König direkt untergeordnet. Weitgehende Machtvollkommenheit, namentlich auch bei der Auswahl der Beamten; das Verhältniß zu den Ressortministerien wäre in normalen Fällen durch gemeinsames Handeln zu regeln und durch Entsendung von ständigen Kommissarien zu erleichtern. An geeigneten Persönlichkeiten fehlt es nicht. Will man diese Wandlung aber nicht, weil man vor gesetzgeberischen Maßnahmen größeren Stils und der damit verbundenen Ueberfülle an parlamentarischer und außerparlamentarischer Diskussion, an Preßgeschwätz aus begreiflicher und verzeihlicher Scheu zurückschreckt, so stärke man wenigstens und vermehre die Machtbefugniß der Oberpräsidenten in den Ostmarken. Kraftvolle, wirksame Politik kann man doch nur von einem Beamten verlangen, der sein ganzes Leben einer Aufgabe opfert und der seinen Willen auch durchzusetzen im Stande ist. In einer langen Reihe offiziöser Artikel hat die Staatsregierung feierlich das Bestehen einer „Polengefahr“ proklamirt. Ist eine Gefahr vorhanden — und ein Beweis dafür ist doch wirklich nicht mehr nöthig —, dann ist es unverständlich, wie man ihr ohne Sondermaßregeln beikommen will. Wenn also ein Oberpräsident erklärt, er brauche so und so viele Millionen, um die Volksschule deutsch zu machen, so und so viele neue oder bessere Eisenbahnverbindungen, um geistige und wirthschaftliche Centren zu schaffen, Geld zur Förderung tüchtiger Handwerker, für das höhere Unterrichtswesen, für Kunst und Wissenschaft und für ähnliche Zwecke, um nur annähernd normale Zustände zu schaffen, so muß man ihm

entweder nachweisen, daß er Unnötiges fordert, und ihn entlassen, — oder ihm diese Mittel in die Hand geben, wenn er überhaupt Etwas leisten und verantwortlich bleiben soll. Damit er nicht zu übermüthig wird, was in Preußen für Beamte ohnehin nicht ganz leicht ist, kann man ihm ja eine richtig zusammengesetzte Ostmarken-Kommission und einen ständigen Exekutiv-Ausschuß an die Seite stellen, die alle vierzehn Tage zusammenzutreten und das inzwischene Geschehene zu prüfen haben. Die Befürchtung: „Das gehe doch nicht“, ist kindisch; Alles „geht“, wenn man nur ernstlich will. Und die weitere Furcht, solche Oberpräsidenten würden trotzdem noch zu mächtig und üppig werden, ist tadelnswerth; die preußischen Ministerien sind doch nicht Selbstzweck; übrigens könnten und müßten auch so besonders privilegierte Oberpräsidenten natürlich dem Gesamtministerium unterstehen.

Jedem, der sehen will, muß längst klar sein, daß der gesammte positive Theil der Polenpolitik — alle Maßnahmen auf ökonomischem und geistigem Gebiete, die auf die Förderung der vorhandenen deutschen Bevölkerung hingen und die Vermehrung dieser Bevölkerung durch innere Kolonisation auf dem platten Lande wie in den Städten bezwecken — im Grunde recht einfach ist und besondere Schwierigkeiten gar nicht bietet. Die richtigen Männer sind schon da; sie haben aber weder Macht noch Geld genug. Schwieriger ist der negative Theil: die polizeilichen, legislativen und administrativen Maßregeln. Sie bilden einen Theil der staatlichen Gesamtpolitik; auf diesem Gebiete muß das entscheidende Wort in Berlin gesprochen werden und man muß in Berlin hübsch bei der Stange bleiben, — nicht ein, zwei oder fünf, sondern fünfzig, ja hundert Jahre. Nur so kann die „Hebung des Ostens“ bewirkt werden, von der die Offiziellen und Offiziösen seit Jahren so viel reden und für die in der ganzen langen Zeit doch nichts Ernsthaftes geschehen ist.

... So stöhnen die Stimmen aus dem Osten; sie klingen beinahe schon hoffnungslos. Wie sollen wir, rufen sie, von Berlin Hilfe gegen die Polen erhoffen, da der Kanzler für seine Wasserpolitik doch das Centrum braucht und das Centrum nie für eine ernsthafte Germanisierungspolitik zu haben sein wird? Dabei wird vergessen, daß kein verständiger Mensch daran denken kann, den Polen das Leben im preußischen Staat unerträglich zu machen und sie auf diesem Wege in Moskowiterei und Panflavismus zu treiben. Ausnahme-gesetze helfen gegen fremde Volkssplitter eben so wenig wie gegen die Sozialdemokratie und von polizeilichen und administrativen Chicanen, von Sprachverordnungen, Zeitungverboten und Kulteinschränkungen können nur Kinder noch Heil erwarten. Um aber den Osten aus der Erstarrung zu reißen, um in den gefährdeten Provinzen Bürgern und Bauern Lebensbedingungen zu sichern, die annähernd denen des Westens gleichen: dazu braucht das preußische Staatsministerium nicht die Hilfe der politischen Katholikenpartei. In dem

Komplex dieser Fragen ist auch nicht die Abwehrpolitik, sondern die Kulturpolitik der wichtigste Theil. Gewiß ist es thöricht, die Polen alle paar Jahre anders zu behandeln, ihnen nie das Bild stetiger Ruhe, unwandelbar entschlossener Thatkraft zu bieten; wirksam aber sind sie nur durch eine positive und planvolle Förderung der deutschen Siedler zu bekämpfen. Die Institutionen sind gleichgiltig; ob man Danzig, Königsberg oder Posen zur Residenz eines reichen Hohenzollernprinzen macht, einen Statthalter im Osten ernennt, ein Ostmarken-Ministerium bildet oder die Macht der Oberpräsidenten gegen die Centralbureaucratie stärkt: wenn überhaupt nur Etwas geschieht, werden die Männer, deren Muth nachgerade müde geworden ist, mit froherem Sinn, als er ihnen jetzt beschert ist, sich zur Preußenfeier versammeln. Eines schöpferischen Staatsmannes harret da eine große Aufgabe.

Wir wollen hoffen, daß sie den Grafen Bülow reizt. Er wird, er kann nicht glauben, seine preußische Arbeit sei gethan, wenn er den Canal und die Handelsverträge durchgebracht hat. Was im Parlament und in der Presse eifrig beschwagt wird, ist nicht immer das für einen Staatskörper Wichtigste. Der neue Ministerpräsident sollte gerade jetzt, in der schlechtesten Jahreszeit, in den Osten reisen, die Zustände selbst sehen, die Bauern, Bürger, Beamten selbst hören und sehen, Kiautschou, die Marianen und andere Unbeträchtlichkeiten ein Weilchen der Fürsorge der Herren von Nichthofen und Stäbel überlassen. Dann würde er bald merken, daß in Preußen die Einrichtungen den Bedürfnissen nicht mehr genügen und eine „innere Crisis“, die er so sehr fürchtet, nicht lange mehr zu vermeiden sein wird. Und da er den Monarchen, dessen Anblick anderen Ministern Wochen, oft Monate lang versagt bleibt, fast täglich sieht, könnte es ihm, im Vollbesitz königlicher Gunst, nicht schwer sein, für seinen Reformplan Gehör zu finden. Wilhelm der Zweite fühlt sich stolz als den Sohn des Hohenzollernhauses, dessen Kraft aus dem Boden des preußischen Ostens stammt. Er weiß, daß der Große Kurfürst die weithin versprengten Hausmachtgebiete zu einer Staatseinheit zusammengefaßt, der erste Friedrich Wilhelm die Grundzüge zu einer modernen Verwaltung geschaffen, der zweite Friedrich die Rechtspflege und die geistige Freiheit in einem dem Anspruch stillerer Tage genügenden Rahmen gesichert hat. Diese Thaten brachten der Dynastie Ruhm, den selbst die schwächeren Naturen der Söhne und Enkel nicht mindern konnten. Nun ist für eine Hohenzollernthat die Zeit wieder erfüllt. Nicht würdiger könnte das Jubiläum der preußischen Königsmacht gefeiert werden als durch den Entschluß, dem alten Preußen eine moderne Verwaltung zu schaffen.



Arzt und Richter.

Der Prozeß Sternberg hat nicht nur durch den Inhalt der Beweisaufnahme, sondern auch durch den strafprozessualen Verlauf Ueberraschungen herbeigeführt. Ich erinnere an die Vernehmung zweier Vertheidiger als Zeugen, an die theilweise erfolgte Hineinziehung mehrerer anderen Strassachen, an die Verhandlungen mit einer Mitschuldigen, die sich in Amerika befand und schließlich nur gegen Gewährung freien Geleites bewogen werden konnte, nach Berlin zu kommen. Auch vom gerichtlich-medizinischen Standpunkt aus bot der Prozeß Manches, was von der althergebrachten, gewöhnlichen Form abwich. Sehr häufig werden vor Gericht ärztliche Sachverständige gehört, um über den Geisteszustand eines Angeklagten ihr Gutachten abzugeben. Diesmal waren nicht weniger als vier Aerzte — darunter ich selbst — als Sachverständige geladen, deren Aufgabe war, festzustellen, ob die Hauptzeugin, die dreizehnjährige Frieda Woyda, glaubwürdig ei oder nicht. Es giebt Juristen, die meinen, solche Feststellungen seien lediglich ihre Sache. Diese Ansicht halte ich für falsch. Es wäre im Interesse der Rechtssicherheit wünschenswerth, daß nicht nur, wenn ein Millionär, sondern auch, wenn ein Proletarier angeklagt ist, ärztliche Sachverständige über alle wichtigen Fragen gehört würden, die entweder in das Gebiet der Pathologie fallen oder es hart streifen. Dazu muß in vielen Fällen die Frage der Glaubwürdigkeit gerechnet werden. Die Frage, ob Frieda Woyda Glauben verdient, ist, wie ich schon hier erwähne, von der Frage, ob Sternberg der Thäter war oder nicht, scharf zu trennen, da die Verurtheilung auch bei der ersten Verhandlung zum großen Theil auf Grund eines Indizienbeweises erfolgte.

In neuerer Zeit ist von Medicinern mehrfach über die pathologische Lüge geschrieben worden. Es wurden Fälle veröffentlicht, wo sich die Lüge als ein Krankheitsymptom neben anderen Symptomen zeigte. Dabei muß allerdings einschränkend hinzugefügt werden, daß man das Grenzgebiet zwischen der Lüge und der unabsichtlichen Unwahrheit nicht immer genau fixiren kann. Es giebt allerlei Combinationen, wobei es auch vorkommt, daß anfangs die Lüge absichtlich ausgesprochen wird, später aber der Lügner gar nicht mehr weiß, daß er lügt. Jedenfalls giebt es Zustände, wo aus medizinischen Gründen die Glaubwürdigkeit eines Menschen herabgesetzt ist. In diesen Dingen zu urtheilen, sind die Juristen nicht kompetent; und hier sollte man häufiger als bisher das Gutachten ärztlicher Sachverständigen einholen. Das ist um so wichtiger, als sich gerade unter den pathologischen Schwindlern die gemeingefährlichsten Zeugen befinden. Durch die Treueherzigkeit ihres Wesens, die Sicherheit ihres Auftretens, die anscheinende Natürlichkeit in ihren Aussagen sind sie geeignet, auch mißtrauische Richter zu täuschen. Diese über-

schätzen nur zu leicht die Bedeutung des Tones, in dem die Bekundung gemacht wird. Eine unter Thränen gemachte Aussage wird als reuiges Geständniß aufgefaßt, eine zögernd hervorgebrachte als Beweis dafür angesehen, daß der Zeuge — oder, da es sich vielleicht in der Mehrzahl der Fälle um weibliche Personen handelt, die Zeugin — „mit der Wahrheit zurückhalte.“ Gerade solche psychopathische Personen schwindeln aber mit Thränen und ohne Thränen, zögernd und nicht zögernd, je nach der augenblicklichen Stimmung oder auch je nach der Situation, die sich ihnen bietet. Solche Thränen als Zeichen der Reue aufzufassen, ist bedenklich. Mancher Zeitverlust könnte vermieden werden, wenn man öfter ärztliche Sachverständige gleich Anfangs um Rath fragte. Dann läme es kaum vor, wie es im Prozeß Sternberg geschah, daß Wochen lang mit einer Person vor Gericht ernstlich verhandelt wird, deren Aussagen bald als freche Lügen, bald als reuiges Geständniß der Wahrheit betrachtet werden und die sich dann als eine Geisteschwache entpuppt, bei der das Lügen geradezu eins der klassischsten Symptome ist.

Bei Frieda Woyda lag die Sache anders. Ich glaube nicht, daß wir sagen können, sie gehöre in die Gruppe der pathologischen Schwindler. Bei ihnen ist die große Zahl der Lügen von Bedeutung, während bei der Woyda weniger die Zahl als die Qualität einzelner Lügen zu berücksichtigen ist. Es ist besonders ein Fall zur Sprache gekommen, wo sie eine geradezu unglaubliche Lüge mit allen möglichen Einzelheiten erfunden und weiter erzählt hat. Ganz abgesehen aber davon: es steht fest, daß die Zeugin vom Januar bis zum Spätsommer 1900 mit ihren Bekundungen Sternberg schwer belastete, dann aber ihre Beschuldigungen zurückzog und auch jetzt, während der ganzen achtwöchigen Verhandlung, ihre frühere Aussage als Lüge bezeichnete. Auf jede gesetzlich statthafte Art suchte man zu erforschen, ob sie nicht die früheren Beschuldigungen wiederholen würde. Der Vorsitzende, der die frühere Aussage für wahr zu halten schien, suchte bald durch gute, bald durch strengere Worte die Wahrheit zu ergründen. Frieda Woyda blieb unerschütterlich und wiederholte nur, daß sie früher gelogen und Sternberg nichts Unzüchtiges mit ihr vorgenommen habe. Welche Aussage nun auch die richtige sein mochte, — man wird sagen dürfen: ein Mädchen, das acht Wochen lang trotz allen Einwirkungen hartnäckig das Gegentheil von Dem sagt, was sie etwa sieben Monate vorher innerhalb und außerhalb des Gerichtssaales eben so entschieden behauptet hatte, kann nie und nimmermehr als absolut glaubwürdig und zuverlässig angesehen werden; sie kann es auch nicht vor sieben Monaten gewesen sein, — selbst wenn sie damals die Wahrheit gesagt haben sollte. Eine so plötzliche Aenderung des Charakters ist schwer zu verstehen und man wird auch ohne Annahme einer pathologischen Lügenhaftigkeit bezweifeln dürfen, daß eine unbedingte Glaubwürdigkeit der Zeugin auch nur während eines

Stadiums des Prozesses bestanden habe. Daß Frieda Wonda nicht glaubwürdig sei, hatten die beiden ärztlichen Sachverständigen — Dr. Störmer und ich — schon während des ersten Prozesses im Frühjahr 1900 bekundet und diese Auffassung ist durch den weiteren Verlauf des Prozesses, insbesondere auch durch der Wonda fortgesetzten Widerruf ihrer früheren Aussage, bestätigt worden. Nur muß man, um Das zu würdigen, so viel Logik haben, daß man zwei Dinge nicht mit einander verwechselt: die Unglaubwürdigkeit eines Zeugen als Eigenschaft seiner Persönlichkeit und die Glaubwürdigkeit einer bestimmten Bekundung dieses Zeugen. Diese kann bestehen, auch wenn der Zeuge unglaubwürdig ist. Der Richter kann eine Aussage auf Grund anderer Beweismomente als richtig ansehen, während er den Zeugen — sei es mit, sei es ohne ärztliche Gutachten — im Allgemeinen als unglaubwürdig betrachtet. Denn ein unglaubwürdiger Zeuge braucht nicht immer die Unwahrscheinlichkeit zu sagen.

Natürlich soll sich die Befragung der ärztlichen Sachverständigen nicht auf solche Fälle beschränken, wo die große Zahl der Lügen den Verdacht einer pathologischen Lügenhaftigkeit erweckt. Manchmal braucht eine solche nicht vorhanden zu sein und doch kann die Glaubwürdigkeit, besonders auf bestimmten Gebieten, aus diesem oder jenem medizinischen Grunde herabgesetzt sein. Dies ist zum Beispiel bei manchen Personen der Fall, wenn es sich um sexuelle Delikte handelt. Auch im Prozeß Sternberg, der solche Delikte betraf, mußte dieser Umstand berücksichtigt werden. Wir wissen aus Erfahrung, daß die Angaben weiblicher Personen über Sittlichkeitstentate mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Wessen hierin weibliche Personen für fähig gehalten werden, lehrte im Prozeß Sternberg die Bekundung zweier Beamten, die angaben, daß sie weibliche Personen, gleichviel, ob alt oder jung, nur in Gegenwart von Zeugen vernehmen. „Der kluge Mann brüt vor“, erklärte der Eine von ihnen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Glaubwürdigkeit gerade solcher Mädchen, die der ersten Kindheit entwachsen sind, Bedenken erregen muß, zumal, wenn sie Erlebnisse bezeugen sollen, wo sie nicht nur Zuschauer waren, ihre eigene Persönlichkeit vielmehr die Hauptrolle spielte. „Der der ersten Kindheit entwachsende Knabe, wosfern er gutgeartet ist, ist der beste Beobachter und Zeuge, den es giebt, während das gleichaltrige Mädchen sehr oft eine unverläßliche, mitunter gefährliche Zeugin abgiebt. Dies ist immer dann der Fall, wenn das Mädchen auf der Stufenleiter von Begabung, Schwung, Träumerei, Romantik und Schwärmerei auf den Punkt einer Art von Weltschmerz, verbunden mit Langeweile, angelangt ist. Dies kommt schon sehr frühzeitig, früher, als man gewöhnlich annimmt, vor, und wenn dann das Mädchen auch noch mehr oder minder mit ihrer eigenen Person in den Kreis der fraglichen Ereignisse einbezogen ist, dann

sind wir vor den ärgsten Uebertreibungen niemals sicher; der belanglose Diebstahl wird zu einem kleinen Raub, eine derbe Grobheit zu einem merkwürdigen Ueberfall, ein dummer Scherz zu einer interessanten Entführung und ein thörichtes Subengeschwätz zu einem wichtigen Komplott. Von solchen Irreführungen wissen wir Alle zu erzählen und doch lassen wir uns alle Augenblicke in der selben Art wieder täuschen.“ Das sagt der erfahrene Kriminalanthropologe und Psychologe Hanns Groß, dessen Werke allen Gebildeten, besonders aber den Juristen, zu eifrigster Lecture empfohlen seien.

Mag man nun auch sagen, daß die zuletzt erwähnten Momente nicht in das Gebiet der Medizin gehören, daß hierfür vielmehr der Richter sachverständig sei, so wird doch, wenn im konkreten Fall medizinische Gründe die Glaubwürdigkeit beschränken, der ärztliche Sachverständige bei einer geordneten Rechtspflege nicht entbehrt werden können; und ein solcher Fall liegt bei der Frieda Woyda vor, auch wenn wir sie nicht als eine pathologische Schwindlerin betrachten. Dieses dreizehnjährige Mädchen sollte über unzüchtige Handlungen Zeugniß ablegen, die nach Behauptung der Anklage an ihr selbst vorgenommen waren. Sie hatte im Januar und im Frühjahr 1900 eingehend gewisse Handlungen beschrieben, die Sternberg mit ihr vorgenommen haben sollte. Gerade auf die Einzelheiten, die sie früher angegeben hatte, zum Beispiel auf die Zahl der Fälle — es sollten drei sein —, wurde Gewicht gelegt. Das würde mit Recht geschehen, wenn ein Kind ohne sexuelle Erfahrungen dies Alles gewissermaßen spontan erzählte. Dann würde der Richter sagen müssen: Die Dinge sind vorgekommen, wie sich aus den Befundungen des Mädchens ergibt; denn woher sollte ein unerfahrenes Kind alle diese Abscheulichkeiten sonst wissen? Um festzustellen, wie sich die *vita sexualis* einer solchen Zeugin in der Vergangenheit gestaltet hat, ist es nöthig, daß ärztliche Sachverständige ihr Vorleben prüfen. Zwei Wege führen hier ans Ziel. Erstens die Anamnese. Man sucht durch Befragung von Zeugen, die das Kind früher kannten, festzustellen, wie sein früheres Leben gewesen ist, ob es viel von sexuellen Dingen gesprochen, sexuelle Handlungen ausgeführt hat. Der zweite Weg, der hier in Betracht kommt, ist die Prüfung des *status praesens*. Man kann ein solches Kind untersuchen und mitunter einen Schluß auf sexuelle Erfahrungen ziehen, die es bereits haben müsse. Das Resultat, das auf diesen beiden Wegen gewonnen wird, ist dann durch Aerzte gutachtlich zu begründen. Wie will man denn hier auf Aerzte verzichten? Der Jurist kann doch nicht durch eine körperliche Untersuchung des Kindes feststellen, wie seine Vergangenheit war, und der Jurist ist auch nicht im Stande, Vorkommnisse der früheren Lebenszeit zu würdigen, da eben hierzu die Kenntniß der normalen und der pathologischen *vita sexualis* gehö. r. Dazu sind Sachverständige nöthig. Dem Publikum,

daß etwa Einspruch erhebt, rufe man zu: *tua res agitur!* Jeder kann in eine ähnliche Situation kommen; und ob Sternberg nun das Verbrechen begangen hat oder nicht: festgestellt ist, daß sehr häufig irrtümliche Anschuldigungen von erwachsenen und unerwachsenen weiblichen Personen erhoben wurden und daß nur Aerzte im Stande waren, das genügende Material zur Aufklärung zu liefern. Mag die öffentliche Empörung gegen einen wirklichen oder angeblichen Verbrecher noch so groß sein: nicht nur in dessen Interesse, sondern zur Wahrung der allgemeinen Rechtsicherheit muß verlangt werden, daß der Angellagte nicht als Ueberführter behandelt werde, daß man vielmehr alle Hilfsmittel zur Aufhellung des Thatbestandes heranschaffe; und zu diesen Mitteln gehören oft die Gutachten ärztlicher Sachverständigen.

Bei Frieda Woyda konnten, wie auch in den Zeitungen berichtet wurde, die Sachverständigen feststellen, daß die Zeugin keineswegs ein unerfahrenes Kind war; sie hatte in früher Jugend schon sehr auffallende unzüchtige Handlungen ausgeführt, die geradezu zu den ungeheuerlichsten gehören. Wenn diese Handlungen von einem Juristen als „Kleinigkeiten“ bezeichnet wurden, so beweist Das nur, wie nöthig in solchen Dingen die Berathung durch Sachverständige ist. Es spricht sehr viel dafür, daß die Zeugin sexuell früh reif und stark sinnlich war, daß in ihren Phantasien das Geschlechtsleben eine ganz besondere Rolle spielte und daß sie früher einen Theil der Handlungen selbst ausgeführt hat, die sie als von Sternberg begangen anfangs bekundete. Auch ohne Zeugenaussagen konnte die ärztliche Untersuchung mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß Frieda Woyda in rebus sexualibus nicht unerfahren war und daß das sexuelle Leben in ihrer Phantasie eine große Rolle spielte. Auf Grund der Untersuchung und der Zeugenaussagen mußte man dann schließen, daß die Glaubwürdigkeit der Woyda bei ihren detaillirten Anschuldigungen geringer war als die eines intakten Mädchens. Ein Kind, das sexuelle Handlungen bis ins Kleinste beschreibt, die man mit ihm vorgenommen habe, von dem aber feststeht, daß es bisher keinen Vorwurf verdiente und keine sexuelle Erfahrungen hatte, wird natürlich viel glaubwürdiger sein als ein Kind, das die Geheimnisse der *vita sexualis* schon in allen Einzelheiten praktisch und theoretisch kannte und sich in entsprechenden schmutzigen Phantasien bewegte. Selbst wenn also medizinische Gründe nicht dafür sprechen, daß eine solche Zeugin zu den pathologischen Schwindlern gehört, wird man doch aus dem eben genannten Grunde auf die Feststellungen durch ärztliche Sachverständige großes Gewicht legen müssen.

Von besonderem Werthe ist es natürlich außerdem, daß der Sachverständige untersucht, wie die allgemeine Konstitution eines solchen Individuums beschaffen ist. Sexuelle Frühreife, Hyperästhesie und Perverfion werden besonders häufig bei Personen angetroffen, die auch in anderer Beziehung

nicht normal sind; und da sich die Persönlichkeit des Menschen aus eingeborenen und erworbenen Charakterzügen zusammensetzt, wird der Sachverständige auf beide achten müssen. Es ist nöthig, die ganze Persönlichkeit zu prüfen, zu untersuchen, ob sie erblich belastet ist und ob andere pathologische Erscheinungen sichtbar sind. Insbesondere ist zu prüfen, ob sich eine allgemeine degenerative Grundlage feststellen läßt, da man in solchem Fall geneigt sein wird, die Erscheinungen der *vita sexualis* nur als ein Symptom, nicht aber als eine isolirte Krankheitserscheinung zu betrachten. Auch in dieser Beziehung gewährte die ärztliche Untersuchung reichliches Material.

Es ist von der Vertheidigung im Prozeß Sternberg großes Gewicht darauf gelegt worden, daß der Schutzmann Stierstädter der Woyda die schweren Beschuldigungen, die sie vor dem Untersuchungsrichter und bei der ersten Hauptverhandlung erhob, gewissermaßen vorgesagt und daß sie dann Alles nachgeplappert habe. Von der Staatsanwaltschaft und vom Vorsitzenden aber wurde wiederholt betont, daß die Zeugin so viele Einzelheiten nicht erfunden haben könne, daß also, da von einer Beeinflussung durch Stierstädter nicht die Rede sein könne, die Dinge im Wesentlichen vorgekommen sein müßten, wie die Woyda sie früher geschildert habe. Ich glaube aber, daß auf beiden Seiten die Macht der Phantasie unterschätzt wurde. Man muß sich nur vergegenwärtigen, in welcher Weise ein Protokoll vor dem Untersuchungsrichter aufgenommen wird. Die Vorschrift, daß der Zeuge möglichst den Vorgang erzählen soll, ist sicherlich gut gemeint, aber in praxi oft kaum durchführbar. Die Vernehmung erfolgt zum Theil durch Fragen, wie ja auch zur Ergänzung vorgeschrieben ist. Hierbei ist es selbstverständlich, daß ein erfahrener und gewissenhafter Untersuchungsrichter die Antworten dem Befragten nicht in den Mund legt. Die Fragen werden auch nicht so gestellt, daß der Zeuge nur mit Ja oder Nein zu antworten braucht; wenigstens wird Das nicht die Regel sein. Aber durch jede einzelne Frage wird nicht nur das Gedächtniß, sondern auch die Phantasie des Zeugen angeregt. Ich glaube, daß man sich die Befragung der Woyda etwa in folgender Weise vorzustellen hat:

Richter: Was geschah nun, als Du in das Zimmer tratest?

Zeugin: Ich wurde zu Sternberg herangeführt.

Richter: Was thatest Du nun?

Zeugin giebt eine Antwort.

Richter: Wie verlief nun die Sache weiter?

Zeugin giebt eine weitere Schilderung.

Richter: That nun Sternberg noch etwas Anderes mit Dir?

Zeugin: Ja (sie beschreibt wieder Einiges).

Richter: Ist Das nur einmal mit Dir gemacht worden?

Zeugin: Nein; mehrmals.

Richter: Wie oft denn?

Zeugin: Dreimal.

Richter: Ist denn die Sache jedesmal in der selben Weise verlaufen?

Zeugin schweigt.

Richter: Denk doch mal nach!

Zeugin: Nein, beim zweiten und dritten Mal ist noch Dies hinzugekommen (sie beschreibt ein neues Detail).

Ich glaube, daß man sich ohne wesentlichen Irrthum die Aufnahme des Protokolls ungefähr so vorstellen darf. Hier ist ein Punkt, auf den ernstlich hingewiesen werden muß. Die Protokolle sind nicht geeignet, später ein genaues Bild von der Art zu geben, wie sich die Vernehmung abgespielt hat. Soll ein Protokoll hierauf Anspruch haben, so dürfte es nicht nur eine Art Resumé enthalten, sondern es müßte nach stenographischer Aufnahme alle Fragen und Antworten wiedergeben; man müßte sehen können, wann die Zeugin auf eine Frage zögernd und schwankend antwortete, ob sie anfangs eine Frage verneinte und erst nach mehrmaliger Wiederholung bejahte. In solchem Falle dürfte dann nicht die bejahende Antwort als Extrakt der Vernehmung hingestellt werden. Nur wenn das Zögern oder das anfängliche Schweigen auf eine Frage und die Frage selbst eingehend aufgezeichnet sind: nur dann kann man auf ein solches Protokoll Gewicht legen. Die Vorschrift, daß der Untersuchungsrichter mündlich in der Hauptverhandlung vernommen wird, kann diesen Mangel nicht ersetzen. Die Länge der verstrichenen Zeit und der Umstand, daß der Richter doch viele andere Protokolle im Kopf haben mußte, macht seinem Gedächtniß die Wiedergabe oft unmöglich.

Das Verlangen genauer Protokolirung von Frage und Antwort ist nicht etwa eine revolutionäre Forderung. Man braucht nur an das Entmündigungsverfahren zu erinnern, für das eine alte preussische Ministerialverfügung vorschreibt, daß die Sachverständigen im Termin das mit dem zu Untersuchenden abgehaltene Kolloquium nach Fragen und Antworten vollständig zu Protokoll zu geben haben. Was dem zu Entmündigenden recht ist, sollte auch dem Angeklagten billig sein. Da das vor der Polizei oder vor dem Untersuchungsrichter aufgenommene Protokoll, wenn auch nur unter bestimmten Umständen, ganz oder theilweise verlesen werden kann — Das heißt: als Beweismittel gilt —, so muß dafür gesorgt werden, daß es ein möglichst getreues Bild bietet. Das ist aber auch für den Vorsitzenden nöthig, der sich vor der Hauptverhandlung über die Materie aus den Akten unterrichtet und Anspruch darauf hat, daß ihm brauchbares Material zu diesem Zweck vorgelegt wird. Die Zuverlässigkeit des Beweismaterials muß gerade bei Sittlichkeitsdelikten leiden, wenn nicht ein getreues Bild von Inhalt und Form der ersten Aussagen der Thatzeugen gegeben werden kann. Natürlich können hierin nicht unsere mit Arbeit überlasteten Richter eine Aenderung herbeiführen. Das kann nur die Regierung, die für genügende Hilfskräfte und eventuell für Beamte, die stenographiren können, zu sorgen hätte.

Die Einzelheiten, die von den angeblichen Opfern der Sittlichkeitverbrechen oft angegeben werden, sind nicht allzu hoch anzuschlagen. Für ein Kind mit einiger Phantasie und hinreichender sexueller Erfahrung ist die Erzählung von allerlei Einzelheiten nicht so schwer, namentlich, wenn sich die Vernehmung längere Zeit hinzieht und durch viele Fragen bewirkt oder ergänzt werden muß. Ärzte, die mit hysterischen und psychopathischen Frauen und Kindern häufig zu thun haben, werden mir, wie ich glaube, beistimmen. Welche Märchen, welche Einzelheiten werden von solchen Leuten erfunden! Man weiß oft nicht, ob sie das Erzählte selbst glauben oder nicht; sie lügen so überzeugend, daß man oft erst dann zu zweifeln beginnt, wenn man die Unmöglichkeit einiger oder aller Einzelheiten beweisen kann.

Eine mir bekannte Dame beschuldigt sich ihrem Ehemann gegenüber des Ehebruchs; sie schildert den Geliebten, angeblich eine hohe Persönlichkeit, genau. Als seine Werbungen von ihr kühl aufgenommen wurden, habe er einen Selbstmordversuch gemacht u. s. w. Die Frau war durchaus hysterisch, an der ganzen Geschichte war auch nicht ein wahres Wort. Ein fünfzehnjähriger Knabe wird eines Tages einen Gang geschickt, von dem er zu spät zurückkehrte. Als er zur Rede gestellt wird, erzählt er eine lange Geschichte von einem Mann, in dessen Laden er gegangen sei. Der habe ihn durch Ansehen hypnotisirt, dann unzüchtige Handlungen an ihm vorgenommen, wobei der Knabe, den ich begutachtete, allerlei Einzelheiten über seine Stellung, den Ort des Verbrechens u. s. w. angab. Die ganze Geschichte war erfunden. Noch ein Beispiel aus der französischen Literatur. Bourdin erzählt in seiner Arbeit über lügenhafte Kinder von einem kleinen Mädchen, das durch Artigkeit und freundliches Wesen die Liebe seiner Pflegeeltern erworben hatte. Eines Tages lesen sie laut den Bericht eines Skandalprozesses, während die Kleine mit ihren Puppen spielte und anscheinend auf die anderen Personen gar nicht achtete. Mehrere Tage später sehen die Pflegeeltern, wie das Mädchen ihrer Puppe eine unanständige Stellung giebt und dabei unanständige Handlungen nachahmt. Auf ernstes Befragen erklärt das Kind, es mache nur nach, was man mit ihm selbst früher vorgenommen habe; nun folgte eine Erzählung mit allen Einzelheiten und den schwersten Anschuldigungen gegen andere Personen. Ein geschickter und erfahrener Arzt wurde mit der Untersuchung des Mädchens beauftragt, ehe man die Sache der Behörde übergab. Er erklärte die behaupteten Handlungen auf Grund der Untersuchung für unmöglich, — und schließlich gab das Mädchen zu, daß die ganze Anschuldigung unbegründet sei. Als Motiv für ihre Lüge gab sie an, qu'elle avait voulu faire comme les dames que l'on avait mises dans le journal. Bei dieser Gelegenheit will ich einschalten, daß der Wunsch, eine Rolle zu spielen, gerade bei gewissen Naturen, besonders solchen mit

krankhaft gesteigerten Gefühlen, berücksichtigt werden muß. Auch bei Frieda Woyda ist Das nöthig, da ihre erste und ihre zweite Aussage vielleicht weniger von Stierstädter und von Sternbergs Gold beeinflusst waren als von der Sucht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Bei den allmählichen Uebergängen von der hysterischen Lüge und Eitelkeit zu der nicht hysterischen normaler Personen wird die Befragung sachverständiger Aerzte mitunter nützlich sein. Jedenfalls darf auf die vielen Details bei den Anschuldigungen durch Kinder kein zu großes Gewicht gelegt werden, da die forensische Literatur beweist, wie trügerisch solche Darstellungen oft sind.

Noch mehr wird in einem konkreten Fall der Werth der Details sinken, wenn durch Sachverständige bewiesen werden kann, daß diese entweder unmöglich oder doch in hohem Grade unwahrscheinlich sind. In dieser Beziehung kann ich sagen, daß die Anschuldigungen, die Frieda Woyda gegen Sternberg erhob, theils Unmögliches, theils sehr Unwahrscheinliches enthielten. Das heißt: daß die Sternberg zugeschriebenen Handlungen nicht so stattgefunden haben können, wie die Woyda sie schilderte. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß Sternberg unschuldig sein muß und daß er nicht wenigstens einen Theil der Handlungen ausgeführt haben kann.

Zu beachten ist auch, daß die Angaben der Woyda sehr verschieden waren. Nicht nur hat sie in der zweiten Hauptverhandlung Alles bestritten, was sie früher angegeben hatte; sie hat auch bei ihren früheren Vernehmungen, und zwar auf der Polizei und vor dem Untersuchungsrichter im Januar und bei der ersten Hauptverhandlung im Frühjahr 1900, die Handlungen, die angeblich mit ihr vorgenommen waren, ganz verschieden beschrieben. Ich kann sagen, daß die Handlungen so, wie Frieda Woyda sie vor dem Untersuchungsrichter und in der ersten Hauptverhandlung geschildert hat, unmöglich ausgeführt sein konnten und daß sie in wesentlichen Punkten von der Wahrheit damals abgewichen sein muß. Auf Details kann ich hier natürlich nicht eingehen. Die Handlungen Sternbergs, die Frieda Woyda auf der Polizei bei ihrer ersten Vernehmung angab, sind an sich möglich, während Das, was sie später vor dem Untersuchungsrichter hinzusetzte, wie gesagt, zum Theil zu den Unmöglichkeiten gehört, theils sehr unwahrscheinliche Einzelheiten enthält. Und für die Frage nach der Glaubwürdigkeit im konkreten Fall ist es natürlich von Bedeutung, wenn wesentliche Momente, die eine Zeugin angiebt, einfach aus dem Bereich des Möglichen zu verbannen sind.

Ich wollte hier nur gewisse Beziehungen zwischen Medizin und Jurisprudenz beleuchten, wie sie besonders bei der Bewerthung von Zeugenaussagen sichtbar werden. Die Juristen sollten sich nicht aufs hohe Pferd setzen und meinen, sie seien, ohne von der ärztlichen Wissenschaft unterstützt zu werden, im Stande, die Rechtspflege zu sichern. Freilich lassen sich die

Richter recht häufig durch ärztliche wie auch durch andere Sachverständige berathen. Nur wäre zu wünschen, Das geschähe noch viel öfter als heutzutage. Zu verlangen ist, daß, wenn von einer Partei im Prozeß die Aussagen eines Zeugen mit Rücksicht auf dessen Geisteszustand ernstlich in Frage gestellt werden, nicht der Gerichtshof einfach sage, auf ihn mache der Zeuge den Eindruck geistiger Intaktheit, sondern daß er dann die Fachmänner zu Rathe ziehe und sich nach deren Urtheil richte. Nun liegen gewisse prozessuale Schwierigkeiten vor, die in solchem Fall das Gericht und auch den Arzt in ihrer Arbeit hemmen. Insbesondere kann über einen Zeugen für die Untersuchung des Geisteszustandes nicht so verfügt werden wie über den Angeklagten; und so kann der Arzt, der den Verhandlungen beiwohnt, vielleicht auch die Protokolle gelesen hat, schwer zu einem abschließenden Urtheil kommen. Eine genaue Untersuchung des Zeugen ist nöthig, kann aber ohne dessen Einwilligung nicht erfolgen. Widersteht er sich — oder auch, wenn er minderjährig ist, der Vater oder der Vormund — einer Untersuchung, so kann in vielen Fällen ein sicheres Gutachten nicht ausgestellt werden. Man wird auch zugeben müssen, daß es bedenklich wäre, einen Zeugen ohne Weiteres einer Untersuchung seines Geisteszustandes zu unterziehen. Immerhin muß man, nach dem alten Grundsatz: in dubio pro reo, dem Angeklagten, der doch kein überführter Verbrecher ist, Schutz gewähren und darf, wenn bei Ärzten psychiatrische Bedenken gegen einen Zeugen vorliegen, ohne daß ein abschließendes Gutachten gegeben werden kann, den Zeugen nicht als glaubwürdig betrachten und jedenfalls nicht zur Belastung benutzen.

In Privatgesprächen über den Fall Sternberg konnte man hören, die Entbehrlichkeit ärztlicher Sachverständiger in solchem Prozeß sei erwiesen, da ja doch eine Verurtheilung erfolgt sei. Das verräth eine recht oberflächliche Betrachtung dieser Dinge. Wenn auch die Unglaubwürdigkeit einer Zeugin auf Grund ärztlicher Gutachten als bewiesen angesehen wird und der Gerichtshof als sicher annimmt, daß gewisse Details bei den unzüchtigen Handlungen des Angeklagten nicht vorgekommen sind, so ist es trotzdem durchaus logisch, zu sagen: es liegen genügend andere Indizien vor, durch die der Angeklagte überführt wird, unzüchtige Handlungen an Frieda Woyda vorgenommen zu haben, wenn auch nicht Alles so gewesen ist, wie das Mädchen vor einigen Monaten behauptete. Jedenfalls hat gerade der Prozeß Sternberg bewiesen, wie wichtig für Richter die Belehrung durch Sachverständige ist. Daß man zur Aufklärung über gewisse Spezialfragen auch nicht immer mit den beamteten Gerichtsarzten allein auskommt, sondern dazu Ärzte braucht, die sich mit dieser oder jener Spezialfrage eingehender beschäftigt haben, ist zwar selbstverständlich, sollte aber auch noch mehr beherzigt werden, als es geschieht. Nicht jeder Gerichtsarzt kann mit allen Einzelheiten auf allen Gebieten ver-

traut sein; ich brauche nur an den abnormen Geschlechtsstrieb zu erinnern. Hier und in ähnlichen Fällen müssen eben Spezialforscher ergänzend mitwirken, wenn man die Rechtspflege sicherstellen will. Besonders auch dann, wenn die allgemeine Volksströmung oder auch die Stimmung der Richter oder gar diese beiden Instanzen gegen den Angeklagten zu sprechen scheinen, ist es nöthig, durch kühl ausgearbeitete Gutachten sachverständiger Aerzte die Fällung eines gerechten Urtheils zu erleichtern. Mutatis mutandis lassen sich auf den Fall Sternberg und auf ähnliche Fälle, wo die allgemeine Stimmung gegen den Angeklagten ist, die Worte anwenden, die Franz von Holtendorff in der Psychologie des Mordes über die Zurechnungsfähigkeit von Mördern sagt: „Bemerkenswerth bleibt freilich, daß in manchen derartigen Fällen die volle Zurechnungsfähigkeit der Thäter von Sachverständigen in Zweifel gezogen wurde, obwohl angesichts der moralischen Ungeheuerlichkeit der That und der durch sie hervorgerufenen allgemeinen Aufregung Muth dazu gehörte, solche Zweifel auszusprechen. Nach der ihm innewohnenden Sympathie läßt das Publikum es ruhig geschehen, wenn bei Kindesmörderinnen die Zurechnungsfähigkeit für und wider erörtert wird; es pflegt aber in Entrüstung zu gerathen, wenn Irrenärzte in wissenschaftlich abgefühilter Stimmung den inneren Schuldzustand eines Menschen prüfen wollen, dessen Verdammung im öffentlichen Interesse nothwendig erscheint. Je unamenschlicher die That, desto mehr pflegt dem Instinkte der Furcht folgend, die öffentliche Meinung gleichsam die Zurechnungsfähigkeit des Thäters zum Zweck der Beurtheilung zu wünschen, während eben aus den selben Umständen in ärztlichen Beobachtern der erste Verdacht geistiger Störungen empordämmert.“

Dr. Albert Moll.



Die Akademische Lesehalle.

Mitten in Berlin und doch dem nervenzerrüttenden Geräusch der Straße fern, liegt in schöner Abgeschlossenheit ein Bau, der eben so wie Das, was er in sich birgt, fast nur den akademischen Kreisen bekannt sein dürfte. Zwischen Miquels Ministerium und dem Marstall erhebt sich dort, wo das von Politikern viel citirte Kastanienwäldchen vom Häusermeer noch nicht verschlungen ist, ein schmuckloses Bauwerk, das in der offiziellen Sprache der Universität den Namen Barackenauditorium führt und verdient. Es war als Aushilfshörsaal gedacht und wurde wie mit der Rolle hingeklackt; es muthet ganz wie eine große, massive Baubude an und läßt kaum ahnen, daß in diesen dünnen Backsteinmauern für manchen der Alma Mater längst Entwöhnten ein Stück Leben liegt. Bannte und begeisterte doch hier Heinrich von Treitschke ein alle Stände umfassendes Auditorium mit seinem durch Mark und Bein rollenden Vortrag. Heute

ist hier, nachdem öfters äußere Umstände eine Ausquartirung bedingten, wieder die Wohnstätte der Akademischen Lesehalle; und Jeder, dem sie am Herzen liegt, möge des Wunsches Fürsprech werden, daß dem trefflichen Institut dieser für seine gedeihliche Entwicklung denkbar günstigste Ort dauernd erhalten bleibe. Innerlich mit der Hochschule nur in losem Zusammenhang, ist die Akademische Lesehalle auch äußerlich von ihr getrennt, liegt aber dicht vor ihrer Thür, und zwar in erquickender Ruhe; denn die Alleen, die von der Dorotheenstraße herführen und in den Weg hinter der Universität einmünden, betreten wohl außer den Akademikern nur Kinder mädchen und Ammen, die mit dem lieben Auge alter Anhänglichkeit in die zu ebener Erde gelegenen Hörsäle lugen, wo die ihrer Obhut einst Anvertrauten lehren und lernen. In den Ferien hört dann der Verkehr fast gänzlich auf und nur an lauen Sommerabenden kommt in dieses von keiner Lampe durchleuchtete Fleckchen Erde der kräftige Kanonier vom Kupfergraben geschritten und küßt sein Rädchen unter den Kastanien. Reges Leben herrscht gewöhnlich nur, wenn im Dezember die Wahlen für die Lesehalle anstehen. Dann wird das Institut eine Woche lang im lokalen Theil der Berliner Zeitungen erwähnt, und zwar in folgenden Stadien:

I. Meldung des historischen Faktums:

Mit Einwilligung Sr. Magnifizenz des Herrn Rectors der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität sind die Wahlen für die Akademische Lesehalle auf den sechsten bis zehnten Dezember festgesetzt worden.

II. Eine Dosis Didaktik:

Es hat in weitesten Kreisen der Bevölkerung Aufsehen erregt, daß die Wahlen für die Akademische Lesehalle vier Tage beanspruchen, während doch der Herr Reichskanzler im Einverständnis mit dem Bundesrath nur einen Tag für die Reichstagswahlen ansetzt. Das erklärt sich daraus, daß die Akademische Lesehalle zur Zeit etwa 1600 Mitglieder hat und aus haupolizeilichen Gründen satzungsgemäß auf je 400 Wähler ein Wahltag gerechnet wird. Wie unsere Leser wissen, gilt der Kandidat für gewählt, der 100 Stimmen auf sich vereinigt.

III. Hissung des Sturmballs:

Allem Anschein nach dürften diesmal die Wahlen für die Akademische Lesehalle zu Stürmen führen, wie sie in den Annalen der Universität noch nicht verzeichnet gewesen sind. In Folge verschiedener übel empfundenen Vorkommnisse gährt es ganz gewaltig unter der Studentenschaft. Wie stets in früheren Jahren

hüben

tritt die F. W. B. (Freie Wissenschaftliche Vereinigung), die sich durch ihr bescheidenes Auftreten und ihre uneigennütigen Bestrebungen die Liebe und Achtung der Dozenten und denkenden Studirenden erworben hat, gegen die Uebergriffe jenes sattfam bekannten B. D. St. (Berein Deutscher Studenten) auf, der in den Bahnen eines von oben her ausgemusterten und als Theolog

drüben

sucht auch jetzt wieder jene mit einigen Renommirgermanen gemischte morgenländische Gesellschaft, die unter der Dedresse F. W. B. firmirt, sich unberechtigt ans Licht zu drängen. Der B. D. St., der getreue Eckart der vaterländisch empfindenden Studentenschaft, wird, seiner Traditionen eingedenk, im Bunde mit den ihm gleichgesinnten Korporationen wacker und mannhaft das Banner der nationalen

verschiedenen Hezypaffen wandelnd, Wahrheit und Recht mit Füßen tritt. Auf die Schanzen, Kommilitonen!

Idee hochhalten und zum Siege führen.
Sempor idem! Nunquam retro!

IV. Die Phase kleiner Furchterlichkeiten:

Der Drang nach wohlwollender Objektivität stellt Persönliches an den Pranger, worauf der Angegriffene in der glücklichen Lage ist, den sympathischen Paragraphen 11 anzuwenden. Spitzmarke des Artikels: Mit welchen verwerflichen Mitteln skrupellose Gegner . . .

V. Sensationelle Haupt- und Staatsaktion der Behörde:

Die vertheilten Flugblätter und abgehaltenen Versammlungen werden verboten. In einem vom heutigen Sprachgebrauch bisweilen abweichenden Deutsch mahnt blutenden Herzens Seine Magnificenz der Rektor die akademischen Bürger, sich nicht unglücklich zu machen, und droht mit Strafen. Der Erlaß eint Freund und Feind zum Protest.

VI. Verkündung des Wahlergebnisses:

Sieger.

Schwungvoller, den gesunden Menschenverstand der akademischen Jugend rühmender Artikel. Aufzählung der Sieger.

Unterlegene.

Betrachtungen
aus

der Mogelperspektive.

Damit verschwindet die Lesehalle wieder aus der Welt unseres heutigen Wissens und nur in jenen zum Glück seltenen, aber immerhin durch tieftraurige Beispiele zu belegenden Fällen, wo am Tage der Wahl erregte Gemüther hart an einander geriethen und dann mit der Pistole sündigten und sühnten, kommt sie wieder ins Gerede, und zwar meist zu ihrem Schaden. Das ist zu bedauern. Denn sollte diesem Institut, das keinem geschäftlichen Interesse dient, sondern seine Ueberschüsse zum Nutzen seiner Mitglieder verwendet, das Wohlwollen der Gebildeten verkümmert werden, so müßte es im Werth sinken und am Ende gar seine Pforten schließen. Wo aber wäre in Berlin Ersatz dafür? Nirgends! Denn diese in die Hunderte gehende Fülle an politischen und belletristischen Zeitungen und Zeitschriften hat keine Einrichtung, mag sie nun Klub, Café, Redaktion oder sonst wie heißen, aufzuweisen. Dazu kommt, daß das Direktorium, in dem jetzt die Nationalen die Oberhand haben, unablässig bemüht ist, das Institut auf der Höhe zu erhalten, und geäußerte Wünsche, dieses oder jenes Organ anzuschaffen, nach Kräften erfüllt. Wie unparteiisch dabei vorgegangen wird, beweist ein Blick in den Rechenschaftsbericht, wo die „Jüdische Turnzeitung“, also die Zeitschrift Derer, die nach Max Nordau „Muskeljuden“ werden sollen, zu den schon vorhandenen, rein jüdischen Interessen vertretenden Organen genommen ist. Möge diese Unparteilichkeit im Direktorium, auch wenn einmal eine andere Richtung ans Ruden kommen sollte, immer walten! Auch unter den Mitgliedern ist innerhalb des Lesesaales von einer Parteilung nichts zu merken. Das verhindert schon das heilsame, in lateinischer Sprache von der Decke herabhängende Gebot: Mund halten! Dies Silentium ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen, denn wo so viele Menschen verkehren, geht es ohne Worte nicht ab. Denn aber wirklich der Eine oder Andere allzu lebhaft in der Unterhaltung ird, so genügt ein kurzes Wischen, um die Stimmen der Sprecher zu dämpfen

nur Wenige werden sich eines Auftrittes entziehen, wo erst der herbeigeholte Inspektor ein paar Herren rügend auf die Hausordnung aufmerksam machen mußte. Sogar von der Vergünstigung des Rauchens wird nur vereinzelt Gebrauch gemacht. Daß sich aber doch Elemente eindrängen, die nicht hierher passen, läßt sich leider nicht in Abrede stellen. Da ist zunächst Kommilitone Knabbermann mit der Klappstulle zu erwähnen. Mit dem Hut auf dem Kopf sitzt er breitspurig da, hält in der Rechten die Zeitung, während die Linke die Klappstulle zum Munde führt, der sie dann schmauzend hinuntergiert. Mit dem Abdruck seiner fettigen Finger kommt nun das Blatt in die Hände des nächsten Lesers, der, wenn er ein auch nur einigermaßen reinlicher Mensch ist, lieber auf die Lecture verzichten als einen Fettlappen anfassen wird. Ungleich bössartiger ist ein anderer Kunde: Kandidat Ausschneider. Dem haben es namentlich die Wochenschriften angethan, die er durch das Herausschneiden oder Zehen ganzer Artikel um ihren Werth bringt. Er ist, wie sein sauberer Genosse stud. Schmierhand, der überall seine albernen Marginalnoten hinsetzen muß, in so zahlreichen Exemplaren vertreten, daß viele Zeitschriften nur dadurch den anständigen Besuchern zu erhalten sind, daß sie im Bureau aufbewahrt und nur gegen die Hinterlegung der Mitgliedskarte ausgegeben werden. Ein anderer Spitzbube, der weniger die Allgemeinheit, dafür aber desto empfindlicher den Einzelnen schädigt, ist der Paletotmarder. Wie oft ist nicht einer der Beamten in den Saal mit den Worten getreten: „Silentium, meine Herren! Soeben ist wieder ein Ueberzieher gestohlen worden! Bitte, achten Sie besser auf ihre Garderobe!“ Diese Warnung wird denn auch in richtiger Weise so befolgt, daß die Meisten ihre Ueberkleidung überhaupt nicht mehr ablegen. Dieser Uebelstand wird erst dann schwinden, wenn ein Garderoberraum geschaffen wird, wie er sich vor dem großen Lesesaal der Königl. Bibliothek befindet, wo Jedem Hut und Ueberkleidung unentgeltlich gegen eine Marke aufbewahrt werden. Das kann aber nur geschehen, wenn die Lesehalle um mindestens das Doppelte vergrößert wird. Denn trotz der geschicktesten, nur durch mathematische Kunststücke ermöglichten Ausnutzung des Raumes ist der Aufenthalt im Semester und namentlich während des Winters eine Qual. Auch die beiden anderen Räume, das Entree und das Bureau, sind unzulänglich und es ist bewundernswerth, was Alles darin untergebracht ist. In dem Engpaß des Entrees hängt auf der einen Seite das Schwarze Brett, wo die amtlichen und solche Ankündigungen, die für die Mitglieder Interesse haben könnten, angeschlagen werden; daß das Direktorium dabei privaten Mittheilungen großen Spielraum läßt, ist dankbar anzuerkennen, nur sollte es Anschläge, die albern sind, ablehnen, wie jenen, wo der Herausgeber einer verfloffenen Zeitschrift die Kommilitonen also apostrophirte: „Ich bedarf für die nächste Nummer meiner Zeitschrift noch mehrerer Gedichte. Zusendungen mit Rückporto zu senden an u. s. w.“ Die andere Seite nimmt das Telephon ein. Gewiß ist es löblich, daß die Akademische Lesehalle ans Fernsprechnetz angeschlossen ist: nur müßte auch eine abgeschlossene Zelle vorhanden sein. Jetzt aber ist der Fernsprecher so gut wie gar nicht vom Lesesaal getrennt, und wenn dann irgend ein Herr sechs- oder siebenmal in den Apparat die Nummer hineinbrüllt, bevor ihm der Anschluß gelingt, wenn er sich dann als Dr. Stammer vorstellt und in lautem Tone zu schwabbeln beginnt: „Na, Fanny, bist Du morgen Abend zu Hause?“

und Minuten lang die Lesenden mit seinem Geschwätz fñhrt, so ist Das ein Unfug, den ein taktvoller, rñcksichtvoller Mensch sich nie zu Schulden kommen lñsst.

Und dann daneben das Bureau! Diese Rabache, wo die beiden Beamten, die still, sicher und zuvorkommend ihres Amtes walten, sich kaum rñtteln und rñhren kñnnen. Wenn nun einmal durchaus agitirt werden muÙ, sollte hier eine krñftige Agitation einsetzen, um durch einen Um- oder besser noch Neubau diese hñßlichen Zustände abzustellen. Das Direktorium wñrde sich gewiÙ gern zum Fñhrer dieser Bewegung machen. Aber allein vermag dieser Faktor des Vorstandes nichts auszurichten; da muÙ der andere mit seinem grñßeren EinfluÙ hinzukommen: das Kuratorium. In diesem Kollegium, das aus dem Rektor, der den Vorsitz fñhrt, dem Richter und sechs Dozenten besteht, ist der Rektor, der jedes Jahr neu gewñhlt wird, am Wenigsten stabil; auch die Dozenten wechseln, wenn auch nicht so hñufig; immer bleibt nur Herr Dr. Daude, der Universitãt Richter. Das ist ein gar gewaltiger Herr und Geheimrath. Streng sind seine Zñge und ein groÙer Gerichtsvollzieherbart giebt seinem Antlitz ein martialisches Ansehen, das furchtsame Naturen leicht einschñchtert. Wer ihn im Parlament, wo er als Kommissar der Regierung manchmal das Wort nimmt, kennen lernte, weiÙ, daÙ er ùber ein markiges Organ und einen flñssigen Vortrag gebeut und daneben die Gaben eines verbindlichen Wesens besitzt. Also ganz der Mann, der mit seiner groÙen SachkenntniÙ der Lesehalle von Nutzen sein kñnnte. Aber mit ihm hat das Direktorium hñufig Konflikte, die, leider von auÙen her unnñthig aufgebaut, beiden Theilen nicht angenehm sind. Und Herr Daude, der einer holden Sage nach ein lauschiges Trintgemach sein eigen nennen soll, also Etwas vom Poeten an sich hat, mag wohl mehr als einmal, wenn er sich von Amtes wegen als Richter in Positur setzen und ein herbes Wort sprechen muÙte, mit zerrissener Seele bekannt haben: „Gescheiter wãre es gewiÙ, ich sagte zu den jungen Herren: Kommilitonen, wozu denn all dieses kleinliche Hadern? Seid gemñthlich und kommt zu mir; ich will Euch erquicken mit Meth und mit Most und traute Zwiesprach mit Euch halten. Nur bleibt mir fort mit allem Offiziellen und erklãrt mir nichts zu Protokoll!“ Aber das Offizielle und die Sucht, Alles gleich an die groÙe Glocke zu hãngen, haben gerade im akademischen Leben Hñßliches verschuldet. Wenn da vor Jahren, als Herr Bosse noch amtirte, zwei in der Lesehalle ausliegende Zeitschriften wegen aufrñhrerischen Inhalts entfernt wurden, so hãtte sich Der, den sie so aufrñhrten, daÙ er sie verbot, erst fragen sollen: „Rñhren sie denn auÙer Dir sonst noch wen auf?“ Die Mitglieder der Lesehalle gewiÙ nicht! Die wurden erst durch das Verbot auf die Blãttchen aufmerksam, wunderten sich ùber den Verdacht, daÙ so dummes Zeug akademische Bñrger aufrñhren solle, und schoben die Verantwortung der unrichtigen Person in die Schuhe.

Aber auch die Studirenden sollten mit offiziellen Heldenthaten sparsamer sein und sich bei jedem Antrag, den sie ans Direktorium stellen, ùberlegen, ob er ùberhaupt Etwas mit der Lesehalle zu thun habe und ihr Nutzen bringe; denn bei manchen, vernñnftiger Weise vom Direktorium abgelehnten Antrãgen lassen sich beide Fragen schwerlich bejahen. Anders verhãlt es sich aber mit dem Antrag, die Akademische Lesehalle an Sonntagen nachmittags, wo sie sonst geschlossen war, fñr Jedermann aus dem Volke unentgeltlich offen zu halten. Das

kann dem Institut nur von Nutzen sein; das Direktorium stimmte daher zu, aber Rektor und Kuratorium lehnten ab. Vom allgemein menschenfreundlichen Standpunkt aus hätten auch sie gewiß gern ihr Placet gegeben, werden aber wohl durch schwere Bedenken anderen Sinnes geworden sein und also argumentirt haben:

Der Rektor aus ästhetischen Gründen:

„Jedesmal, wenn ich vom Opernplatz her zu dem prächtigen Universitätsgebäude schreite, freue ich mich, Rektor zu sein; sehe ich aber dann aus dem Hinterfenster auf diesen Spuckkasten hinab, den ich der großen Welt als Akademische Lesehalle vorstellen soll, so schäme ich mir die Augen aus dem Kopf.“

Die sechs Dozenten: schließen sich Dem an.

Der Richter wegen Untergrabung der Autorität:

„Die Lesehalle ist eine Halle zum Lesen. Lesen ist Arbeit, Arbeit aber am Sonntag für gute Christen verpönt. Das thun nur schlechte Christen und Staatsbürger, die am Sonnabend Feiertag haben. Und wenn nun so ein Naturkind, das bisher nur den Revysohn las, durch den Namen der Zeitung irregeleitet, zum Organ des Dr. Bachler greift, so wird seine Linke weh ans krampfende Herz fassen und seine Rechte den Bachler zerknüllen und den Bruhn und den Böckler. Dann wird sich der schlechte Christ erheben, und da die Zeitungen in Halter eingeklemmt sind, eine Holzerei entstehen; ich werde gerufen und komme und muß meine Ohnmacht bekennen. Denn wenn auch das Naturkind vielleicht ein civis germanus ist, so habe ich doch nur Gewalt über einen civis academicus. Die Polizei kann auch nicht einschreiten, denn sie hat kein Recht, das Gebiet der Alma Mater zu betreten. Universitätspolizist bin ich nur! Also muß ich Sie bitten, meine Herren, zu folgender Formulirung die Unterschrift zu geben: Zu ihrem lebhaftesten Bedauern müssen Seine Magnificenz der Rektor und das Kuratorium den Antrag ablehnen, dieweil nur eines Akademikers Fuß das Universitätsgelände betreten darf.“

Der Antrag soll unter Harnacks Rektorat wiederholt werden; da der Erfolg mehr als zweifelhaft ist, mögen die Studenten sich vorläufig damit begnügen, die ästhetischen Bedenken des Rektors und der Dozenten zu würdigen und geziemend um einen Neubau zu bitten. Wenn sie das Ziel erreichen, wenn sie einen Spuckkasten mit menschenwürdigen Räumen erhalten, dann wird die Akademische Lesehalle eine Hochschule der Journalistik sein, wie sie besser nicht gedacht werden kann. Da wird der Student stumme und doch so beredte Professoren hören und Rektor, Richter und Kuratorium in eigener Person sein. Hat er dann für das geringe semesterliche Kollegiengeld von drei Mark sein Studium dort mit Nutzen getrieben, dann wird er eine gründliche Kenntniß des Faktors Presse ins Berufsleben mitnehmen, wie sie jeder Gebildete, auch wenn er Staatsanwalt werden müßte, haben sollte. Wer dann über die Anfangsgründe hinweg ist und die schwierige Kunst gelernt hat, zwischen den Zeilen zu lesen und aus dem Wust das Wesentliche herauszuschälen, wird lächelnd dem Treiben des Reklameflügels und der Betterschaften nachspüren, jeden Tag neue Entdeckungen machen und, so er ein ehrlicher Bursche ist, bald bekennen, daß nicht immer die Zeitungen die besser redigirten sind, die auf seinem eigenen politischen Standpunkt stehen.

Hugo Julius.



Macchiavelli und Nietzsche.

Im achtzehnten Jahrhundert hat man ihn verflucht und ein großer König, den Treitschke als einen der größten praktischen Macchiavellisten bezeichnet hat, schrieb in seiner humanen Kronprinzenzeit ein einst vielgerühmtes Buch, das heute kein Mensch mehr liest. Und ob man es damals gelesen hätte, wäre es nicht aus der Feder eines fürstlichen Autors geflossen? Es war Neugier, Sensation, Verzückung der Aufgeklärten. Darum wurde Macchiavelli im achtzehnten Jahrhundert verflucht. Auch im sechzehnten Jahrhundert, als er noch leiblich auf Erden weilte, hat er ja für sein Buch büßen müssen. Er starb in Elend und Verbannung. Aber wenigstens wurde er damals gelesen. Staatsmänner und Monarchen waren seine eifrigsten Schüler und Kaiser Karl der Fünfte und sein Gegner Franz der Zweite wußten im „Principe“ sátrefflich Bescheid. Ob jener seltsame Kurfürst Moritz von Sachsen, der zuerst mit Hilfe des Kaisers die Protestanten bei Múhlberg vernichten half, dann plózlich den Protestantismus aus seiner Erniedrigung emporriß und den Kaiser über den Haufen rannte, wobei er sich den Kurhut und ein doppelt vergrößertes Gebiet eroberte, ob diese seltsam gemischte Persönlichkeit den Macchiavelli gelesen hat, ob sie überhaupt Italienisch verstand, mag ja sehr zweifelhaft erscheinen. Gar nicht zweifelhaft aber ist, daß Moritz seine diplomatischen Künste in der Schule des Kaisers erlernte, der, wie wir schon wissen, das Buch vom „Fürsten“ immer auf seinem Tisch liegen hatte. So erstreckte sich also damals schon, wenigstens auf Umwegen, der Einfluß des unheimlichen Florentiners bis an die Ufer der Elbe, bis in das Herz Deutschlands hinein.

Was aber die Menschen erschreckte und ihren Lippen noch in viel späteren Jahrhunderten Flüche gegen diesen Mann erpreßte, war seine kühle und erbarmungslose Sachlichkeit. Er sprach es nackt und offen aus: das Höchste ist der Staat; und die Grundlage des Staates, ohne die er nicht bestehen kann, ist die Gewalt. Ja, Gewalt geht vor Moral für den Staatsmann. Staatsmännische und private Sittlichkeit decken sich nicht in jedem Zug und jeder Linie: Das ist eine schreckliche Wahrheit, an der sich nicht rütteln läßt. Für Macchiavelli freilich, diesen Unempfindlichen, schien gar nichts Schreckliches in dieser Wahrheit enthalten zu sein, sondern nur eine Selbstverständlichkeit, über die es sich nicht verlohnte, Worte zu verlieren. Mit gelassener Kälte gab er Anweisungen zu politischen Morden, kritisierte erißlungene Verschwörungen; und gelungene stellte er als Schulbeispiele auf, denen sich die Methode des politischen Meuchelmordes sachgemäß erörtern ließ. Er empfahl den Fürsten seines Zeitalters, sich an dem altgriechischen Grammen Agathokles ein Beispiel zu nehmen, der in einer eroberten Stadt

sofort seine gefährlichsten Feinde niedermachen, dann jedoch Milde walten ließ. Das Gegentheil, erst Milde und dann Mord, wäre unklug, meinte Macchiavelli. Also die Güte als Regierungsmittel fehlte auch bei ihm nicht, nachdem der Schrecken sein Werk vollbracht. Er hatte die italienischen Stadttyrannen, die Borgia, die Sforza, Este und Medici im Auge, deren Herrschaft oft erst über Nacht gekommen war, noch nicht wurzelfest im Erdreich der historischen Tradition wuchs und gedieh. So mußten sie freilich die äußersten Gewaltmittel rücksichtslos ausbieten, um sich zu behaupten. Ihre Staatskunst erschien als übermenschlicher Individualismus einzelner großartiger Gewaltnaturen, die kein anderes Gewissen und Gesetz zu kennen schienen als sich selbst und ihre dämonischen Machtgelüste. Es war ja das Zeitalter, wo die Persönlichkeit wieder zu Ehren kam und im ersten Jugendgefühl grenzenlos und frevelmuthig überschäumte, nachdem sie durch ein Jahrtausend, das ganze Mittelalter hindurch, seelisch und physisch unterbunden gewesen war. Solche Empfindungen wallten und wogten gewiß in den Adern der italienischen Renaissancetyrannen; und daraus schöpften sie den Frevelmuth zu ihren ungeheuerlichen Thaten, jenes gute Gewissen, die satanische Ruhe, welche die Gestalt eines Cesare Borgia noch entsetzlicher macht.

Aber nicht alle Fürsten jener Tage waren überschäumende Uebermenschen. Am Wenigsten der mächtigste unter ihnen, der König von Spanien und Kaiser des Heiligen Reiches Deutscher Nation: Karl V. Das Pflichtgefühl und ein traditioneller Autokratenstolz überwog bei ihm das Gefühl der Persönlichkeit und seine hohe staatsmännische Begabung entsprang lediglich einem tief durchdringenden Verstand. Als Mensch, so weit der Staatsmann nicht in Betracht kam, war er eigentlich innerlich unfrei und seelisch unterbunden, ein seltsames Gemisch aus spanischer und flandrischer Bigotterie. Wenn dieser Mann nun, der es wahrlich nicht nöthig hatte, eine altererbte und ehrwürdige Gewalt durch Mordmord vor Rivalen sicher zu stellen, von Macchiavellis „Principe“ entzündet war, so will Das beachtet sein. Dann leuchtete eben dem staatsmännischen Verstande des Kaisers der richtige Grundgedanke vollkommen ein. Auch wenn man kein italienischer Stadttyrann war, sondern ein Reich beherrschte, in dem die Sonne nicht unterging, und wenn man ferner keinen Mordmord gegen kleine Rivalen nöthig hatte, sondern sich in offener Feldschlacht siegreich mit den damaligen europäischen Großmächten, mit der Türkei und Frankreich maß, auch dann noch galt die Formel: Staat ist Macht, Staat ist Gewalt. Auch dann noch hatte der Herrscher eine andere und härtere Sittlichkeit zur Richtschnur zu nehmen als der Privatmann. Man mußte eben Macchiavellist sein, auch wenn man nicht Cesare Borgia war, sondern Karl V. oder Friedrich der Große.

Macchiavelli selbst, wenn man schärfer zusieht, erscheint auch nur als

ein kühler Macchiavellist, als Mann der sachlichen Staatsraison. Eine heiße und große Sehnsucht beherrschte freilich trotzdem seine Seele: der Traum der Einheit Italiens. Um dieses Ziel zu erreichen, sollten die Partikulargewalten durch List, Gewalt und Mord beseitigt, die weltliche Herrschaft des Papstes vernichtet werden. Als den künftigen König des geeinigten Italiens dachte sich Macchiavelli allerdings eine Zeit lang den schrecklichen Cesare Borgia. Nicht aber etwa, weil die dämonische und perverse Größe des Mannes ihn sonderlich fesselte. Er sagte sich ganz einfach als nüchternen Realpolitiker: Dieser Borgia ist klug, skrupellos und mächtig genug, um mit allen seinen Mitthyrannen fertig zu werden und allein übrig zu bleiben. Es ist sehr fraglich, ob in diesem so nüchternen und doch so universalen Kopf jenes staatsmännische Ideal der Renaissance lebte, die bekanntlich von ihren Herrschern nicht nur politische Klugheit verlangte, sondern auch hohe Geistesbildung, hochgeläuterten Kunstverstand und eine heroische Naturkraft. Dafür hatte Macchiavelli wenig oder gar keinen Sinn. Er sah nur den politischen Nutzen der Gewalt, nicht die Aesthetik, die in der Gewalt doch auch verborgen liegt. Dieser Geist wurde allerdings durch die Renaissance entbunden, die eine voraussetzunglose Prüfung der politischen Grundlagen überhaupt erst ermöglichte. Aber er war ganz nur nackter Verstand, ein Niesenverstand allerdings, und von der Phantasie, Bildkraft und dem überschäumenden Persönlichkeitsgefühl des Zeitalters ging nichts auf ihn über. Daher haben spätere Zeiten ihn viel leidenschaftlicher verflucht, als selbst Cesare Borgia verflucht wurde. Diese nackte Sachlichkeit und kühle Protokollführung des politischen Mordes ließ dem Leser das Blut erstarren, als geordnetere politische Verhältnisse jene Tage der italienischen Stadtthyrannen längst schon zum Schauernmärchen für große und kleine Kinder gemacht hatten. Der kühle Macchiavelli flögte aber nicht einmal Schauder ein, sondern erweckte einfach die sittliche Empörung des tugendhaften Bürgers, der sich um die Staatsgeschäfte nicht kümmerte. Es ist ein seltener Beweis für das Schwergewicht einer konsequent durchgeführten Logik, daß Macchiavelli den Fluch, der so überlange auf seinem Andenken lastete, dennoch überwunden hat.

Aber war es nicht schrecklich? Diese fürchterliche Gemüthlosigkeit, diese nackte Gewaltnatur des Staates, die der Florentiner mit jedem Griff enthält und sogar als Ideal gepriesen hatte: war Das nicht entsetzlich? Und mußte man sich nicht nach Zeiten zurücksehnen, wo noch die Grundlagen der gesellschaftlichen Organisation im Gemüthleben wurzelten? War diese Sehnsucht nicht begreiflich? Nun: die Renaissance wußte von einer solchen Sehnsucht nichts. Denn sie kannte ja zu gut das tausendjährige Zeitalter der gemüthvollen Organisation, aus dem sie sich unter schweren Kämpfen endlich herausrang. Denn worauf beruhte die Hierarchie, die Oberherrschaft der Kirche

durch fast ein Jahrtausend als einfach auf einer Umkehrung des Grundgedankens von Machiavelli: Staat nicht Macht, sondern Heiligkeit, sondern göttliche Weisheit und Güte? Plato hatte die Philosophen zu Staatsmännern machen wollen und die Kirche ging einen Schritt weiter, indem sie den Philosophen zum Heiligen erhöhte, für den Alexiter die Herrschaft begehrte und erzwang. Gewiß: die Religion war zu allen Zeiten tiefste Gemüthsache, und da nun auf ihr gerade die Organisation der Gesellschaft aufgebaut wurde, so konnte man das Mittelalter wahrlich nicht der Gemüthlosigkeit zeihen. Aber die Scheiterhaufen flammten ohne Unterlaß und Ketzer- und Albigenfermorde galten als ein hochverdienstliches Werk. Sehr begreiflich. Ein Staat, der auf der Gewalt, nur auf der Gewalt beruht, giebt sich zufrieden, wenn der Unterthan äußerlich Gehorsam zeigt, die Geld- und Blutsteuer redlich zahlt. Ob er dabei mit den Zähnen knirscht und wie er sonst innerlich darüber denkt und empfindet, kann einem gut fundamentirten Gewaltstaat schließlich gleichgiltig sein. Ganz anders aber, wenn die Heiligen herrschen. Denn Die haben sich ja in erster Reihe um die Seele und innerste Gesinnung ihrer Untergebenen zu bekümmern. Daraus entwickeln sich die furchtbarsten Folgen, jene grausige Vermengung subtilster Speculation mit raffinirter Henkersroheit, die den Vernichtungakt durch Martern zu würzen versteht, wie sie nur der Phantaste einer überreizten Askese entspringen konnten. Da bewährte sich jenes Wort Nietzsches, daß gewisse Dinge nur einen mäßigen Grad von Idealisirung vertragen, widrigenfalls sehr grobe Remeduren nöthig würden. Das Mittelalter wollte die zwar grobe, aber offenherzige und einfache Gewaltnatur des Staates durchaus idealisiren und mußte sich, als Strafe dafür, die entsetzliche Remedur der Ketzergerichte und Inquisitionen gefallen lassen. Darum war es eine Erlösung, als Machiavelli mit gemüthlosem Realismus und eherner Logik das wahre Wesen des Staates wieder offenbarte. Zunächst freilich schienen dadurch erst recht alle Geister der Hölle losgelassen zu sein. Noch war das Mittelalter nicht überwunden, noch kamen religiöse Reaktionen, die nicht nur mit Scheiterhaufen und Ketzerprozessen arbeiteten, wie bisher, sondern sich auch all der modernsten Waffen bedienten, die der Machiavellismus und seine neue Staatskunst an die Hand gaben. Es kamen die Hugenottenkriege und die Bartholomäusnacht in Frankreich, die puritanische Revolution in England und jene entsetzliche Katastrophe von dreißig Jahren, die über Deutschland hereinbrach. Aber aus diesen Kämpfen ging zuletzt der moderne Staat hervor; und sobald er konsolidirt war, wandten sich die großen Machiavellisten, die an seiner Spitze standen, sofort gegen die Hierarchie und gewährten religiöse Toleranz: Heinrich der Vierte von Frankreich, Cromwell in seiner späteren Zeit, selbst Richelieu, dann Friedrich der Große und der aufgeklärte Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts,

der dann den Staatsgedanken unverfälscht und unverfälscht auch noch dem demokratischen neunzehnten Jahrhundert überlieferte. Immer, wenn dieser Gedanke zurückgedrängt wurde und gemüthlich-romantisch-mystische Stimmungen, indem sie ihr naturgemäßes Gebiet verließen, sich der gesellschaftlichen Organisation zu bemächtigen wußten, erfolgte sofort eine so schroffe und niederdrückende Reaktion, daß die Menschheit froh war, wenn sie dieses Uebermaß von Gemüth wieder gedämpft und in die richtigen Schranken zurückgewiesen hatte. So wurde denn dieser furchtbare Macchiavelli schließlich einer der größten Wohlthäter der Menschheit: er hat Europa für alle Zeiten von dem Schrecken der Inquisition befreit.

Als das neunzehnte Jahrhundert zu Ende ging, da sah die Welt freilich ganz anders aus als zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Aber man hatte doch wieder einmal den wahren Charakter des Staates gründlich und absichtlich verkannt. Man schloß die Augen vor der unbezweifelbaren Thatsache, daß der Staat auf der Gewalt beruht, und als dann die Kanonen von Sadowa und Sedan diese Lehre mit einer Eindringlichkeit predigten, die gar nicht mehr zu überhören war, da begannen wieder jene romantisch-mystischen Versuche, die Gewalt durch das Gemüth zu überwinden. Und man konnte sich, wenigstens in Deutschland, dabei auf einen großen Philosophen berufen, der auf seinem besonderen Gebiet diese wunderlichen Versuche bis zur Großartigkeit und Genialität heraufgetrieben hatte. Arthur Schopenhauer kümmerte sich nicht um Staat und Politik, weil ihm das Problem Leben als solches das Herz zerriß. Lange, bevor eine politische und menschliche Kultur beginnt, schon auf der untersten Stufe der Lebewesen, erkannte er jenes Grundelement der Gewalt, jene furchtbare Gier, die in tausend Gestalten immer sich selbst verschlingt und wieder ausspeit. Seine mitleidvolle, hypersensible Natur litt Qualen bei dem Anblick des Kampfes um das nackte Dasein, der durch das Universum tobt. Er verfluchte das Leben und sann eine großartig wunderliche Heilslehre aus, die zwar nicht, wie er sich einbildete, den „Willen zum Leben“ übertwand, ihn aber mit tausend Gemüthshüllen bis zur Unkenntlichkeit umkleidete und dadurch scheinbar in sein Gegenheil verkehrte. Schopenhauers Erlösungslehre wies nun aber reichlich genug mystisch-romantisch-mittelalterliche Elemente auf, um jenen wunderlichen Schwärmern, die aus dem modernen Gewaltstaat mit aller Macht herauszubrechen, auch als politische Unterlage verwerthbar zu erscheinen. Man weiß wohl, wie es im Deutschland der achtziger Jahre ausgesehen hat: daß Reactionen und Fraktionchen emporschossen wie die Pilze, jede mit ihrer wunderlichen Metaphysik, Mystik und Romantik. Und es läßt sich gar nicht sagen: vom Standpunkt einer auch noch so gemäßigten modernen Annahme erschien die Politik jener Tage von reaktionären Strömungen stark

beeinflusst. Der Staat, der Etwas über den Dingen sein sollte, schien in Ständen, Klassen, Konfessionen versinken zu wollen und nicht ohne Grund befürchtete mancher skeptische Beobachter ein „Neu-Mittelalter“. Diese Gefahr, Das darf man heute wohl sagen, ist nun überwunden. Ein neuer und größerer Philosoph hat den Schatten Schopenhauers abgelöst.

Friedrich Nietzsche sprach es nackt und offen aus: Leben ist Gewalt, Leben ist Wille zur Macht. Und dieses Wort war eben nur die Erweiterung des alten Wortes von Machiavelli: Staat ist Gewalt, Staat ist Wille zur Macht. Nietzsche acceptirte den Pessimismus Schopenhauers in all seiner Furchtbarkeit und schrak sogar davor nicht zurück, diesen Pessimismus zu Ende zu denken. Mit psychologischem Scharfblick wies er nach, wie viel Angst, Noth, Selbstsucht, Jammer und Elend selbst noch in der Seele jener Ausnahmetypen verborgen lauert, die Schopenhauer als die Erlöser vom Fluch des Daseins beredten Mundes pries. Der Künstler: Schaffensnoth, glühender Ehrgeiz, dämonische Selbstsucht, die sich in Ueberstauung ihrer Seelenkräfte selbst vernichtet. Dann der Heilige: Decadence, Feigheit vor dem Leben, Entsetzen vor den eigenen perversen Trieben, die nur durch ein wahnwitziges Uebermaß der Askese noch gebändigt werden. Und endlich alle jene Tugenden, die Schopenhauer noch bestehen ließ, namentlich das Mitleid und die Gerechtigkeit: auch da ging Nietzsche bis zu den Ursprüngen herab und hat nachgewiesen, daß das Edelste noch aus dem Gemeinsten keimt und daß die dämonische Natur des Lebens überall durch unzählige Verkleidungen immer wieder herausguckt. Diese Unerbittlichkeit eines Psychologen, der sich durch die glänzendsten und buntesten Hüllen nicht täuschen und ablenken ließ, hat ihm viele Feinde erweckt; Mancher hat ihn um dieser Untersuchungen willen als Sophisten gebrandmarkt. Nie geschah einem Philosophen ein größeres Unrecht. Nietzsche selbst hat mit Energie und Wucht betont, daß er keineswegs die Existenz, die Berechtigung und verhältnismäßige Herrlichkeit jener Tugenden darum bestreiten wolle, weil er ihre Ursprünge und ihren Zusammenhang mit dem dämonischen Urgrund des Lebens unerbittlich bloßlegte. Aber allerdings ermahnte er damit diese selbstbewußten Tugenden, denen das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden ragende Tempel baute, zur Ruhe und Bescheidenheit und warnte sie mit einem geradezu furchtbaren Ernst vor Pharisäerstolz. Kannst Du wissen, vielgepriesenes Mitleid, ob Du nicht schwächliche Selbstsucht bist, feige Erbärmlichkeit, die der furchtbaren Nothwendigkeit nicht in das Weiße der Augäpfel zu schauen vermag? Und Du, stolzes Freiheitgefühl, bist Du vielleicht nur Mangel an Energie, an Fähigkeit, Dich selbst zusammenzufassen, also nur ein Beweis für Deines Lebens Niedergang, statt für seine Stärke und Härte? Vor Allem aber: diese vielgepriesene Gerechtigkeit, die von so Vielen sogar als Kardinaltugend noch über Mitleid und Liebe erhöht

wird, ist sie nicht am Ende Rachsucht? Kocht und brodeln vielleicht in ihr jenes ekelhafte Ressentiment, jenes widrig hämische Neidgefühl des Niedrigen gegen den Hochgestellten? O, es ist möglich . . . Vorsicht, Ihr Tugenden! Menschliches, Unzumenschliches schleicht sich gar zu leicht in Euch hinein. Und darum überhebt Euch nicht und übt Nachsicht gegenüber Eurem scheinbaren Gegner, der dennoch, glaubt es mir, Euer Bruder ist und sogar der erstgeborene Bruder, vor dem Ihr eigentlich Ehrfurcht empfinden solltet, — Nachsicht gegenüber der Gewalt!

Ja, die Gewalt ist nicht nur ein Laster, sondern manchmal eine Tugend, wie umgekehrt die anderen Tugenden zuweilen Laster werden. Damit nun dieser tiefste Grundgedanke der Philosophie Nietzsches nach Gebühr gewürdigt wird, mag wieder an die gemüthlose Auffassung Macchiavellis vom Staate und an die mittelalterliche Hierarchie erinnert werden. Ein Torquemada, der zu einem Hunderttausend die Menschen den Scheiterhaufen der Inquisition überlieferte, war sicherlich ein viel „edlerer“ oder auch „selbstloserer“ Mann als Cesare Borgia, dieser furchtbare Egoist und brutale Machtstreber. Und doch werden wir Menschen von heute einstimmig in dem Urtheil sein, daß Torquemada der noch viel Entsetzlichere war. Und gehen wir nun von Cesare Borgia zu Friedrich dem Großen, zu Napoleon über oder rufen wir uns den großen Makedonier Alexander in das Gedächtniß zurück, so wird uns wohl kein Zweifel bleiben, daß diese Heldengestalten, mag auch noch so viel Menschliches ihnen anhaften, weit über den scheußlichen Regerrichter Torquemada zu erheben sind. Und doch war Dieser zweifellos ein „heiliger“ Mann. In einem festgefügtten, modern-weltlichen Staatswesen wäre er wahrscheinlich ein vorbildliches Beispiel einer hochidealistischen Lebensführung geworden . . . Seine Askese, seine Selbstlosigkeit, sein unsträflicher Wandel, sein Muth gegen die Mächtigen und seine Milde gegen die Mühsäligen und Beladenen hätten ihm allgemeine Bewunderung und Begeisterung erweckt und ein paar kräftige Flüche gegen Andersdenkende hätte man als Temperamentsausbrüche hingenommen, gleichsam als unvermeidliche Rehrseite der Medaille. Im theokratischen Staate des Mittelalters hatte er aber die ganz materielle Macht und mußte, wie eben jeder Staatsmann, manchmal Gewalt gebrauchen. Wirklich: es war kein Wunder, daß er da der Versuchung erlag, daß er Weltliches und Metaphysisches vermengte und seine Macht zu einer granigen Vergewaltigung der Seelen und Gewissen mißbrauchte. Und darum mag doch dieser Großinquisitor-Kardinal immer noch viel weniger Menschen das Leben geraubt haben als Napoleon oder Friedrich der Große oder Alexander. Aber die Soldaten, die unter dem Ruf „vive l'empereur“ oder „vivat Fridericus“ in den sicheren Tod ziehen, muthen denn doch ganz anders an als die Schlachtopfer der Inquisition. Und es erweist sich,

daß auch die Gewalt ihre Tugenden haben kann, die keiner anderen an Herrlichkeit nachzustehen braucht. Todesverachtung, Heldengröße, Großmuth, Schnellkraft des Geistes, Mäßigung im Glück, Unererschütterlichkeit im Unglück: Das sind Tugenden, die auf dem Boden der Gewalt keimen und in ihrer höchsten Entfaltung den Typus des Helden hervorbringen, der eben so sehr zu den unverlierbaren Besitzthümern der Menschheit gehört wie der Typus des Heiligen. Aber um aller guten Geister willen keine Vermengung dieser beiden Typen! Wenn Held und Heiliger sich in einer Person zusammenschließen wollen, dann entsteht nur eine grausige Verzerrung, Mittelalter, Typus Torquemada. Darum soll der Heilige sich nicht anmaßen, besser zu sein als der Gewaltmensch, sondern er soll ihn auf seinem besonderen Gebiet respektiren. Denn auch die Gewalt hat ihre Tugenden. Das ist die große Lehre Nietzsches. Und jene anderen Tugenden, die sich ihr entgegen stellen, haben wieder auch ihre Laster und Bedenklichkeiten, wie die Gewalt.

Nietzsche hat Cesare Borgia überschwänglich verherrlicht und mit tönender Zunge die Lehre vom Uebermenschen verkündet. Es war eine Reaktion. Die Gewalt war bis dahin in allen Morallehren geschändet, beschmutzt, beschimpft worden, schlechtweg nur als Laster dargestellt, während die anderen Tugenden sich namenlos überhoben und ganz und gar vergaßen, daß auch sie immer in der Gefahr waren, zum Laster zu entarten. Gegen diese unglaubliche Ungerechtigkeit empörte sich Nietzsches leidenschaftliche Seele; und so schoß er nach der anderen Seite über das Ziel hinaus, verherrlichte die Gewalt in einer Weise, als ob sie eine Tugend wäre. Das war eine Einseitigkeit, gewiß. Aber dadurch vollendete und erfüllte er das Werk Machiavellis. Wir wissen ja, wie nüchtern, sachlich und rechnerisch, wie kühl bis in das Herz hinein der Florentiner sogar seinem grausig großen Zeitgenossen Borgia gegenüberstand, dem er doch die Krone des geeinigten Italiens zugebracht hatte. Noch einmal: Machiavelli war einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts, da er der Gewalt zu einer ihr gebührenden Stellung verhalf und dadurch das Mittelalter und die Theokratie für immer beseitigte. Aber er that das Alles nur als ein kluger Kopf, während jene anderen Tugenden, denen er die Gewalt gleich stellte, aus dem Herzen unzähliger Generationen geboren waren und aus ihm immer neue Gluthen und neue Stärke empfangen. Nun aber, dreihundert Jahre später, kam Friedrich Nietzsche; und es ist wahrhaft symbolisch, wie ganz anders er dem Cesare Borgia gegenüberstand. Den erfaßte er nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit der Phantasie und zum Theil auch mit dem Herzen. Das war vielleicht gerade gegenüber dieser Persönlichkeit die unberechtigte Gefühlsverschwendung einer großen Seele. Aber da die Gewalt nun einmal ein unlöslicher Bestandtheil des Lebens ist und sie ferner, wie die Entwicklung aus

der Theokratie zum modernen Staat beweist, vom höchsten Segen und also eine Tugend sein kann, so darf sie allerdings verlangen, wie alle anderen Tugenden mit glühender Seele und Herzenstreue umfaßt zu werden. Friedrich Nietzsche hat es gethan, hat Machiavelli fortgeführt und machtvoll ergänzt. Unermeßliches ist dadurch auch für die Fortentwicklung der europäischen Politik gewonnen worden.

Heute liegt die Situation so, daß man wohl sagen darf: die Demokratie, die Imperialismus. In England ist man allerdings schon ein Bißchen weiter; da gingen in etwas primitiver und roher Form diese beiden politischen Lebensmächte bereits ein Bündniß ein. Im Grunde aber bestand dieser Gegensatz schon während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, seit den Tagen der Revolution und Napoleons. Nach außen hin regten sich die Staaten in expansiv nationaler Machtentfaltung und niemals früher gab es ein so hochgeschwelltes, so reizbares Nationalgefühl. Sonderbarer Gegensatz dazu in der inneren Politik! Demokratie, Gleichberechtigung um jeden Preis, Gleichheit aller Menschen war da die Losung. Ein geradezu unheilbarer und sehr gefährlicher Gegensatz entwickelte sich daraus. Wer im eigenen Lande die Gleichheit wollte und das Prinzip der Menschenliebe, des Altruismus, allen anderen Prinzipien weit voranstellte, Der konnte sich auch gegenüber den Mitmenschen jenseits der Grenze nicht anders verhalten und empfand die Kraftentfaltung der eigenen Nation als Böses, als Ausdruck der Gewalt, die eben als Laster galt. So gährte denn in jeder Nation ein revolutionärer Grundstoff; und es waren keineswegs immer schlechte Männer, die allem Nationalen so ingrimmig absagten. Freilich blieben sie schließlich in der Minorität, da univere Gemüther, die mehr ihrem Gefühl als ihrer Dialektik folgen, um das Nationale doch niemals herumkommen. Aber auch in der Seele dieser Leute lebte der Abscheu vor der Gewalt und sie kamen in die Lage, gerade vor einer Grundbedingung allen nationalen Lebens die Augen verschließen zu müssen. Und so verfielen sie auf die romantisch-mystisch-hierarchischen Verkleidungskünste des Mittelalters. Sie sagten nicht schlicht und einfach: Das Hemd ist uns näher als der Rock, die eigene Nation näher als eine sehr vage Menschheit und es geht nun einmal nicht ohne Kampf und Gewalt; sehen wir also zu, uns innerhalb dieser schrecklichen Nothwendigkeit mit Würde zu fassen und der Gewalt alle Tugenden zu entlocken, die in ihr liegen, und all ihr Böses möglichst in den Hintergrund zu drängen. Nein, so nüchtern und vernünftig und zugleich so tief sprach man nicht. Sondern man fabelte von historischen Missionen, von durch die Vorsehung begnadeten und vorherbestimmten Rassen und man identifizierte das Nationale, das über den Dingen schweben soll, mit den wirtschaftlichen oder konfessionellen Grundsätzen einer Partei. Denn dadurch wurde ja für Gemüth, für Meta-

physik gesorgt und die nackte Gewalt verhüllt. Aber dadurch wurde, genau wie im Mittelalter, die Gewalt und mit ihr das Nationalgefühl zu einem religiösen Fanatismus umgestaltet, der mitunter schon sehr bedenkliche Formen annahm und dadurch den Gegensatz zwischen den Nationalen und den Altruisten verschärfte. Jetzt aber hat Nietzsche gesprochen und jetzt wissen wir: die Gewalt, nackt wie sie ist, hat ihre großen und herrlichen Tugenden und der Altruismus ist nicht immer eine Tugend, sondern manchmal ein Ressentiment, ein ekelhaftes Gebraun aus Neid und Schwäche. Es ist also ein neues Prinzip in die Welt gekommen, ein Prinzip des Herzens und nicht nur des Kopfes wie bei Machiavelli. Und es wird die großen Gegensätze des politischen Lebens überwinden und eine neue Einheit erwecken, über deren Schöpfergewalt sich jetzt noch nichts Bestimmtes sagen, nur Unendliches ahnen läßt. Das ist das Lebenswerk Nietzsches gewesen.

Aber Furchtbares hat es ihn gekostet, bis er so weit gekommen ist. Nietzsche war von Natur eine feine, sensible, tief mitleidsvolle Seele, die sich mit unerschütterlicher Wahrheitliebe und Heldenhärte zwang, dem Leben in das innerste Herz zu sehen. Alles sträubte sich in ihm und schrie in ihm auf, so gut wie in Schopenhauer, wenn ihm die innerste Natur des Daseins entgegentrat. Immer wieder hätte er die Flucht ergreifen und sich in Askese und Heiligkeit retten mögen, — und immer wieder hielt er heroisch Stand. Und während Geier an seiner Seele fragen, schlug er die Leier zu einem dionysischen Lied, pries er, verherrlichte und rehabilitierte die verleumdete Gewalt. Nur daran ist er zu Grunde gegangen, hat er sich verblutet. Ein faustisches Los, schrecklich, rührend und erhaben. Wir anderen Sterblichen haben da wahrlich nichts zu fürchten. Nur der Philosoph sieht das Ganze, sieht dem Leben auf seinen innersten Kern. Sonst aber entfaltet sich das eigentliche Leben des Menschen in Spezialgebieten: er dichtet, malt, meißelt, mußiziert; er ist Handwerker, Kaufmann, Industrieller, Staatsmann und hat keine Zeit, immer über dem Urproblem Leben zu brüten. Das ist gut und soll auch so bleiben. Immerhin noch besser ist es aber, wenn diesem glücklichen und gesicherten Spezialisten wenigstens eine Ahnung von der Schwere des Problems Leben aufgeht, eine Ahnung, die dann sein Thun und Lassen leise schattirt und mit einem tragischen Anhauch umwittert und dadurch vertieft, verinnerlicht. Auch Das wird eine Wirkung Nietzsches sein, die unserem Seelenleben ungeahnte Möglichkeiten erschließt. Namentlich auch der Politiker wird aufhören, den schneidig rohen Ploppfechter oder den fanatischen Mystiker als sein Ideal zu empfinden. Der Held im tragisch-heroischen Sinn des Wortes dürfte dann zu Ehren kommen und er wird, trotz Nietzsche und trotz Machiavelli, nicht Cesare Borgia sein, — freilich auch nicht Torquemada.



Justizchronik. *)

Im Prozeß Sternberg soll der Oberstaatsanwalt erklärt haben: „Die Staatsanwaltschaft ist die objektivste Behörde, die es giebt.“ Darauf ein Verteidiger: „Einem solchen Ausspruch gegenüber ist eine Verständigung undenkbar.“ Der Vertreter der Staatsanwaltschaft soll sich darauf berufen haben, daß diese Behörde in überaus zahlreichen Fällen ohne Weiteres oder auch nach dem Vorverfahren die Verfolgung aufgabe; davon wüßte eben ein außerhalb der Behörde Stehender nichts. In der That aber kennt Jeder, der sich für die Sache interessiert, die betreffenden Ziffern; sie ergeben sich aus den alljährlich im Justizministerialblatt veröffentlichten Uebersichten. Sie sind recht hoch, aber keineswegs auffallend angesichts der Fluth alberner Denunziationen, mit denen die Staatsanwaltschaft von Privaten allein überschwemmt wird. Wer sich geschädigt, verletzt oder beleidigt fühlt oder auch nur sein Müthchen kühlen will, versucht zunächst, die Staatsanwaltschaft vorzuspannen. Wichtiger ist das Verhältniß der erhobenen Anklagen zu den Freisprechungen; sie sind bei den Schwurgerichten am Häufigsten, erreichen aber auch bei Strafkammern nicht selten ein Fünftel, ja, ein Viertel der anhängigen Hauptverfahren. Daneben wären für die aufgeworfene Frage noch die zahlreichen Fälle in Betracht zu ziehen, die zwar zur Verurtheilung führen, aber mit erheblich milderer Qualifikation. Merkwürdig, daß so viele spezialistisch geschulte, nach Objektivität strebende Beamte so häufig anders votiren als die erkennenden Richter, meist auch noch am Schluß der Hauptverhandlung. Noch merkwürdiger, aber verbürgtes Erlebnis: Ein älterer Assessor fungirt vor der Strafkammer als Staatsanwalt; er beantragt Verurtheilung in mehreren Fällen, in denen — wie ja nicht selten — die fünf Richter einstimmig freisprechen, ohne jedes Bedenken, ohne jede Debatte. Der Assessor tritt als Hilfsrichter in die selbe Kammer; ein anderer Staatsanwalt beantragt in nun vorkommenden Fällen Verurtheilung, das Gericht spricht frei, wieder einstimmig; auch der Assessor votirt bedenken- und debattelos dafür. Nun wird er zum Staatsanwalt ernannt und beantragt gelegentlich Verurtheilungen, für die in der Kammer nicht eine einzige Stimme laut wird.

Verhältnißmäßig gering ist die Zahl der Sachen, in denen der Staatsanwalt die Eröffnung des Hauptverfahrens beantragt und das Gericht sie ablehnt. Die dabei anzustellende Prüfung der Akten soll eine recht sorgfältige sein; bildet sie doch eins der Ersatzmittel für die in schwereren Sachen fehlende Berufung, soll sie doch geeigneten Falles dem Angeklagten ersparen, überhaupt in die öffentliche, mündliche Verhandlung gebracht zu werden. Die Justizminister haben wiederholt vor Flüchtigkeit bei dieser gerichtlichen Vorentscheidung gewarnt; sicher nicht ohne Erfolg. Und doch dürfte auch das jetzige Verfahren dem Gesetz noch nicht voll entsprechen. Dieses verlangt zur Eröffnung, daß „hinreichender Verdacht“ vorliege. Ueber etwa hineinspielende Rechtsfragen muß das Gericht sich schon jetzt schlüssig machen; auch sonst muß die künftige Ueberführung durch die

*) Im März 1900 wies hier ein Mitarbeiter auf die Bedenken gegen die — damals geplante — Neuregelung des preussischen Gerichtsvollzieherwesens hin. Nun ist sie Gesetz geworden und die vorausgesagten Wirkungen sind eingetreten.

Hauptverhandlung mindestens wahrscheinlich sein. Heute aber sagen Staatsanwalt und Eröffnungskammer vielfach: Die Sache liegt rechtlich oder thatsächlich zweifelhaft, also bringen wir sie vor den erkennenden Richter. Nicht selten möchte sogar der Staatsanwalt selbst das Verfahren am Liebsten „tot machen“; er scheut aber die Verantwortlichkeit, die Beschwerde an den Oberstaatsanwalt und die sich daran schließenden lästigen Berichte. Er erhebt also Anklage und denkt: Das Gericht kann ja ablehnen. Das Gericht wiederum scheut die Ablehnung und denkt: Die Hauptverhandlung wird die Entscheidung klarer und zweifelloser ergeben. Das ist ja oft richtig; aber das Gesetz hat das Verfahren eben anders vorgeschrieben. Aus berliner Eröffnungskammern ist übrigens früher mehrfach geäußert worden: wir eröffnen immer, denn die Beschwerden der Staatsanwälte über Ablehnung erklärt der Strafsenat des Kammergerichts doch regelmäßig für gerechtfertigt. Ein verblüffendes Argument; wie können solche Abänderungen, und wenn sie sich noch so oft wiederholen, die nach bester Ueberzeugung zu treffenden Entscheidungen der ersten Instanz im Geringsten beeinflussen? Weit eher könnte man annehmen, daß die Mitglieder jenes Senates mit der Zeit zu einer anderen Praxis gelangen würden, wenn sie jahraus, jahrein vor den tiefgreifenden Dissens Duzender von Landrichtern gestellt würden.

Uebrigens sollen auch die Staatsanwälte sich häufig in einer Zwangslage befinden. Man erzählt, sie seien angewiesen, jedem Strafantrag einer Civil- oder Militärbehörde wegen Beleidigung und ähnlicher Dinge zu entsprechen, selbst wenn sie an einen Erfolg nicht glauben. Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Justizverwaltung sich in eine solche Position habe drängen lassen. Aber manche Indizien bestätigen das Gerücht. Man denke an die kürzlich gegen den „Bladderadatsch“ erhobene Anklage wegen Beleidigung eines bayerischen Regiments; es handelte sich um die Zahl der China-Freiwilligen. Schwerlich hat ein berliner Staatsanwalt eine Verurtheilung für möglich gehalten; aber das Regiments-Kommando hatte Strafantrag gestellt. Es kommen sogar Fälle vor, in denen Anklage erhoben und das Hauptverfahren eröffnet wird, obwohl alle betheiligten Behörden eine Verurtheilung gar nicht herbeiführen wollen. So dürfte es in der Sache wider Buschoff wegen des zantener Anabenmordes gewesen sein, so auch in einem Theil der konitzer Strasprozesse. Es wäre ungerrecht, solche Schritte ohne Weiteres zu verdammen. Der obwaltenden Bedenken waren sich Justizverwaltung, Staatsanwaltschaft, Gericht, Polizei sicher bewußt. Wichtiger schien ihnen aber das Staatsinteresse, in ein Wirrsal von aufgewühlter Massenleidenschaft, Legendenbildung, Verleumdung der Privaten und Behörden hineinzuleuchten, und dazu schien eine mündlich-öffentliche Hauptverhandlung das beste Mittel. Ob freilich der einzelne Richter aus solchen Gründen einem Beschluß beistimmen darf, wonach er den Buschoff oder den Israelski für „hinreichend verdächtig“ erklärt, während er eigentlich den Verdacht für schwach oder widerlegt hält: Das muß seinem Gewissen überlassen bleiben. Unter allen Umständen müssen solche Abweichungen von der Norm auf seltene, besonders wichtige Ausnahmefälle beschränkt werden. Um so mehr, als das erstrebte Ziel der Aufklärung und Beruhigung kaum in der Hälfte der Fälle erreicht wird.

* * *

In den eben erwähnten Sachen wird dann auch der Rahmen der Beweis-

aufnahme, überhaupt des hineingezogenen Materials, möglichst weit gesteckt, um möglichst viel „klarzustellen“. Diese Latitude überträgt sich dann leicht auf andere „Sensationsprozesse“. Da erzählt der Vorsitzende, der Staatsanwalt, der Verteidiger von und aus allerhand Briefen, die ihnen zugegangen seien, die Stellung der Presse zu dem Prozeß wird erörtert, alle Drei abwechselnd „konstatiren“ Dies oder Jenes, begleiten schon die Beweisaufnahme mit fortlaufendem Kommentar und geben, lange vor Plaidoyers und Urtheil, ihre Sentiments über Alles, was vorkommt, zum Besten. Lauter Dinge, die unsere Prozeßordnung nicht kennt. Strengste Beobachtung der Prozeßvorschriften ist aber unumgänglich, wenn wir nicht Willkür, Schutzlosigkeit der Rechtsordnung und der Einzelnen erleben wollen. In dieser Richtung hat das Reichsgericht sich stets erfreulich fest gezeigt.

Auch im Prozeß Sternberg erschien das Gefüge der Prozedur einigermaßen gelockert. Den Kern bildete der einfachste Thatbestand, den man sich denken kann: die Beweisfrage, ob der Angeklagte mit zwei bestimmten Mädchen gewisse Handlungen, ihr Alter unter vierzehn Jahren kennend (oder wenigstens mit *dolus eventualis*), vorgenommen habe. Nun wurde fünf Wochen lang erforscht: kann man dem Angeklagten das Verbrechen zutrauen, ist Ähnliches ihm nachzuweisen, lügt das eine Mädchen jetzt oder hat es früher gelogen? Das ganze Vorleben des Angeklagten und der beiden Zeuginnen wurde durchstöbert. Die Glaubwürdigkeit anderer Zeugen, die über den Angeklagten und die beiden Zeuginnen vernommen wurden, etwa versuchte Einwirkungen auf sie, Bestechungsversuche, Verdunkelungen: Alles sollte festgestellt werden. Für jeden Kundigen liegt klar auf der Hand, daß man unzähligen Strassachen eine ähnliche Ausdehnung geben könnte, wenn man der ganzen *vita antea* des Angeklagten, der Hauptzeugen, der Zeugen über diese Zeugen, analog nachginge, auch alles „hinter den Coulissen“ Vorgehende aufzudecken versuchte. Sehr viele Strassachen sind nun einmal so gestaltet, daß Angeklagter und Zeugen reichen Stoff für solche Recherchen — auch pathologische Eigenschaften zur Begutachtung durch Aerzte — bieten. Diese Gründlichkeit wäre vielleicht ganz im Sinn der neuen Schule, die nicht bloß die Einzelthat, sondern *l'uomo delinquente* unter die Lupe nimmt. Freilich wäre keine geordnete Justiz auf die Dauer damit verträglich.

Bei einer so langen Verhandlung tauchen natürlich auch allerlei prozeßualische Fragen auf. Darunter war diesmal eine von ganz überragender Wichtigkeit. Wie es scheint, wollen die Verteidiger daraus einen der Hauptbeschwerdepunkte für die Revision machen. Unsere Hauptverhandlung beruht auf strengen Prinzipien der Einheitlichkeit, Mündlichkeit (Unmittelbarkeit), der Anwesenheit und Mitwirkung aller Beteiligten: des Staatsanwaltes, Angeklagten, Verteidigers. Anders ist es im Vorverfahren. Nun wurden in der Hauptverhandlung wider Sternberg Zeugen vernommen, deren Aussagen den Verdacht der Begünstigung, Bestechung, des Meineids, der Verleitung dazu, des Disziplinarvergehens u. s. w. erweckten. Das passiert auch sonst nicht selten; gewöhnlich ist aber die Hauptverhandlung längst beendet, bevor gegen die Zeugen weiter eingeschritten wird. In der Sache Sternberg dagegen begannen die Prozeduren gegen die Zeugen schon, während die Hauptverhandlung noch fortbauerte. In diesen nebenherlaufenden Strassachen wurden die Zeugen als Beschuldigte und andere Zeugen aus der Sache Sternberg zu deren Belastung oder Ent-

zu übergebenden Hypotheken eine ausreichende Kontrolle zu üben. Bei der Preussischen Hypothekendarlehenbank hatte sich ergeben, daß auf eine Anzahl von Hypotheken eine Valuta gar nicht oder doch nur zum Theil bezahlt wurde, sie also keine oder nur unvollständige Schuldburkunden bildeten, daß diese Hypotheken aber dennoch dem Treuhänder übergeben, auf Grund dieser Uebergabe Pfandbriefe als gedeckt bezeichnet wurden und daß diese selben Hypotheken dann, ohne Wissen des Treuhänders, der seiner Fürsorge anvertrauten Deckung entfremdet worden sind. In einer von der Direktion für den letzten Oktobertag des Jahres 1900 aufgestellten Bilanz sind Hypothekendarlehen von mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark enthalten, die um diese Zeit nicht mehr der Bank gehörten, sondern durch Cessionen auf Andere übertragen waren. Die betreffenden Hypotheken-Urkunden waren von dem Treuhänder auf das Ersuchen der Direktion, sie ihr für eine durch den Paragraphen 31 gewährte Ausnahme zu vorübergehendem Gebrauch herauszugeben, aus dem Tresor entnommen und der Direktion eingehändigt worden. Die Direktion hatte schon vorher zu Gunsten Anderer über diese Hypotheken verfügt, ohne aber die durch das Gesetz verlangte Löschung im Hypothekenregister herbeizuführen. Hier liegen also grobe Verfehlungen vor. Deshalb darf aber nicht ohne Weiteres das ganze Gesetz und das von ihm geschaffene Institut des Treuhänders verurtheilt werden. Eine Abhilfe wäre leicht zu finden: statt sich bei der Ausführung des Gesetzes auf die schon durch seine Bestimmungen vorgesehenen Anordnungen zu beschränken, müßte man eben durch praktische Verwaltungsmaßnahmen den Geist des Gesetzes zu wirksamerer Geltung bringen. Jeder Mißbrauch der gesetzlichen Licenzen wäre verhindert worden, wenn die nothwendigen Löschungen durch einen Notar bewirkt worden wären, der die Urkunden über die mit den Hypotheken vollzogenen Rechtsgeschäfte dem Treuhänder vorzulegen hätte. Im Uebrigen durfte vorausgesetzt werden, daß dieser Beamte neben der auf Grund des Gesetzes ihm zukommenden Dotation nicht auch noch wie es bei der Deutschen Grundschuldbank der Fall war, privatim von der Direktion Zuwendungen empfinde; neben der vorschriftgemäßen Entschädigung von jährlich fünfzehnhundert Mark, einem lächerlich geringem Betrage, erhielt er, angeblich aus einem besonderen Fonds, noch eine ungefähr dreifach höhere Summe. Weil aber ein einzelner Beamter nicht mit der erforderlichen Sorgfalt vorgeht, ist doch nicht die ganze Behörde, der er angehört, schon an sich verwerflich.

Einstweilen handelt es sich darum, die Verpflichtungen der Haupt- und der Nebengesellschaften zu einander zu entwirren. Vorläufig haben sich nur die Beleihungen feststellen lassen, für die sich, so weit die Preussische Hypothekendarlehenbank in Frage kommt, folgende Endziffern ergeben:

	Zahl der Grundstücke	Summe der Beleihungen Mark
Actiengesellschaft für Grundbesitz- und Hypotheken-Verkehr	117	13 049 400
Neue Berliner Baugesellschaft	76	15 195 000
Märkischer Immobilien-Verein	22	3 282 000
Gründerwerb-Gesellschaft für Berlin und Vororte	4	1 344 000
Zu übertragen	219	32 870 400

	Zahl der Grundstücke	Summe der Beleihungen Mark
Uebertrag	219	32 870 400
Maschinen-Fabrik Behold & Co.	5	4 234 900
Kredit-Gesellschaft für Industrie und Grundbesitz	2	176 900
Deutsche Grundschuldbank	1	890 000
Anhalt & Wagener Nachf.	1	130 000
Generalkonsul Schmidt	1	1 200 000
Frau Generalkonsul Schmidt	2	235 000
insgesamt	231	39 737 200

Das Gesetz über die Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen, das wir seit Jahresfrist haben, gewährt zum Glück die Handhabe zum Ausschluß der Erhebung von Einzelansprüchen. Was anfangs als ein Mangel des Gesetzes empfunden wurde — nämlich: daß es sich auf allgemeine Vorschriften beschränkt, ohne deren Ausführung im Einzelnen zu regeln —, erweist sich nun als einen wesentlichen Vorzug, weil gerade dadurch die Möglichkeit geboten ist, daß die Vertretung der Obligationäre sich eigene Satzungen geben kann, ohne in ihren Maßnahmen und in ihrer Arbeitsfreude durch spitzfindige gesetzliche Ausführungsbestimmungen gehemmt zu werden. Die deutsche Bankwelt hat noch zur rechten Zeit ihre Pflicht erkannt, großes Unheil von Deutschland dadurch fernzuhalten, daß sie sich zu einer Schutzvereinigung für die Obligationäre der Preussischen Hypothekbank zusammenschloß. Ihrem Ansehen wäre es nützlich gewesen, wenn sie die selbe Pflicht auch für die Deutsche Grundschuldbank anerkannt und erfüllt hätte. Jetzt liegt die Sache so: während die Inhaber der Pfandbriefe des einen Institutes ohne Verluste davon kommen, müssen die anderen, die thöricht genug waren, ihre Realobligationen gleich Pfandbriefen zu erachten, sich eine Schwämmerung ihrer Forderungen gefallen lassen. Die Thatsache aber, daß der Krach der Spielhagenbanken auf einen relativ engen Kreis beschränkt blieb, bedeutet immerhin eine erfreuliche Kraftprobe der deutschen Volkswirtschaft.

Synkus.



Seit der Kaiser den Wunsch ausgesprochen hat, die Armee möge ein Wolke-Deutmal errichten, wird im ganzen Kasernenbereich eifrig gesammelt. Sogar unter den Offizieren des Beurlaubtenstandes, sogar in Bayern. Dort zählt — im Landwehrbezirk Bamberg — ein Oberstlieutenant 16,25, ein Major 10,83, ein Hauptmann 7,50, ein Oberlieutenant 4,16, ein Lieutenant 2,50 Mark; ferner zahlen: der Stabsarzt 7,50, Oberarzt 4,16, Assistenzarzt, Oberapotheker und Veterinär je 2,50 Mark. Ob der Marschall durch solche Zwangskontribution im Süden besonders populär werden wird, mag zweifelhaft sein. Der Gedanke des Armee-Deutmals ist ja recht hübsch. Nur wird einem Lieutenant der Verlust eines Tagesgehaltes nicht gerade leicht. Und hoffentlich ist wenigstens die Behauptung falsch, daß auch von Gemeinden und Unteroffizieren Beiträge für das Deutmal gefordert werden.



Theater.

Fürgen Hinrich Flachsmann, Oberlehrer an einer Knaben-Volksschule in einer kleineren Provinzialstadt, ist ein ausgemachter Schuft. Keiner von der Sorte, die sich verstellen kann, nein: ein Schuft, wie er im Bilderbuch steht. „Sein Ton wechselt zwischen gleichnerischer Freundlichkeit und gelassener, bureaukratisch hochmüthiger Härte. Sein Kopf ist stark nach vorn geneigt und seine Blicke scheinen immer in allen Ecken herumzusehen. Wenn er Jemandem ins Gesicht sieht — was nur selten und bei allem Hochmuth mit einer gewissen Scheu geschieht —, so thut er es mit einem von unten heraufschleichenden Seitenblick. Er trägt einen sauberen, aber abgeschabten grauen Rockanzug. Magerer Herr in den Fünfzigern.“ Also nicht zu verkennen. Eine schäbig graue Musterkarte aller Laster. So ziemlich aller. Fürgen Hinrich lügt, schindet die Leute, betrügt, benunziert, fälscht Urkunden; und wenn in sein häßliches Amtszimmer hübsche Frauenzimmer kommen, um ihre Kleinen zum Unterricht anzumelden oder um sich über einen Lehrer zu beschweren, dann läßt der magere Dränfling „seine Hand an den runden Armen der Besucherinnen heruntergleiten, legt sie auf deren Oberschenkel und so weiter“. Und so weiter! Das dauert nun schon dreißig Jahre. So lange leitet Fürgen Hinrich die Knaben-Volksschule in der kleineren Provinzialstadt. Und es würde noch länger dauern, wenn nicht Jan Flemming wäre. Jan Flemming ist erstens ein Lehrer und zweitens ein Kerl. Und auch ihm sieht man an; denn „er hat einen blonden Schnurrbart und ein sicheres, weltmännisches Auftreten“, trotzdem er früher Schlosser war und sich durch den Dornenweg zur Volksschulmeisterei gefroren und gehungert hat. Dafür ist er aber auch ein Kerl geworden. Nichts läßt er sich gefallen, gar nichts, nennt Fürgen Hinrich einen „miserablen Bildungschuster“ und wirft im Konferenzzimmer mit Rousseau und Pestalozzi um sich, daß den Kollegen Hören und Sehen vergeht. Voll Inbrunst hängt die Schülerschaar an dem weltmännischen Magister von Gottes Gnaden; und eine über jeden Begriff liebevolle Elementarlehrerin, die Gisa heißt und in der Volksschule „Rosen an der Brust und im Haar trägt“, birgt, ohne sich lange bitten zu lassen, ihr erröthendes Köpfchen an seinem Heldenherzen. Das sieht Herr Flachsmann und ärgert sich daß, denn Gisa ist auch so Eine, an deren rundem Arm er gern seine Hand heruntergleiten ließe; und so weiter. Zwischen Fürgen und Jan kommt es zu offenem Kampf. Jan zeigt Fürgen die Mannesfaust, Fürgen will Jan aus Amt und Brot jagen. Noch aber giebt es eine Vorsehung. Als ihr Werkzeug naht — schon hat Fürgen die Schlinge um Jans Hals gelegt — eingreifer Regierungsschulrath. Sehr edler Kern in sehr rauher Schale. Fürchterliche Musterung. In Flemming wird das Pädagogengenie erkannt. Flachsmann wird als Schwindler entlarvt, der kein Examen gemacht und sich mit ge-

fälschten Zeugnissen ins Lehramt geschlichen hat. Nun wird natürlich Jürgen weggejagt und Jan, als der Würdigste, an die Stelle des Schusters gesetzt. Der Knaben-Volksschule wird neues, herrliches Leben erblühen und Jan und Gisa werden sich im Generalanzeiger der kleineren Provinzialstadt Verwandten und Freunden als Verlobte empfehlen, „statt jeder besonderen Meldung“.

Du wunderst Dich, lieber Leser, und denkst: Wenn diese Schulgeschichte vom Sieg rührender Tugend über ruchlose Schurkerei nicht von Franz Hoffmann ist, kann sie nur von Karl Gustav Nieritz sein; warum aber wird sie uns aufgetischt, da wir der reiferen Jugend doch schon recht lange entwachsen sind? Du irrst. Was ich Dir eben erzählt habe, ist der Inhalt einer funkel-nagelneuen „Komödie“, die Herr Otto Ernst, nach seiner eigenen Deklaration ein moderner Mensch, gedichtet und die im Lessing-Theater der berlinischen Intelligenz am Neujahrstag 1901 höchlich gefallen hat. Darüber ist nichts zu sagen; nur dürften die ungemein Gebildeten, deren Lenden noch von der Zeugung einer neuen Bühnenkunst geschwächt sein sollen und deren Anspruch nun „Flachs-mann als Erzieher“ genügt, über Benedixens „Aschenbrödel“ und „Vemoostes Haupt“ nicht mehr die Nase rümpfen. Theater bleibt eben Theater; wer's nicht mag, braucht, dem Himmel sei Dank, nicht hinzugehen. Denen aber, die es all in seiner Kindlichkeit mögen, ist in dem rüstigen Herrn Otto Ernst ein Ketter aus Nöthen erstanden. Dieser fröhliche, mit derbem Witz und einer nie über die Schranken der Kleinbürgerwelt hinausstrebenden Phantasie begabte Mann hat den Sinn für das Ewig-Bretterne. Er nennt sich hochgemuth einen Modernen, theilt seine Homunkel aber sauber in Gute und Böse und läßt sie sprechen, wie kurzlebiges Rampenlichtvoll seit der Urväter Tagen gesprochen hat. Er war Jahre lang Volksschullehrer, hütet sich aber, die Volksschule, wie sie ist, auf die Bretter zu bringen. Er will nicht Zustände schildern, sondern ein Theaterstück schreiben und weiß, was man dazu braucht. Einen Lehrer „charakterisirt“ er dadurch, daß er ihn stets vom Skat sprechen, einen Schuldiener dadurch, daß er ihn Fremdwörter verwechseln und falsch anwenden läßt. Das wirkt immer; ça ne rate jamais, rief Garcey den schüchtern nach solcher Wirkung Tastenden zu. Und nun erst der Schulrath, der den Menschen bis auf den Seelengrund sieht und im Geschwindschritt die Guten zum Siege führt! Der schnauzt und schmunzelt sich schnell in die Herzen. Als er angehört hat, wie Jan Flemming den Volksschülern Geschichte beibringt, entspinnt sich das folgende Gespräch:

Schulrath: Sie unterrichten wohl gern Geschichte?

Jan: Eigentlich nein.

Schulrath: Warum nicht?

Jan: Ich denke über Geschichte genau so wie Schopenhauer und Nietzsche.

Schulrath: So. Darüber müssen wir uns mal unterhalten. Aber Sie beherrschen den Stoff vollkommen. Sie haben Lamprecht gelesen.

Jan: Jawohl.

Schulrath: Und Ranke natürlich.

Jan: Jawohl.

Schulrath: Und Droysen.

Jan: Jawohl.

Schulrath: Häuffer.

Jan: Auch.

Schulrath: Janssen sogar.

Jan: Jawohl.

Schulrath (lächelnd): Habe ich Alles wohl gemerkt.

Einem Volksschullehrer könnte der Herr Rath komisch vorkommen, der in einer Unterrichtsstunde gemerkt haben will, ob der Magister Lamprecht, Ranke, Droysen, Häuffer und Janssen gelesen hat. Einem Theaterpublikum aber muß der schnauzende Seelenergründer mit dem goldenen Kinderherzen gefallen. Und da Herr Ernst liberal ist, wie nur Einer in Stadt und Land, da er beliebte Schulsprüche in netter Form vorbringt, über Lehrerpflicht und Lehrerrecht hübsche, die Erinnerung an ewige Wahrheiten weckende Worte spricht und mit dem wuchtigen Streich, zu dem er auszuholen schien, schließlich nicht etwa die Volksschule, sondern das sündige Haupt eines Schwindlers trifft, ist sein Erfolg kein zu bestaunendes Räthsel. Er glaubt, was er sagt, liebt seine Puppen und Püppchen und zwingt die Zuschauer, nie, nicht eine Sekunde lang, zu vergessen, daß sie in Schillers moralischer Anstalt sitzen. Sein sicherer Coulistensinn fügt aus bedenkenlos zusammengerafften Stücken ein Stück und siegt in modischen Schauspielhäusern mit Kindergeschichten. Den Tadlern könnte Herr Ernst mit überlegenem Schulrathslächeln erwidern, er gefalle ja der Blüthe hauptstädtischer Intelligenz; und denen, die feinere Waare von ihm fordern, Psychologie, Menschlichkeit und andere schöne Dinge, könnte er sagen: Theater, Ihr Leute, werden, wie Euch schon Lessing gelehrt hat, nicht gebaut, Männer und Weiber nicht verkleidet, Gedächtnisse nicht gemartert, um „einige von den Regungen hervorzubringen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde“; die Subtilitäten spare ich mir für meine Gedichte, Novellen und Skizzen, die zur Schau geladene Masse füttere ich mit der ersehnten Massenkost. So gehört sich. So war es immer. Probatum est.

Probatum est. Eben hat es Herr Gerhart Hauptmann erfahren: „Michael Kramer“, sein neues Drama, ist im Deutschen Theater ausgezischt worden. Nicht, weil es lächerlich gearbeitet ist, sondern, weil es den optischen und akustischen Gesetzen der Bühne nicht genügt. Es ist viel feiner als der Schülerschwanz des Herrn Ernst; aber es bietet den Hörern keinen greifbaren Sinn, keine Lehre, die sie bequem nach Hause tragen können, keinen Trost, keinen tragischen Schrecken. Sie werden gepeinigt, in die Irre geführt, mit dunklen Reden bewirthet und endlich mit einem Satz voll allgemeiner Sentenzen heimges-

schickt. Von Reden, Sentenzen, Aphorismen wird eine Schauspielhausgemeinde aber nicht satt; sie fordert, wenn sie in einem finsternen Saal zwei Stunden die Ohren gespitzt hat und der Sinn des Dargestellten sich ihr nicht entschleiern will, mit Katechumeneneifer Antwort auf die Frage: Was ist Das?

Michael Kramer ist Lehrer an einer königlichen Kunstschule. Ein Sonderling, der die Kunstprofessoren und Kunstprofessionisten grimmig verachtet und wüthend wird, wenn man sehen will, was er malt. Vielleicht, weil er fühlt, daß er selbst nur ein tüchtiger Handwerker ist, und über seine Schwachheit gern schamhaft den Schleier zieht. Er hat den großen Ernst, aber nicht die Kraft des Künstlers aus Genieland und kann, wie alle begabten Schwächlinge, nur in besonderer Weibestimmung wirken und schaffen. Er rühmt den Werth der Arbeit und den Segen erfüllter Pflicht und ist selbst kein Arbeiter und entzieht sich der Pflicht gegen die ihm Nächsten. Er redet wunderschön über die Kunst und weiß ganz genau, worauf es ankommt; aber er kann, was er fühlt, nicht gestalten. Nur an hohen Feiertagen, wenn er sich aus dem Geräusch der Welt in die Einsamkeit geflüchtet hat, naht ihm und neigt sich die Göttin. Deshalb sagt er, der doch das fröhliche, an keine Stunde und Stimmung gebundene Schaffen der alten Meister kennt: „Das Eigene, das Echte, das Tiefe und Kräftige wird nur in Einsiedeleien geboren. Der Künstler ist immer der wahre Einsiedler. Kunst ist Religion. Wenn Du beten willst, geh' in Dein Kämmerlein. Wechsler und Händler 'raus aus dem Tempel!“ . . . Seit sieben Jahren malt er an einem Christusbild. Es will nicht werden. Feine Züge, aber kein Ganzes; ein Werk reiner Inbrunst, das verurtheilt ist, ewig Fragment zu bleiben. Michael Kramer findet sich Trost: „Wenn Einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen, — hör'n Se, da braucht er ein Leben dazu; kein Leben in Saus und Braus: einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre, seh'n Se mal an. Hör'n Se, da muß er mit sich allein sein, mit seinem Leiden und seinem Gott. Hör'n Se, da muß er sich täglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm sein.“ Und der Mann, der so redet, geräth in Wuth, wenn er Professor genannt wird.

Die Schüler hängen an ihm, fühlen sich in seiner Nähe reiner als in den Hörsälen der Kunstverkäufer; doch im Haus ist sein Leben freudlos. Die Frau blieb ihm in langer Ehe fremd, ist ein Sorgentkind aus einer anderen Welt. Michaline, die Tochter, ist brav, gescheit, fleißig, aber der Funke fehlt ihr und der Vater sieht mit spöttischer Mitleidsregung auf ihr Mühen mit Stift und Pinsel herab. Und der Sohn, dem er, wohl in Erinnerung an den großen Gönner Boecklin, den Namen Arnold gegeben hat? Der hat den Funken, hat im kleinen Finger mehr Talent als Vater und Tochter zusammen. Aber er ist kränklich, verwachsen, faul, ohne Inbrunst, ein boshafter Bursche, dem das Bewußtsein abstoßender Häßlichkeit schon den Kinder-

stimm verbittert hat und der nun, halb noch ein Knabe, den mit Allem fertigen Cyniker spielt. Ob der Vater, ohne sich selbst je zu bekennen, in ihm nicht den stärkeren Köhner haßt? Dem Erwachsenden hat er die Sonne versagt; nie hat er, so lange es Zeit war, einen Weg in das Herz des Sohnes gesucht. Nun ist es zu spät. Im Hause, aus dem der Mangel nicht weichen will, wird geflücht und gehadert. Arnold höhnt und schimpft die bethuliche Mutter, als wäre sie in der Gasse aufgelesen, meidet, so viel er's irgend vermag, jede Berührung mit der Familie, lügt, wenn er zur Rede gestellt wird, dem Vater die abenteuerlichsten Geschichten vor und treibt sich nachts mit geborgtem Geld in schmutzigen Weiberschänken und Spelunken herum. Jetzt hat er sich an eine leichte Liese gehängt, die in ihres Vaters Bierlokal am Buffet sitzt, mit den Stammgästen schäkert, manchmal wohl auch einen Schneidigen, der sich auf solche Siege versteht, in seiner Wohnung besucht. In dieses Mädel hat Michaels Sohn sich vergafft; in ihrem Dunstkreis verhocht er die Nächte. Der Liese wird er lästig, die Stammgäste lachen den verliebten Bengel aus, der gierig die Brotkörbe leert, Karikaturen zeichnet und mit eifersüchtig funkelnden Augen auf das Kneipengetändel starrt. Eines Abends kommt es im Honoratiorenzimmer zum offenen Konflikt. Arnold wird gehänselt, bis er in blinder Raserei nach dem Taschenrevolver greift, die Waffe wird ihm entwunden und der vor den Augen der Angeschwärmten Gezüchtigte flüchtet mit brennenden Wangen ins kühle Wasser. Tot wird er dem Vater ins Haus gebracht. Und nun lernt Michael Kramer weinen. Einst hat er sich hart gestellt, den Sohn gescholten, Abscheu und Ekel ihm ins früh welke Bummelergesicht gespien und sich selbst die Thür verrammelt, durch die er ins Innerste dieses flehen Lebens vordringen konnte. Und in der selben Zeit nannte er Kunst Religion und vermaß sich, den Mann mit der Dornenkrone zu malen . . . Jetzt bahrt er sich seinen Jungen auf, zeichnet, malt ihn, gießt die Totenmaske und ist bei diesem bescheidenen Menschenwerk frömmere als früher vor seinem Christusfragment. Im Schein der Trauerkerzen sieht er ihn. Des Todes große Majestät hat den verachteten Schlingel verschönt. Und der Alte erkennt, daß er den Jungen mißhandelt, ihm die Sonne verstellt, Luft und Licht zu freiem Wachsthum entzogen hat. Was jetzt auf dem Leichenantlitz liegt, hat auch in dem Lebenden gelegen; aber der Vater konnte den Schatz, den er doch ahnte, nicht heben, kann auch jetzt, im tiefsten Leid, über Leben und Tod nur alte und neue Sentenzen sammeln.

Das ist das Drama. Ich möchte nicht bei den Flüchtigkeiten verweilen, die auch Kurzsichtigen auffallen mußten und aufgefallen sind, nicht fragen, wie Herr Hauptmann, der ein gewissenhafter Arbeiter war, so leichtfertig werden, so skrupellos selbst aus dem Postrevier, wenn er sie brauchte, die Augenblickswirkung herb zerren konnte. Es wäre ein allzu billiges Vergnügen, die Bazarfiguren der Frau Lachmann und der Kneipenstammgäste

zu beleuchten und an den Forderungen der neuen Kunst zu messen, die uns so lange verkündet ward. Die lächerliche Technik, deren Gedächtniß nicht einmal über einen Zwischenakt hinwegreicht, hätten die Hörer verziehen, dem Bossenton gern, als wäre der Rosenmontag mit seinen bewährten Späßen wiedergekehrt, ihr lechzendes Ohr geöffnet. Doch sie verstanden nicht, was der Dichter eigentlich wolle, warum er sie quäle, welches Ziel er seinem Gedicht gesetzt habe. Die Lokalnachricht von dem eben so berühmten wie betrübten Vater, dessen hochbegabter Sohn, weil eine hübsche Kellnerin ihn verschmähte, ins Wasser gegangen sei, konnte doch einen Poeten nicht zur Melodramatisierung reizen. Wollte er uns einen kraftlosen Schönredner zeigen, der immer, als Künstler und Mensch, nur tönende Worte hat und dessen Gedanke sich nie zur That rüsten kann? kaum glaublich. In dem nur der Totenklage geweihten Akt hören wir freilich schlimme Phrasen über Gott und die Welt, den Himmel und die Pfaffen, und Banalitäten und Duzendparadoxe werden in Trauerflöte gewickelt; dazwischen aber stehen feine, empfundene Worte. Und wir haben Michael Kramer vorher als eine wahrhaftige Natur von ernster, fast allzu düsterer Lebensauffassung kennen gelernt. Was also war des Weges Ziel, der Sinn der langen, thatlosen Reden? Zwei Stunden horchten die Leute andächtig; dann fragten sie mit Katechumeneneifer: Was ist Das? Und der Dichter, der zum Morallehrer geworden war, gab ihnen keine Antwort.

Nie hat die Arbeitmethode des Herrn Hauptmann so hüllenlos ihre Vorzüge und Fehler gezeigt wie diesmal, wo der Dichter ohne Stützen, ohne nach größeren Vorbildern zu schielen, auf selbst gebahntem Pfad vorwärts zu schreiten versuchte. Er nimmt einen Menschen, den er genau gekannt hat, und schleppt ihn, mit allen zufälligen Lebensnarben, allen wunderlichen Gewohnheiten, auf die Bühne. Der Breslauer Kunstschullehrer Albrecht Bräuer, der seine Kunst über Alles liebte, seine Schüler streng hielt und zu rastloser Arbeit antrieb, ein Heiligenbild malen wollte, doch nie über Fragmente hinauslam, mit seinem ungewöhnlich begabten Sohn in ewigem Hader lag und durch seine Härte den Jungen aus dem Hause scheuchte, heißt hinter der Rampe nun Michael Kramer. Da steht er und wirkt mit den treulich aufbewahrten Bräuerreden wie ein echter Mensch. Aber nicht lange. Der Dichter findet die Handlung nicht, die gerade dieses Menschen determinirtes Wesen ins hellste Licht rücken könnte. Handlung! Er lächelt; und mit ihm lächelt die Gemeinde, die solcher Kindererei längst entwachsen ist. Schon aber entstehen neue Schwierigkeiten. Akustik und Optik des Alltagslebens gelten nicht für die künstlich erhellte Nacht des Coulissenreiches. Albrecht Bräuer trug unförmig große Stiefel, „ging sehr auswärts“ und schob beständig ein „Hör'n Se“ oder „Seh'n Se“ in seine Sätze. Das muß Michael Kramer ihm nachmachen; auf der Bühne wirkt es hundertmal greller und wird den Hörern nach und nach unerträglich. Und da der Bres-

lauer Kunstschüler seinen Lehrer nur von einer Seite gesehen hat, von der des Erziehers zu ernster Kunstübung, steht er rathlos nun vor der Aufgabe, den Nachgeschaffenen von anderen Seiten zu zeigen. Er hat uns verwöhnt. Jan Flemming konnte ruhig reden, wie es im Schulbuch steht; aus einer Menschenbrust möchten wir menschliche Laute hören. Was hätte Bräuer an der Leiche eines Sohnes gefühlt, der eines Schänkmädels wegen zum Selbstmörder geworden wäre, welches Wortgewand hätte er seinem Schmerz, seinem Hörn angezogen? Der Dichter weiß es nicht; und so wird das Gefüge der Persönlichkeit plötzlich gesprengt und dem Hörer Aphorismenweisheit gespendet, die nicht aus dem innersten Wesen Kramers, sondern aus einer „Lichtstrahlen-Sammlung“ zu stammen scheint. Es ist, als sähe man ein Portrait, das vor dem Modell begonnen und nach der Phantasie beendet ward. Vielleicht hat Albrecht Bräuer so sein Altarbild, Michael Kramer seinen mit Dornen gekrönten Christus gemalt und vielleicht ist deshalb aus beiden Bildern nichts geworden. Die Maler waren vorsichtig genug, ihre unfertigen Entwürfe vor kritischen Blicken zu bergen; Herr Hauptmann klappt, um den Theatertermin nicht zu versäumen, vor der Gasserschaar sein Skizzenbuch auf und wundert sich, wenn selbst der Getreuesten Auge das Gewimmel der hastig hingezeichneten Menschenfragmente nicht zu entwirren vermag.

... Haben beide Werke, der Schülerschwanz und die Malertragikomoedie, nicht im Grunde den selben Sinn? Beide handeln von Menschenerziehung, beide wollen, so scheint mir, zeigen, wie wenig ohne die rechte Liebe an Menschen zu erziehen ist. Herr Ernst hat die Sünden des Kinderdrills in der Nähe gesehen und mahnt die Lehrer, auch in der Volksschule die individuelle Anlage zu wecken, zu hüten, zu hegen. In dekorativen Schriftzügen, in dem Rampenlicht angepaßten Farben wird, was er will, auch dem Blöden klar und die Zuschauer freuen sich der amüsanten Belehrung und nehmen, mit ein paar Wizen, die Zuversicht heim, daß über der Menschheit eine weise Vorsehung waltet und dafür sorgt, daß auf dem Haupt des Gerechten kein Haar gekrümmt wird. Auch Herr Hauptmann bekämpft die Schulmeisterei, auch Michael Kramer ist mehr Magister als Mensch; wäre er's nicht, dann hätte er den Sohn nicht mit dem Babel gegängelt, nicht im Antlitz des Toten erst die Male feinerer, höherer Menschlichkeit erkannt, die ein Bißchen Sonnenschein aus der häßlichen Hülle des lieblos Gezeugten, Empfangenen, Aufgezogenen hervorlocken konnte. Doch der Dichter, der stolz die direkte Rede verschmäht, fand seinem Willen nicht den klaren, kraftvollen Ausdruck und seine Künstlerarbeit blieb ein befremdendes Fragment. An Liebe zum Werk hat es ihm gewiß nicht gefehlt. Keine Wahrheit ist ganz wahr, immer, für Jeden. Den Babel braucht Herr Hauptmann nicht schwingen zu lernen; straffere Zucht und strengere Kritik aber könnten seinem Schaffen nicht schaden. M. S.



Berlin, den 19. Januar 1901.

Jubilus.

Kressin, am zweiten Sonntag nach Epiphania.

Großer Bruder und Mitglied des Herrenhauses!

Du bequem brauchtest Du Dir's auch nicht zu machen. Nein: im Ernst! Dein Neujahrgruß war ja die reine dringende Depesche; eine Wortknapperei, als ob Du dreifache Loxe zu zahlen hättest. Und seitdem nichts. Und vorher eine Ewigkeit auch nichts. Denn die Karte, die bei dem wundervollen Stilleben von Borchardt lag, kann ich doch nicht rechnen; ich roch ihr an, daß sie im Laden geschrieben war. Ist's Eurer Liebden ein so ungeheures Opfer, einer armen Landfrau, die mit klammen Fingern zu nachbarlichen Dinern kutschiren muß, de temps en temps ein paar Zeilchen zu schreiben? Die Arbeit erdrückt Dich nicht (Ihr Befestigten habt Euch ja schon wieder mal vertagt) und Lotte verlangt auch nicht von Dir, daß Du alle Abende mit dem Halsorden losziehst. Ich finde diese Schweigsamkeit einigermaßen stilllos. Lies doch, wie Bismarck seine Malwine bedient hat. Sie ist klüger, — zugegeben; aber auch Du hast es mindestens in der Diplomatie nicht so weit gebracht wie der Kniephofer. (Womit nicht gesagt sein soll, daß Du's nicht verdient hättest!) Man muß sich nachgerade schämen, immer zu betteln. Du weißt, wie wir hier sitzen; halb erfroren, mit standesgemäßen Verpflichtungen bis in die Knochen und ohne Draht nach Berlin, wenigstens ohne Nachrichten aus dem Allerheiligsten. Du weißt auch, daß Deine Schwester, der Du früher die Ehre erwiesest, zu behaupten, sie sei für ihr Geschlecht und ihre Jahre nicht übertrieben dumm, nun mal die verdrehte Leidenschaft für

alles Politische hat, die einzige ihres Lebens (Adolf hörts nicht, und wenn Du Dich unterstehst, zu plaudern, packe ich bei Lotten aus). Deshalb finde ichs nicht allzu nobel, daß Du mich in neuerer Zeit so ecartirst. Unmöglich kannst Du Dir doch einbilden, daß mir mit Molossof, englischer Sellerie und französischen Birnen der Mund zu stopfen ist. Soll ich meine Kenntniß politischer Dinge künftig etwa aus dem Gotha schöpfen, den Philis Bild mir diesmal übrigens nicht interessanter gemacht hat? Oder soll ich den armen Adolf, der das neue Jahrhundert mit einem bösen Bordeauxgichtanfall begann, langsam zu Tode quälen? Wenn Dir das Leben Deiner Agnaten überhaupt noch ein Bißchen lieb ist: laß mich nicht länger zappeln!

Drei Worte nenn' ich Dir, inhaltschwer: Was ist los? Nun lächle gefälligst nicht bis an die Plombe und antworte etwa wieder: „Nichts von Belang!“ Das kennen wir, eben so wie Dein „Nächstens mehr“. Damit hast Du mich schon rasend gemacht. Wird nicht mehr angenommen.

Was ist los? Ich weiß gar nichts. Und schließlich liegt doch Allerlei in der Luft. China. Kanal. Handelsverträge. Wie Bülow sich macht. Ob Posadowsky wirklich der rothen Bande geopfert wird. Ob Waldersee beim großen Schub die Durchlaucht kriegt (August Dönhoff und Guido Henschel wohl sicher?). Dein Miquel soll fertig sein. Und beim Landrath wurde neu-lich gestritten, ob Podbielski oder Holz die Eisenbahnen nehmen wird. Das sind doch Sachen, von denen Du was wissen mußt. Aber es scheint Dir Vergnügen zu machen, wenn Du Dir sagen kannst: Sie sitzt draußen in der Kälte und ärgert sich über mein Schweigen die Selbstsucht an den Leib.

Den Gefallen habe ich Dir bis jetzt nicht gethan; kann aber noch kommen. Vorläufig bin ich sogar in gehobener Stimmung und am Liebsten setze ich mich morgen auf die Bahn und käme zu Euch. Nicht in die Reichshauptstadt (aus dem berühmten „Reich“ habe ich mir nie so viel wie Du gemacht), sondern in die Residenz des Königs von Preußen. Kinder, seid Ihr zu beneiden! Wenn ich an den Achtzehnten denke, klopft mein altes Herz im Galopptempo und ich merke, daß ich in der wüsten Zeit seit Neunzig meinen schwarz-weißen Patriotismus doch nicht verlernt habe. Zweihundert Jahre! Und welche Veränderung, vom Marquis de Brandebourg bis zum Deutschen Kaiser! Das sollen die Anderen uns erst nachmachen. Und das Gefühl, daß unsere Familie dabei war, ist auch nicht von Pappe. Marien habe ich auf die Seele gebunden, die Hohenzollernwoche im Hoftheater nicht zu versäumen. Denke Dir: „Quixows“, „Neue Herr“, „Burggraf“, „Eisen-zahn“, „Prinz von Homburg“, „Aus eigenem Recht“, „Testament des

Großen Kurfürsten“, — Alles in einer Woche! Es muß großartig sein. Du gehst natürlich doch auch hin? Kommt ja nicht wieder vor.

Adolf verzieht die Lippe, wenn ich davon rede, und murmelt was von Byzanz. Du ahnst nicht, wie roth er geworden ist; nicht wiederzuerkennen. In seinen Augen ist Alles Dekoration. „Ein Fest mehr!“ Als ob man den Tag, der Preußen zum Königreich gemacht hat, ungefeiert vorübergehen lassen könnte, ohne den Demokraten zu zeigen, was die angestammte Dynastie und der etngesessene Adel für sie gethan hat. Aber er hat sich allerhand Schmöler herausgekrant und aus der Leihbibliothek kommen lassen und erzählt mir nun die tollsten Sachen. Mit dem ersten König sei nicht viel los gewesen. Ich habe ja auch nicht viel für ihn übrig, wegen der drei Frauen; doch Adolfs Schilderung geht übers Bohnenlied. Eitel sei er gewesen, ein schlechter Sohn, der als Kurprinz mit Oesterreich gegen den Vater konspirirte, und als Ehemann ein sehr unsicherer Rantonist. Feste und Effekte habe er über Alles geliebt, das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen und eine Günstlingwirthschaft eingeführt, deren Folgen noch Jahrzehnte lang zu spüren waren. Ich solle nur lesen, was über das „dreifache Weh“ des Preußenlandes damals im Volk geredet wurde (fällt mir nicht ein). Gegen Dandelman habe er sich unglaublich undankbar benommen, seinen besten Minister in die Verbannung geschickt und sich, bei allem Hochmuth, zum Werkzeug der ruppigsten Schmeichler hergegeben. König habe er nur werden wollen, weil ihm der neue Kurhut des Hannoveraners und die Polenkronen des Sachsen in die Augen stach und weil er sich geärgert hatte, als ihm im Haag nicht, wie dem oranischen Wilhelm, ein Lehnstuhl hingestellt worden war. Vor allen Dingen aber habe er die Gelegenheit zu einer großen Galavorstellung gesucht und verdammt wenig nach den Bedürfnissen des Landes gefragt. Ueberhaupt sollten wir nicht so thun, als seien alle Hohenzollern enorme Leute gewesen. Keine Spur. Weder auf den ersten Friedrich noch auf den zweiten, dritten und vierten Friedrich Wilhelm dürften wir uns was zu Gute thun. Und was bleibe dann von 1688 bis 1888? Der Soldatenkönig (den Adolf wegen der Ernennung des Hofnarren zum Akademiepräsidenten, wohl auch wegen des Podagraß, liebt), der junge Fritz und der alte Wilhelm. Das sei für zweihundert Jahre doch nicht allzu riesig. Und dabei hat er immer Stellen aus irgend einem Schmöler parat, um meine Zweifel zu widerlegen. Du kannst Dir ungefähr denken, wie mir zu Muth ist, wenn ich solche Sachen höre. Das wäre früher in Preußen undenkbar gewesen, besonders von einem Pommern, dessen Vater vom König die Acco-

lade bekommen hat und der selbst an besseren Feiertagen heute noch den Majorsrock trägt. Aber ich lasse mich nicht unterkriegen. Schade nur, daß man so wenig gelernt hat und nicht ordentlich disputiren kann. Adolf ist einfach verärgert und sieht Alles schwarz. Ich schwarzweiß. Meinen Preußenstolz kann Keiner mir rauben. Und wenn Alles wahr wäre, was in den Demokratenbüchern steht: Hohenzollern bleibt doch eine große Nummer. Und wenn wir die Sache nicht halten, wer dann? Der sogenannte Hausherr kann sich auf den Kopf stellen: am Achtzehnten wird, und wenn die Fenster noch so dick gefroren sind, illuminirt, der Kantor muß das Preußenlied spielen und für die Leute giebt's Königsgeburtstagsessen mit Punsch.

Hast Du 'ne Ahnung, ob von dem Segen viel in unsere Gegend fallen wird? Runo soll diesmal die Kette kriegen. Man erwartet große Ueberraschungen. Schon Silvester setzten die Leute mir zu. „Der Herr Bruder ist doch gewiß informirt; bei seinen Beziehungen!“

Ja, mein informirter Herr Bruder! Man wird wirklich zur komischen Figur. Na, ich sage nichts mehr. Du weißt, woran Du bist. Grüße mir Lotte, die an Deinen Thaten und Unthaten sicher schuldlos ist; in diesem Winter kommt sie mit ihrem Breitschwanz auf die Kosten. Und Du, Gräuel, bessere Dich schleunig; sonst schließe ich Dich von der Jubiläumssamnestie aus und leugne jede Gemeinschaft mit Dir. Wo feierst Du Freitag? Ich vermuthe: Monopol, von wegen des Essens. Da hättest Du so ziemlich an jedem Tisch (Herrgott, wie lange ist's her!) Gelegenheit zu reumüthiger Erinnerung an Deine einst verwöhnte, jetzt mißhandelte Schwester

Rina.

Berlin, drei Tage vorm Preußenfest.

O meine holbe Kriegerin

(so nennt, glaube ich, der Mohr von Venedig sein Täubchen): Du bist hart, Du bist grausam, Du bist ungerecht. Ja, ohne Spaß. In Deiner pommerischen Eispalastruhe vergißt Du stets, welche Forderungen ein berliner Winter an meinen immerhin doch schon alten Leichnam stellt. Auf Halsordenparaden bin ich, wie Du wissen könntest, nicht versessen. Aber es giebt Sachen, denen man sich nicht entziehen kann. Gewiß ist's meist Unsinn und reich:agsmäßig langweilig; und doch muß man acte de présence machen. Ein wahrer Segen, daß die Diners kürzer geworden sind, seit S. M. das System der drei Gänge eingeführt hat. Beim fünften Gericht pflegte ich mir zu schwören: Nie wieder; und am nächsten Abend saß ich, der Noth, nicht dem Triebe ge-

horchend, abermals vor einem Hammelrücken. Aber mein Seelenleben interessiert Dich nicht. Du willst Neuigkeiten. Ist Das die wahre Liebe? Glissons. Auch über Deine lieblichen Anspielungen auf meine diplomatische Unzulänglichkeit, Vergleich mit Bismarck und ähnliche Waffentänze hinweg, pommerische Penthesilea. Du wolltest mir Eins auswischen. Das aber ist Euer Hochwohlgeboren vorbei gelungen. Und der alte Ritter antwortet, galant, wie er ist, auf den Schlag mit einer Erklärung zärtlichster Liebe.

Denn im Grunde ist meine böse Schwester, die das Gefühl ihres greisen Bruders an der Länge seiner Briefe mißt, eine famose Frau. Eine Preußin, die ihre Farben kennt. Manchmal kommt mirs vor, als seist Du die Letzte vom alten Schlag. Und deshalb freut es mich doppelt, daß Du Dich von Adolf nicht röthlich anhauchen läßt. Er hat Recht. Aber Du hast auch Recht, hast sogar erst recht Recht. Und wenn Du von A bis Z, von Andrée bis Zeppelin, alle Neuigkeiten dieser Erde aus ellenlangen Eilbotenbriefen erfährst, könntest Du nichts lernen, was neben Deinem prachtvollen Preußenfanatismus irgendwie in Betracht käme. Erhalte ihn Dir, mein Kind, und laß Dich nicht auf die Bank der Spötter locken. Für mich wars ja eine harte Entbehrung, daß Du während der letzten Jahre so selten hierherkamst; für Dich aber wars gut. Immer weit vom Schuß! Sonst wäre selbst von Deinem festen Glauben vielleicht manches Stück abgebrockelt.

Adolf hat Recht: mit dem ersten König war kein Staat zu machen. Zum Glück war der Staat schon da. Und wenn die Krönung der Prunksucht des Herrn zu danken war: soit. Uns kommen ja trübe Gedanken, wenn wir lesen, wie er mit einem Gefolge, zu dessen Beförderung außer dem Marstallinventar noch dreißigtausend Vorspannpferde nöthig waren, nach Königsberg zog, die Schloßkirche wie einen Festsaal auspuzen ließ, sich in einen Scharlachrock kleidete, der von Goldstickerei strotzte und an dem jeder Brillantknopf dreitausend gute Dukaten gekostet hatte; dazu die Diamantagraffe, die den Purpurmantel zusammenhielt und deren Werth damals unschätzbar schien. Die ganze Sache muthet uns, mit der Salbung, den Hofpredigerleistungen der Ursinus und Sanden, den silbernen Thronesseln und goldig glänzenden Herolden, ein Bischen bourbonisch an; und das Land hat an den Folgen solcher Verschwendung, der ewigen Bauten und Feste, lange genug zu leiden gehabt. Aber wir sehen diese Dinge nicht mit den Augen der Leute von 1701, die froh waren, einen König in Preußen zu haben. Schlimmer ist schon das Verhalten des Kurprinzen, das wir aus Nebenacs, des französischen Gesandten, Berichten kennen, die Conspiration

mit dem Ausland gegen den eigenen Vater und König und der äble schwie-
 bufer Handel. Später dann die Wirthschaft mit Günstlingen und Maitreffen
 bösesten Kalibers. Die langwierige Aventure mit dem ehrenwerthen Fräulein
 Nicker aus Emmerich, der Schankwirthstochter und verhehlchten Reichsgräfin
 von Wartenberg, die bei Hof den unvermählten Prinzessinnen vorging und die
 dem König abgeschmeichelten Staatsgeheimnisse ihrem englischen Liebhaber,
 dem Gesandten Lord Raby, verrieth. Um Deine keuschen Ohren zu schonen,
 halte ich mich bei diesem heiklen Kapitel nicht auf; empfehle nur, im Hohenzollern-
 museum mal Friedrichs zweiten Trauring anzusehen, den die Inschrift à ja-
 mais bestimmte und der schon am Tage der Hochzeit zerbrach. Du wirst
 Deinem Bruder auf sein ehrliches Gesicht glauben, daß es in Berlin damals wüß
 zuging. Dandelmann hatte seine Fehler. Er war schroff, fühlte sich in seiner All-
 macht zu sicher und schadete sich durch seinen Nepotismus. Sieben Dandel-
 manns, sämmtlich Söhne des selben holländischen Vaters, in hohen branden-
 burgischen Staatsstellungen: Das war auf einen Stieb ein Bischen viel. Und
 Ministern, die mit der Frau ihres Herrn nicht gut stehen, droht bei uns immer
 der Sturz; siehe Puttkamers Abhalfterung und Bismarcks Leiden. Anderswo
 ist's übrigens auch nicht anders. Und Sophie Charlotte, die sich in Briefen
 an die Pölniz Friedrichs armes Schlachtopfer nennt, scheint mehr als einen
 augustischen Zug gehabt zu haben. Einerlei: Eberhard Dandelmann war
 ein ganzer Kerl, als Finanzminister ein Miquel mit pupillarischer Sicherheit,
 als Wirthschaftspolitiker von betnahe bismärckischer Rücksichtslosigkeit, die so-
 gar vor Grenzsperrern nicht zurückschreckte, wenn es darauf ankam, der
 heimischen Manufaktur das Leben zu erleichtern. Daß der Kurfürst ihn den
 Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben opferte, den „drei großen
 Wehß“ (oder, wie Dein Gebieter auch richtig citirt, dem „dreifachen Wehß“)
 Preußens, ist und bleibt ein Jammer. Und der Prozeß, der folgte, ein Skandal.
 Ein junger Professor Brensig hat sehr interessant darüber geschrieben; soll
 ich's Dir schicken? Peiß und Rottbus sind schlimme Namen für das Haus
 Hohenzollern. Aber Herren von sehr jugendlichem Selbstgefühl unbequeme
 Wahrheiten sagen, war nie ein leichtes Geschäft. Die Dohna und Warten-
 berg, die damals ihr Händchen im Spiel hatten, heißen heute höchstens anders;
 das Treiben ist unverändert und wir könnten gleich das Jubiläum der Ka-
 marilla mitfeiern. Der erste König hatte übrigens nicht nur schlechte Seiten.
 Er war kränklich, verkrüppelt, launisch, seine Dritte, die medlenburgische
 Venus, machte ihm mit ihrem religiösen Wahnsinn das Leben sauer, aber er
 zog doch wenigstens ordentliche Leute heran, Leibniz, Thomastus, Wolff,

Frände, und ließ von Schlüter und Gosander schöne Sachen, nicht geschmacklosen Kram, auf die Straße stellen. Die Geschichte von dem Lehnstuhllärger mag stimmen. Hat aber nicht unser zweiter Kaiser als Kronprinz in Petersbad zu Freytag gesagt, die Unhaltbarkeit der deutschen Zustände sei ihm ganz klar geworden, als er während der pariser Weltausstellung sah, wie sein Vater hinter dem Zaren rangirte? Solche Momente haben sehr oft mitgesprochen; Gekrönte sind eben auch Menschen. Immerhin bleibt Adolfs Ansicht bestehen. Wir können den Freund der Nickers nicht retten. Gerichtet hat ihn schon sein Enkel, den der erste König selbst noch über die Taufe hielt. Und gegen den Alten Fritzen wirst Du nicht rebelliren.

Ist auch nicht nöthig. Denn schließlich hast Du doch Recht; und der kressiner Tyrann ist schief gewickelt, wenn er über Preußen Wize reißt. Es ist eine große Sache. War wenigstens eine. Ohne Grazie, nicht sehr liebreizend; eine wollene Jacke, die anfangs kratzt, aber wärmt. Ein auf eine Idee gebauter Staat ist eine Seltenheit; und die Pflicht als Portier, die Vernunft als Beschließerin! Mag Friedrich zehnmal nach Königsberg gegangen sein, um sich ein paar Wochen zu amusiren und Hoftheater zu spielen: was er machte, mußte gemacht werden. Und daß ers machte, müssen wir feiern. Du kennst meinen Degout vor sogenannten Nationalfesten und weißt, wie ich an der Saalburg litt. Diesmal ist's aber in der Ordnung; wäre auch unter dem alten Herrn gefeiert worden. Adolf zieht die Lippe. Geib ihm statt des Mouton Rothschild leichten Mosel und frage ihn, obs nicht eine ganz hübsche Leistung ist: von 1712 bis 1815 Fritz, Wilhelm und Bismarck geboren. Wir genügt es. Gegen schlechte Regenten ist kein Kraut gewachsen, keine Schutzimpfung erfunden: können nur vom Volk, wenn es danach ist, erzogen und secundum ordinem eingeschränkt werden. Was produziren denn andere Familien? In der Finanz pflegt schon die zweite Generation anzufaulen. Er soll sich den Lieutenant ansehen, den gemeinen Mann mit und ohne Treffen, die anonyme Masse im Waffenrock, die klozige Kraft der ganzen Staatsorganisation. Und bedecken, was die wendischen und polackischen Bastarde aus ihrem Jammerboden gemacht, wie sie den Widerstand der höher kultivirten Westdeutschen gebrochen und welche Stellung sie sich in der Welt zugelegt haben. Das war kein Kinderspiel. Nein: am Ahtzehnten können Volk und Dynastie einander gratuliren; das Geschäft war für Beide nicht schlecht. Jetzt sitzt ja der Schwamm im Haus, die Idee ist abgelebt und in den Fundamenten kracht es verdächtig. Wir werden uns mit der Modernisirung beeilen müssen, wenn wir weiter mitzählen und von Kultur nicht immer nur

reden wollen. Aber Deine Preußenliedstimmung brauchst Du Dir darum nicht stören zu lassen. Und Punsch kannst Du den Leuten auch geben.

Nur fordere, schwarz-weiße Dame, gütigst nicht von mir, daß ich den Borussia-Stolz ins Theater führe. Dein Register hat übrigens ein Loch: Du hast den „Adlerflug“ vergessen, das Meiste des unter der Kanone dichten- den und trachtenden Artilleristen. Wahrscheinlich der Gipfel von's Fanze. Für diese Sachen fehlt mir das Organ. Mir wird zum Speien, wenn ich einen geschminkten Mimen mit geklebter Kurfürstennase und der Vornehmheit eines bramsigen Kammerdieners den Landesvater und Junker- bändiger tragiren sehe. Daß die Stücke so miserabel sind, ginge noch hin; aber diese kindischen Verhimmelungen! Ist ja nur Futter für die Oppo- sition. Und nach meiner ergebensten Meinung so unpreußisch wie möglich. Der Alte Fritz sah mit seinem hellen Auge, daß wir für nationale Heldenge- dichte kein Talent haben; darin seien die nations cultivées uns über. (Ob er an die Pucelle oder nur an die Henriade seines Freundes dachte?) Jetzt wird das Genre in Treibhäusern gezüchtet. So viel ich weiß, vollkommen neues System: das Theater als Mittel zum Zweck monarchischer Volkser- ziehung; selbst Bonaparte ist darauf nicht gekommen. Vielleicht macht das Siebentagewerk Marien Spaß. Dein Bruder ist nicht mehr jung genug, um zu glauben, alle Hohenzollern seien Halbgötter oder mindestens des lieben Herrgotts Geheimräthe, alle Junker, Schöpffenmeister und ähnliche Ru- jone störrige, eigensinnige Eiel gewesen, die der erleuchtete Erlauchte zu ihrem Glück zwingen muß. Such Dir den homburger Prinzen heraus (Reclam; der Junge brauchte ihn als Pennäler) und lies den kleinen Monolog des Großen Kurfürsten, bevor er Hans Kottwitz empfängt: Das ist Preußisch- Hohenzollern. Und wenn Du ein Endchen weiter kommst — hoffentlich bis zu dem Ruf: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ — dann nimm ein Schlückchen (aber keinen Tischwein, sondern gute Lage) und sage Dir: Es ist eine Sache; und wir waren dabei.

Höre mal: ich habe in bedenklichem Grade das Gefühl, zu einer Straf- arbeit verurtheilt zu sein. Mit List und Schlaueit hast Du mich auf ein Gebiet gelockt, in das die Bäche meiner senilen Geschwägigkeit sich gern er- gießen. Und dann wunderst Du Dich, wenn ich mit der Brieffschreiberei für ein Weilchen Schicht mache! Ich kanns einfach nicht schaffen. Und Dein Speisezettel ist ja noch lange nicht fertig. Immer die ländliche Vorstellung von meiner Allwissenheit! Ich weiß gar nichts, Madame, und auch Das nicht mal genau. Du vergißt, daß ich aus der eigentlichen Hofgesellschaft

'raus bin. Meine Freundschaft liegt in der Mark herum unter der Erde. Du kennst doch die Verse meines alten Lieblings Fontane:

Sechs rohrsche Vettern ihn tragen,
 Sechs Andere nebenher.
 Dann folgen Drei von der Hagen
 Und Drei von Häjeler.
 Ein Ribbeck, ein Stechow, ein Biethen,
 Ein Rathenow, ein Quast,
 Vorüber an Scheuern und Miethen,
 Auf den Schultern schwankt die Last.

Oft genug mitgemacht. So bin ich einsam geworden und kann Deiner Neugier (pardon: Deinem Patrioteneifer!) nur selten noch Lohnendes apportiren. Bezähme Deine Ungeduld; die Liste der Jubiläumsauszeichnungen wird zwölf Stunden nach diesen Zeilen in Deinen zarten Händchen sein. Dann kannst Du die neuen Fürsten und die frisch gebackenen Ritter genießen und Dich con amore ärgern. Für Euren Kreis wird schon was „Ordentliches“ abfallen. Und Runo braucht keine Angst zu haben.

In Sachen Politik kann ich wirklich nur sagen: Nichts von Belang. Auf die Gefahr, daß mir die Geburtstagstorte entzogen wird. China läppert so sacht zu Ende, Mumm braucht nicht mehr extra dry zu sein, in der Wilhelmstraße athmen die Leute auf und Alfred Waldersee wird sich bald neue Visitenkarten bestellen können. Für den Kanal sind die Aussichten jetzt gut und ich bin sicherer denn je, daß er kommt. Ob der Zollhandel mit fünf oder sechs Mark schließen wird: das Vergnügen, sich darüber zu echauffiren, überlasse ich den fraktionell gedrückten Standesgenossen. Die Sache liegt heute anders als Zweiundneunzig, wir sind in der Exportpolitik mitten drin, legen unser Bischen Geld in Panzerschiffen und Kreuzern an und es handelt sich nur noch darum, Uebergänge zu schaffen. Dafür interessire ich mich gar nicht. Lieber gleich ganz ins Wasser. Merkwürdig, daß unsere Leute nicht sehen wollen, wohin die Reise geht, und selig sind, wenn sie Morphinum kriegen. Die früheren Freihändler sind gerissen genug, um die Situation zu verstehen, und haben im Innersten ihrer Händlerherzen (siehe Handelstag) nichts gegen höheren Kornzoll, der doch nichts ändern kann. Bülow sehr geeignet für diese Aufgabe, die eher einen Palmerston als einen Bismarck verlangt; wenn er sich nicht zu früh abnußt, was bei der vorhandenen Sucht, diligentiam zu prästiren, nicht undenkbar ist, wird er zwischen Mirbach und Siemens geschickt durchlaviren und den „Markstein“ des Arlosen zeitgemäß ersetzen. Hoffentlich sorgt er auch dafür, daß der König sich diesmal in der

Sache nicht wieder exponirt. Unglaublich günstige Lage, wie stets bei Verschiebungen der Machtverhältnisse, wo zwei Klassen sich einer Regierung zum Heeresdienst anbieten: eine, die nicht von der Krippe scheiden mag, und eine, die 'ran will. „Mein“ Miquel? Daß er geht, werde ich glauben, wenn ich den Nachfolger im Reichsanzeiger lese. Posa hat den Blattschuß, kann aber noch lange laufen; um so länger, je öfter die Umsturzeute ihn ankrakehlen. Sie haben zu früh geschossen; wenn die Bombe erst im Reichstag platzte, war sie tödtlich. Das Techtelmechtel mit dem Centralverband ist nicht zu rechtfertigen und es ist eine Schande, daß Konservative so was überhaupt versucht haben. Aber den Mann schätze ich nach wie vor und bedaure, daß er offenbar vollkommen abgearbeitet ist. Glaubst doch nicht an alle „Krisen“, die Reporter erfinden! S. M. ist viel ruhiger geworden und sieht nicht gern mehr neue Gesichter. Die Männer auf der Scheibe müssen nur immer so thun, als wüßten sie nicht, ob sie morgen noch da sein werden. Das gehört jetzt zum Metier.

Glaubst Du nun, daß absolute Windstille ist und daß mein Gehorsam keine Grenze kennt? Für künftige Fälle merke Dir: hier wird heutzutage immer nur eine Sache betrieben, eine allein, und bis sie zu Ende ist, haben alle Flöten zu schweigen. Jetzt heißt die Losung: Preußenfeier. Warte ab, was dann kommt . . . Monopol ist nichts für den Achtzehnten; zu geräuschvoll an solchen Feiertagen. Kleine Sache bei uns. Ein paar alte Stockjunker, die nichts mehr zu hoffen haben und deren Familien seit anno Joachimken zwischen Elbe und Weichsel sitzen. Namen kannst Du Dir denken. Ein erträglicher Tropfen wird sich austreiben lassen. Da wollen wir, wenn der Haupttrummel vorbei ist, von Preußen sprechen; wie es war, nicht mehr ist, auch nicht mehr sein kann. Schade, daß wir Euch nicht hierhaben können.

Adolf soll seine Galle dem Jungen verbergen. Wenn ich noch einen zu erziehen hätte! Sollte ein kleiner König werden, Einer, den kein großer König umkrempeln und zum galonnirten Diener machen könnte. Aber wir Beide, theuerste Ninette, sind die Letzten vom Mannesstamm. Gute Nacht, tapferes Herz. Ich bin abenteuerlich müde. Fürs Festprogramm empfehle ich: Eroica (Rantor?) und den homburger Prinzen; Nauenthaler und ein Schuß Fontane kann auch nicht schaden; und wir waren dabei.

· Immer Dein Bruder und Dienstmann
Moriz.



Kolonialbeamte.

Im jüngsten Kolonialetat findet man einen Posten für die Ausbildung zweier Assessoren in großen Handelshäusern zu Bremen und Hamburg: die beiden Herren sollen sich dort ein Jahr lang wirthschaftlich „belernen“. Voilà: ein neuer Direktor im Kolonialamt und ein neues „System“. Man traut dem reinen Jus nicht mehr so recht und will es vom Seewind ein Jahr hindurch nach der praktischen Seite hin lüften lassen. Das ist doch der Zweck der neuen Forderung und in dieser Hinsicht kann man sie als eine linde Regung zur Besserung mit loyalem Beifall begrüßen; aber auch nur als die erste linde Regung. Denn wenn es damit sein Bewenden hätte, wenn es nicht in weiteren Maßnahmen zu einem Nehraus in der Kolonialkarriere kommen sollte und nicht auch die feste Zusicherung gegeben wird, daß in der Vorbildung unserer Kolonialbeamten nun gründlich Wandel geschaffen werden soll, dann muß man diese assessores rerum mercantilium als ein nichts-sagendes Kompliment an die immer dringender werdenden Kolonialreformer von der Schwelle abweisen. An sich können ja diese beiden Herren, die nun ein Jahr lang in den beiden Hansastädten den großen wirthschaftlichen Geist des Seehandels über und in sich ergießen lassen werden, nur als neue Humoristika unserer Kolonialpolitik in Anspruch genommen werden. Das müssen schon wirthschaftliche Genies sein, die in so kurzer Zeit wirthschaftliche Autoritäten werden können — als solche wünscht sie doch das Kolonialamt zu seiner eigenen Belehrung auszubilden —, und wenn sie dort dieses Genie in sich entdecken, dann werden sie so unklug nicht sein, zum Altenstaub der Wilhelmstraße zurückzukehren. Wer die Macht, praktisch Großes zu schaffen, in sich erkannt hat, wird nicht in der Bureauftube hocken. Aber die Gefahr liegt fern, daß die beiden Herren sich übermäßig in die hanseatische Wirthschaftspraxis vertiefen werden. Es wird ihnen eben so ergehen wie den jungen Herrn Kommerzienrathsböhen, die zu den Geschäftsfreunden der Väter in die Lehre gegeben werden: der Betrieb großer Häuser ist so exakt und so peinlich knapp geregelt, daß in ihnen für Lehrlingspielereien der jeunesse dorée keine Zeit und Lust übrig bleibt. Die jungen Herren haben ja in der Regel Takt genug, ihren Meistern die Unbequemlichkeit ihrer Anwesenheit zu ersparen und interessanteren Studien, als sie ihnen der Arbeitstisch bietet, in jener Welt sich hinzugeben, wo Geschmeide geschmeidig machen. Was soll denn der Handelspatrizier mit dem Herrn Kolonial-Assessor auch anfangen? Soll er ihn in seine Bücher gucken lassen und ihm erklären, wies gemacht wird? Soll er ihm theoretische Vorträge halten und schwungvolle Phrasen dreheln über die Nothwendigkeit der Kolonialpolitik und deutscher Seeregeltung? Die Phrasen hat der Herr Assessor auch in seinen patriotischen

Bereimen billig; er kam, um zu sehen, wie man diese Worte in die That umsetzen kann. Daß aber wird er bei diesem Ausflug in die Welt der Arbeit nicht lernen; der ehrenamtliche Lehrmeister wird auch nichts Anderes sagen können als der Erbkönig:

„Willst, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen Dich warten schön.“

Das Familienalbum wird sehr bald das Hauptbuch ersetzen und der schneidige Herr Assessor, an patriotischen Festtagen ein eleganter Mars, wird mit dem bei Verwaltungsbeamten selbstverständlichen Ethic die Führung der Mädchenherzen übernehmen. Und wenn er dann nach Jahresfrist in die Wilhelmstraße zurückkehrt, bringt er vielleicht nur die eine — aber für ihn gewiß werthvollste — praktische Erfahrung mit, wie viel von seiner Zukünftigen auf dem Wasser liegt.

Die Idee der ass. rer. merc. ist sehr niedlich und stilgerecht dem grünen Tisch entlaufen; aber sie ist weder sehr werthvoll noch neu. Schon vor einigen Jahren schickte der preussische Landwirthschaftsminister seine Juristen auf besonders gut besetzte Rittergüter, damit sie dort die „Landwirthschaft erlernten.“ Als Frist war ihnen ein ganzes halbes Jahr gestellt. Der Kolonialdirektor ist milder: er gewährt ein volles Jahr. Das ist nur recht und billig. Denn die Lawntennispartien des Sommers müssen doch erst im Ballsaal zweckentsprechend ergänzt werden.

Ein Gutes wird die „epochemachende Steuerung“, die das neue Regiment einführt, gewiß haben: man wird im Reichstag die Vorbildung unserer Kolonialbeamten einer genaueren Kritik unterziehen müssen. Es geht so auch nicht weiter. Die Kluft zwischen den Anforderungen der Praxis und den Annahmen der Theorie in unserer Kolonialpolitik ist zu groß, als daß etwas Gedeihliches herauskommen könnte. Da behandeln kolonialpolitische Schwärmer unsere Kolonialpolitik, als sei sie eine Puppe, nur angeschafft, um unruhigen Kindern Zeltvertreib zu gewähren. Man behängt sie mit patriotischem Gesplatter, in dem Glauben, damit imponiren zu können; man schmiedet Phrasen, und wer sie am Häufigsten und Lautesten wiederholt, Der ist ein echter Patriot. Aber die nackte Wahrheit über unsere Kolonien will Niemand hören, und wer sie sagt, ist ein Verleumder; und wie die Kinder sich einreden, auch ihre Puppen seien lebende Kinder, so täuschen auch unsere großen Kolonialkinder sich über das Wesen der von ihnen als Spielzeug annektirten kolonialen Sache, die doch eigentlich ein ernstes Geschäft für die deutsche Volkswirthschaft sein soll. Unsere Kolonialpolitik ist durch und durch unwahr; man bemäntelt und verschleiert und will glauben machen, die Wunde sei heil, auf die man ein hübsches buntes Pflästerchen gelegt hat, — und der Eiter frißt nun unter dem Pflästerchen ungestört weiter. Die bisherige

salongerechte Behandlung unserer Kolonialpolitik hat Bankrott gemacht: darüber wird den Einsichtigen auch der jetzige unheimliche Eifer nicht hinwegtäuschen, durch solche „Thaten“, wie der Centralbahnbau eine werden soll, Trostwechsel auf die Zukunft zu ziehen.

Daß die Salonkolonialpolitiker ihren unheilvollen Einfluß so geltend machen konnten, ist zum guten Theil die Schuld unserer Kolonialverwaltung. Diese hat sich die Initiative aus der Hand nehmen lassen und ist dem Zweck treu geblieben, dem Fürst Bismarck sie bestimmt hatte: der Hemmschuh der deutsch-kolonialen Bewegung zu sein. Es wäre Pflicht der Verwaltung gewesen, selbst ein auf volkswirtschaftlicher und wissenschaftlicher Methode aufgebautes Kolonialprogramm aufzustellen und durchzuführen, im Einklang mit den Bedürfnissen der ganzen deutschen Volkswirtschaft. Die Ausführung der einzelnen Theile hätte man denen überlassen müssen, die dazu befähigt waren, hier dem Kaufmann, dort dem Botaniker und Pflanzler und gelegentlich auch dem Juristen und Soldaten. Aber wer sollte im Amt das System feststellen, wer sollte den Bauplan zeichnen? Man stellte Juristen und Militärs hin und sagte: Nun macht Kolonialpolitik, ohne ihnen sagen zu können, welche Kolonialpolitik sie machen sollen. Den Volkswirth, den Pflanzler und Geologen, den Botaniker fragte man nicht und man that auch nichts, um einen soliden Grundriß des Kolonialgebäudes herzustellen, sondern man überließ es dem Zufall, wer die Kolonialuhr aufziehen wollte. Wenn aus der Schaar jener Salonkolonialpolitiker Einer einen Einfall hat, der sich patriotisch abstempeln und großartig vortragen läßt, dann kommt sehr bald eine kategorische Aufforderung an das erwartungsvolle Kolonialamt, diesen großen Gedanken auszuführen; und da ein tüchtiges Amt keinen Finger rührt, wenn nicht die Aufforderung mehrmals wiederholt wird und eine vorlaute Presse ihr Angst macht, so kommen allgemach noch dringendere Aufforderungen nach. Damit ist die Sache zugleich „national“ geworden; und nun gehts los. Es wird ein „Sachverständiger“ mit der Angelegenheit betraut. Das heißt in der deutschen Kolonialsprache: mit der Untersuchung einer mineralogischen Sache wird ein Jurist betraut, über Handels- und Verkehrsfragen referirt ein Lieutenant, und wo es sich um diplomatische Dinge handelt, schickt man einen Buchhändler hin. Wahrscheinlich läßt man auch die Kolonialuniformen von Uhrmachern herstellen; es würde wenigstens ins System passen. Unsere Kolonialpolitik ist das dürftige Resultat der Ehe zwischen der excellenten Kolonialgesellschaft und dem Herrn Kolonialdirektor; aber die Kolonialgesellschaft hat die Hosen an: sie kommandirt und der Kolonialdirektor hat unterthänigst seine Zustimmung zu geben. Es liegt ein großer Humor in der ständigen Veröffentlichung des Schriftwechsels, der fast allwöchentlich zwischen der Kolonialgesellschaft und dem Kolonialamt über ein koloniales

Thema stattfindet. Was soll denn auch so ein armer Kolonialdirektor machen? Er ist ja nur der Prügelnabe. Aller Unmuth läßt sich an ihm aus und er ist doch meist so unschuldig wie ein Lämmlein. Er hat kein Recht, grob zu werden, und daran geht er zu Grunde; nach oben hin muß er gehorchen, denn er ist ein unselbständiger Beamter; und sagt er seinen privaten kolonialen Bedrängern die Wahrheit, dann ist er noch schlimmer daran, denn diese kolonialen Größen haben sämmtlich ihren Fürsten oder excellenten Greis hinter oder vor sich und manche noch ein „nationales“ Blättchen. Darum war die Schaffung des Kolonialraths ein ingenióser Einfall. Der ist nun immer das Karnidel; ein „kolonialer Geistesblitz“ mag noch so thöricht sein: er läßt sich im Kolonialrath, wenn nicht anders während des Frühstücks, durchdrücken.

Es wird nicht anders werden mit unserer Kolonialpolitik, als bis das Kolonialamt die unverantwortlichen Nebenregirungen abstößt und selbst die Initiative ergreift zu planvollem Handeln. Warum ist es denn in Siamtschau anders? Warum mischen sich da nicht die Kolonialfexe ewig hinein? Weil das Reichsmarineamt systematisch arbeitet und weiß, was es will. Aber woher soll denn das Kolonialamt sein Selbstbewußtsein nehmen? Unsere koloniale Beamtschaft hat nicht den Fonds kolonialen Wissens in sich, der ihr das Recht gäbe, zu sagen: „Ich weiß, was ich will, und ich kann, was ich will.“ Diese Beamtschaft soll so zusammengesetzt sein, daß sie die oberste Autorität in kolonialen Dingen ist und als solche anerkannt wird. Jetzt muß sie sich von den Broden nähren, die ihr gelegentlich zugeworfen werden. Die Beamtschaft muß man reformiren, damit sie reformiren kann. Das scheint man einzusehen . . . und setzt ass. rer. merc. in die Welt.

Man hat zahllose Reformvorschläge gemacht. Der radikalste ist der, man solle Kaufleute ins Kolonialamt nehmen und Kaufleute als Beamte in die Kolonien senden. Dieser Vorschlag ist der unglücklichste von allen. Da spukt das alte deutsche Vorurtheil, daß Jemand, der auf einem Gebiete „Autorität“ ist, auf jedem anderen es auch sein müsse. Der beste Kaufmann kann ein sehr schlechter Verwaltungsbeamter sein. Denn die Triebfeder des Kaufmanns ist der Egoismus, die Aussicht auf persönlichen Vortheil spornt seine Kräfte, er ermattet, wenn sie fehlt; der Beamte aber bedarf der Gabe der Objektivität, der Fähigkeit, seine Interessen den höheren des Allgemeinwohls zu opfern. Kaufmann und Verwaltungsbeamter sind reine Gegensätze. Niemand würde mit größerem Vorurtheil den Kaufmann auf dem Sessel des Beamten betrachten als gerade der Kaufmann. Man sieht ja, mit welchem Argwohn der Kaufmann seinen Kollegen, die Wahlkonsule sind, entgegentritt. Der Ruf nach Berufskonsulaten, also juristischen Konsulen, ist aus dem Kaufmannsstande selbst hervorgegangen, der mit Recht die Unparteilichkeit und Objektivität seiner beamteten Konkurrenten in Frage zieht. Und

selbst wenn man diesen Einwand gegen die „kaufmännisch gelernten“ Beamten fallen lassen müßte, so blieben noch Zweifel übrig, ob im Kaufmannsstande selbst Material genug für die Besetzung der Kolonialämter vorhanden wäre. Wie viele Kaufleute giebt es denn, die über das Mittelniveau hinausragen? Und die darüber hinausragen, begnügen sich gewiß nicht mit dem Sold, für den unser wenig materiell veranlagter akademischer Stand seine Kräfte aufbrauchen läßt. Man würde jedenfalls für die Besetzung der Stellen in den Kolonien selbst, wenn man durchaus gelernte Kaufleute heranziehen will, junge Kaufleute nehmen müssen; und denen fehlt meist die gesellschaftliche Autorität, denen der Beamte bei uns auch bedarf. Die allbefehlende Reserveoffizierswürde allein würde nicht hinreichen.

Der Beamte soll nicht Handel treiben und unsere Kolonien sind keine Handelskolonien. Für die Erledigung der wenigen kaufmännischen Fragen, die an das Kolonialamt herantreten (Aktiengesellschaften), genügt der gelegentliche Rath eines Sachverständigen und in den Kolonien die Umfrage bei den Interessenten. Es kommt weniger auf die Kenntniß der Handelstechnik an als auf ein allgemeines Verständniß für wirthschaftliche Dinge. Die koloniale Expansion beruht bei allen Völkern weniger auf der Initiative des Kaufmanns, der aus Furcht vor dem Risiko seinen Alltagsweg weiterzuwandeln pflegt, als auf dem Eingreifen hochstrebender Elemente aus fremden Berufen, besonders von Akademikern. Peters, Emin Pascha, Rhodes, Scharlach, Stanley sind Studirte. Die Leute, die vom deutschen Kaufmann den Aufschwung unseres Kolonialwesens erwarten, denken dabei gewiß an die Erfolge der englischen Freibriefgesellschaften. Aber dem deutschen Kaufmann fehlt noch der kühne Unternehmungsgeist; er wagt nichts. Und daß unsere Kaufleute kein Talent zum Verwalten haben, daß ihnen gänzlich der Zug des „königlichen Raths herrn“ abhanden gekommen zu sein scheint, lehrt doch deutlich genug unsere Kolonialgeschichte. Fürst Bismarck schuf ja „kaufmännische Unternehmungen, mit souveräner Gewalt begabt“; aber das Resultat war kläglich. Freilich mag dabei auch mitspielen, daß sich nach alter deutscher Weise einige abgelegte Excellenzen und Geheimräthe dieser Unternehmungen bemächtigten. Vom Großvaterstuhl aus wurden noch nie Kolonien erobert.

Die Beamtschaft, die wir für unsere Kolonien brauchen, soll nicht einseitig kaufmännisch vorgebildet sein; sie soll nur wirthschaftliche Dinge mit hellem Auge erfassen können. Es handelt sich hier natürlich um die Verwaltungsbeamten und nicht um die technischen Sachverständigen, die amtlichen Botaniker, Geologen, Pflanzler u. s. w., von denen leider immer noch recht wenig in unseren Kolonien zu sehen ist. Die Verwaltungsbeamten sollen wirthschaftliche Voreingungen in sich aufnehmen und sie, dem Gemeinwohl angepaßt, weitergeben. Das können sie, wenn sie erstens einen gesunden

Menschenverstand haben, zweitens eine gründliche theoretische volkswirtschaftliche Vorbildung besitzen, die sie im praktischen Leben vertieft haben. Gerade auf das wirtschaftliche Verständnis kommt es an, weniger auf die Fähigkeit, bombastische Trinksprüche auf das „größere Deutschland“ zu halten, worin ja sogar der Befähigungsnachweis für einen Gouverneurposten gesehen wurde. Man wird am Besten einen Studienplan für überseeische Beamte entwerfen, nach dem sich Alle, die sich der Kolonialaufbahn widmen wollen, sei es an Universitäten oder privatim, vorbereiten können; auch privatim, denn das Studium darf nicht Zwang sein, weil man die Kolonialkarriere allen Berufen zugänglich machen soll. Ein Zwang soll nur für den Nachweis des Wissens bestehen.

Wenn man aber eine Bildungsvorschrift für Kolonialbeamte erläßt, dann muß man auch eine „Karriere“ schaffen. Das ist so schwierig nicht, wenn man sich endlich entschließt, das gesammte „größere Deutschland“ zu einer Organisation zusammenzufassen. Jetzt doktern die verschiedensten Ressorts an Deutschlands Zukunft herum. Die staatliche Teilnahme an dem überseeischen Deutschland wird durch die Konsulate bekundet. Bei uns läßt diese staatliche Einrichtung allerdings viel zu wünschen übrig, während andere Völker ihre Konsulate als Leiter der wirtschaftlichen Expansion auffassen. Warum schafft man nicht eine große, zusammenhängende Organisation, ein über die ganze Welt geleitetes Netz deutscher beamteter Kulturpioniere alias Konsuln und reißt ihnen die Kolonien ein? Diese Konsulate sollen die wirtschaftlichen Vorburgen sein für die expansive deutsche Volkswirtschaft und man stelle sie diesem Zweck gemäß aus: mit juristisch und volkswirtschaftlich geschulten Vorstehern und entsprechenden Sachverständigen, landwirtschaftlichen, industriellen, handelspolitischen. So manche dieser Konsulate haben größere deutsche Interessen zu wahren, als sie alle unsere Kolonien zusammen genommen repräsentieren. Dort brandet das wirtschaftliche Bedürfnis, es kommen Fragen über Land und Leute, wirtschaftliche Aussichten, Streitigkeiten mit den Landeseinwohnern, Hilfsgesuche u. s. w. zur Entscheidung. Dort könnte sich, wenn es so herginge, wie es sollte, der junge Kolonialbeamte trefflich schulen, dort könnte auch geprüft werden, ob er ein verantwortliches Amt selbständig zu führen vermag. Wer in den Konsulaten auf seinem Posten gestanden hat, wird auch in den Kolonien nicht fallen. Dort soll der Prüfstein stehen für unsere Kolonialbeamten, dort lasse man die *ass. rer. merc.* von der Pike auf dienen; in den Salons der hanseatischen Patrizier werden sie zu entbehren sein.

Dr. Hans Wagner.



Glossen.

K
M
 Im Ernst Haedels „Welträttsel“ ist unter Naturforschern, Philosophen, Gelehrten und Literaten ein Kampf entbrannt, der durch die fanatische, bis zur giftigsten Verbissenheit gesteigerte Festigkeit, mit der er geführt wird, an den berühmten Materialismus-Streit um die Mitte des Jahrhunderts erinnert und es wohl verdient, öffentlich vermerkt zu werden. Der Erfolg der „Welträttsel“ ist zunächst an sich sehr auffallend. Seit Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ (1855), der „Bibel“ des Materialismus, hat kein philosophisches Werk in deutscher Sprache einen solchen Absatz gefunden. Büchner ist 1898 in zwanzigster Auflage erschienen; von den „Welträttseln“ sind in wenigen Wochen vier starke Auflagen (10 000 Exemplare) vergriffen gewesen. Nun haben inzwischen Vogt, Fechner und Wundt geblüht, an kenntnisreichen und geistvollen philosophischen Schriftstellern ist auch kein Mangel gewesen (Paulsen, D. Liebmann, Windelband, A. Riehl u. A.), aber Keinem von ihnen ist auch nur annähernd ein ähnlicher Erfolg beschieden gewesen. Selbst Schopenhauer und Nietzsche können sich, nachdem sie vom Lesepublikum „entbedt“ worden, mit keinem ihrer Werke gleichen augenblicklichen Erfolges rühmen. Woran liegt Das? Etwa daran, daß Haedel wie Büchner Naturforscher waren und das Laienpublikum von der Naturwissenschaft die Aufklärung über Letztes und Höchstes erwartet? Man möchte daran glauben, wenn man der bis zum Ueberdruß wiederholten Phrase vom neunzehnten als dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert gedenkt und Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß der erkenntniskritisch und zugleich geschichtlich geschulte Sinn, jenes feinste Organ für die uns am Nächsten stehenden und nur durch die Geisteswissenschaften erschließbaren Realitäten, Besitz einer Auslese feinerer Geister ist und bleibt. Aber diese Erklärung genügt doch wieder nicht. Schopenhauer war naturwissenschaftlich gebildet, Fechner, Vogt und Wundt sind sogar Naturforscher von weit mehr als durchschnittlicher Begabung und Helmholtz, der doch auch philosophirt hat und durch seine populären Vorträge den der Aufklärung Bedürftigen philosophische Belehrung in edler Form und aus erster Quelle geboten hat, gilt unbestritten als wissenschaftliche Centralgestalt des Jahrhunderts, als die einzige fast neben Darwin. Wie kommt es also, daß die „höher“ Gebildeten philosophische Orientirung nicht zunächst bei diesen Männern suchten? Findet der Sprachsinn, das ästhetische Gefallen an schöner Form, das logische Bedürfniß nach sauberer wissenschaftlicher Ausarbeitung von Prinzipienfragen in ihren Werken kein Genügen? Oder sind diese Denker und ihre zahlreichen Gefolgsleute etwa gar der Befangenheit verdächtig, der Liebedienerei gegen Staat und Gesellschaft? . . . Nun: was den ersten Vorwurf anlangt, so übersteigt Büchner als Schriftsteller doch kaum das Durchschnittsmaß der hier zu Lande üblichen Schreibfertigkeit; und Haedel, für die Ausgestaltung und Popularisirung der Entdeckungslehre von höchstem Verdienst, als Forscher anregend und fruchtbar wie wenige seiner Zunft, als Schriftsteller gefällig und gewandt, zuweilen sogar hinreißend durch das Feuer jener echten Begeisterung, die der Sprache innige und überzeugende Töne abgewinnt, kommt als Meister des Wortes, als Herrscher über die nie auszuschöpfenden Zauberkräfte der Sprache im Ernst doch kaum neben Fechner und D. Liebmann (Analyse der Wirklichkeit) in Be-

tracht; von Schopenhauer zu schweigen, Nietzsche nicht zu gedenken. Der Erfolg der Büchner, Vogt, Moleschott, Czolbe und ihrer Schule kann ferner wenigstens als die natürliche Reaktion gegen die „Gegelei“ aufgefaßt werden, als Protest der mühsamen Wirklichkeitserforschung gegen die Hypertrophie rein philosophischer Abstraktion. Gegen die Philosophie der letzten fünfzig Jahre kann dieser Vorwurf aber nicht erhoben werden; sie steht mit der Natur- und Geschichtswissenschaft in engster Fühlung, sie folgt gelehrig jeder ihrer Regungen, sie bedient sich des Experimentes, überhaupt der induktiven Methode. Und trotzdem führt sie ein Bücherleben, bleibt sie Literatur, bringt sie nicht ins Leben, wie ehedem Hegel. Diese Beziehung zum Leben stellt sich, freilich langsam und auf dem Umwege der schönen Literatur, wieder ein, wo die Beziehung zur strengen Wissenschaft sich lockert: der Fall Nietzsche. Die Wissenschaftlichkeit der modernen deutschen Philosophie hat also ihre allgemeine Wirksamkeit nicht zu erhöhen vermocht, die philosophische Unbildung unter den Angehörigen der akademischen Berufsämter ist, so weit unsere Kenntniß deutscher Geisteskultur reicht, niemals so gründlich, die Disposition also zur Hingabe an irgend welchen von der Autorität eines klangvollen Namens gedeckten Aberglauben bei den Gebildeten unter den Verächtern der Philosophie nie so groß gewesen wie jetzt. Ich komme zum zweiten Vorwurf, dem der Unfreiheit. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Mißtrauen gegen die auf Universitäten gelehrte Philosophie sehr tief wurzelt. Schopenhauer und Nietzsche haben es großgezogen, gewisse Thatsachen und Verhältnisse halten es leider wach und verhindern, sich ihr selbst auf dem Gebiete ihrer großen und einwandfreien Leistungen, der philosophischen Prinzipienlehre, anzuvertrauen. Nur so läßt sich der Erfolg der „Welträttsel“ einigermaßen erklären. Denn an sich bedeutet das Buch einen Rückfall in den größten dogmatischen Materialismus, der je verkündet wurde und den man nach Kant, Schopenhauer, Fechner und Helmholtz nicht mehr für möglich halten sollte. Ueber die Sache selbst orientire man sich durch einen vortrefflichen Aufsatz des Professors Erich Adickes (Kiel), den unter dem Titel „Kant contra Haedel“ das neueste Heft der von H. Bahlinger herausgegebenen „Kantstudien“ (Berlin, Reuther und Reichard) veröffentlicht. Ich glaube nicht, daß es möglich sei, ihn unbefangen zu lesen, ohne sich im Glauben an Haedels Lösungen der Welträttsel erschüttert zu fühlen.

* * *

Die Lecture von Schriften, die sich wissenschaftlich mit wirthschaftlichen Tagesfragen beschäftigen, gehört nicht eigentlich zu den Annehmlichkeiten des publizistischen Lebens. Nicht selten begegnet man dem Willen zur Unbefangenheit, in Form oft nicht geschmackvoller Häufung von Betheuerungen, ein warmes Herz für die Gesamtinteressen zu besitzen; fast nirgends aber erfreut die Kraft, durch lückenloses Wissen, durch praktischen Instinkt, durch die Gabe zwingender Abstraktion im Nebel der Zukunft die Ideale zu erkennen, nach denen das Handeln in der Gegenwart einzurichten ist. Der erste Band der vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen „Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands“ (Leipzig, Duncker & Humblot, 1900) macht von der Regel insofern eine Ausnahme, als von den billigen patriotischen Betheuerungen spärlichster Gebrauch gemacht wird, dafür aber ein ungewöhnliches Maß von Sachkenntnis — man

möchte fast sagen: von produktiver Besonnenheit — das Wort führt. Es wird trotzdem abzuwarten sein, ob diese die Handelspolitik der Vereinigten Staaten 1890 bis 1900, die Stellung der landwirthschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen Deutschlands (Professor J. Conrad), die zollpolitischen Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa während des letzten Jahrzehnts (Frände) und die deutsch-russischen Handelsbeziehungen (Ballod) betreffenden Veröffentlichungen in erheblichem Maße die Entschlüsse der Politikmacher beeinflussen werden. Ihre Aufnahme durch die Parteiorgane läßt jedenfalls starke Zweifel an diesem Erfolge aufkommen. Es ist kaum möglich, von dem wüsten Durcheinander der Meinungen ein zutreffendes Bild zu entwerfen, mit denen in leichtfertiger Hast die Redaktionengelehrten ihre Leser beglücken. Ohne die Zeit gehabt zu haben, die fast noch feuchten Blätter des umfangreichen Bandes ruhig — Das heißt: mit der Disposition, sich belehren zu lassen — durchzulesen, werden allerhand nationalökonomische Schlagwörter zu einem begrifflich nicht mehr analysirbaren Brei zusammengerührt, um zu beweisen: daß Professor Conrad agrarfreundlich geworden und manchesterlich affizirt sei; daß Professor Frände mit seiner Vorliebe für ein mitteleuropäisches Zollbündniß zum Schutz gegen die durch Zollmauern sich abschließenden Weltmächte Amerika, Weltbritannien und Rußland (dazu noch Frankreich) dem verstiegensten Utopismus huldige; daß Dr. George M. Fisk endlich (bisher Botschaftssekretär der Vereinigten Staaten in Berlin, jetzt Professor in der Heimath) mit der seinen Landsleuten eigenen naiven Selbstvergottung die wirthschaftliche Gewaltpolitik Nordamerikas als mit dem abstrakten Recht durchaus vereinbar darzustellen unternahm. Es verstimmt fast wie ein persönliches Mißgeschick, diesem gerechten wissenschaftlichen Sichselbstgenügen in einer Zeit zu begegnen, wo vielleicht nur mit Hilfe einer wahrheitsmuthigen Wissenschaft inmitten des Gigantenkampfes widerstreitender Interessen der Weg zu einer aufsteigenden Entwicklung der Gesamtheit gefunden werden kann.

Gerade die Bemühungen bestunterrichteter Männer, die ihren Kopf und ihre Feder keinem der Streitenden gefangen geben, beweisen übrigens, wie ernst die wirthschaftliche Lage der alten Kulturkräfte Europas geworden ist. Fast in jedem Aufsatz dieses Bandes lehrt der Hinweis auf die von Osten (Rußland-Asien) und von Westen (Amerika) her drohende Gefahr wieder. Das hat man bestreiten wollen, insbesondere hat Professor Diezel die Weltreichtheorie für unhaltbar erklärt (Nation Nr. 30 bis 34, 1900) und die bekanntlich stets ängstlichen Freihandelsgemüther durch die Aussicht auf eine Neublüthe liberaler Handelspolitik (Neo-Smithianismus) beschwichtigt. Weder Greater Britain noch Rußland-Asien noch U-Amerika, am Wenigsten aber Frankreich-Nordafrika würden durch eine prohibitorisch gerichtete Abschlußpolitik die angenommenen Gefahren für die Mittelstaaten Europas heraufbeschwören. Rußland sei noch für unabsehbare Zeit auf den Handelsverkehr mit Westeuropa angewiesen; seine Schuldenlast nöthige es zur Ausfuhr von Bodenprodukten, seine Industrie erstarke so langsam, daß die Bezüge von gewerblichen Erzeugnissen unentbehrlich blieben. Der panbritischen und panamerikanischen Idee des geschlossenen Handelsstaates, also dem Versuch der beiden Riesenstaaten, sich aus der Umklammerung der weltwirthschaftlichen Arbeitstheilung zu lösen, ständen nach wie vor unübersteigbare Hindernisse im Wege. Man kennt diese Hindernisse; aber sie haben, was nicht

nur für den Augenblick, sondern noch viel mehr für die Abschätzung rationeller Zukunftsmöglichkeiten in erster Linie in Betracht kommt, die Gewaltpolitik der beiden Weltreiche Rußland und U.S.A. nicht aufzuhalten vermocht, was nicht möglich gewesen wäre, wenn ihre Handels- und Verkehrspolitik von irgend welcher Rücksicht auf das Ausland beherrscht gewesen wäre. Die Statistik der Handelsbilanzen thut ein Uebrigcs, um diese Haltung, speziell die der Amerikaner, begreiflich zu machen. Neben die ungeheure Ueberfluthung mit Bodenprodukten tritt seit einem Jahrzehnt die immer stärker anschwellende Ausfuhr von Industrieerzeugnissen Nordamerikas, die, unter der Voraussetzung stets anhaltenden Wachstums, laut Bekundung des Dr. Barth nach einem ferneren Jahrzehnt diejenige selbst des größten Industriestaates der alten Welt weit hinter sich gelassen haben wird. So zählt Dr. Fißl mit behaglicher Ausführlichkeit als die Haupteigenthümlichkeiten des nordamerikanischen Ausfuhrhandels auf: seine große Zunahme (im Jahresdurchschnitt für den Zeitraum von 1881 bis 1889 1458 453 000 Dollars, von 1890 bis 1899 : 1728 483 000 Dollars); den großen Prozentsatz des Handels mit Europa; den Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr; die Zunahme der Ausfuhr „heimischer“ Industrieprodukte (in den letzten sechs Jahren 217 Millionen Dollars). Was Rußland betrifft, das doch für Deutschland als Absatzgebiet für Industrieerzeugnisse gar sehr in Frage kommt, so hat es — nach den aufschlußreichen, aber nicht gerade beruhigenden Ausführungen Ballobs — seit 1887 in seiner industriellen Emanzipation von Westeuropa beträchtliche Fortschritte gemacht. Die südrussische Eisenindustrie ist seit 1887 in stetigem Aufsteigen begriffen, die uralische, bis vor Kurzem gänzlich vernachlässigt, darf, wegen der Billigkeit der Produktion, einer Blüthezeit entgegensehen. Die Einfuhr von Baumwoll- und Wollenzegen geht enorm zurück. Die Agrarproduktion ist dagegen keineswegs im Rückgang. Man sieht, daß die auf den Handelsvertrag von 1894 gesetzten Hoffnungen sich in wichtigen Punkten nicht erfüllt haben, da inzwischen das Verhältniß der deutschen Ausfuhr zur Einfuhr nicht günstiger geworden ist. Endlich ruht die panbritische Idee mit ihren prohibitionistischen Tendenzen ganz und gar nicht, sie macht langsame, aber doch ganz unverkennbare Fortschritte, sie wirft ihre Schatten schon voraus, schon nach Deutschland hinüber (Vieheinfuhrverbote, die vorwiegend Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover treffen; das Stigma „made in Germany“) und so scheinen zwar wirtschaftliche Gründe genug vorhanden, das 1892 in Angriff genommene mitteleuropäische Handelsvertragsystem weiter, vielleicht bis zur zollpolitischen Begründung eines mitteleuropäischen Weltreichs, auszubauen; aber ob es im Stande sein wird, den ihr Heil auf hohe Handelsbilanzen setzenden Staaten eine wolkenlose Zukunft zu verbürgen, bleibt nach wie vor fraglich. Uns Deutschen, die wir endgiltig aus der nationalwirtschaftlichen Sonderexistenz herausgerissen sind und nach dem ersten kurzen Weltmachtrausch eben die erste Krisis durchzumachen haben, sollten diese Dinge in den kommenden Ruhetagen am Meisten zu denken geben.

* * *

Noch immer giebt es in Deutschland Pädagogen die Menge, die ein zeit- und raumloses Bildungsleben für die unserer Jugend bestmögliche Nahrung halten und darum zu fürchten beginnen, daß unsere sonst so gar nicht eilige Bureau-

tratie durch ein System allmählicher Reformen die ihnen als banausisch verhasste Anpassung der Schule ans Leben am Ende doch noch bewerkstelligen könnte. Vorläufig freilich ist die Anpassung noch sehr gering, und wenn man sich der Geschichte des nun sechzigjährigen Kampfes um die deutsche Schulreform (1840 bis 1900) erinnert, so ist man sich wieder bewußt, im „Lande der Allmählichkeit“ zu leben. Was ist denn schließlich geschehen, um die pädagogischen Kengsterlinge ins Bodshorn zu jagen? Es ist, durch den neuesten Schulerlaß, die prinzipielle Gleichstellung der drei höheren neunklassigen Lehranstalten angeordnet und dadurch anerkannt worden, daß auch im sogenannten Berechtigungswesen die Gleichwerthigkeit und kulturelle Ebenbürtigkeit der Natur- und technischen Wissenschaften mit den philologischen und historischen zum Ausdruck gelangen müsse. Ich nehme nun an — was noch gar nicht feststeht —, daß dieser Fortschritt im Prinzip durch die in Aussicht stehenden speziellen Ausführungsbestimmungen nicht etwa wieder um Sinn und Wirkung gebracht werde. Ich frage auch nicht, wem mit dieser posthumen Anerkennung eines Faktums gedient sei, das mit der unentrinnbaren Gewalt eines Fatums über die raum- und zeitlosen Weltbetrachter hereingebrochen ist, nachdem es von den sozialen und wirthschaftlichen Einrichtungen der Gesellschaft wie mit Eisenklammern längst Besitz ergriffen hat. Ich frage nur: ob mit dieser Regelung des Berechtigungswesens auch diesmal die immer gebieterischer auftretende und als unerläßlich immer stärker empfundene Nothwendigkeit einer wirklich organischen Neugestaltung unseres höheren Bildungswesens wieder umgangen werden solle. Die moderne Atmosphäre allein, pflegte der erste Napoleon zu sagen, muß den Feudalismus ersticken; sie hat jetzt endlich den Feudalismus des alten humanistischen Gymnasiums gebrochen, sie hat ihm das Vorrecht entzogen, in ihren Lehrern und Lehrern den Dünkel großzuziehen, an Bildung, Urtheil, Takt, ästhetischem und philosophischem Verständniß, mit einem Wort: an Menschenwerth und =Würde den Unzähligen überlegen zu sein, die auf nichtphilologischem Wege hinter die Räthsel von Natur und Geschichte zu kommen trachten. Aber wir wollen an die Leistungsfähigkeit der „Atmosphäre“, der Umsicht (milieu), des Geistes der Zeiten und ähnlicher abstrakter Gemeinplätze nicht hegelsche Zumuthungen stellen, sondern uns lieber bescheiden fragen, was wir als konkrete Einzelwesen zu thun haben, um diese Neugestaltung des höheren Unterrichtes in die Wege leiten zu helfen.

Da heben nun die Schwierigkeiten erst recht an. Der Kampf zwischen Realismus und Neuhumanismus währt nun schon zweihundert Jahre, er hat, über Aufklärung, romantische Restauration (Friedrich Wilhelm IV.), Historismus und naturwissenschaftlichen Materialismus hinweg, dazu geführt, die höhere Schule „utraquistisch“ zu gestalten, den realistischen Fächern neben den sprachlich-historischen die Gleichwerthigkeit zu erobern, dem Begriff des Gebildeten, des Gelehrten immer reicheren Inhalt zu geben, ihm eine größere Fülle anspruchsvoller Merkmale anzuhängen; er ist aber, obwohl vom unsterblichen Rousseau naturalistisch befruchtet und, mehr als den Hadernden auf ihren ideologischen Isolirschemeln bewußt wurde, von der Macht der Verhältnisse erfaßt und heimlich gelenkt, zur Entscheidung der Kardinalfrage bisher nicht vorgebrungen: ob es wissenschaftlich möglich sei, in neunjährigem Kursus auf drei verschiedenartig organisierten Massenabrichtungensanstalten (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) eine, allge-

meine Bildung zu vermitteln, die die wesentlichsten Bestandtheile des allumfassenden menschlichen Wissens der Gegenwart der Methode wie dem Inhalt nach umfaßt. Ich bestreite diese Möglichkeit, weil sie Unmögliches an Lehrern und Schülern voraussetzt. Vom Griechen- und Römerthum eine lebendige Anschauung zu vermitteln, konnte in jenen Zeiten gelingen, wo das Gymnasium im Vergleich zu heute spärlich und von einer Art Kopfauslese besucht war und von den „Nebenfächern“ an die Aufmerksamkeit keine stärkeren Ansprüche gestellt wurden; und es lohnte sich, diese Kenntniß zu vermitteln, weil das Gelehrtenthum fast ausschließlich auf philologischer Basis ruhte, Dichtung und Schriftthum von den klassischen Erinnerungen zehrten, Technik und Verkehr, von heute aus gesehen, in den Windeln lagen, vor Allem aber der Massenmensch durch die Lärmrufe der politischen und wirtschaftlichen Emanzipationen noch nicht aus seinem Jahrhunderte langen Schlummer geweckt war. So lange diese Verhältnisse bestanden, konnte es gelingen, mit Homer und Cicero, Demosthenes und Tacitus „Menschen auf Menschheit, das Fragment auf das Ganze zurückzuführen“. Dieses schöne Wort bezieht Herbart auf die erzieherische Wunderkraft der Odyssee; aber selbst er, dessen Pädagogik nicht selten den bedenklichen Stempel der rationalistischen Schablone trägt, war Psychologe genug, um einschränkend hinzuzufügen, daß die in der Griechheit schlummernden Wunderkräfte nicht ausreichen, Solche zu beleben, denen Sprachstudien nicht gelingen oder nicht ernst sind. Heute wissen wir: solcher unphilologischen Gemüther sind mehr als die Hälfte aller bildsamen Menschen, ohne daß sie der Reime zu allen möglichen aesthetischen, philosophischen und sozialpolitischen Anlagen zu ermangeln brauchen. Es sind im Grunde vielleicht die kräftigsten Glieder der Rasse, weil sie in der Gegenwart wurzeln; weil ihr natürlicher Schöpfer- und Thätigkeitsdrang durch kein pedantisch genaues Wissen um vergangene, also doch eigentlich abgestorbene Werthe verkrüppelt oder zur Epigonenart verstimmt ist; weil ihr Bewußtsein, statt von verblaßten Gedächtnißbildern, von Anschauungen und Erlebnissen bevölkert ist, die sich zu jenen verhalten wie natürliche zu künstlichen Blumen. Es fehlt mir der Raum, diesen Gedanken hier nachzuhängen und aus der Geschichte der ersten Kulturschöpfer sie zu verlebendigen; es würde, glaube ich, auch der Nachweis gelingen, daß der historische Sinn des Volkes, sein Gefühl für die Bedeutung und den unschätzbaren Werth der Tradition etwas Anderes ist und auf anderen Voraussetzungen beruht als die bis zur Unerfättlichkeit gesteigerte Neugier der Gelehrten. Und gehen wir zur anderen Hälfte, zu den historisch, aesthetisch, philologisch gerichteten Geistern zurück, so zeigt sich, daß es nach einem Jahrhundert emsigster Totengräberarbeit der Geschichtswissenschaften nicht mehr gestattet ist, in jenem „die klassische Welt“ genannten Ausschnitt aus dem Leben der Völker und dem Verdegang der Kultur die Summe aller Bedingungen zu suchen, die die Kultur- und Wirthschaftsformen der Gegenwart, ihre Religion oder Irreligion, ihre Literatur, ihre Politik und Kunst irgend zureichend erklären. Wer also seine Menschenbildung ganz auf die Antike gründet, wird bei jedem Versuch, aus ihren Kulturformen die unserigen zu verstehen, bald eine unendliche Anzahl von Zwischengliedern vermissen, die der Begriff einer lückenlosen Kausalkette verlangt. Der Gymnasiast, der besten Falls die Elemente der antiken Weltvorstellung zu fassen vermag, dessen Blicken aber, wie Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in einem als Manuscript

gedruckten Gutachten sagen zu dürfen glaubt, „eine anderthalbtausendjährige Periode der Weltkultur, nicht nur die Grundlage, sondern sozusagen ein Typus der unsern“ kenntlich geworden sein soll, hat, mannbar und bürgerlich selbständig geworden, in Wort und That tausendfach bewiesen, wie unzulänglich seine Orientierungsmittel dem geschichtlichen und sozialpolitischen Leben gegenüber sind, wenn er, mit diesem konstruirten Typus ausgerüstet, dessen konkrete Formen begreifen oder gar, auf ihn gestützt, es gestalten will. Gegen diese Typenkonstruktion und die mit ihr zusammenhängenden falschen Analogien und lahmen Vergleiche hat schon Treitschke in einem dem ersten französischen Kaiserreich 1865 gewidmeten Aufsatz mit so überzeugenden Gründen Front gemacht, daß es merkwürdig ist, zu sehen, mit welcher blinder Einseitigkeit „die selben Thatsachen der Vorzeit tagtäglich von der Frivolität mißbraucht werden, um durch Anspielungen und Vergleiche den Witz zu beschäftigen.“ Das Thema ist zu vielfältig, als daß man ihm auf beschränktem Raum gerecht werden könnte; ich deute daher nur kurz auf einen Gegensatz hin, den Treitschke so glänzend aufklärt. Harte Einseitigkeit ist der Grundzug der antiken Bildung in ihren großen Tagen; selbst jene Staaten der Neuzeit, die dem rasch Hinblickenden nur wie Gegenstücke antiker Gemeinwesen erscheinen, überragen unendlich ihre alten Vorbilder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gesittung. Dieses Gegensatzes, seiner Gründe wie seiner unendlichen Folgen sich bewußt zu sein: darin liegt, scheint mir, historische Bildung. Diese Einsicht war es im Grunde auch, nicht nur der Fortschritt der Naturwissenschaften und der Technik, die die Vorstellung geschaffen hat, das neuhumanistische Gymnasium sei in bedenklichem Maße unzeitgemäß.

Aber es wäre bei der Vorstellung noch lange geblieben, wenn nicht wirtschaftliche und politische Verhältnisse eingetreten wären, die auch über das Erziehungs- und Unterrichtswesen Macht gewannen. Außerlich wurde ihr Umschwung daran sichtbar, daß der Massenmensch wach wurde. Endlich regte er sich und verlangte nach Wissen auf seine banaische Weise: man gab ihm die Realschule (die erste berliner „ökonomisch-mathematische“ Realschule 1747). Sie war dem Kunsthandwerker und besseren Kaufmann bestimmt. Ursprünglich Fachschule, mit ihrer „Architektur- und Bauklasse“, ihrer „Manufaktur-, Kommerzien- und Handelsklasse“, ihrer „Naturalienklasse“ (Geographie und Physik), ihren Werkstätten und Laboratorien ein ganzes Bündel von Fachschulen, wurde sie allmählich eine den arbeitenden und sichtbare Werthe schaffenden Mittelklassen angepaßte allgemeine Bildungsanstalt mit leicht konstruirbarem und kontrolirbarem Nützlichkeitsideal. Das Leben und die naturwissenschaftliche Richtung der Forschung mit ihren technischen Anhängeln befruchteten es und geben den Anstalten, die es zu verwirklichen unternehmen, erhöhte soziale Bedeutung. Aber mit der Beachtung noch keine Achtung. Die Realschulbildung gilt lange als minderwerthig. Die sie besitzen, bleiben lange bellassirt. Die Weiterentwicklung steht Jedem vor Augen. Ich sehe die Zeit kommen, wo das Verhältniß sich umkehrt, wo Jedem, der nicht, von Selektion und Erhaltung der Kraft ganz zu schweigen, um den Wechselstrom, die Atomtheorie, die gangbarsten Hochofenprozesse, die Leuchtgaszubereitung, die Nebularhypothese und Aehnliches genau Bescheid wissen wird, das Prädikat eines Gebildeten vorenthalten werden könnte. Die allgemeine Bildung, die dann verlangt werden wird, wird eben so sehr über das normale Ziel der an den Massen-

menschen zu stellenden Anforderungen hinausgehen wie ihre von den Neuhumanisten aufgestellte Formel. Jetzt aber stehen die Dinge so, daß in dem Bildungsideal sich die Anforderungen beider Richtungen zu vereinigen streben und selbst den besseren Durchschnittslopf, der einen liberalen Beruf ergreifen oder um sozialer Rücksichten willen eine neunklassige Lehranstalt durchmachen will, einfach zu verwirren, zu überbilden und zu überbürden anfangen. Von dem sechzehnten Jahre ab sind die Anlagen in der Regel so differenziert, daß bei dem Vielerlei des höheren Massenunterrichts die erzielten Resultate an „allgemeiner“ Bildung kläglich zu sein versprechen. Schon jetzt sind sie es: die spezifische Anlage bleibt, wegen der leidigen Rücksicht auf den „Durchschnitt“, ungenährt, die Freude, seine Kraft an einem kongenialen Gegenstande auszuüben, also die Hauptquelle aller menschlichen Tüchtigkeit, bleibt aus, der Rückschlag aber, der kaum versteckte Widerwille gegen Bildungsinhalte, die, von keiner inneren Regung ersehnt, um der Studienberechtigungen willen äußerlich doch angeeignet werden müssen, giebt sich in einer Reihe von Eigenschaften kund, über deren schädlichen Einfluß auf den Charakter sich der vernünftige Erzieher am Besten klar sein mußte. Ein Glück, daß das sonst so vielvermögende Publikum diesen Sachverhalt eben nur zu ahnen anfängt und von den Lehrer-Besprechungen über die den Segnungen der allgemeinen Bildung widerstrebenden Elemente wenig in die Öffentlichkeit bringt.

Nur scheint unter diesen Umständen nur ein Weg gangbar. Man mindere die Ansprüche an die „allgemeine“ Bildung auf Schulen herab, überlasse es der Philosophie wie dem Leben, sich über die Eigenschaften zu einigen, die den eigentlichen Menschenwerth ausmachen, suche für die höheren Lehranstalten mit sechsjährigem Kursus einen zeitgemäßen Lehrplan aufzustellen, der die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Jugend bis zu dem Zeitpunkt entwickle, wo auf den Grundlagen eines wirklichen Durchschnittsmaßes sprachlich-historischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Wissens die spezifischen Anlagen sich geltend zu machen anfangen, und überlasse es Vorbereitungsstufen auf der Universität oder Vorbereitungsanstalten, für die gewählten Studienfächer die entsprechenden Vorkenntnisse zu vermitteln. Das Interesse an allem Menschlichem wird dadurch nicht erstickt, sondern, weil freiwillig genährt, gestärkt werden; es wird, von den edleren Motiven Einzelner abgesehen, sich schon aus Eitelkeit in unserem Massenmenschen regen und ihn zwar nicht über die Philistergrenze heben, wohl aber reizen, sich mit den glänzenden Flittern zu schmücken, die ästhetische, historische und sprachliche Kenntnisse zu geben vermögen. There is a good deal of human nature in man, sagte gelegentlich Sir William Harcourt eben so wichtig wie wahr. Und dann werden die reale und die humanistische Bildung, statt einander zu befehden, einträchtig arbeiten, das neue Ideal, die neue Philosophie ins Leben zu rufen. Auch die Klagen der begabtesten Jünglinge über die auf den Oberklassen der Gymnasien — um der mäßigen Durchschnittsintelligenzen einzutrichternden allgemeinen Bildung willen — zwecklos verfeffenen Jahre werden verstummen und den Fachlehrern, solchen, die in diesem Spezialistenzeitalter wirklich diesen Namen verdienen, wird reichlich Gelegenheit geboten werden, in den akademischen Vorbereitungsstufen ihren Fachverstand leuchten zu lassen.

Dr. Samuel Saenger.



Wiener Theater.

In alten Reisebeschreibungen wird erzählt, Wien sei die Stadt der Liebenswürdigkeit und der höflichen, netten Leute. Liebenswürdig, höflich und nett nennt man meist Menschen, die sich gern und leicht anderen anpassen. Leider hat dieses Lob auch seine Nachteile. Wir nehmen zu viele Rücksichten und unserer Anpassungsfähigkeit und leichten Empfänglichkeit entspricht die Unselbstständigkeit. Das fühlt man nirgends deutlicher als im Theaterleben Wiens, für das der Mangel an Selbständigkeit charakteristisch ist. Die Direktoren, die den Muth und die Energie des Voranschreitens, des Versuchens, der eigenen Meinung haben, gedeihen bei uns nicht. Unsere Schauspielleiter sind Männer voll Rücksicht. Der Herr im Hofburgtheater muß Rücksicht nehmen auf das Haus, in dem er sitzt; und er nimmt diese Rücksicht im weitesten Maße, mit gefälligster Bereitwilligkeit. Er giebt Arthur Schnitzlers „Grünen Kalabu“; ein Wink: flugs ist das Stück abgesetzt und der Direktor steigt in Gnade. Der Direktor will den Kontrakt einer Schauspielerin, deren Kunst vornehmlich im Liebreiz ihres jungen, frischen Gesichtchens besteht, nicht auf Lebenszeit erneuern, sondern nur auf eine begrenzte Zahl von Jahren, was ganz vernünftig von dem Manne ist. Aber hinter seinem Rücken, über seinen Kopf hinweg, wird es anders beschlossen und der Direktor knickt zusammen. Schließlich kann man ihm seine Gefügigkeit nicht weiter verdenken; sein Bestreben ist wohl nicht, das Burgtheater auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen — was nur mit diktatorischer Vollmacht, ohne Rücksicht auf Bestehendes vor und hinter den Coulissen, mit freien, starken Händen möglich wäre —, sondern: möglichst lange, möglichst bequem und ungestört auf dem schönen Posten zu verbleiben. Und da heißt es eben, Meisterschaft im Rücksichtnehmen üben! Nur fleißig üben; das Talent ist überreichlich da!

Aber nicht nur Rücksicht auf Oben und Rechts und Links muß Herr Dr. Paul Schlenther nehmen, sondern auch Rücksicht auf das Publikum des Burgtheaters. Und er verkennt sein Publikum, wie er das Programm seiner Bühne verkennt. In meiner Geschichte des Burgtheaters sagte ich: „Das Burgtheater hat heute ganz andere Aufgaben zu erfüllen als andere Bühnen. Die Produktion der Gegenwart in gerechter Weise zu pflegen, Schritt zu halten mit ihren Kämpfen und Versuchen, ist einer Hofbühne heute versagt. Die Strömungen in der Kunst, die nach Ausdruck ringen und ihn zum Theil schon gefunden haben, just die Strömungen, in denen die Wellen unserer Gefühle am Lautesten an die Ufer der heutigen Gesellschaft schlagen, können in einem Hause, dessen Stammpublikum Kreisen angehört, die für diese Strömungen kaum die Ahnung eines Verständnisses haben, kein Bett finden. Die Rolle einer Hofbühne vom Range des Burgtheaters ist jetzt eine ganz andere, als sie es zur Zeit Laubes war. Das Burgtheater soll der Pflege des klassischen Besitzstandes vor Allem gewidmet sein, es soll die bleibenden Werke der dramatischen Literatur vergangener Zeiten in mustergiltiger Form, unserem modernen Empfinden aufs Nächste gerückt, darstellen.“ Die Pflege des klassischen Besitzstandes wird uns auch in jedem Jahr versprochen; aber statt der angekündigten Werke von Shakespeare, Hebbel und Ludwig giebt Herr Dr. Schlenther „Dorf und Stadt“, den „Bibliothekar“ von Moser und die „Nixe“ von Triesch. Er überläßt es dem von ihm stets so arg

verhöhten berliner Schauspielhause, Hebbels „Agnes Bernauer“ aufzuführen. Seit dem Beginn seiner Direktionsführung ist Hebbels Name im Repertoire unseres Burgtheaters überhaupt nicht vorgekommen. Und was versteht Dr. Schlenther unter den Werken von bleibendem Werth, deren Aufnahme in den Spielplan der einst sogenannten ersten deutschen Bühne den ehrenvollsten Vorber bedeuten soll? Die zwei ersten „Novitäten“ dieser Spielzeit waren: Hirschfelds „Mütter“, eine interessante Talentprobe, aber nichts weiter, und der Herren von Schönthan und Koppel-Ellfeld Lustspiel „Renaissance“. Beide Stücke wurden früher im Deutschen Volkstheater gespielt und abgespielt. Damit hatten sie ihre Schuldigkeit vollaufgethan. Daß aber just Herr Schlenther „Renaissance“ in Szene gehen ließ, war für die Kenner des ehemaligen Kritikers Schlenther ein amusanter Anblick. Wie hat dieser selbe Kritiker, als er noch gewaltig in der Bossischen Zeitung saß, dieses Stück gerichtet und verspottet, wie hat er diese „sinnlich und künstlerisch verlogene“ Komödie in Fetzen zerrissen! Und nun fügt er das einst von ihm so tief und herzlich verachtete Stück dem Repertoire des Burgtheaters ein, das die besten Werke aller Zeiten und Länder in seinem Besitzstand vereinigen soll, wie alle Jahre in den bei feierlichen Anlässen üblichen Reden volltönend versichert wird.

Keins der beiden Stücke brachte dem Hause nennenswerthen Erfolg. Calderons „Zwei Eisen im Feuer“ in Adlers grazioser Verdeutschung gefiel. „Raffe machten“ aber erst die beiden jüngsten Novitäten: die „Drestie“ des Aischylos und Hartlebens „Rosenmontag“. Mit beiden Werken ging Berlin voran. Doch ich will Schlenther nicht Unrecht thun. In der Bearbeitung der „Drestie“ war er selbständig. Zum ersten Male, seit er Direktor ist, wollte er mit einer That seine Befähigung zeigen. Denn darin namentlich erprobt sich die Kunst eines Direktors: in der Bearbeitung und Adaptirung von Stücken für die eigene Bühne. Die bühnenreifen Werke fliegen Einem nicht zu wie die gebratenen Tauben im Schlaraffenland. Der Direktor muß dem lebenden Dramatiker als Helfer und Berather zur Seite stehen; er muß tote Werke wieder zum Leben erwecken können. Das verstanden Schreyvogel, Laube, Dingelstedt und auch Wilbrandt. Schlenthers Bearbeitung der Drestie ist nun eine seltsame Sache. Was da auf der Bühne gespielt wird, ist ein sehr schön ausgestattetes, aufregendes Theaterstück. Aber die aischyleische Herrlichkeit und Größe, die in den lyrischen Stellen liegt, die Pracht der Ehre ist gestrichen, erbarmunglos gestrichen. Geblieben ist nur das Roh-Stoffliche: Mordthat folgt auf Mordthat. Wie sang doch Paul Scheerbart so aufrührerisch ergreifend:

Murx den Europäer!

Murx ihn!

Murx ihn! Murx ihn!

Murx ihn ab!

An dieses „Indianerlied“ mahnte die blutige Tragoedie, die uns vorgespielt wurde, auch noch aus einem anderen Grunde: als nämlich im dritten Theil die Erinnyen auftraten, erinnerten sie wahrhaftig mehr an schmierige Jahrmärkteindianer als an die fürchterlichen „Göttinnen der Nothwendigkeit“, die grauigsten Gestalten, die je die Bühne betraten.

Herr Dr. Schlenther hatte, wie er selbst in einem Vortrage zugestand, bei seiner Bearbeitung vor Allem an die Sperrstunde des Wienerers gedacht.

Eine Rücksicht mehr, die allgemeine Heiterkeit erweckte. Es handelte sich ihm hauptsächlich darum, aus den drei Theilen der Orestie ein möglichst kurzes Stück zu machen. Er hat die Ehre in einzelne Personen aufgelöst, die in die Handlung eingreifen. Dadurch kam in den getragenen Stil der griechischen Tragoedie ein unruhiges, hastiges Tempo, das durchaus dem Geiste des Aischylos widerspricht. Ein gewaltiges Andante maestoso in ein Allegro verwandeln: Das geht über die Rechte eines Bearbeiters. Ja, könnte er einwenden, anders ist aber das Werk für unsere moderne Bühne nicht zu retten. Muß sie denn unbedingt für unsere „moderne“ Bühne gerettet werden? Die Orestie ist kein Repertoirestück, zwischen „Renaissance“ und „Rosenmontag“ einzuschieben. Die Orestie ist Gottesdienst. Das Liturgische abstreifen, aus dem titanischen Werke ein „wirksames“ Theaterstück schneiden, heißt, es gräßlich entweihen. Die Handlung des Aischylos ist wie auf Goldgrund gemalt, auf den Goldgrund der Ehre. Schlenther hat diesen Goldgrund eifrig zerschlagen. Den Einwand, daß die gesungenen Ehre nicht Wort für Wort verständlich seien, kann ich nicht gelten lassen. Es kommt gar nicht darauf an, daß jedes Wort dieser Ehre verstanden wird. Nur ihre Dynamik soll verständlich sein, ihr Gefühlsinhalt soll wirken und packen; doch ihre Kraft bleibt tot, ihr Gefühlsinhalt verschlossen, wenn nicht Musik diesen Ehren das Leben giebt, das Aischylos für sie verlangte. Ein Vorläufer Beethovens und Richard Wagners ist er gewesen. Schließlich würden auch „Fidelio“ und „Lohengrin“ ohne Musik „wirken“. Aber wäre es auch die Wirkung, die von den Schöpfern dieser Werke geträumt ward?

Zimmerhin hat die Debatte über die Orestie das Burgtheater wieder einmal in den Kreis des Interesses gerückt, aus dem es unter der neuen Direktion fast völlig verschwunden war. Das sei dankbar anerkannt. Freilich gab es noch eine Gelegenheit, wo ganz Wien vom Burgtheater sprach: Das war die Geschichte mit Schnitzlers „Schleier der Beatrice“. Den Thatbestand kennen ja Ihre Leser aus den Zeitungen. Arthur Schnitzler übergab dem Direktor Schlenther sein Stück. Der Direktor schrieb dem Dichter einen Brief, aus dem zu ersehen war, das Stück sei so gut wie angenommen. Schließlich, nach vielen Monaten, gab der Direktor dem Dichter das Stück zurück. Darob große Entrüstung der Freunde Schnitzlers, denen aber der Direktor kühl zu antworten mußte, es sei sein gutes Recht, sich Monate lang die Annahme eines Stückes zu überlegen und es endlich zurückzuweisen, bindende Zusagen habe er ja nicht gegeben u. s. w. Dieses mannhafte Verfechten seines Rechtes gegenüber dem Dichter des „Grünen Raab“ ließ Herrn Dr. Schlenther wiederum eine höhere Sprosse auf der Gnadenleiter ersteigen. Ich kenne Schnitzlers Stück und räume gern ein, daß es ein Wagniß ist, es aufzuführen, ein Wagniß insofern, als der Erfolg nicht „absolut“ sicher ist. Giebt es aber beim Theater überhaupt vor der Premiere irgend eine absolute Sicherheit? Und Pflicht des Burgtheaters wäre es unter allen Umständen gewesen, das Werk aufzuführen, das Wagniß zu bestehen. Schnitzler ist der einzige ernste Dramatiker von irgend welcher Bedeutung, den wir besitzen. Da hat er wohl das Recht, einer wiener Bühne ein Stück kurzweg zur ersten Aufführung zu übergeben, etwa wie Hauptmann dem Deutschen Theater ein Stück übergiebt. Glauben Sie, daß Dr. Brahm ein Stück des Herrn Hauptmann zurückweisen würde, selbst wenn es noch schlechter wäre als

„Schluß und Fau“? Aber in Wien, wo alle Rücksichten zu Hause sind, ist die Rücksicht auf den Dichter die allerletzte. Den behandelt man immer noch, als sei es eine besondere Gnade, wenn ein Direktor sein Stück annimmt. Das ist so Tradition in den wiener Theaterkanzleien. Die Folge ist, daß die wiener Dichter ohne rechte Fühlung mit dem Theater sind und daß die wiener Theater ohne den Import aus Berlin und Paris nicht bestehen könnten. Sie haben ihre Selbständigkeit aufgegeben und leben von Dem, was „draußen“ Erfolg gehabt hat. Der Erfolg „draußen“ ist für einen wiener Direktor maßgebender als sein eigenes Urtheil. Und man kann sehr oft hören, daß ein Direktor einem Autor den guten Rath giebt, sein Stück doch irgendwo draußen zuerst aufführen zu lassen; habe es draußen Erfolg, dann wolle er es gewiß mit Vergnügen geben. Da wurde vor einiger Zeit ein neues Talent entdeckt, ein tiroler Dramatiker, Franz Kranewitter. Man sprach viel von seinem Drama: „Michel Gaismayr“, dem von allen Seiten große Begabung nachgerühmt wurde. Hermann Bahr sagte in der „Zeit“: „Ich weiß nicht, was unser Publikum zu diesem Stück sagen wird. Unser Publikum von müden, abgehezten Menschen haßt den Ernst des Schicksals. Es will sich ‚unterhalten‘, am Liebsten mit Späßen, im besten Fall mit einem Spiel von zierlichen Gedanken, hübschen Worten und zärtlichen Gefühlen. Es will sich im Theater nicht ‚quälen‘, nicht ‚peinigen‘ lassen. Es kann sein, daß es vor den wilden Schritten dieser Bauern so erschrecken und sich so entsetzen wird, daß es sich schämt und sich dann gewiß mit seinen bösen und hämischen Wigen rächt. Aber ich hoffe doch, daß es noch einen Direktor giebt, der Dies nicht scheut, sondern seiner Pflicht gedenkt. Hier ist das Werk eines Oesterreichers, das in großer Weise von der großen Vergangenheit unseres Volkes erzählt. Da wäre es eine Schande, zu zaudern und wegen der kleinen Leute ängstlich zu sein.“ Das Deutsche Volkstheater nahm dann richtig sogar zwei Stücke Kranewitters an. Seitdem sind viele, viele Monate vergangen, über anderthalb Jahre: man hat nichts wieder von den Dramen gehört. Aber auch vom Dichter nichts. Das ist begreiflich. Denn solches Vorgehen der Theater entmuthigt den Autor mehr als ein Durchfall. Ein Durchfall belehrt ihn immer; dieses österreichische Verschleppungssystem verärgert und verstimmt ihn.

Daß übrigens just Kranewitter am Deutschen Volkstheater noch nicht zum Wort kam, wundert mich aus manchen Gründen. Vor Allem setzt wirklich das Deutsche Volkstheater zuweilen seinen Ehrgeiz darein „die vaterländische Produktion zu pflegen“, wie die übliche Formel für unser Verlangen nach Selbstständigkeit lautet. In diesem Winter lernten wir Schönherr's kraftvollen Einakter „Die Bildschnitzer“ und Marie delle Grazie's „Schlagende Wetter“, das mißlungene Drama unseres größten epischen Talentes, kennen. Will aber das Deutsche Volkstheater so die „Heimathkunst“ pflegen, dann melden sich gleich wieder die Rücksichten: Rücksicht auf das Publikum, das nach Amusement und leichter Waare schreit und aller Heimathkunst — eben weil sie Heimathkunst ist — mißtrauisch begegnet, Rücksicht auf Schauspieler und Schauspielerinnen, die dankbare Rollen haben wollen. Das Deutsche Volkstheater hätte aber „Michel Gaismayr“ doch zur Aufführung bringen sollen, schon deshalb, weil Hermann Bahr sein Anwalt war. Dankt doch dieses Theater Herrn Bahr den dauerhaftesten Erfolg des Jahres. Die „Wienerinnen“ fanden bei der Premiere eine ungewisse Aufnahme.

Es schien ein großer Erfolg zu sein und doch glaubten Manche, das Stück werde sich nicht halten. Ich war am Tag der Premiere nicht in Wien, sondern in Berlin. Als ich am nächsten Morgen im Café Bauer die berliner Zeitungen durchsah, las ich in der einen die telegraphische Meldung von einem durchschlagenden Erfolg, in der anderen die Meldung vom Gegentheil. Aber Bahr kennt sein Publikum besser, als es die Kritiker kennen. Und so war es denn wirklich ein großer Erfolg. Dieses Publikum, auf das die Direktoren so ängstlich Rücksicht nehmen, das „den Ernst des Schicksals haßt“ und sich nur unterhalten will, ist ein seltsames Gemisch von haute finance, die eigentlich nur so heißt und auf das Epitheton „haut“ meist keinen rechten Anspruch hat, von Kunstbilletanten und Kunstschwärmern, von Snobs, Prozen und Solchen, die dafür gelten möchten, von krampfhaft modernen Damen, von Menschen, die kein anderes Trachten haben als das, immer ins letzte Boot zu klettern, und schließlich von den Vielen, Allzuvielen, denen Kunst, Literatur, Musik nur eine Sache ist, bei der man schicklicher Weise „dabei“ gewesen sein muß. Die machen die Kultur eben mit wie einen jour. Um sich in dieser netten Gesellschaft zu behaupten, um ihr zu imponiren, muß man vor Allem ihre Sprache sprechen. Das that Bahr; er verschmäht sogar ein jüdisches Jargonkraftwort nicht. Das wirkt! Die Gesellschaft jubelt . . . Was sonst das Deutsche Volkstheater bot, ist zum größten Theil längst wieder vergessen, mit Ausnahme von Sudermanns „Johannisfeuer“, das — in übrigens vortrefflicher Darstellung — sich siegreich erwies. Sudermann hat bei uns in den letzten Jahren immer mehr Glück gehabt als in Berlin.

Künstlerisch werthvoll war eigentlich nur ein neues Bühnenwerk: das Volksstück „Mutter Sorge“ von R. Hawel, das im Kaiserjubiläums-Stadttheater aufgeführt wurde. Dieses Theater mit dem langen Titel steht noch immer außerhalb der sogenannten Gesellschaft, die ich eben skizzirte. Der Direktor Müller-Guttenbrunn mag es noch so sehr bestreiten: sein Haus gilt nun einmal als Parteitheater und der christlich-soziale Geist, der darin lebt, wehrt dem Juden, sofern er Dichter oder Schauspieler ist, streng den Eintritt. Es gab einmal Bücher ohne R, die als Kuriosität von Liebhabern gekauft wurden. Es giebt heute in Wien ein Theater ohne Juden. Wenn Barnum & Baileg, die just in Wien ihr goliathisches Kirmesspektakel aufführen, davon wüßten, vielleicht würden sie es sich angelegen sein lassen, das währinger Theater in ihre Spezialitätenschau aufzunehmen. Einstweilen hat dieses Theater ein ganz gutes Ensemble und manchmal auch ein gutes Stück. Beispiel: „Mutter Sorge“. Die Handlung des Stückes ist durchaus nicht besonders neu. Es ist die gute, alte, erprobte wiener Volksstückhandlung, die fast schon stereotyp ist. Der brave Handwerksmann kommt durch redliche Arbeit zum Wohlstand, der müßige „Gawler“ vergeudet sein Geld und endet am Bettelstab. Auch die Figuren entfernen sich nicht allzu sehr von der auf den wiener Vorstadtbühnen heimischen Schablone: der wackere Tischler mit dem goldenen Herzen, das Lumperl mit seinen Freunden, — die Ahnherrn dieser volksthümlichen Gestalten wohnen in Raimunds Hause. Und in Raimunds Geist ist die wundervolle Figur der Mutter Sorge erdacht, die durch das ganze Stück geht. Die graue Sorge hockt in der Werkstatt des armen Teufels von Tischler, wie sie am Sterbebette des alten Vaters saß. Ehe der Alte starb, nahm sie Abschied von ihm. Und nun, da er sein

ganzes hartes Leben lang sie als treue Begleiterin zur Seite hatte, nun thut es ihm fast leid, die Genossin ziehen zu sehen. Das ist eine Szene von rührender Schlichtheit . . . Die Sorge ist dabei, wie der junge Tischler gepfändet wird; sie zieht ihm voran, um ihn und seine Familie in der neuen Wohnung zu empfangen; doch schließlich wird er ihrer Herr, und als sie endlich weichen muß, geht sie, mit einem berben Schimpfwort für den Glücklichen auf den Lippen. Sie setzt sich an den Tisch des Reichen, bei seinem Mahle stößt sie mit ihm an, an seinem Bette wacht sie. Aber Mutter Sorge ist in Hawels Stück keine nüchterne Allegorie, kein Schemen aus einer Gespensterkomoedie, sondern eine echte Märchengestalt, wie sie nur ein echter Dichter auf die Bühne stellt. Und wie trefflich weiß sich Hawel dieser Figur zu bedienen! Die Monologe seiner Helden werden zu Dialogen mit der Sorge. Man fühlt, wie diese Menschen mit sich selbst sprechen, ringen, wie sie sich Entschlüsse abkämpfen, man sieht sie ihrem leibhaftigen Schicksal gegenüber.

Was sonst in wiener Theatern gespielt wird, ist nicht langer Rede werth. Im Raimundtheater spielt Girardi; was, ist Nebensache. Er ist immer noch Wiens bester Volksschauspieler. Sein Stammbaum geht direkt auf Stranitzki und Genossen zurück. Er ist ein Meister „vom grünen Hut“. Das Theater in der Josefstadt ist unser Residenz-Theater. Die Rücksicht auf das Stammpublikum des Hauses diktiert dem Direktor den Spielplan. Auf den Jubel über die „Dame von Maxim“ folgt jetzt die Begeisterung für „Coralie & Co.“ Was helfen da die schönen Vorsätze zu „Literarischen Abenden“? Doch will ich nicht unerwähnt lassen, daß Wedekinds Grotteske „Der Kammerfänger“, die übrigens eben so unterhaltend wie literarisch werthvoll ist, in diesem Theater ein Asyl fand. Der „Kammerfänger“ und Courtelines „Boubouroche“: diese zwei tragikomischen Einakter scheinen mir den Beginn einer neuen Kunst zu bedeuten. Das moderne Leben ist eine Tragikomoedie und das Drama spiegelt das Leben. Vielleicht ist die Tragikomoedie das Drama der Zukunft. Ich meine nicht die antithetische Tragikomoedie der Romantiker, sondern das Drama, wo Ernst und Scherz einander durchdringen und das Eine aus dem Anderen emporkwächst, wo Lachen und Weinen die beiden Masken des ewigen Januskopfes, der Wahrheit, sind. Die Wahrheit des Lebens ist die bunteste Mischung von Tragik und Komik. Wer diese Mischung in der Kunst fände: sollte Der nicht der große Dichter sein, den wir Alle erwarten? Dieser Zukunftspoet wird ein Rücksichtsloser sein, der Offenbarer einer Persönlichkeit.

Einen Bühnenleiter giebt es in Wien, der die für den gedeihlichen Theaterbetrieb unumgängliche Rücksichtslosigkeit besitzt: Direktor Mahler in der Hofoper. Er repräsentirt die Bewegung wie Dr. Schlenker die Stagnation. Er ist überall in seinem Hause dabei, hinter Allem her, erbarmungslos, wenn Etwas ihm überlebt und untauglich erscheint; darum ist er bei Vielen gehaßt, gefürchtet und man prophezeit gern, so oft eine Gelegenheit erscheint, das nahe Ende seiner Direktion. Mahler hat das ganze Personal aufgefrischt, die Lücken ergänzt; er bringt immer und immer wieder neue Kräfte. Oper und Burg sind heute in Wien zwei klassische Paradigmen: wie ein Theater geleitet werden muß und wie es nicht geleitet werden darf. Um ein Theater gut zu leiten, muß man vor Allem eine künstlerische Individualität sein. Das ist die Vorbedingung der Selbständigkeit.

Karl Marx als Journalist.

Journalistik heißt, wörtlich übersetzt, Tagesschriftstellerei. Journalist ist, wer sich mit den Fragen des Tages schriftstellerisch beschäftigt: der geringste Reporter, der bedeutendste Gelehrte. Nicht allzu häufig finden sich Leute besten Schlages unter der sehr ehrenwerthen Gilde, sei es auch nur vorübergehend. Aber gerade sie sind es, die nicht laut genug klagen können über eine schlechte Journalistik, ihren routinemäßigen Betrieb und ihre Phrasenhaftigkeit; sie hüten ängstlich die Perlen ihres Wissens und halten sich für zu gut, in die Arena des Tageskampfes hinabzusteigen. Als ob nicht Tagesfragen einer wissenschaftlichen, vertieften Behandlung fähig wären! Noch immer ist leider der Vorwurf berechtigt, den vor mehr als einem halben Jahrhundert Arnold Ruge gegen die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter erhob: sie seien heilig und vornehm, nicht menschlich und frei und betrachteten als Verrath an der Wissenschaft, die Menschheit ohne Rückhalt in deren Besitz zu setzen. Aber zum Glück für die Gesellschaft gab und giebt es Männer, die es als schönsten Vorzug des Denkers und des Gelehrten betrachten, das Leben zu gestalten, die darin den einzigen Zweck und Werth der Wissenschaft erblicken. Diese Männer sind, wenn sie Temperament und Mitgefühl haben, die eigentlichen, die großen Publizisten und Journalisten. Zu ihnen gehört Karl Marx.

Er sollte, gemäß dem Wunsch seines Vaters, eines Juristen, Jurist werden. Anlage und Neigung ließen ihn aber schon während der Studienzeit Geschichte und Philosophie bevorzugen. Nach Beendigung seiner akademischen Jahre will er die Dozentenlaufbahn einschlagen; der Plan scheitert an seinem stark ausgeprägten Unabhängigkeitsinn; äußeren Anlaß giebt die Maßregelung seines damaligen Freundes, des bonner Theologiedozenten Bruno Bauer. Marx wählt nun den freisten und unabhängigsten Beruf: er wird Journalist. Wer übrigens einmal Gelegenheit hatte, ein Bildniß von Marx genauer zu betrachten, wird empfunden haben, daß dieser Mann nicht in einen Kasernirten Beruf paßte. Im Herbst 1842 finden wir ihn in der Redaktion der „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe.“ Wie er sich Aufgabe und Stellung eines politischen Tagesschriftstellers denkt, zeigt er bei einer Polemik mit dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz über die Zustände der Moselbauern. Da sagt er:

„Die verspätete Erscheinung meiner Antwort ist zunächst durch den Inhalt dieser Fragen selbst veranlaßt, indem ein Zeitungskorrespondent nach bestem Gewissen die ihm zu Ohren kommende Volksstimme mittheilt, keineswegs aber auf ihre erschöpfende und motivirte Darstellung im Detail, in den Veranlassungen und den Quellen vorbereitet sein muß. Abgesehen von dem Zeitverlust, von den vielen Mitteln, die eine solche Arbeit erfordert, kann sich der Korrespondent einer Zeitung nur als ein kleines Glied eines vielverzweigten Körpers betrachten, an dem er sich eine Funktion frei auswählt, und wenn etwa der Eine mehr den unmittelbaren, von der Volksmeinung empfangenen Eindruck eines Nothzustandes schildert, wird der Andere, der Historiker ist, dessen Geschichte, der Gemüthsmensch die Noth selbst, der Staatsökonom die Mittel, sie aufzuheben, besprechen, welche eine Frage wieder von verschiedenen Seiten, bald mehr lokal, bald mehr im Verhältniß zum Staatsganzen gelöst werden kann. So wird bei

lebendiger Preßbewegung die ganze Wahrheit in die Erscheinung treten, denn wenn das Ganze zuerst auch nur als ein bald absichtlich, bald zufällig neben einander laufendes Hervorheben der verschiedenen einzelnen Gesichtspunkte zum Vorschein kommt, so hat endlich diese Arbeit der Presse selbst einem ihrer Glieder das Material bereitet, aus dem er nun das eine Ganze schaffen wird. So setzt sich die Presse nach und nach durch die Theilung der Arbeit in den Besitz der ganzen Wahrheit, nicht, indem Einer Alles, sondern, indem Viele Weniges thun... Meine Arbeit erscheint ferner anonym. Ich folge darin der Ueberzeugung, daß zum Wesen der Zeitungspresse Anonymität gehört, die eine Zeitung aus einem Sammelplatz vieler individuellen Meinungen zu dem Organ eines Geistes macht. Der Name schließt einen Artikel so fest von dem anderen ab, wie der Körper die Personen von einander abschließt, habe also seine Bestimmung, nur ein ergänzendes Glied zu sein, völlig auf. Endlich macht die Anonymität nicht nur den Sprecher selbst, sondern auch das Publikum unbefangener und freier, indem es nicht auf den Mann sieht, welcher spricht, sondern auf die Sache, die er spricht, indem es von der empirischen Person ungestört die geistige Persönlichkeit allein zum Maß seines Urtheils macht."

Nach der bald — im Frühjahr 1843 — erfolgten Unterdrückung dieser Zeitung beginnt für Marx eine siebenjährige Wanderschaft; er tritt zu verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen in Beziehung. Im Jahre 1844 giebt er in Paris mit Arnold Ruge die Deutsch-Französischen Jahrbücher heraus und liefert dem pariser „Vorwärts“ Beiträge. 1846 geht er, da er aus Frankreich ausgewiesen ist, nach Brüssel und arbeitet dort an der „Deutschen Brüsseler Zeitung“ und an der von Otto Lüning redigirten Monatschrift „Westfälisches Dampfboot.“ In Brüssel entsteht auch das „Kommunistische Manifest“. Das Revolutionjahr sieht ihn kurze Zeit in Paris, dann in Köln, wo er die „Neue Rheinische Zeitung, Organ der Demokratie“, gründet, deren „Redakteur en chef“ er wird. In dieser Stellung hat er mit der Censurbehörde manchen Strauß auszufechten; Preßsünden wegen hat er sich zweimal vor den Geschworenen zu verantworten, wird aber nach glänzender Bertheidigungrede freigesprochen. Bald erfolgt das Verbot der Neuen Rheinischen Zeitung: am achtzehnten Mai 1849 erscheint die letzte Nummer. Marx geht wieder nach Paris und nach erneuter Verbannung nach London, wo er nun dauernd seinen Wohnsitz nimmt. Publizistische Arbeiten des ersten Jahrzehnts seines londoner Aufenthalts schickt er hauptsächlich an die new-yorker Tribune, eine englisch-amerikanische Zeitung. Allmählich zieht sich Marx von der journalistischen Thätigkeit zurück, um sich ganz seinem Lebenswerke, dem „Kapital“, zu widmen. Das sind die äußeren Daten seiner Journalistenlaufbahn.

Marx wird in die Journalistik aus Neigung getrieben und findet in ihr einen Beruf, an dem ihm sein auf tiefe geschichtliche Analyse und philosophische Abstraktionen angelegter Verstand die Freude nicht stört. Sein ungemein lebhaftes Temperament zwingt ihn, sich zu äußern, bevor die Eindrücke sich verwischen. Sein Stil ist scharf und klar, seine Polemik unerbittlich rücksichtslos; die Selbständigkeit seines Urtheils äußert sich in grausamer Satire gegen alles Schwächliche und Unselbständige. Marx als Stilist wird unterschätzt oder gar nicht beachtet. In der Literaturgeschichte des Professors Richard M. Meyer wird er, als „Pamphletist“, nur beiläufig, in einem Scherr gewidmeten Exkurs, er-

wähnt. Scherr als Vorspann für Karl Marx! Und Karl Marxens Bedeutung für das deutsche Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts in die Benennung Pamphletist zusammengefaßt! Wenn man nicht wüßte, daß dieses dicke, anmaßende, unausstehlich geistreichende, mit der ganzen Unverfrorenheit eines unverfälschten Schererschülers ab- und zusprechende Buch von falschen Konstruktionen wimmelt und im Mißverständnis der wahren Kulturschöpfer das Unmögliche leistet, so würden diese Marx gedönnerten Worte genügen, um gegen das mit unermüdblichem Eifer von einer gewissen Tagespresse angepriesene Werk Verdacht zu erregen. Es hat sicher unter den deutschen Publizisten keinen blendenderen, schlagfertigeren und pointenreicheren Schriftsteller gegeben. Vor manchen anderen großen Journalisten jüdischen Ursprungs zeichnet ihn der leidenschaftliche Ernst, sein unbestechlicher Wahrheitsinn, sein aufs Objektive und Sachliche gerichteter Sinn aus; nie wickelt und geistreichelt er, obwohl sein Stil an geistreichen und überraschenden Wortwendungen und geschmackvoll angebrachten Citaten reich ist. Eine direkte Anlehnung an einen der damals herrschenden Stilkünstler ist mir nicht sichtbar geworden. Dagegen zeigt sich in den Artikeln sehr früh schon die hegelische Schulung; gern wird mit Thesen und Antithesen, Begriffen und ihrer dialektischen Aufhebung gewirthschaftet.

Um den Leser selbst urtheilen zu lassen, gebe ich hier einige Stilproben:

„Wir haben eine neue Ministerkrisis. Das Ministerium Camphausen ist gestürzt, das Ministerium Hausmann ist gestolpert. Das Ministerium der That hatte eine Lebensdauer von acht Tagen, trotz allen Hausmittelchen, Schönplastern, Preßprozessen, Verhaftungen, trotz der düsterhaften Reckheit, womit die Bureaokratie ihr altenbestaubtes Haupt wieder erhob und für ihre Entthronung kleinlich brutal Rache ausbrütete. Das ‚Ministerium der That‘, aus lauter Mittelmaßigkeiten zusammengesetzt, war beim Beginn der letzten Sitzung der Vereinbarungversammlung noch so befangen, an seine Unererschütterlichkeit zu glauben. . . Unser berliner Korrespondent schreibt in einer Nachschrift: ‚Soeben verbreitet sich das Gerücht, daß Binde, Binder, Mevissen eiligst berufen worden sind, um ein neues Ministerium bilden zu helfen.‘ Bestätigt sich dieses Gerücht, so wären wir also endlich vom Ministerium der Vermittlung durch das Ministerium der That zu einem Ministerium der Kontrerevolution gelangt. Endlich! Die sehr kurze Lebensfrist dieser ministeriellen Kontrerevolution würde hinreichen, um die Zwerge, die bei dem geringsten Windzuge der Reaktion ihre Köpfe wieder erheben, dem Volke in ganzer Lebensgröße zu zeigen. . . In der demokratischen Manier zu sehen, handelt es sich während der Periode der gesetzgebenden Nationalversammlung, um was es sich in der Periode der konstituierenden handelte, um den einfachen Kampf zwischen Republikanern und Royalisten. Die Bewegung selbst aber fassen sie in ein Stichwort zusammen: ‚Reaktion‘, Nacht, worin alle Katzen grau sind und die ihnen erlaubt, ihre nachwächterlichen Gemeinplätze abzuleiern. Und allerdings: auf den ersten Blick zeigt die Ordnungspartei einen Ränuel von verschiedenen royalistischen Fraktionen, die nicht nur gegen einander intriguirenden, um jede ihren eigenen Prätendenten auf den Thron zu erheben und den Prätendenten der Gegenpartei auszuschließen, sondern auch sich alle vereinigen im gemeinschaftlichen Haß und gemeinschaftlichen Angriffen gegen die ‚Republik‘. Die Montagne erscheint im Gegensatz zu dieser royalistischen Konspiration als Ber-

treterin der ‚Republik‘. Die Ordnungspartei erscheint beständig beschäftigt mit einer ‚Reaktion‘, die sich nicht mehr, nicht minder als in Preußen gegen Presse, Assoziation u. s. w. richtet und in brutalen Polizeieinmischungen der Bureaucratie, der Gendarmerie und der Parkette sich vollstreckt wie in Preußen. Die ‚Montagne‘ wieder ist eben so fortwährend beschäftigt, diese Angriffe abzuwehren und so die ‚ewigen Menschenrechte‘ zu vertheidigen, wie jede sogenannte Volkspartei mehr oder minder seit anderthalb Jahrhunderten gethan hat . . .“

Allmählich empfand Marx die Tagesschriftstellerei als Zwang. Er hatte zwar von vorn herein eine Ueberzeugung, für die er kämpfte, aber er empfand selbst, daß ihr die wissenschaftlichen Unterlagen fehlten; wenigstens ihm genügten die von der herrschenden politischen Oekonomie und Philosophie gegebenen nicht. Der selbständige wissenschaftliche Geist regte sich früh in ihm und benahm ihm, je länger, desto mehr, die Freude an der Journalistik. In einer Skizze über seinen Studiengang (Vorwort „Zur Kritik der politischen Oekonomie“, 1859) sagt er: „Die Herausgabe der Neuen Rheinischen Zeitung 1848/49 und die später erfolgten Ereignisse unterbrachen meine ökonomischen Studien, die erst im Jahre 1850 in London wieder aufgenommen werden konnten. Das ungeheure Material für Geschichte der politischen Oekonomie, das im British Museum aufgehäuft ist, der günstige Standpunkt, den London für die Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, endlich das neue Entwicklungsstadium, worin diese Gesellschaft mit der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes einzutreten schien, bestimmten mich, ganz von vorn wieder anzufangen und mich durch das neue Material kritisch durchzuarbeiten.“

Interessant ist es aber, festzustellen, daß eine unverkennbare Kontinuität seiner Ueberzeugungen besteht und daß er an den schon vor 1850 — also noch während seiner Journalistenzeit — gewonnenen Einsichten, wie er sie in der gegen Proudhon gerichteten Streitschrift und im Kommunistischen Manifest niedergelegt hat, stets festgehalten hat. Diese Einsichten, diese Ueberzeugungen gaben dem Journalisten Marx die kritischen Maßstäbe für Geschichte und Gegenwart. Darum konnte Engels im Vorwort des 1846/47 entstandenen Anti-Proudhon mit Recht sagen, daß die Entwicklung von Marxens ökonomischer Lehre abgeschlossen sei. Der Leser des „Kapital“, der sich nachträglich mit dem Entwicklungsgange des Schriftstellers bekannt macht und die Werke aus der Journalistenzeit unbefangen liest, muß über ihre wissenschaftliche Reife und Geschlossenheit immer wieder staunen und die Kraft des Mannes bewundern, der es vermocht hat, während seiner Tagesschriftstellerei und Agitatorenthätigkeit seinen Geist auf die tiefsten soziologischen Probleme zu spannen und die Wissenschaft mit neuen Lösungsversuchen zu bereichern. Dabei wird ihm aber noch Eins auffallen, nämlich, daß Marx weit entfernt war, ein trockener Gelehrter und langweiliger Schriftsteller zu sein, weil er mit unerbittlichem Ernst Wissenschaft trieb. Sein leidenschaftliches Gemüth, das ja selbst im „Kapital“ mitunter machtvoll hervorbricht, bewahrte ihn davor.

Ich möchte nun zum Schluß einen neuen Beleg dafür beibringen, daß Marx durch seine lebhaftere innere Theilnahme für alle Lebensäußerungen behütet wurde, zu vertrauen: ich meine seine wenig bekannten Bemerkungen über Goethe in der brüsseler Deutschen Zeitung. Von der traditionellen Enge und Unduldsamkeit des radikalen

Publizisten vom Typus Börne dem Ulgewaltigen gegenüber findet man in ihnen keine Spur, dafür die feinste Empfindung für seine psychologische Eigenart. Die Bemerkungen lauten vollständig: „Goethe verhält sich in seinen Werken auf eine zweifache Weise zur deutschen Gesellschaft seiner Zeit. Bald ist er ihr feindsällig; er sucht der ihm Widerwärtigen zu entfliehen, wie in der Iphigenie und überhaupt während der italienischen Reise, er rebellirt gegen sie als Götze, Prometheus und Faust, er schüttet als Mephistopheles seinen bittersten Spott über sie aus. Bald dagegen ist er ihr befreundet, ‚schickt‘ sich in sie, wie in der Mehrzahl der Rahmen Xenien und vielen prosaischen Schriften, feiert sie, wie in den Maskenzügen, ja, vertheidigt sie gegen die andrängende geschichtliche Bewegung, wie namentlich in allen Schriften, wo er auf die französische Revolution zu sprechen kommt. Es sind nicht nur einzelne Seiten des deutschen Lebens, die Goethe anerkennt, gegen andere, die ihm widerstreben. Es sind häufiger verschiedene Stimmungen, in denen er sich befindet; es ist ein fortwährender Kampf in ihm zwischen dem genialen Dichter, den die Misere seiner Umgebung aneselt, und dem behut samen frankfurter Rathsherrnkind resp. weimarischen Geheimrath, der sich genöthigt sieht, Waffenstillstand mit ihr zu schließen und sich an sie zu gewöhnen. So ist Goethe bald kolossal, bald kleinlich; bald trotziges, spottendes, weltverachtendes Genie, bald rücksichtvoller, genügsamer, enger Philister. Auch Goethe war nicht im Stande, die deutsche Misere zu besiegen; im Gegentheil: sie besiegt ihn; und dieser Sieg der Misere über den größten Deutschen ist der beste Beweis dafür, daß sie ‚von innen heraus‘ gar nicht zu überwinden ist. Goethe war zu universell, zu aktiver Natur, zu fleischlich, um in einer schillerischen Flucht ins kantische Ideal Rettung vor der Misere zu suchen; er war zu scharfblickend, um nicht zu sehen, wie diese Flucht sich schließlich auf die Vertauschung der platten mit der überschwänglichen Misere reduzirte. Sein Temperament, seine Kräfte, seine ganze geistige Rüstung wiesen ihn aufs praktische Leben an; und das praktische Leben, das er vorfand, war miserabel. In diesem Dilemma, in einer Lebenssphäre zu existiren, die er verachten mußte, und doch an diese Sphäre als die einzige, in welcher er sich bethätigen konnte, gefesselt zu sein, in diesem Dilemma hat sich Goethe fortwährend befunden, und je älter er wurde, desto mehr zog sich der gewaltige Poet, *de guerra lasse*, hinter den unbedeutenden weimarischen Minister zurück. Wir werfen Goethe nicht à la Börne und Menzel vor, daß er nicht liberal war, sondern, daß er zu Zeiten auch Philister sein konnte; nicht, daß er keines Enthusiasmus für deutsche Freiheit fähig war, sondern, daß er einer spießbürgerlichen Scheu vor aller gegenwärtigen großen Geschichtsbewegung sein stellenweise hervorbrechendes richtigeres ästhetisches Gefühl opferte; nicht, daß er Hofmann war, sondern, daß er zur Zeit, wo ein Napoleon den großen deutschen Auliasstall ausschwenkte, die winzigsten Angelegenheiten und menus plaisirs eines der winzigsten deutschen Höflein mit feierlichem Ernst betreiben konnte. Wir machen überhaupt weder vom moralischen noch vom Parteistandpunkt, sondern höchstens vom ästhetischen und historischen Standpunkt aus Vorwürfe; wir messen Goethe weder am moralischen noch am politischen noch am ‚menschlichen‘ Maßstab.“

Dr. Friedrich Riegel.



Anzeigen.

Das sexuelle Problem in Kunst und Leben. Neue, stark vermehrte Ausgabe (Fünfte Auflage). Berlin, Verlag Hermann Walther (Friedrich Vögelh). Preis 1,50 Mark.

Der Neudruck dieser Schrift, die lange gänzlich aus dem Buchhandel verschwunden war, ist längst nothwendig geworden. Wegen äußerer und zum Theil innerer Hindernisse aber konnte er bisher nicht erfolgen. Ein Autor, der sich nicht zu früh selbst festlegt, der nicht aufgehört hat, sich zu entwickeln und aus sich heraus zu schaffen, wird im Verhältniß zu seinem Werk stets mehrere Epochen durchleben. In der zweiten, wenn er nicht mehr im Werk selbst steht, kommt eine Zeit der Ablehr, Abwehr, der Unfreiheit, die ihn befangen macht und in der er schlechterdings nicht an diesem Werk arbeiten und nichts mit ihm unternehmen sollte. Je subjektiver ein Werk ist, um so früher dies Gebot. Wenn ich heute meine vor zehn Jahren erschienene und vor zwölf Jahren entstandene Schrift über das sexuelle Problem in der modernen Literatur neu herausgebe, so glaube ich, es mit der Unbefangenheit thun zu können, die mir sogar gestattet, auch Das unverändert wieder zum Abdruck zu bringen, was mir heute selbst übertrieben, einseitig, hart erscheint. Auch aus seiner Autorschaft sollte Niemand das Recht herleiten, sich selbst zu fälschen. Ich habe, abgesehen von wenigen Anmerkungen, nur ganz Geringfügiges geändert oder gestrichen, meist durch zeitliche Umstände veranlaßt. Hinzugefügt habe ich im ersten Theil nur eine einzige größere Stelle, die Analyse von Strindbergs „Vater“. Dagegen ist das Schriftchen um einen ganzen Theil und im Umfang fast um das Doppelte vermehrt worden. Die beiden letzten Aufsätze sind im Inhalt und in der Tendenz nur scheinbar und für Solche, die nicht lesen können, Widersprüche, vielmehr Verfolgungen des Problems in neuen Erscheinungen und psychischen Entwicklungsformen, die im ersten Theil schon vorgezeichnet sind. Hier findet man überhaupt Manches, das erst durch die Folgezeit wahr geworden ist. Ein innerlich wahres Buch ist nämlich immer auch prophetisch. Die Aphorismen sind in den verschiedensten Zeiten und Stimmungen entstanden und sind die verdichteten und verallgemeinerten Ausdrucksformen eigener Erfahrungen oder Beobachtungen. Das Büchlein hat eigene Erlebnisse gehabt, und wie es durchaus persönlich ist, hat es auch durchaus persönlich gewirkt. Daß Leute, deren Beruf es ist, aus sechs Büchern das siebente zu machen, ihm die Kürze und den Mangel an Beweisen und Citaten vorwarfen, habe ich nur als Lob empfunden. Andere wieder haben sagen zu müssen geglaubt, der Verfasser kenne das Leben und das Weib nicht oder doch mehr aus Büchern. Ich rede nicht davon, daß Bücher und Kunstwerke schließlich auch zum Leben gehören, wenigstens für Den, der sie innerlich erlebt. Aber wie? Wer die Liebe als Problem empfindet, Der sollte das Leben und das Weib nur aus Büchern kennen? Genug, daß er am Leben und am Weibe gelitten hat!

Leo Berg.

Reidhart von Neuenthal, der Roman eines Minnesängers. Verlag von Otto Hendel in Halle.

„Ein historischer Roman mit obligater Ritterromantik und den unentbehrlichen, den handelnden Personen als Zeitkolorit in den Mund gelegten Anmerkungen“, wird der Eine oder Andere wohl sagen und mein Buch dann ungelesen welegen. Als ob man nicht an dem Professorenroman der siebziger und der achtziger Jahre vollauf genug hätte! Und doch: es ist wieder einer. Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert. Das bewegte Leben eines im deutschen Volk fast vergessenen Dichters, der einer der größten und besten war, hat den Stoff zu dem Roman hergegeben. „Historischer Roman, — bah! Die Redaktion bringt aus Prinzip keine historischen Romane mehr.“ Damit ist die Sache erledigt. Und dennoch haben langjährige, liebevolle Beschäftigung mit den Liedern des Helden, die es wahrlich verdienen, aus dem Staube der Jahrhunderte an das Licht des hellen Tages gezogen zu werden, und die Erkenntniß, daß es dem Deutschen heute bitter noth thut, sich aufzurichten an der Größe seiner eigenen Vergangenheit, dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt, daß er diesen Roman schrieb. Ja, die Erkenntniß, daß mit dem Hurrahrufen und den schönen Reden, in denen man sich ergeht und vor deren Tönen nichts Anderes mehr zum Wort zu kommen scheint, noch nichts gethan ist: sie ist Schuld gewesen an dem Entstehen eines Buches, das das Volk zurückführen will in ferne Tage, in eine geistig große Epoche, da der Glaube noch Glaube und die Ueberzeugung noch Ueberzeugung war, da man einem idealen Gedanken zu Liebe noch die höchsten Opfer seines Gutes und Blutes, seiner Person und seines Lebens zu bringen im Stande war, weil die Idee dem Menschen Alles bedeutete und die Materie nichts. Weil jene Zeit eine Zeit der Ideale, eine Zeit deutscher Ideale war, hat der Verfasser den alten bayerischen Sänger, den fröhlichen und betrübten Menschen, den Ritter mit dem edlen Gemüthe, den Dichter mit dem starken Schwerte und dem eisernen Willen und den Mann mit dem schlichten Kinderherzen, das kein Falsch kennt, mit der sinnesfrohen Genußfähigkeit und der tiefen Wahrhaftigkeit wieder hervorgeholt und den Versuch gewagt, diesen Mann den eigenen Zeitgenossen, so wie er ihm aus seinen Liedern entgegentrat, vor Seele und Geist zu stellen, damit man an ihm lerne und aus seinen Seelenkämpfen und seinem endlichen Siege über sich selbst erfahre, daß Schätze vorhanden sind tief drinnen in der Brust des Menschen, die alle äußere Macht und aller Reichthum, alle Prahleret und Selbstverherrlichung nimmer zu heben vermögen. Ein Seelenroman soll dieser historische, dieser deutsche Roman, dieses Stück Kulturgeschichte aus großer deutscher Vergangenheit sein. Freilich: der landläufige Patriot wird nichts für sich in diesem Buche finden, dessen letzte Aufgabe ist, zu zeigen, daß der Mensch klein werden muß, ganz klein, vor den Anderen und vor seinem eigenen Herzen, um groß zu werden den Anderen und sich selbst gegenüber, daß die Worte des deutschen Dichters Walther von der Vogelweide wahr werden müssen an seiner Seele, damit er erkenne, daß Lowe und Riese nur von Dem besiegt werden können, der sich selbst in allen seinen Schwächen überwunden hat. Daß diese Erkenntniß reifer und reifer werden möchte in diesen Tagen, die Erkenntniß, daß wir erst selbst freie Menschen, sittlich freie, werden müssen, frei von Vorurtheilen und möglichst frei von niederen Leidenschaften, ehe wir daran denken

dürfen, die Welt zu unterwerfen! Wenn Wenige das kleine Buch in diesem Sinn lesen und zu sich reden lassen wollen, dann ist seine Aufgabe schon erfüllt.

Frankfurt am Main.

Dr. Edward Stilgebauer.



Dora Hornau: Iphigene, Schneewittchen. Zwei Erzählungen. Verlag von Karl Konegen, Wien 1900. Preis 3 Mark.

Die mehrfach disparaten Elemente dieser zwei Erzählungen kennzeichnen sie als einen ersten Versuch — ich bemerke sogleich —: einer entschiedenen dichterischen Begabung, die, richtig geleitet, zu schönen Hoffnungen berechtigt. Selbständige Erfassung und Beurteilung der treibenden Kräfte des Lebens wechseln mit der Wiederholung konventioneller Anschauungen, überraschende psychologische Einsichten mit schablonenhaften Auskunstmitteln und äußerlichen Behelfen zur Förderung des Ablaufes der Handlung. Ich rechne hierzu namentlich die Verwendung der beiden Plastiken, die der Verfasserin zur Herbeiführung der Peripetie der Fabel ihrer ersten Erzählung so unentbehrlich scheinen. Fräulein Hornau wird bald selbst erkennen, daß die blutgeschwellten Innenbilder, die leidenschaftliche Menschen von einander in sich tragen, nach Veräußerlichung drängen und dadurch zu ihren Verräthern werden. Es wäre eine höhere künstlerische Aufgabe gewesen, gerade an Schauspielern zu zeigen, wie innere Naturmächte alle äußeren Dämme, die bewußten und unbewußten Täuschungen des eigenen Selbst und Anderer überwältigen, als einen Coulissenapparat zu verwenden, der die Verfasserin und ihre Personen zum Komödienspiel verleitet, statt ihre Innerlichkeit allmählich zum Durchbruch kommen zu lassen. Mit wirklichem Feingefühl wird uns die künstlerische Entwicklung der Heldin vorgeführt und manches kluge und treffende Wort über Poesie und dramatische Kunst in edler, klarer Sprache bezeugt den gebildeten Geist und Geschmack der Verfasserin. In der zweiten Erzählung tritt der Zwiespalt zwischen den romantischen Neigungen und dem gesunden Wirklichkeitsinn störender zu Tage. Während die Wesenselemente einer ursprünglichen, kräftigen und eigenwilligen Natur in scharfer Prägung betont und einheitlich gestaltet werden und auch die jugendliche Stiefmutter noch viele dem wirklichen Leben abgelauschte Züge aufweist, kann man nicht sagen, daß die übrige Umwelt der Heldin der zweiten Erzählung in gleicher Weise aus ihren Lebensbedingungen verständlich und glaubhaft gemacht wird, wie es in der ersten Novelle der Fall ist. Namentlich Clemer spricht wie ein echter Romanheld und erscheint auch als rechter *deus ex machina*, um die unvermeidliche Katastrophe herbeizuführen. Eine wahrhaft künstlerische Stimmung aber weiß die Verfasserin auch in dieser Erzählung durch das wiederholte Hineinspinnen des Märchens „Schneewittchen“ hervorzubringen.

Wien.

Professor Dr. Laurenz Müllner.*)

*) Dies ist, wie der Leser sieht, keine Selbstanzeige. Doch der Rahmen dieser Rubrik wird natürlich stets gern erweitert werden, wenn ein Kenner ein Buch oder ein anderes künstlerisches Werk besonderer Anzeige würdig findet.



Wasserwirthschaft.

Surra: wir schwimmen wieder im Gelde! Mindestens dem nächsten Etatsjahr sieht der preußische Finanzminister mit zuversichtlicher Ruhe entgegen, denn er erblickt kein Wetterzeichen, das ihm das Nahen einer umfassenden wirthschaftlichen Krisis mit erschütternden Wirkungen ankünden könnte. Der Etatsvoranschlag erwartet von der Ergiebigkeit der alten Einnahmequellen auf Grund der bisherigen Erfahrungen neue, verstärkte Zuflüsse und stellt sie in Rechnung. Den etwa kommenden knapperen Jahren schreitet Preußen nicht ungerüstet entgegen: Das Finanzwesen des Staates ist auf festen Boden gestellt und durch die Art der Verwendung der Einnahmeüberschüsse und durch die organische Entwicklung der gesamten Finanzgebarung ist die Möglichkeit geboten, dem Ansturm ungünstigerer Verhältnisse Stand zu halten und, wenn es nöthig wird, neu auftretenden, selbst hochgespannten finanziellen Anforderungen ohne tiefgreifende Störung des wirthschaftlichen Gleichgewichtes gerecht zu werden. In einer officiösen Korrespondenz werden uns diese tröstlichen Sätze vorgeführt. An der Nothwendigkeit neuer Aufwendungen fehlt es wahrlich nicht. Jetzt beansprucht die Kanalvorlage alle verfügbaren Geldmittel. Freilich wird ihre Summe im Allgemeinen überschätzt. Wenn die Regierung im Landtag die Mehrheit für den Kanal gewinnen will, mag sie ihr Augenmerk darauf richten, außer den sogenannten Kostenanschlägen auch ziffernmäßig den Nachweis zu liefern, welche Kosten der Staatsbauverwaltung entstehen müßten, wenn wir ohne die in Aussicht genommenen Wasserbauten auszukommen hätten. Die Ausgaben für die Eisenbahnen — sowohl für die Herstellung von Bahnhöfen wie für die Vermehrung der Gleise und des rollenden Materials — werden durch den Bau einer für den Verkehr von Massengütern geeigneten Wasserstraße natürlich sehr beträchtlich vermindert. Dem gegenüber will es wenig besagen, daß der Kanal dem Schienenwege Millionen Tonnen von Gütern entziehen wird, ja, gerade zu dem Zweck geschaffen werden soll, einen billigeren Transport von Massenwaaren zu ermöglichen. Diesen Ausfall, den die Eisenbahn unzweifelhaft zu erwarten hat und der im Staatshaushalt nach fünfzehn Jahren, wenn der Mittellandkanal fertiggestellt sein kann, zu berücksichtigen sein wird, stehen aber auch für die Eisenbahnen Vortheile gegenüber, die sich zwar heute noch kaum in Ziffern darstellen lassen, die aber allmählich doch eine große Bedeutung für den Etat gewinnen werden. Die billige Güterbeförderung auf den Kanälen wird, dem zwischen den einzelnen Landestheilen bestehenden Austauschbedürfniß entsprechend, eine größere Zahl von Waaren geringeren Werthes zum Transport bringen, deren Verfrachtung über längere Eisenbahnstrecken bisher unmöglich war. Man darf annehmen, daß solche Güter von den Wasserstraßen auch seiwärts auf die Eisenbahnen übergehen und ihnen neuen Verkehr zuführen werden. Ferner läßt sich voraussetzen, daß die Wasserstraße in allmählich steigendem Maße die bestehenden Industrien erweitern und neue ins Leben rufen wird, die dann ihre fördernde Wirkung auf die anschließenden Eisenbahnen üben werden. So kann der Kanal nach und nach den Bahnen neue Einnahmequellen erschließen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß da, wo leistungsfähige Schifffahrt-

straßen das Land durchziehen, überall auch die von ihnen ausgehenden Schienenwege eine glückliche Entwicklung genommen haben. Daher darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die Einnahmeverluste, die zeitweilig mit dem neuen Kanalsystem unvermeidlich verbunden sein müssen, in absehbarer Zeit nicht nur ausgeglichen, sondern in Mehreinnahmen verwandelt werden. Die Regierung besitzt außerdem ein wuchtiges Machtmittel, um die Schädigung der Staatsfinanzen zu verhindern oder doch auf ein geringes Maß herabzudrücken: sie kann nämlich, je nach ihrem Interesse, in unbeschränkter Freiheit Tarifpolitik treiben. Dieses Recht hat sie sich innerhalb der Staatseisenbahnverwaltung auch für den Fall eines weiteren Ausbaues des Wasserstraßensystems ausdrücklich vorbehalten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß nach preussischen Grundjahren die Staatsbahn weder die Möglichkeit noch auch nur die Aufgabe hat, wirtschaftliche Benachtheiligungen, die einzelnen Bezirken oder Unternehmungen etwa zugefügt werden könnten, durch besondere Frachtvergünstigungen wieder auszugleichen. Das mag für die große Privatbahn, die heute im rheinisch-westfälischen Industrierevier noch eine Rolle spielen darf, hart klingen. Aber auch für ihre Zukunft braucht man keine Sorge zu hegen. Denn sie würde bei ihrer günstigen Lage im Hauptzechenrevier nach wie vor auf reichen Verkehr rechnen können, und zwar besonders dann, wenn sie ihre Pflicht, der Wasserstraße neue Frachtgüter zuzuführen, mit Hilfe brauchbarer Neueinrichtungen besser als bisher erfüllen könnte. Uebrigens wird die Dortmund-Gronau-Enschede Eisenbahn in dem Augenblick, wo sie überhaupt die Konkurrenz des Kanals zu spüren bekäme, aller Voraussicht nach schon in Staatsbesitz übergegangen sein.

Die Debatten, die im preussischen Herrenhaus und im Reichstag neulich über die Verstaatlichung von Eisenbahnen geführt wurden, zeigten, daß die Regierung sich einstweilen durch Bahnfragen nicht irgendwie in ihrer Aufmerksamkeit für Kanalangelegenheiten beirren lassen will. Sie müßte aber ein schlechter Kaufmann sein, wenn sie nicht die Gelegenheit wahrnehmen sollte, bei Ablauf der Konzessionen die Früchte privater Betriebsamkeit zu pflücken. Der Kurszettel der Eisenbahnwerthe sieht zwar immer kümmerlicher aus; Rücksichten auf den Umfang des Börsengeschäfts liegen aber nicht auf dem Wege der Regierung. Wenn sie sich gegenüber der Forderung, die Ostpreussische Südbahn zu kaufen, reservirt hält, so leitet sie dabei wohl der Wunsch, die Handelsvertrags-Campagne zunächst einmal über sich ergehen zu lassen. Von der Gestaltung des deutsch-russischen Handelsvertrages wird es abhängen, ob die Südbahn veröden oder ob sie einen gesteigerten Werth als Kulturmittel erhalten wird. Gelingt es der Regierung nicht, Getreidezölle durchzudrücken, bei denen den Grenzbahnen der Weizen blüht, dann wird sie auf deren Ankauf verzichten und auch davon absehen, künftig den privaten Schienenwegen Konkurrenzlinien zu schaffen. Im Mittellandkanalgebiet scheut sich der Staat keineswegs vor der Anlage neuer Bahnen; über die Art, wie er sie auszubauen hat, wird er sich aber trotz der ihm schon durch das Parlament gewährten Bewilligung der Kosten doch erst entscheiden, wenn das Kanalprojekt als völlig gesichert zu betrachten ist. Alle zu Gunsten des Mittellandkanals unternommenen Schritte gehen von der Voraussetzung aus, daß sich der Güterverkehr im Gebiet der geplanten Wasserstraßen mit den einstweilen vorhandenen Transportmitteln nicht mehr bewältigen läßt und daß er auf der heutigen Höhe bleiben

wird. Die Urheber der Kanalvorlage sind denn auch überzeugt, das jetzige rheinisch-westfälische Industriegebiet werde auf absehbare Zeit seine bevorzugte Stellung bewahren und die seit mehr als dreißig Jahren beobachtete starke Zunahme der Verkehrsmengen werde auch in Zukunft fort dauern. Die beharrlich aufsteigende Linie der Kohlenförderungs-Mengen wird selbst bei einem Rückgang der Industrie nicht unterbrochen. Nach ziemlich zuverlässigen, mit peinlicher Sorgfalt gearbeiteten Statistiken wird sich die Gesamtfrachtmenge des Industriegebietes um 25 Millionen Tonnen vermehrt haben. Diese Zunahme wird namentlich für minderwerthige Güter mit großen Transportlängen zum großen Theil auf neue Verkehrswege, in erster Linie auf die neu geplante Wasserstraße, angewiesen sein; eine solche Straße sichert natürlich mehr als jeder andere Verkehrsweg die billige Verfrachtung der Massengüter auf weite Entfernungen, wenn diese Straße den Ursprungsstätten solcher Güter nahegelegt, also in das Herz des Kohlengebietes geführt wird. Die Befürchtung, der Kanal könne einmal verwaist sein, weil der Kohlenreichtum in Rheinland-Westfalen in absehbarer Zeit versagen werde, ist unbegründet. Die unter Berücksichtigung des Standes der heutigen Bergbautechnik angestellten Untersuchungen, die sich auf die letzten Aufschlüsse stützen, haben ergeben, daß bis zu 700 Metern durchschnittlicher Teufe noch fast 1100 Millionen Tonnen, bis zu 1000 Metern Teufe noch über 18000 Millionen und überhaupt noch über 30000 Millionen Tonnen abbaufähiger Kohle anstehen. Die bis zu 700 Metern anstehenden Kohlen sichern also eine Jahresförderung von 50 Millionen Tonnen für zweihundert Jahre; und ein Betrieb bis zur Teufe von 1000 Metern, den die fortschreitende Technik unzweifelhaft bald erleichtern wird, erscheint selbst bei einer Zunahme der Jahresförderung auf 100 Millionen Tonnen noch für dreihundert Jahre gesichert. Das mag der Industrie, die von dem neuen Kanal den Hauptnutzen erwartet, zur Beruhigung dienen. Heute hat sie — und mit ihr die von ihr sich nährenden Börse — nur ein schwaches Interesse an der Erleichterung und Förderung des Verkehrs, der von der geplanten Wasserstraße erwartet wird. Vorläufig würde, da die Konjunktur abgeflaut hat, auch jedes Schlagwort, das auf künftige, fernliegende Erfolge anspielt, seine Wirkung versagen. Wenn die Besitzer von und die Spekulanten in Montanpapieren, wenn die Industrieherrn selbst in der Kanalvorlage einen Grund sehen, neuen Muth zu schöpfen, so gründet sich diese Zuversicht auf das Bestreben, die jetzt unbeschäftigten Arbeitermassen auf den in Aussicht genommenen Kanalbau abzulenken und das Eigengewerbe durch die Lieferung des Baumaterials auf lange Zeit hinaus vortheilhaft zu beschäftigen. Die Maschinen- und Cementfabrikanten jubeln besonders laut; sie überschätzen, wie es scheint, den Bedarf der Wasserbaumeister. Heute kommen diese Männer mit geringen Mitteln aus und erzielen trotzdem große Erfolge. Wer den letzten Internationalen Schiffahrtkongressen in Brüssel und Paris beigewohnt hat, kann auf den dort bewiesenen und anerkannten hohen Stand der deutschen Wasserbautechnik stolz sein. Es ist eine untergeordnete Frage, ob die Politiker und Industriellen den Werth oder Unwerth des Mittellandkanals heute schon klar erkennen. Preußen würde sich, wenn es den Aiesenbau glücklich vollendet, zu altem sicherlich neuen Ruhm erwerben.

Synkeus.



Notizbuch.

Preußens neuer Ministerpräsident kann mit dem Erfolg seines ersten Auftretens im Landtag ziemlich zufrieden sein. Der Erfolg wäre noch größer gewesen, wenn Graf Bülow nicht durch die Häufung von Reichstagsreden das Gewicht seiner Wortfügungen ein Bißchen vermindert hätte. Man weiß nun schon, wie er es macht, wie er mit stärkender Rhetorik Falten und Kniffe wegbügelt, und seine weltmännisch courtoise Art hat den ersten Reiz der Neuheit verloren. Gerade im Abgeordnetenhaus aber hat er sehr gut gesprochen. Ernsthast, ohne Späße und auf den Augenblickseffekt berechnete mots. Onkel Chlodwig und seine Leute hatten durch Aufbauichung und Drohung die Kanalgeschichte verdorben. Der neue Herr erklärte sofort, es handle sich um eine rein wirthschaftliche, nicht um eine hochpolitische Frage. Darüber sollte es eigentlich keinen Zweifel geben; ob man eine halbe Milliarde für Wasserbauten verwenden oder das Geld für eine Verbesserung des Eisenbahnnetzes und für andere Meliorationen ausgeben will: Das ist die nüchternste Sache von der Welt. Immerhin mußte es mal von einem Regierenden gesagt werden. Graf Bülow drohte nicht, drängte nicht und wird zufrieden sein, wenn er die wasserwirthschaftliche Vorlage in einem der nächsten Jahre durchbringt. Wahrscheinlich kommt er bald ans Ziel; denn die Handelsverträge liefern ihm eine Waffe, mit der er die Gegner kirren kann. Auch sind schon jetzt Kompensationen in Fülle angeboten und die Vorlage ist so verändert worden, daß selbst die früher feindlichen Gemüther jetzt zustimmen und den Excellenzen oben drein noch triumphirend zurufen können: Seht Ihr, wie nothwendig, wie nützlich unsere Ablehnung war, da sie Euch zu gründlicher Umarbeitung des allzu hastig entworfenen Planes zwang! Sonst ist von der Rede nicht viel zu sagen. Ungefähr eben so haben auch die Herren Caprivi, Eulenburg, Hohenlohe im Landtag gesprochen. Ausgleichende, versöhnende Politik. Keine Begünstigung von Sonderinteressen. Industrie und Landwirtschaft müssen zusammengehen, Osten und Westen gleichmäßig berücksichtigt werden. Salus publica als strahlender Leitstern am Patriotenhimmel. Und so weiter. Aber die alte Melodie wurde geschmackvoll und verständig vorgetragen und damit muß man einstweilen zufrieden sein. Daß Preußen noch ganz andere Dinge braucht, ist hier oft gesagt worden; doch ein Staatsmann muß sich manchmal mit der Bitte bescheiden, ihm für den nächsten Tag nicht das Brot zu versagen, und man kann dem Grafen Bülow nicht grollen, weil er die Verhältnisse erst kennen lernen und sich Kanal und Zolltarif vom Hals schaffen will, ehe er an die unvermeidliche Reform der Verwaltung geht. Wenn er uns nur nicht zu lange darauf warten läßt, die wichtigsten Wünsche der deutschen Ostmärker, bevor es zu spät ist, erfüllt und dafür sorgt, daß die Wirkung seiner angenehmen Manieren nicht durch Unbedachtsamkeiten forscherer Kollegen abgeschwächt wird! Ein Ministerium muß nicht nur „homogen handeln“; es muß auch in seinen Reden auf eine einheitliche Tonart gestimmt sein.

* * *

Herr Professor Dr. Heinrich Ernst Ziegler schreibt mir aus Jena:

„Sehr geehrter Herr Harden,

in jeder Session bringt der Reichstag eine Sitzung damit zu, den Wunsch nach Diäten oder — wie man jetzt sagt — Anwesenheitsgeldern auszusprechen und ihn der Regierung recht eindringlich ans Herz zu legen. Der Beschluß ist stets, der Erfolg auch

immer der selbe: nichts geschieht. Auch für die jetzige Tagung ist der Antrag wieder zur Berathung vorgemerkt und die Sache wird voraussichtlich eben so verlaufen wie früher. Man kann sich auch kaum der Hoffnung hingeben, daß der Bundesrath diesmal dem Antrag mit mehr Wohlwollen begegne. Die Anwesenheitgelder werden wohl auch jetzt noch ein schöner Wunsch bleiben. Da aber die oft so spärliche Besetzung und die häufige Beschlußunfähigkeit des Reichstags allmählich immer fühlbarer werden und das Ansehen des Parlamentes darunter leidet, hat man allen Grund, nach einer Abhilfe zu suchen und zu überlegen, ob es vielleicht einen anderen Weg giebt, dem gewünschten Ziele näher zu kommen. Da dürfte wohl folgender Vorschlag gehört werden, der der in den Regierungskreisen bestehenden Abneigung gegen die Anwesenheitgelder Rechnung trägt und doch den beabsichtigten Zweck wenigstens zum Theil erreicht.

Der Vorschlag geht dahin, daß man auf Reichskosten ein Reichstags-Wohnhaus errichte, das nach Art eines Hotels eingerichtet ist und einem Theil der Abgeordneten freie Wohnung bietet. Man könnte zuerst ein Haus für hundert Abgeordnete bauen und die Wohnungen den Parteien nach dem Verhältniß ihrer Stärke zuweisen, so daß der Reichstag sich mit der Vertheilung an die einzelnen Abgeordneten nicht zu befassen brauchte. Ein zweifensteriges Wohn- und Sprechzimmer und ein einfensteriges Schlafzimmer dürfte wohl den meisten Reichsboten als eine genügende Wohnung erscheinen; wer luxuriöser wohnen will, mag selbst für sich sorgen. Es würde also für hundert Abgeordnete ein Haus mit zweihundert möblirten Zimmern nebst den nöthigen Wirthschaftsräumen, einem Frühstücksaal, Lesezimmer u. s. w. erforderlich sein. Es wäre gewiß eine große Annehmlichkeit für einen Abgeordneten und verminderte die hohen Kosten des Mandats um eine hübsche Summe, wenn er für die ganze Wahlperiode eine solche Wohnung dauernd zur Verfügung hätte. Die Kosten für den Staat wären mäßig, selbst wenn man annimmt, daß nicht hundert, sondern mehr Wohnungen nöthig sind. Nur die einmalige Ausgabe für den Bau des Hauses wäre erheblich, die laufenden Ausgaben geringfügig. Die Abgeordneten, die in Berlin ihren ständigen Wohnsitz haben, brauchen natürlich keine Wohnung im Reichstags-Wohnhaus; auch werden viele reiche Abgeordnete immer die Privatwohnung vorziehen. Daher dürfte es wohl genügen, wenn für höchstens hundertundfünfzig Abgeordnete Wohnungen vorgesehen wären.

Es ist immer gegen die Gewährung von Diäten eingewandt worden, daß dadurch die Entstehung eines Berufsparlamentarierthums begünstigt werde; gegen meinen Vorschlag läßt sich dieser Einwand jedenfalls nicht ernsthaft erheben.“

* * *

Aus Süddeutschland erhielt ich den folgenden Brief:

„Als durch die Indiskretion einiger unzufriedenen Arbeiter die Nachricht in die Zeitung kam, die Firma Krupp habe für England einen Auftrag auf Stahlgeschosse angenommen und in Ausführung, da erhob sich im Blätterwald ein Losen, als ob es sich um etwas ganz Ungeheuerliches, noch nie Erlebtes handle. Denkende Leute lächelten darüber oder fragten sich verwundert, ob denn der deutsche Industriestaat noch so jung sei, daß viele Menschen — und darunter gewiß auch manche verständige — seinem Wesen so fremd gegenüberstehen können. Russen, Türken und Griechen, Chinesen und Japaner, Spanier und Amerikaner: Alle haben während

ihrer Kriege Kriegsmaterial von außen bezogen und sie konnten daran nur von den neutralen Staaten gehindert werden, deren Regierung ein Ausfuhrverbot nicht nur erlassen, sondern auch streng durchzuführen für opportun gehalten hatte. Durch die Neutralität bedingt ist ein solcher Erlaß aber keineswegs. Gewiß hat mancher deutsche Arbeiter Waffen oder Geschosse gefertigt, von denen vielleicht Soldaten des geliebten türkischen Großherrn hingestreckt wurden oder mit denen die Schützen des ‚rothen Sultans‘ erfolgreich auf christliche Gegner pürschten. Es ist keinem Menschen eingefallen, sich darüber aufzuregen. Die Sonne der Kriegsmaterial-Lieferanten scheint von je her auf Gerechte und Ungerechte, wenn und so lange die Kunden nur zahlungsfähig sind. Als es kurz nach Beginn des südafrikanischen Krieges in englischen Blättern hieß, aus Deutschland sei Kriegsmaterial den kämpfenden Buren zugeführt worden, da wurde Das zwar bestritten; aber wo hätte man sich in Deutschland nicht gefreut, wenn es doch wahr gewesen oder geworden wäre? Anders klang die Weise bei jenem Geschosßauftrag, den England einem deutschen Fabrikanten gegeben hatte, noch dazu einem solchen, dessen unkontrollirbare Millionen zum Neid und zur Regendenbildung reizen, über dessen Geschäftsumfang und Verdienst keine Generalversammlungen Rechenschaft bekommen, keine Geschäftsberichte Auskunft geben, keine Handelskammern geschwätzig sich äußern, der sich von journalistischer Aufdringlichkeit fern hält und die in seinem Industriebereich vorhandenen und entstehenden Werthe nicht börsenmäßig umsetzen läßt. Ob der damals noch nicht ‚Wirkliche‘ Geheimrath Krupp vor der Frage gestanden hat, entweder den englischen Auftrag anzunehmen oder ein paar hundert Arbeiter auf halben Verdienst zu setzen: darüber hat sich kein Schwarzkünstler den Kopf zerbrochen. Aber auch außerdem können genug Beweggründe zur Annahme vorhanden gewesen sein, vor allen anderen der: einen Kunden, den man wieder an sich zu fesseln wünscht, nicht vor den Kopf zu stoßen. England ist eben nicht nur ein gefährlicher Konkurrent, sondern unter Umständen auch ein zahlungsfähiger Kunde; und Kriegsmaterial-Konstruktionen sind längst nicht mehr das Monopol eines einzelnen Landes. In England und anderswo werden Panzerplatten deutschen Herstellungsverfahrens angewendet und in Deutschland sind Maschinenkanonen und Mitrailleurseu englischer Konstruktion in Gebrauch. Krupp war nicht genöthigt, die Fabrikation der Geschosse einzustellen, was gewiß nicht ohne beträchtliche Opfer abgegangen ist, denn die Regierung hatte nicht das Recht, die Herstellung zu verbieten. Nur die Ausfuhr konnte sie durch ein Ausfuhrverbot hintertreiben. Ein solches Verbot ist aber nicht erlassen worden. Trotzdem war Herr Krupp zu anständig — sagen die Einen —, zu schwach — sagen die Anderen —, um die letzten Konsequenzen aus seinem Beruf als Kriegsmaterial-Fabrikant zu ziehen. Er ließ die Fabrikation der Geschosse einstellen und erleichterte damit dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes seine Aufgabe vor der Volksvertretung ganz erheblich. Die übrige deutsche Industrie aber war klug genug, die ihr von England zufließenden Aufträge nicht abzulehnen, auch wenn sie Kriegsmaterial betrafen. Oder gehören nur Gewehre, Kanonen und Geschosse zum Kriegsmaterial? Der, den es interessiert, verschaffe sich, wie der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg, Einsicht in die Zahlen der Statistik der Ausfuhr aus deutschen Häfen nach Großbritannien. Aber auch Geschütz- und Geschosßbestellungen sind nicht ausgeblieben. Schon im Frühjahr 1900 bekam eine bisher ziemlich unbekannte Fabrik einen Auftrag auf etwa hundert Feldgeschütze, noch mehr Munitionswagen und reichliche Mengen Munition. Englische Blätter be-

richteten häufig darüber, aber im deutschen Blätterwald war über allen Wipfeln Ruh. Vielleicht hatte die zurückgehende Konjunktur die Herren, die vorher ge zetert hatten, anders denken gelehrt; handelte es sich doch jetzt auch nicht mehr um den Profit eines Einzelnen, sondern um den Hochstand eines Börsenpapiers, dessen Jahresertragniß um mehr als die Hälfte des bisherigen zu sinken im Begriff war und nur durch diesen Auftrag vor noch tieferem Fall bewahrt werden konnte. Unsere Regierung (wer und wo war sie damals?) aber merkte nichts, selbst dann noch, als Unteroffiziere und Kanoniere eines königlich preußischen Artillerieregiments von eben dieser Privatfabrik im Spätsommer zu Vorführungen eines mit englischen Bezeichnungen versehenen Geschüzes vor Vertretern fremder Regierungen benützt worden waren und man im Ausland längst wußte, daß in Deutschland zahlreiche Geschütze für die englische Armee hergestellt würden. Erst im Dezember wurde es hier allgemein und auch amtlich bekannt und der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sagte darüber am zwölften Dezember im Reichstag nach dem stenographischen Bericht: „Am Siebenten dieses Monats ist zur amtlichen Kenntniß des Auswärtigen Amtes durch eine Zeitungsmeldung gelangt, daß die Rheinische Maschinen- und Metallwaarenfabrik eine größere Bestellung auf Geschütze von der englischen Regierung erhalten und theilweise ausgeführt habe. In Folge Dessen ist auf Weisung des Herrn Reichskanzlers der Regierungspräsident in Düsseldorf sogleich angewiesen worden, die Sachlage aufzuklären. Es ergab sich aus seinen Mittheilungen, daß der Sachverhalt richtig dargestellt sei, daß die englische Regierung eine größere Anzahl von Feldbatterien bei der gedachten Gesellschaft bestellt habe und ein Theil bereits abgeliefert worden sei. Da eine solche Lieferung als mit den Pflichten der Neutralität nicht im Einklang stehend betrachtet werden könnte und wir der Ansicht waren, daß Derartiges nach Möglichkeit zu verhindern sei, so hat der Herr Reichskanzler in ganz der gleichen Weise, wie eine Anregung an die Firma Krupp beim Beginn des Krieges ergangen war, so auch jetzt an die Rheinische Maschinen- und Metallwaarenfabrik das dringende Ersuchen gerichtet, mit Rücksicht auf die politische Lage der Dinge in Südafrika die weitere Ausführung der Bestellung bis auf Weiteres zu inhibiren. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Rheinische Maschinen- und Metallwaarenfabrik in ganz der gleichen und loyalen Weise, wie es von der Firma Krupp geschehen ist, dem Ersuchen des Herrn Reichskanzlers entsprechen wird.“ Der Freiherr von Richthofen und sein Beauftragter, der Herr von Holleuser, Regierungspräsident in Düsseldorf, scheinen sich aber doch nicht genügend orientirt zu haben. Der Herr in Düsseldorf hatte wahrscheinlich keine Zeit dazu, da er vermuthlich zu sehr von der Aufgabe in Anspruch genommen war, die Abreißkalender des Flottenvereins als Völkerziehungsmittel zu empfehlen. Oder aber die geschäftsflugen Leiter der Fabrik haben ihm ein Schnippchen geschlagen; denn siehe da: der britische Staatssekretär des Krieges, Herr W. St. John Brodrick, P. C., M. P. erklärte am vierzehnten Dezember im englischen Unterhaus: „Die deutsche Firma hat alles Bestellte abgeliefert und die Geschütze sind zur Verwendung bereit. (The German firm has delivered the whole order and the guns are available for issue).“ Als dann der Abgeordnete Sir H. Vincent einwarf, die deutsche Regierung habe die Ablieferung verhindert, erklärte Brodrick bündig: „Nein, im Gegentheil, die Geschütze sind hier (in England) abgeliefert worden (they were received here).“ Cicero aber ließ den Cato sagen: „Es ist wunderbar, daß ein Haruspex nicht lacht, wenn er einen Haruspex sieht.“ Das war vor zwei Jahrtausenden.“

*

*

*

Ein Hauptmann, der während seiner Lieutenantzeit im Ganzen fünf Jahre — mit Unterbrechungen — nach Berlin kommandirt war, schreibt mir:

„Wie Sie in den Zeitungen gelesen haben werden, hat sich der Kaiser streng dagegen ausgesprochen, daß die Offiziere bei solchen Gelegenheiten, wo es nicht ausdrücklich gestattet ist, Civil tragen. Er hat diese Mahnung besonders an die nach Berlin Kommandirten gerichtet und soll dabei gesagt haben, der Offizierstand gewähre nicht nur gesellschaftliche Rechte, sondern lege auch Entfagungspflichten auf, und wenn den Herren der Rock nicht mehr gefalle, den er ihnen gegeben habe, so sollen sie ihn ablegen, — aber dann überhaupt; dagegen habe er nichts. So lange sie ihn aber behalten, sollen sie ihn immer tragen. Der Kaiser soll hierzu, durch die Mittheilung veranlaßt worden sein, daß manche Offiziere zur abendlichen Zerstreuung Vergnügungsorte aufgesucht hätten, an denen sie sehr leicht nicht ganz standesgemäße Abenteuer hätten erleben können. Die Aeußerung des Kaisers ist bedauerlich, weil sie auf ungenügender Information beruhen muß. Entweder sie wird nicht befolgt — es wäre nicht die erste, der es so gegangen ist —: Das wäre, vom Standpunkte der militärischen Disziplin aus gesehen, recht schlimm; oder sie wird befolgt: dann trifft sie außer den Offizieren, an deren Adresse sie gerichtet war, recht hart auch die zum Glück noch die Mehrzahl bildenden Offiziere, die — ohne große Privatmittel — darin, daß sie Civilkleider anlegen, die einzige Möglichkeit finden, an den zahlreichen und mannichfachen geistigen Genüssen der Großstadt Theil zu nehmen. Um häufig in Uniform ein gutes Theater oder Konzert in Berlin zu besuchen, dazu haben nur Wenige die Mittel, denn die Eintrittspreise für Plätze, die für den Offizier als ‚standesgemäß‘ gelten, sind für die Meisten unerschwinglich. Mit stillem Einverständnis der Vorgesetzten, die selbst häufig in Civil im Theater und in Konzerten gesehen werden, benutzen viele Offiziere die mittleren und billigen Plätze. Das müßte aufhören, wenn auf Grund der kaiserlichen Aeußerung die Vorschriften über das Tragen von Civilkleidern künftig strenger angewendet würden. Und Das wäre bedauerlich, — selbst wenn dadurch andere Offiziere von nicht ‚standesgemäßen‘ Vergnügungen abgehalten und in einzelnen Fällen edleren Vergnügungen zugeführt würden. Ich sage: in einzelnen Fällen; denn die Meisten werden vielmehr die Zahl der Skat- und Bierphilister vermehren helfen. Aesthetische Kultur wird im neuen Deutschen Reich gering bewerthet; immerhin ist sie unseren Offizieren nicht fremder als anderen Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft, — vielleicht sogar vertrauter, als gewöhnlich angenommen wird. Man sollte den Geist in unserem Offiziercorps nicht veröden lassen, sondern den Sinn für Kunst und Literatur wach halten und die Zahl Derer nicht verringern, denen es Freude macht de se borner à connaitre les belles choses de près et à s'en nourrir en amateur et humaniste, selbst wenn ein paar unreife Lieutenants, zur abendlichen Zerstreuung Vergnügungsorte aufgesucht hätten, an denen sie sehr leicht nicht ganz standesgemäße Abenteuer hätten erleben können. Daran wird der Einzelne durch kein Verbot zu hindern sein.“

* * *

„Am fünfundzwanzigsten Oktober, um zwei Uhr, hatte in Baotingfu noch eine Hinrichtung von acht Chinesen durch Erschießen stattgefunden. Delikte verschiedener Art waren die Veranlassung gewesen. Zwei von ihnen waren beim Pulverdiebstahl abgefaßt worden, den sie in einem von Soldaten bewachten Magazin ver-

üben wollten. Drei Andere hatten sich eines thätlichen Angriffs auf einen englischen Soldaten schuldig gemacht und die drei Letzten waren als Boyer identifizirt worden durch einen Missionär und die Aussagen einiger glaubwürdigen Chinesen. Außerhalb der Stadtmauer, nördlich vom Ostthor, war durch Kulis eine Grube gegraben worden. Eine Sektion Infanterie war zur Ausführung der Exekution zur Stelle. Die Delinquenten wurden herbeigeführt und durch den Dolmetscher ihnen ihre Vergehen vorgehalten; das kriegsgerichtlich ausgesprochene Todesurtheil wurde nochmals verlesen. Natürlich betheuertten Alle ihre Unschuld; namentlich ein junger Bursche lamentirte fürchterlich und bettelte um Gnade. Ein alter Genosse, dem der Cynismus der chinesischen Rasse mit all ihrem Fatalismus aufs Angesicht geschrieben stand, verwies ihm sein Gebaren mit den Worten: „Laß doch das Jammern! Es nützt Dir ja nichts: sie schießen Dich doch tot“. Zunächst mußten Drei in die Grube treten; nur ihre Oberkörper ragten hervor. „Legt an! Feuer!“ Hintenüber fallend, verschwanden sie von der Bildfläche. Darauf erhielten die anderen Fünf den Befehl, sich in die Grube zu stellen. Im Laufschrift rannten sie los, so daß es fast den Anschein gewann, als ob sie flüchten wollten. Sie sprangen hinab zwischen die Leiber der bereits Gerichteten, machten sich mit den Füßen Platz und stießen die Körper der Erschossenen bei Seite. Wieder das selbe kurze Kommando: auch die Fünf hatten ihre Vergehen mit dem Tode gesühnt. Die Sektion hatte inzwischen wieder geladen und trat nun an die Grube heran, um dahin, wo der Tod noch nicht vollständig eingetreten sein sollte, den Gnadenschuß zu geben . . . Damit war die Exekution beendet. Die Kulis traten heran und in kurzer Zeit deckte die Erde die Leiber Derer, die einen Theil der Grausamkeiten ihrer Rasse sühnen konnten.“ Diese schöne Geschichte wurde so, wie sie hier wiedergegeben ist — nur die ärgsten stillistischen Schnitzer sind ausgetilgt worden —, am elften Januar im löblichen Berliner Tageblatt erzählt. Nicht etwa im Ton der Empörung. Nicht etwa nach einem der „Sunnenbriefe“, deren Angaben unzuverlässig sein können. Nein: als „Originalbericht unseres im Stabe des Oberkommandos befindlichen Spezialberichterstatters Grafen Otto von Manhausen.“ Die Herzen der Leser haben gewiß höher geschlagen. Und nur kläglich kleinmüthige Mörgler, die von weltpolitischen Pflichten keine Ahnung haben, können sagen, daß man selbst bei Exekutionen, deren traurige Nothwendigkeit Niemand bestreiten wird, menschlich verfahren und in Todesangst zitternde Menschen nicht zwingen sollte, auf den blutenden Leibern sterbender Brüder herumzutrameln. Dieser Mörglerschaar scheint kein evangelischer Pastor anzugehören; sonst hätten wir aus dem Mund solches berufenen Protestanten sicher schon einen Protest gegen die neudeutschen Kriegssitten vernommen. Der Mann, der gesagt hat, die Gelben gehorchten dem Wort ihrer Seher, die Weißen aber nicht der Vorschrift ihrer Heiligen Bücher, war kein Europäer, sondern ein Mongolenhan.

* * *

Der serbische Alexander hat sein ehrenwerthes Parlament mit einer Thronrede eröffnet, die dem Westeuropäer merkwürdig klingt. Schon die Mittheilung, Frau Draga, die Königin, erwarte Mutterfreuden, paßt nicht recht in den feierlichen Stil einer Haupt- und Staatsaktion. Viel netter noch ist aber der Satz, das Volk könne nun hellere Tage erhoffen, weil König Milan das Land für immer verlassen habe. Milan ist Alexanders Papa. Und daß ein gekrönter Sohn öffentlich so über den Vater spricht,

der ihm die Krone aufs Haupt gesetzt hat, dünkt uns der Abscheulichkeiten abscheulichste und eine Todsünde wider Pietät und monarchisches Prinzip. Freilich muß man bedenken, welche Erfahrungen Alexander der Kleine mit seinen lieben Eltern gemacht hat. Popa pumpt und läbert herum, läßt morden und das Recht über Balkan gebührt beugen und sucht das Sacer gegen den Kriegsherrn aufzuwiegen. Mama veröffentlicht fidel die intimsten Ehekorrespondenz und beschimpft auf offenen Postkarten die Schwiegertrichter. Da könnte sogar einen Landesvater, der für Liebe und Alkohol nicht so empfänglich wäre wie Sascha von Serbien, die Wuth packen. Und ähnliche Dinge sind auch in Westeuropa schon vorgekommen. Man braucht, um ihre Spur zu finden, nur im Buch der Geschichte zu blättern, nur zu lesen, was der Vicomte de Mébenac, des Sonnenkönigs erster Gesandter am berliner Hof, über das Verhalten des Kurprinzen Friedrich berichtete, an dessen Namen sich jetzt die Preußenfeier knüpft. Auch dieser junge Herr — der später einem Milan ähnlicher wurde als einem Alexander — lebte mit seinen Eltern in ewigem Hader, erzählte Jedem, die Stiefmutter wolle ihn vergiften, und konspirirte mit fremden Mächten gegen den Vater und Landesherrn. Der Kurfürst sagte zu dem Franzosen: Mon fils n'est bon à rien; er könne ihn weder lieben noch auch nur achten und werde sich nicht im Grabe umbrehen, wenn der Schwedenkönig an dem Schwächling eines Tages furchtbare Rache nehme. Und das Urtheil über den Kurprinzen faßt der Gesandte in den Satz zusammen: On lui a de tout temps inspiré cette politique qui est de marquer une inclination opposée à celle de son père. Alles schon dagewesen. Die Balkanstaaten sind eben, trotz allem konstitutionellen Aufpuß, um zweihundert Jahre hinter Europa zurück. Wenn man Sascha wie einen kleinen Fürsten aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts betrachten lernte, würde man sich weder über seine Heirath noch über die Exkommunikation seines Papas wundern, der sich auf dem Thron als nicht zimmerrein erwiesen hat und dem Jeder gern die Züchtigung von der Hand des Schenkens gönnt.

* * *

Die berliner Kriminalpolizei wird den koniger Mörder noch in diesem Jahrhundert fassen. Die Kleider des Ermordeten hat sie schon.

* * *

In Meran schreibt Fürst Chlodwig zu Hohenlohe nicht nur Erinnerungen, sondern auch Gedanken nieder. Das Werk wird in Lieferungen erscheinen.

* * *

Der Major Lauff sucht einen neuen Reim auf Bollernaar.

* * *

Unter dem Vorsitz der Herren Sanden und Sternberg hat sich in Moabit ein Millionärklub gebildet. Bezug fernzuhalten!

* * *

Der Reichstag war am achtzehnten Januar beschlußfähig.

* * *

Der „Tag“ ist eine moderne illustrierte Tageszeitung.



Berlin, den 26. Januar 1901.

Goethe und die großen Denker.

Als ich im abgelaufenen Jahr auf der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft über „Goethe und die Philosophie“ sprechen durfte, hatte die Erörterung in dem besonderen Zweck eine feste äußere Grenze. Namentlich hätte es damals viel zu weit geführt, Goethes Verhältnis zur Geschichte der Philosophie und seine Beziehungen zu den einzelnen großen Denkern irgend zu beleuchten. Dieser Gegenstand hat aber einen eigenhämlichen Reiz: nicht nur läßt er mit besonderer Klarheit erkennen, was Goethe bei der Philosophie sucht und was ihm bei ihr als groß gilt: er spiegelt überhaupt seine Art, Menschen und Dinge zu nehmen, in höchst charakteristischer Weise, er belehrt zugleich mit deutlichem Fingerzeig darüber, wie wir selbst uns zu Goethe zu stellen haben, wenn Das seiner eigenen Denkart gemäß geschehen soll. Einen kleinen Beitrag zu diesem Problem möchten die folgenden Zeilen bieten.

Wir wissen, daß Goethes Gedankenwelt sich nicht im Anschluß an ein philosophisches System und überhaupt nicht von der Philosophie her gebildet hat, sondern daß sie aus den inneren Nothwendigkeiten seiner eigenen Natur und den Erfahrungen seines Lebens hervorging. Aber solches Inlichselbstgegründetsein besagte schon deshalb keine starre Abschließung, weil Goethe sich selbst immer als einen werdenden gefühlt hat; als ein Solcher konnte er zugleich die Aufgabe des Lebens darin setzen, mehr und mehr mit sich selbst Eins zu werden und Eins zu bleiben, und für alle Förderung offen, für alle Hilfe dankbar sein. Die Freiheit vertrug sich hier aufs Beste mit aufrichtiger Pietät gegen das Große, „das uns über uns selbst hinaushebt und uns vorleuchtet wie ein Stern.“ Dies Große aber fand Goethe, wie überhaupt, so auch in der Philosophie, vornehmlich bei den leitenden Persön-

lichkeiten, die mit einem ausgeprägten Ganzen des Wesens vor seinem Auge standen. Was er bei ihnen sucht, ist aber nie bloße Belehrung, sondern eine Belebung und Steigerung des eigenen Thuns; das Verhältniß hat einen durchaus persönlichen Charakter, indem nur Das am Anderen beachtet, ergriffen, angeeignet wird, was den eigenen Lebensprozeß zu fördern verspricht. Insofern ist Goethe ein Eklektiker. Aber er ist es in dem Sinn, den er selbst diesem Begriff verleiht, wenn er als einen Eklektiker Den bezeichnet, „der aus Dem, was ihn umgiebt, aus Dem, was sich um ihn ereignet, sich Dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist“. Nun hatte Goethe von Anfang an eine durchaus eigenartige Natur einzusetzen, die ihn sicher vor allem charakterlosen Hin- und Herschwanken bewahrte und ihn auch bei der Aufnahme des Fremden vor Allem sein eigenes Wesen entfalten ließ. Es war eben jenes Aufnehmen bei Goethe nie bloß passiver Art. Wie es ihm als charakteristisch gilt für die lebendige Einheit der „Entelechie“, daß sie „nichts aufnimmt, ohne sich durchs eigene That anzueignen“, so ist ihm auch alles Anerkennen fremder Gedanken ein Uebersetzen in die eigene Sprache, damit aber ein innerliches Umwandeln.

Dieser persönlichen Art seines Verhältnisses zu den großen Denkern war sich Goethe völlig bewußt; er wollte nicht sowohl schildern, was die Denker an sich, als bekennen, was sie ihm waren; er hat nie verlangt, daß die besondere Weise, wie sie sich in ihm spiegeln, für Andere maßgebend sein solle; er hat zugleich sich selbst die volle Freiheit gegenüber den Denkern vorbehalten und eine blinde Unterwerfung stets mit größter Entschiedenheit abgelehnt. Schien ihm doch überhaupt ein völliges Verstehen eines Anderen in seinem eigenen Sinn durchaus unmöglich. Solchen Gesinnungen hat Goethe bei der ihm eigenen Klarheit über sich selbst oft Ausdruck gegeben. Indem er, zum Beispiel, mit dankbarer Verehrung anerkennt, was er Spinoza schuldet, verwahrt er sich zugleich dagegen, dessen Schriften unterschreiben und sich buchstäblich dazu bekennen zu wollen. „Denn, daß Niemand den Anderen versteht, daß Keiner bei den selben Worten das Selbe was der Andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lecture bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen; und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverhältnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen.“ Auch von Kant, der Goethe nach anfänglicher Zurückhaltung mehr und mehr beschäftigte, heißt es: „Ich sprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich gelesen hatte.“

Man könnte meinen, bei solcher persönlichen Art der Aneignung hätte Goethe die innere Gemeinschaft mit den Anderen aufgegeben und die Wahrheit hätte sich ihm in eine unbegrenzte Anzahl subjektiver Spiegelbilder aufgelöst.

Das aber war durchaus nicht seine Absicht; und seine Grundüberzeugungen boten ihm in Wahrheit einen festen Halt gegen einen solchen zerstörenden Relativismus. Denn sein ganzes Leben und Schaffen war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wie alle Fülle individueller Bildungen von einem Allleben umfaßt sei, so auch alle Verschiedenheit individueller Fassungen eine gemeinsame Wahrheit nicht aufhebe, sondern sie vielmehr bestätige. Indem Jeder die Wahrheit in seiner Sprache ausspricht und überhaupt sie sich individuell aneignet, bleibt es die selbe Wahrheit, innerhalb derer wir Alle stehen und der wir Alle dienen. So gerathen Individualität und Allgemeingültigkeit hier nicht in einen Widerspruch, es „kann Jeder seine eigene Wahrheit haben und es ist doch immer die selbige“; so läßt sich der Gedanke des Anderen mit völliger Freiheit in die eigene Sprache übertragen, ohne daß sein Wahrheitgehalt aufgegeben wird.

* * *

Ein anschauliches Beispiel eines solchen Verwebens von fremden und eigenen Gedanken bietet die Behandlung des Aesthetikers Hemsterhuis. „Hemsterhuis' Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Ideengang konnte ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte. Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sei, so sprach er sich aus, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Moment bequem erblicken und fassen; ich aber mußte sagen: das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet, ist Eins und eben das Selbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen.“ Wie viel mehr hat hier Goethe aus Hemsterhuis gemacht, wie sehr hat er das Schulmäßige seiner Lehre ins Reinemenschliche, das bloß Intellektuelle ins Allgemeingeistige gehoben! Und doch ist eine gewisse Verbindung gewahrt, das Gemeinsame aus aller Verschiedenheit herausgesehen.

Solche persönliche und individuelle Art der Behandlung hat unverkennbar ihre Schranken. Sie belehrt uns im Grunde weniger über die Anderen als über Goethe, sie ergiebt kein zusammenhängendes Bild der Geschichte der Philosophie, sie steht in der Gefahr, von einzelnen hinreißenden Eindrücken der großen Persönlichkeiten her Gesamtbilder zu entwerfen, die den Kern nicht treffen. Das gilt von der berühmten Schilderung und Vergleichung von Plato und Aristoteles in der Geschichte der Farbenlehre. Wenn Goethe hier Plato, den temperamentvollsten und kampfesmuthigsten wohl aller Denker, sich zur Welt verhalten läßt „wie ein seliger Geist, dem es beliebt,

einige Zeit auf ihr zu herbergen“, und wenn er von Aristoteles, dem Schöpfer der systematischen Metaphysik, dem „Meister Derer, die wissen“, sagt: „Aristoteles steht zu der Welt, wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgiltig“, so sind diese Bilder nicht etwa bloß in Einzelheiten der Ausführung, sondern in der Grundanlage verzeichnet, — so verzeichnet, daß nur der leuchtende Glanz ihrer Farbe einigermaßen verstehen läßt, wie sie selbst in Handbüchern der Philosophie eine Autorität behaupten konnten.

Solche Irrungen aber entstanden im Grunde nur dadurch, daß Goethe selbst das Gebiet seiner Stärke verließ und lehrhaft auftrat; wo er sich in seinen Grenzen hält und die Denker nur in Dem vorträgt, was sie ihm persönlich sind, da hat er einen völlig sicheren Boden und da bietet er uns Etwas, das unvergleichlich werthvoller ist als Alles, was die übliche Mattheit des Denkens und Lebens als Objektivität zu preisen pflegt. Seine Beziehungen zu großen Denkern sind in erster Stelle Entwickelungen seines eigenen Seins, Bekenntnisse über sein eigenes Streben. Wir sehen die Gedankenkreise sich berühren, Synthesen von Wesen zu Wesen entstehen, Leben von hier nach dort überströmen. Die Eigenthümlichkeit der goethischen Denkweise wird hier an einem besonderen Gegenstande faßbar. Aber auch die anderen Denker erschließen sich uns in der Berührung. Wenn Goethes Blick immer auf das Wesentliche, Fruchtbare, Keimnenschliche geht, wenn sein Sehen ein Heraussehen der einfachen Grundzüge, sein Schildern ein inneres Belieben ist, so muß von der Spiegelung in seinem klaren und gegenständlichen Geist helles Licht auf sie zurückfallen, so müssen auch sie uns in großen und reinen Zügen vor die Augen treten. Sehen wir, ob die thatsächliche Behandlung der Denker, die für Goethe besonders viel waren, solche Annahme bestätigt.

Goethes Schätzung des Griechenthums mußte ihm, wie überhaupt die alten Denker, so namentlich Diejenigen unter ihnen werthvoll machen, welche das Eigenthümliche des klassischen Geisteslebens in Gedanken zu fassen verstanden. Sokrates, Plato, Aristoteles, unter ihnen wieder Plato voran, traten damit in den Vordergrund. Namentlich in zwiefacher Richtung fühlte Goethe sich zu ihnen hingezogen und durch sie gefördert. Zunächst war es die größere Einheit und Einfachheit gegenüber der Verzweigung und Verwickelung des modernen Lebens, die jede Annäherung an jene drei Helden des Gedankens als ein Ereigniß begrüßen ließ, „was wir am Freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jeder Zeit kräftig erweist.“ Ja, als eine Rettung aus der grenzenlosen Vielsachheit, Zerstückelung, Verwickelung der modernen Naturlehre konnte die Frage erscheinen: „Wie würde

sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größeren Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?“

* * *

Ein Zweites, das Goethe mit den Alten verbindet, ist ihre synthetische Art, namentlich, wie sie in der engen Zusammengehörigkeit von Mensch und Welt zum Ausdruck kommt. Jenes berühmte Wort, das Auge müsse sonnenhaft sein, damit wir das Licht erblicken könnten, hängt nicht nur äußerlich mit Plato zusammen: es ist die platonische Ueberzeugung von der Wesensverwandtschaft zwischen Seele und Welt, von einem Wiederzusammentreffen Beider in der Erkenntniß, die auch Goethes Denken beherrscht. Indem hier Goethe den Alten folgt, vollzieht er zugleich eine Befräftigung seines eignen Wesens.

Lange müssen wir durch die Zeiten wandern, um zu einem Denker zu gelangen, der Goethe so viel war wie Plato; haben wir ihn aber in Spinoza gefunden, so ist zugleich der Höhepunkt des Ganzen erreicht. Denn nirgends hat sich ein so inniges Verhältniß gebildet, nirgends hat der Andere eine so unmittelbare Gegenwart im eigenen Lebensprozeß gefunden, wie es hier geschieht. Mehr als einmal hat Goethe bekannt, daß, was ihn zu Spinoza zog, vornehmlich die friedliche Wirkung war, die er von ihm empfing, die Friedensluft, die ihn von dort anwehte. Es war nicht nur eine Verstärkung, es war auch eine Ergänzung, die ihm daraus zugin. Denn er empfand, namentlich in der Epoche des Sturmes und Dranges, die ausgleichende Ruhe Spinozas als den wohlthätigsten Kontrast zu dem eigenen, Alles aufregenden Streben; aber auch später rettete er sich gern vor dem Gewirr des Lebens und vor unangenehmen Eindrücken fremdartiger Denkweisen zu jenem „alten Asyl“. Hier fand er sich unterstützt in dem Verlangen, aller partiellen Resignation überlegen zu werden durch ein ruhiges und reines Resigniren im Ganzen, hier fesselte ihn eine grenzenlose Uneigennützigkeit der Gesinnung, hier sah er die Weltbegriffe abgelöst von der Kleinheit des Menschen, hier fand er alle Mannichfaltigkeit von einem großen Alleben umfassen und sah sich zugleich in der ihm so tief wurzelnden Anschauungsweise bestärkt, das Göttliche nicht in die Welt von draußen hineinkommen zu lassen, sondern Gott in der Natur, die Natur in Gott zu suchen. Was dagegen an Spinoza der eigenen Natur fremdartig war, Das konnte Goethe, unbeschadet aller Verehrung, einfach abstreifen und auf sich beruhen lassen. So die mathematische Einleidung der Gedanken, so überhaupt das schwerfällige Rüstzeug der Beweisführung, ferner Alles, was hier der Selbständigkeit des Individuums und der Freiheit der Bewegung entgegenwirkt. Wenn Goethe die großen Intuitionen Spinozas rein heraushebt und sich allein daran hält, so

giebt sein Bild allerdings nur den Spinoza Goethes, nicht einen Allwelt-Spinoza; aber ist vielleicht nicht eben damit, was in Jenes Lebensarbeit an unvergänglicher Wahrheit steckt, mit besonderer Klarheit herausgestellt?

Gegen Spinoza tritt Leibniz sehr zurück. Aber Goethe erwuchs nicht nur in einer von leibnizischen Gedanken durchdrungenen Zeit: auch seine eigene Natur enthielt Annäherungen an den großen Monadologen. Vor Allem ist in der Idee der Individualität und des Beisichselbstseins des Innenlebens ein Zusammenhang unverkennbar. Wer anders hat dem Gedanken Bahn gebrochen, daß in den Menschen nicht das Mindeste von außen hineinkommen könne, da einmal „die Monaden keine Fenster haben“, daß vielmehr alle Bewegung eine Entfaltung von innen her bedeute, daß der Mensch an erster Stelle nicht die Dinge, sondern sich selbst in den Dingen erlebe, als Leibniz? So hat sich Goethe auch sicherlich durch seine Vermittelung den aristotelischen Ausdruck der Entelechie angeeignet, der jener Ueberzeugung als Gefäß dienen soll. Gemäß seiner Art konnte Goethe jene Schätzung der Individualität und jene Vorstellung vom Lebensprozeß aufnehmen, ohne dadurch mit dem Alleben Spinozas in Widerspruch zu gerathen. Nach anderer Richtung verbindet ihn mit Leibniz die Hochschätzung des Prinzips der Stetigkeit in Natur und Geschichte. Leibniz hat mit besonderem Nachdruck dies Prinzip als sein Eigenthum verkündet; mochte Goethe in der Durchführung noch so weit von ihm abweichen: im Grundgedanken blieb er ihm eng verbunden.

Besonders anschaulich entfaltet die goethische Art ihre Eigenthümlichkeit in dem Verhältniß zu Kant. Kants Denkweise konnte von Haus aus Goethe keineswegs sympathisch sein; er hat sich trotzdem, sobald nur ein Punkt fruchtbarer Berührung gefunden war, in sie einzuleben und ihr das Beste abzugewinnen gewußt. Nachdem die Kritik der reinen Vernunft, als völlig außerhalb des goethischen Kreises liegend, keine stärkere Wirkung erzeugt hatte, fand sich jener Punkt mit der Kritik der Urtheilskraft. Bei aller Wahrung der Selbstständigkeit konnte eine innere Gemeinschaft entstehen. „Wenn auch meiner Vorstellungart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hier und da Etwas zu vermiffen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun, Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht abüchtlich wegen einander.“

Nach solcher Herstellung eines inneren Zusammenhanges ergab sich mehr und mehr auch ein positiver Anblick der Gesamtarbeit Kants. Nicht nur in der Vernunftkritik, nicht nur in der Naturphilosophie ward Ver-

schiedenes lebhaft begrüßt und angeeignet; auch in dem Ganzen ward die Steigerung des Vermögens des Geistes freudig anerkannt. Eine neue Epoche schien damit begründet, eine große Bewegung begonnen, deren Einfluß sich kaum Jemand ungestraft entziehen könne. So war auch Das für Goethe ein positiver Lebensfaktor geworden, was ihn zuerst als fremdartig abstieß.

Von den Nachfolgern Kants stand dem großen Dichter Niemand näher als Schelling. Nicht nur rühmte er vom Ganzen seiner Art „die große Klarheit bei der großen Tiefe“ — eine Schätzung, die heute nicht Viele theilen werden —, er hat namentlich von seiner Naturphilosophie stärkste Einflüsse empfangen. Wenn dem späteren Goethe in seiner früheren Naturauffassung zu fehlen schien „die Anschauung der zwei großen Triebkräfte aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig“, so dürfte zu jener Fortbewegung Niemand mehr mitgewirkt haben als Schelling. Aber auch die Gesamtart der goethischen Philosophie ist der künstlerisch bestimmten Denkweise Schellings verwandt. Denn dessen Art, die Gegensätze einander gegenüberzustellen und zugleich in lebendiger Beziehung zu halten, begegnet einem tiefwurzelnden Streben des Dichters, mit ruhigerer und umsichtigerer Art die Wirklichkeit in eine Reihe von Gegensätzen auseinanderzulegen, die verschiedenen Seiten deutlich zu entfalten, sie dann aber in eine fruchtbare Wechselwirkung zu bringen. In meinem Vortrag über Goethe und die Philosophie habe ich diese Art, die Wirklichkeit in ein großes Gewebe von Gegensätzen und Ergänzungen zu verwandeln, näher dargelegt. Bei so viel positiver Beziehung zu Schelling wird Anderes in seiner Art, was Goethe eben so wenig sympathisch sein konnte wie uns Modernen, die Redheit seiner Spekulation, das Hastige, ja Flüchtige seiner Arbeit, ohne Weiteres zurückgeschoben.

* * *

Ein Ueberblick über diese mannichfachen Verhältnisse des großen Dichters zu den großen Denkern ergibt zugleich einen Gesamtanblick der Grundlinien des goethischen Denkens. Aus Dem, was er bei den Anderen sucht, ersehen wir deutlich, was ihm selbst die Philosophie als Ganzes ist. Sie bedeutet ihm augenscheinlich kein Grübeln über verborgene Gründe der Dinge, kein Zurücktreten hinter die Welt, um sie von einem überlegenen Standort zu entwickeln, sondern sie ist ihm ein Zurechtfinden in einer uns mit unerschöpflicher Lebensfülle umfangenden Welt, sie ist eine Klärung unseres Verhältnisses zu uns selbst und zur Außenwelt, sie ist damit unmittelbar eine Steigerung des Lebens. Solchem Inhalt entspricht die vorwiegend künstlerische, ja plastische Art des Verfahrens. Ob dieser Typus des Denkens nicht

dem Ganzen der Philosophie fruchtbare Anregungen und Ergänzungen bringen, ob er nicht die unerläßliche Wendung ihrer Arbeit vom Schulmäßigen ins Steinmenschliche fördern könne: Das ist heute und hier nicht zu erörtern.

Wohl aber möchte ich noch mit einem Worte Dessen gedenken, daß Goethes Stellung zu den großen Denkern uns ein leuchtendes Vorbild für unser eigenes Verhalten zu ihm bietet. Goethe hat sich mit den Anderen nur befaßt im Interesse seiner eigenen Entwicklung, er hat sie nicht weiter angeeignet, als sie seinem Leben Förderung versprochen, er hat sich mehr an ihnen als durch sie gebildet, er hat als das kostbarste der Güter immer seine volle Selbständigkeit gewahrt. Dem entsprechend, wollte er selbst für die Anderen kein Meister, sondern ein Befreier sein; er hat, indem er sich dafür entschied, sicherlich sein Werk nicht herabsetzen wollen. Ein solcher Mann wird nicht in seinem eigenen Sinn geehrt, wenn er als eine allgemeine Norm und eine bindende Autorität behandelt und wenn damit verdunkelt wird, daß nach seinem eigenen Wort die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen, der Eigenthümlichkeit, Eigenthümlichkeit zu erwecken. Nur dann also behandeln wir Goethe im Sinn Goethes, wenn wir in ihm vor Allem eine starke und unvergleichliche Individualität anerkennen und zu dieser Individualität ein selbständiges Verhältniß zu gewinnen suchen, wenn wir ihn zur Hilfe nehmen, um uns selbst zu einer ausgeprägten Art aufzuarbeiten. Dazu aber müssen wir uns die selbe Freiheit, die er sich gegen Andere wahrte und die er keineswegs als ein Privilegium des Genies betrachtete, auch ihm gegenüber wahren. Noch immer ist die Mahnung nicht überflüssig, es möchte weniger Goethelust getrieben und mehr fruchtbare Beziehung zu Goethe, mehr Förderung des eigenen Lebens durch ihn gewonnen werden.

Jena.

Professor Dr. Rudolf Eucken.



Ein Schopenhauer-Denkmal.

Wie gewöhnlich, habe ich auch jetzt wieder auf meiner Reise in Afrika die Werke Arthurs Schopenhauer in meiner kleinen Bibliothek. In der schwülen Temperatur der Zambesigebiete, unmittelbar vor der Regenzeit, wo das Thermometer von 42 bis 47 Grad C. im Schatten pendelt, wirkt die scharfe Verstandesklarheit dieses norddeutschen Kopfes doppelt erquickend.

An einem der letzten Novembertage las ich das „Lebensbild Schopenhauers“, das Julius Frauenstädt der Gesamtausgabe vorausgeschickt hat, und fand darin das Urtheil, das Professor Eduard Zeller in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz“ über Arthur Schopenhauer gefällt hat. „Schopenhauer nimmt nicht nur als Schriftsteller eine hervorragende Stelle in der philosophischen Literatur ein, sondern er ist auch ein Mann von ungewöhnlich geistiger Begabung und vielseitiger Bildung, den die Schärfe seines Denkens wie die Kraft seiner Anschauung zur philosophischen Forschung entschieden befähigte. Wenn er nichtsdestoweniger mit Beneke das Schicksal getheilt hat, daß er lange Zeit fast unbeachtet blieb und daß sich ihm die Aufmerksamkeit erst gegen das Ende und nach dem Ende seines Lebens allgemeiner und eingehender zuwandte, so liegt der Grund davon theilweise allerdings in dem eigenthümlichen Charakter seiner Philosophie und ihrem Gegensatz gegen die herrschende Denkweise, nicht zum kleinsten Theil aber auch in seiner Persönlichkeit und seinem persönlichen Verhalten. So tief sein wissenschaftliches Streben, so lebhaft sein Gefühl für das Schöne, so ausgebildet sein Geschmac, so stark der ideale Zug seiner Natur ist, so unbändig ist andererseits seine Sinnlichkeit, so maßlos seine Selbstüberschätzung und Selbstanpreisung, so kleinlich seine Eitelkeit, so brennend sein Ehrgeiz, so rücksichtslos seine Selbstsucht. Unfähig, von sich selbst zu abstrahiren und sich durch die Wissenschaft über die eigenen Schwächen erheben zu lassen, überträgt er alle Widersprüche und Grillen seiner launenhaften Natur in sein System; . . . statt die Stellung, zu der er sich berechtigt glaubt, in geduldiger Arbeit zu erringen, zieht er sich, nach vorübergehenden unsteten Anläufen zu einer akademischen Thätigkeit in Berlin, seit 1831 nach Frankfurt a. M. in einen Schmollwinkel zurück. Bei einem solchen Verhalten ist es nicht zu verwundern, daß er die Anerkennung, die er fand, nicht früher gefunden hat.“

So spricht Zeller. Schon Frauenstädt hat den Vorwurf ungerecht genannt, Schopenhauer habe das Verdienst jedes zeitgenössischen Philosophen als ein Attentat auf seinen eigenen Ruhm angesehen. Es giebt keinen aufrichtigeren und bescheideneren Bewunderer Kants als Arthur Schopenhauer. Ueber Hegel, Fichte, Schelling, Schleiermacher und die Duzende von anderen Philosophen“, die im Uebrigen zugleich mit ihm auftraten, aber urtheilt er,

wie heute etwa neun Zehntel des gesammten philosophisch gebildeten Publikums aller Nationen über sie urtheilen. Das Verhältniß Schopenhauers zur sogenannten „Universitätphilosophie“ ist bekannt. Es ist bedauerlich, daß er so viel Galle und unnöthigen Sarkasmus an sie verwendet hat. Aber man muß bedenken, in welchem Ansehen sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland und darüber hinaus stand. Es ist eins der unsterblichen Verdienste Schopenhauers, den deutschen Geist von dem Einfluß dieser Theoretiker befreit zu haben. Dadurch hat er unmittelbar an der Wiedergeburt der deutschen Welt mitgearbeitet. Aus der unklaren sogenannten „Nation der Denker“ hat er das Volk von Sadoma und Sedan mit schaffen helfen.

In Zellers Kritik ist besonders charakteristisch die Zusammenstellung Schopenhauers mit Beneke. Während Schopenhauers Name neben dem von Richard Wagner als Verkörperung des modernen deutschen Geisteslebens über alle fünf Erdtheile hinstrahlt, ist der Benekes, wie ich vermüthe, den nicht fachphilosophisch Gebildeten nicht einmal in Deutschland bekannt. Eben so komisch berührt der Vorwurf, daß Schopenhauer die Stellung, „zu der er sich berufen glaubte“, nicht in stiller Arbeit angestrebt, sondern sich „in den Schmollwinkel“ nach Frankfurt zurückgezogen habe. Welche Stellung mag Zeller wohl gemeint haben? Etwa die eines Ordentlichen Professors an einer deutschen Universität? Nun erklärt aber Schopenhauer selbst immer wieder, daß er sich zu einer solchen Stellung absolut nicht berufen fühle. Er hält die Institution von Philosophie-Professoren überhaupt für eine unmögliche und wunderliche. Jedenfalls paßte Schopenhauer mit seiner weltmännischen internationalen Erziehung ganz und gar nicht in die philosophische Fakultät einer deutschen Universität. Was soll denn aber das Gerede vom „Schmollwinkel“ in Frankfurt? Weshalb soll ein Philosoph nicht eben so gut in Frankfurt a. M. wie in Berlin denken und schreiben können? Da Schopenhauer finanziell völlig unabhängig war, stand es ihm am Ende frei, sich seinen Wohnort nach seinem Geschmack zu wählen. Aus Zellers Urtheil spricht eben noch der Professor, der den Gegner der „Zunft“, als deren Vertreter er sich fühlt, vor seinem Richterstuhl sieht. Die Geschichte wird sein Urtheil demnach auch nicht als das letzte Instanz hinnehmen, so wenig wie sie das Ignoriren und Sekretiren Schopenhauers als endgiltig betrachtet hat.

Ich sehe in Arthur Schopenhauer einen der großen tragischen Helden der Menschheitsgeschichte. Durch natürliche Befähigung und seinen Erziehungsgang heraus und empor gehoben über seine Zeit und sein Volk, mußte er doch die ganze Misere des engherzigen und zopfigen Philistertums, wie es bis 1850 in Deutschland vorherrschte, an seinem eigenen Leibe erfahren. Der Vater, dem er am zweiundzwanzigsten Februar 1788 in Danzig geboren wurde, war ein reicher, vornehmer und stolzer hanseatischer Handelsherr, der

einen großen Theil seines Lebens in Frankreich und England zugebracht hatte, eine genaue Kenntniß und ein feines Verständniß der Literatur der beiden westlichen Nationen besaß und besonders für englische Lebensformen und Einrichtungen eine glühende Bewunderung hegte. Auch Arthur wurde wie ein werdender Gentleman erzogen, in Hamburg, Frankreich, England, Belgien und der Schweiz. Deutsche Kunstgelehrte haben solchen Entwicklungsgang getadelt und gemeint, es wäre doch besser für den genialen Jüngling gewesen, wenn er in üblicher Weise ein deutsches Gymnasium durchgemacht hätte. Ich nehme an, daß die Bewunderung unserer sogenannten humanistischen Erziehung auch bei uns schon im Abnehmen begriffen ist. Ich wenigstens kann mir kein ungeeigneteres Erziehungssystem als das unserer Gymnasien für einen begabten jungen Menschen vorstellen. Daß in Schopenhauers Elternhaus die geistigen Anregungen nicht fehlten, lehren schon die Namen der Männer und Frauen, die dort verkehrten und zu denen Klopstock, Tischbein, Reimarus, Baron Staël, Madame Chevalier, Büsch, Graf Reinhard, Feldmarschall Kaldreuth, Lady Hamilton und Nelson gehörten. Erst 1809, nach seines Vaters Tode und nach einer gründlichen privaten Vorbildung, bezog Schopenhauer die Universität; und hier hörte er in Göttingen von 1809 bis 1811: Staatengeschichte bei Heeren, Naturgeschichte und Mineralogie bei Blumenbach, Chemie bei Strohmeyer, Physik bei Tobias Mayer, Botanik bei Schrader, Geschichte der Kreuzzüge bei Heeren, Metaphysik und Psychologie bei G. E. Schulze, Astronomie und Meteorologie bei Tobias Mayer, vergleichende Anatomie bei Blumenbach, Geographie bei Heeren. Sein philosophisches Privatstudium konzentrierte sich von vorn herein auf Kant und Plato; erst später dehute er es auf die Andern aus. Seine intimen Freunde in Göttingen waren Bunsen und ein Amerikaner, der nachher sehr reich wurde. „So verschieden sind die Lebenswege“, sagt Schopenhauer in Erinnerung an diese Freundschaft; „der Eine ist Diplomat, der Andere Millionär, der Dritte Philosoph geworden.“

In Berlin hörte Schopenhauer von 1811 bis 1813: die Thatsachen des Bewußtseins und der Wissenschaftslehre bei Fichte, Experimentalchemie bei Laproth, über Magnetismus und Elektrizität bei Erman, Ornithologie und Amphibiologie, Ichthyologie, über weißblütige Thiere und Hausthiere bei Lichtenstein, nordische Poësie bei Rühß, Geschichte der Philosophie während der Zeit des Christenthums bei Schleiermacher, Geschichte der griechischen Literatur bei Wolf, bei dem er auch über die „*Wolken*“ des Aristophanns und die Satiren des Horaz hörte, über das Leben und die Schriften des Platon bei Böth, Geognosie bei Weiß, Zoologie und Entomologie bei Lichtenstein, Physik bei Fischer, Astronomie bei Bode, allgemeine Physiologie bei Forkel. Ich zähle diese Kollegien hier auf, weil sie zeigen, wie vielseitig die Interessen des Studenten waren und in welchem Maß die exakten Natur-

studien vorwiegen. Das blieb auch in späteren Jahren so; er war stets in engstem Kontakt mit der modernen Naturwissenschaft, studierte nicht nur die deutschen, sondern auch alle Hauptwerke der Franzosen und Engländer und arbeitete selbst auf den verschiedensten Gebieten. bahnbrechend oder doch befruchtend mit. Aus dieser gründlichen Kenntniß erwuchs seine philosophische Erklärung der Natur; ohne solche Kenntniß wäre Schopenhauers Metaphysik nicht möglich geworden. Er zeigt sich da als ganz modernen Menschen, im Gegensatz zu all dem scholastischen Wortgezänk ringsum.

Bei seinen Studien halfen ihm seine außerordentlichen Sprachkenntnisse, die ihm die Literaturen aller Kulturvölker unmittelbar erschlossen. Griechisch und Latein beherrschte er vollkommen; Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch sprach und schrieb er wie Deutsch, von Sanskrit und Hebräisch kannte er wenigstens die Grundlagen. Besonders wichtig wurde seine Berührung mit der Sanskrit-Literatur, die ihm, neben Plato und Kant, zum dritten tiefen Quell des Stromes ward, dem er seine eigene Weltanschauung zu danken hatte. Das Dupnehat nannte er selbst seine Bibel, in der er regelmäßig vor dem Schlafengehen noch zu lesen pflegte.

Heute und hier ist es nicht mehr nöthig, Schopenhauers Philosophie im Einzelnen zu schildern. Ich habe selbst als junger Mensch in meinem Buch „Willenswelt und Weltwille“ (F. A. Brockhaus, Leipzig 1882) eine ehrliche Kritik dieser Philosophie unternommen und versucht, sie in pantheistisch-theistischer Richtung fortzuführen. Hier will ich nur betonen, daß, wenn auch manche Widersprüche im System sein mögen, als dauernde Er-rungenschaft für die Menschheit die geniale Entdeckung Schopenhauers von der Wesensgleichheit der gesammten Natur, der organischen wie der anorganischen, uns gesichert ist. Daß der „Wille“ auch im Fallen des Steines, im Toben des Meeres, im Rauschen des Waldes, im Spiel der chemischen Elemente sich regt: diese Thatsache hat Schopenhauer bewiesen, in seinem Hauptwerk und besonders im „Willen in der Natur“. Im Besitz dieser Erkenntniß vermögen wir die Entwicklung des Weltganzen — wenn nicht zu verstehen, so doch — als möglich zu erfassen. Vor Allem aber hat uns diese Weltanschauung eine Naturempfindung geschenkt, wie sie inniger durch kein Religionsystem und keine andere Metaphysik zum Ausdruck gebracht worden ist. Das „Ein und All“ wird hier zur Thatsache. Nichts Fremdes mehr giebt es für die empfindende Seele im ganzen Weltall, sondern ein Ich erfüllt das Ganze, mein eigenes Wesen ist es, was auch im Thier, in der Pflanze und den unorganischen Stoffen sich offenbart. Leben und Tod sind nur Schein. Wie Kinder in den Mutterschoß, taumeln die Individuen in die Ruhe des Todes zurück. Wohl erschrecken sie im Fallen, wie es der Kinder Art ist, weil sie nicht wissen, daß es nur ein Spiel gilt; aber lächelnd fängt die liebevolle Allmutter sie immer wieder in ihre Arme auf.

Schopenhauer ist einer der Klassiker unseres Volkes. Seine Schriften sind glänzend wie die Lessings und tief wie Goethes Faust. Ueber die Jahrtausende hin wird der Schatz seiner Gedanken hinübergereicht werden in dieser herrlichen Form; seine Werke sind unvergänglich wie der Genius der deutschen Art selbst. Bis in die fernsten Zonen wird die Wirkung dieses Kopfes heute schon verspürt und sein Genie trägt dazu bei, daß der deutsche Geist von den Fremden bewundert wird. Sollte da nun nicht in Deutschland selbst sich das Bedürfnis regen, dem Manne, dem die Mitwelt schweres Unrecht gethan hat, wenigstens nach dem Tode ein Denkmal zu setzen? Es wäre eine schöne Eröffnung des neuen Jahrhunderts, wenn deutsche Männer sich zusammenthäten, um diese Ehrenschuld an die Manen Arthurs Schopenhauer abzutragen. Ich bin leider den deutschen Verhältnissen entrückt und muß mich deshalb auf diese Anregung beschränken. Ich hoffe aber, daß Andere diese Angelegenheit in die Hand nehmen werden.

„Sie sind mir Alle fremd, die mich umgeben; die Welt ist öde und das Leben lang“: so klagte Schopenhauer in seinem Nachruf an Kant schon 1820. Er irrte. Noch lebte Goethe, der den jugendlichen Schopenhauer seiner Freundschaft würdigte, und schon war Richard Wagner geboren, der es, nach eigenem Geständniß, später unternahm, Schopenhauers Weltanschauung in das Reich der Musik zu übertragen. Schon auch rang das moderne Deutschthum sich empor, das unter Bismarcks Führung die Misere beseitigen sollte, unter der auch Schopenhauers Seele zu leiden hatte. Aber er wußte es nicht und in einsamer Verbitterung, freudlos, verlief ihm der größere Theil seines Lebens. Wir, die wir uns der Früchte seines Genius freuen dürfen, sollten uns um sein Angedenken schaaren und laut verkünden, daß er nicht ein Einzelner in Deutschland war, sondern daß er der erste Vertreter einer kräftigen Richtung unseres nationalen Geisteslebens ist. Daß er nicht vergessen ward, zeigen wir am Deutlichsten durch die Errichtung eines Schopenhauer-Denkmals in Berlin oder in Frankfurt a. M. Wahr werden muß, was der Philosoph selbst schon 1819, nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes, vorahnend sprach:

„Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sichs empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten, hab' ich lang gerungen:
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
Mögt Euch nun immer, wie Ihr wollt, geberden:
Des Werkes Leben könnt Ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt Ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.“



Autorität.

Als eins der schwierigsten Probleme ist den philosophischen Köpfen zu allen Zeiten die Existenz und Macht der Autorität im Staate, in der Gesellschaft und der Wissenschaft erschienen. Wie kommt es, daß einem Manne unserer Art mehr geglaubt, besser gehorcht wird als einem anderen? Daß überhaupt gehorcht und geglaubt wird? Erklären ließ sich Das nicht, es sei denn durch ein neues Wunder, durch Gott. Und so haben sich alle Autoritäten auf religiöse Motive, göttliche Abstammung, göttliche Emanation, göttliche Befehle berufen. Gott, Bibel und Kirche hießen die drei Stützen der Weltordnung bis zum vorigen Jahrhundert, der sogenannten Zeit der Aufklärung. Im Kampf gegen die Aufklärung haben sich alle Autoritäten solidarisch gefühlt, wie sie es heute noch thun im Kampfe gegen die internationale Sozialdemokratie, die insofern eine Fortsetzung des Nationalismus ist, als sie glaubt, die Autoritäten in Staat und Gesellschaft bekriegen zu müssen und bekriegen zu können und die Herrschaft der Autorität durch die Autorität der Vernunft abzulösen.

In Wirklichkeit war kaum eine Zeit autoritätgläubiger als unsere. Europa war nie besser diszipliniert als heute, — und jede Disziplin beruht auf Autorität. Wir haben gesehen, daß auch die Verbreitung der Bildung im Kampfe gegen die Autorität absolut nichts nützt. Es ist vielmehr rührend, zu beobachten, wie brav das gebildete Europa seine Vernunft und Bildung ein- und abstellt, den Forderungen der jeweiligen Autoritäten zu Liebe. Nur Eins hat sich verändert: die Art und die Institutionen der Autoritäten. Es ist nicht mehr der Papst, es ist nicht mehr Thomas von Aquino, es ist nicht mehr Aristoteles, dem sich das aufgeklärte Europa unterwirft. Es ist überhaupt nicht mehr ein einzelner Mensch, der eine absolute Autorität übt. Es sind mehr, es sind verschiedenartigere Menschen, die in mehrerlei und verschiedenartiger Weise herrschen; und es sind vor allen Dingen Begriffe, Moralen, Prinzipien, unter deren Zwange Europa steht. Die Autorität ist heute komplizierter, zum Theil heimlicher, schleichender geworden. Es giebt keinen Philosophen mehr, keinen Priester und keinen Fürsten, der ganz Europa Geseze diktiert. Wir haben ein europäisches Gleichgewicht, mehr Sekten, mehr Staatsformen, mehr Disziplinen. Wie Alles bei uns mehr in die Breite gegangen ist. Aber das Mehr von Autoritäten hebt die Autorität nicht auf, stützt sie viel mehr nur. Je umfangreicher zum Beispiel das Gebiet der Wissenschaften, Künste, Religionen wird, um so mehr Ignoranten, Dilettanten, Laien giebt es wieder, um so größer wird das Gebiet, auf dem die Autorität herrscht.

Aber wie entsteht eine Autorität? Wie wirkt sie? Wie vergeht sie? Wie erkennt man sie? Worauf beruht sie?

Ein Trupp versprengter Soldaten im feindlichen Lande, erschöpft, aller Mittel entblößt, jedem Zufall preisgegeben. Autorität ist da Der, dessen Herz in diesem Augenblick noch nicht in die linke Hosentasche gerutscht ist. Er übernimmt die Führung, — und man folgt ihm besinnungslos, in die Freiheit wie in den Tod. Er ist der Häuptling, die Autorität. Sie ist gestützt auf seinen Muth.

Ein Arzt hat viele oder starke oder wunderbare Heilerfolge erzielt. Er ist eine Autorität; sie stützt sich auf seinen Erfolg.

Eine Handelsgesellschaft soll begründet werden. Der Reichste hat die Autorität und ist in der Lage, dem ganzen Unternehmen seinen Willen aufzudrücken. Die Autorität gründet sich auf seine Machtmittel.

Man tritt eine Reise an. Die Führung übernimmt sofort Einer, der die selbe Reise schon einmal gemacht hat oder schon häufiger gereist ist. Seine Autorität ist die Erfahrung.

Ein Streit soll entschieden werden. Der Spruch wird Dem zugeschoben, der durch Namen, Stellung, Alter aus dem Kreise hervorleuchtet. Seine Autorität beruht auf seinem Namen.

Man kann die Verschiedenheit der autoritativen Macht auch an einem bestimmten Fall durch Analyse erweisen. Nehmen wir zum Beispiel die Autorität des Lehrers in der Schule. Worauf gründet sie sich? Erstens auf seine überlegene Kraft. Er kann schlagen und strafen. Zweitens auf seine Fähigkeit, Vortheile zu verschaffen. Drittens auf seine Wissenschaft und Erfahrung. Er weiß Das schon, was der Schüler erst lernen soll. Viertens auf seine Reife (Alter, Ruhe u. s. w.) Fünftens auf die Gesamtdisziplin der Schule. Jeder gehorcht, weil die Anderen gehorchen. Sechstens auf die gesammte Gesellschaftshierarchie. Die Autoritäten stützen einander. Der Lehrer ist vom Direktor, vom Staat eingesetzt und von den Eltern anerkannt. Siebentens auf seine bisherigen Leistungen und Erfolge als Lehrer, auf seinen Ruhm, der innerhalb eines Spezialgebietes immer Autorität wird. Achters, bei reiferen Schülern, auch auf die Einsicht, daß sie einem Ehrfurcht gebietenden oder doch in Ehrfurcht gebietender Stellung sich befindenden Menschen gegenüber stehen, also auf die Widerspiegelung der vorhergehenden Fälle im Bewußtsein der Schüler. Die Suggestion stellt sich als freies Bewußtsein dar. Zwang wandelt sich in freie Entschliebung. Neuntens auf Umstände, die außerhalb der Schule liegen; zum Beispiel seine gesellschaftliche Stellung, durch die der Lehrer auf dem Lande der Familie des Kindes meist überlegen ist, seine wissenschaftlichen Verdienste u. s. w.

Das Kind gehorcht und glaubt also aus Furcht (1), aus Hoffnung (2), aus Schwäche (3), aus Pietät (4), aus Nachahmungssucht (5), aus Konsequenz gegen andere Autoritäten (6), aus Bewunderung (7), aus Verehrung (8) und schließlich aus den verschiedensten Nebenursachen heraus (9).

An sich ist die Autorität das Natürlichste von der Welt. Sie entspringt dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen und hat ihre Quelle in der Familie.

Autorität also gewinnt man durch Thaten, persönliche Eigenschaften und Leistungen, durch andere Autoritäten, die Einen einsetzen und empfehlen (ein Gelehrter, der von einem als Autorität anerkannten anderen Gelehrten gelobt wird, hat selbst schon wieder Autorität), durch die Mittel der Macht u. s. w.

Man hat also zu unterscheiden: die naive, die mittelbare und die indifferente oder repräsentative Autorität.

Die naive Autorität wirkt durch Instinkt und stützt sich: erstens auf die überlegene Kraft. Die Autorität des Starken. Zweitens auf den Erfolg. Glücks- und Sieger-Autorität, die aus tausend Zufällen entstanden sein kann. Sie verschiebt sich oft, aber durchaus nicht immer, im Bewußtsein des Unterlegenen ins Gebiet der Kraft-Autorität. Drittens auf die Erfahrung: die Alters-Autorität; die gebietende, ich möchte sagen: organisatorische Macht, die die Zeit ausübt. Die Ältesten und am Längsten Eingeweihten haben in primitiven Gemeinden immer die Macht der Autorität. Diese Autorität stützt sich auf das Trägheitsgesetz der Menge. Sie ist das Palladium der konservativen Mächte. Sie äußert sich auch passiv. Es giebt auch eine Autorität der überstandenen Leiden. Unter Gleichen ist Der eine Autorität der gewisse Prüfungen und Leiden schon überstanden hat. Unter Soldaten, der schon einen Krieg mitgemacht, unter Kranken, der schon eine Operation überstanden hat. Der Mensch, der vor einer Prüfung, einem gefährvollen und peinlichen, wenn auch erhofften Ereigniß steht, sieht eine Autorität in Dem, der Das schon hinter sich hat: der Examinand in dem Examinirten, selbst wenn Dieser durchgefallen ist. Unter Mädchen ist stets die Frau und unter Frauen die Mutter eine Autorität. Die Ohnmacht, die Unwissenheit, die Unerprobtheit, die Zweifel, ob und wie weit man die Fähigkeiten hat, in den neuen Lebenskreis einzutreten, verschafft Dem die Autorität, der schon drüben war, auch wenn er sich da nicht halten können. Verkommene Existenzen, durchgefallene Kandidaten üben, wie Jeder weiß, der das akademische Leben kennt, oft einen wunderbaren Zauber auf den jungen Nachwuchs aus. Sie finden zuweilen sogar ihren Lebensberuf darin, Fische einzuerzieren, Examinanden einzupaulen. Sie sind die natürlichen Führer, da die Glücklicheren ja dem Gesichtskreis der Studenten sehr bald entschwunden sind.

Die mittelbare Autorität wirkt durch die Vernunft und erfolgt durch Uebertragung. Sie stützt sich erstens auf andere Autoritäten. Die fortzeugende Kraft der ersten Autorität. Sie überträgt sich, breitet sich aus, geht manchmal in Anderen unter, setzt sich wieder auf anderen Gebieten fort u. s. w. Zweitens auf eine Hierarchie von Mächten, wie die Kirche, der Staat, Schule, Militär u. s. w. Ein ganzes Räderwerk von Autoritäten. Der

Rekrut gehorcht dem Unteroffizier, Dieser dem Feldwebel, folglich gehorcht der Rekrut erst recht dem Feldwebel, dessen Autorität wieder auf den Unteroffizier zurückfällt. Diese hierarchische Autorität wächst nach den Gesetzen physikalischer Kräfte. Ich glaube, die Formeln der Schwerkraft sind auf sie anwendbar. Weil der Soldat dem Obersten graduell so viel mehr gehorchen muß als dem Unteroffizier, muß er auch wieder Diesem so viel mehr gehorchen, da es der Oberst befiehlt. Die Macht der Unterbeamten kommt von oben, aber die der Vorgesetzten wieder von unten, weil man einem Menschen erst recht gehorchen muß, wenn man ihm von Dem gehorcht sieht, dem man selbst bereits gehorcht. Eines Menschen Kraft aber wächst um die Kraft aller Derer, die ihm gehorchen. Ein Hauptmann ist deshalb stärker als die ganze Compagnie. Er ist jedem Einzelnen überlegen um die gesammte Kraft der Compagnie minus der des Teniten. Drittens auf die Mittel und Zeichen der Macht. König ist, wer die Königsmacht hat oder die Königszeichen trägt. Das Heer und die Kroninsignien bilden daher den Gegenstand des Streites im Verlauf der ganzen Weltgeschichte. Herrschaft, Reichthum, Stellung, Orden, Kleider und Alter, womit das Volk zu allen Zeiten oder jeweilig die Vorstellung der Macht verbindet, giebt Autorität, selbst wissenschaftliche, wie der Doktorhut. Was Macht scheint, ist Macht, so lange es scheint. Es ist das Abzeichen der Uniform, dem der Soldat gehorcht, der Gefler-Hut, der residirt.

Die indifferente oder repräsentative Autorität wirkt durch das Interesse und erfolgt durch Wahl. Sie stützt sich erstens auf Interesselosität im Streitfall. Der freiwillig gewählte Richter, der an einem Streitobjekt kein Interesse hat und dessen Urtheilsspruch man sich unterwirft. Im Männerstreit oder Wettkampf ist es eine Frau, der man die Entscheidung oder den Siegeskranz anvertraut. Bei heftigem Parteikampf gleich starker Gruppen wird Der Präsident, der über den oder jenseits der Parteien steht. Zweitens auf Repräsentationsfähigkeit. Der Reichste, der Schönste, der Angesehenste, der beste Redner, der gewandteste Geschäftsmann wird oft an die Spitze eines Staates, einer Partei, einer Gruppe, einer Unternehmung gestellt, nicht, weil er aus der Konkurrenz des Reichthums, der Schönheit, der Beredsamkeit als Sieger hervorgegangen ist, was eine Autorität der Kraft wäre, sondern, weil er durch diese Eigenschaften gut oder vortheilhaft die Gruppe oder die Unternehmung repräsentirt, weil er, scheinbar oder wirklich, am Besten geeignet ist, das Vertrauen der Sache zu gewinnen oder zu erhalten. An der Spitze neuer Gründungen findet man oft adelige Namen. Die auf dem bestimmten Gebiete Leistungsfähigsten stehen meist an zweiter oder dritter Stelle. Der Reichste wird Direktor eines Theaters, während der eigentliche Theaterfachmann sich mit der Stelle des Regisseurs oder Dramaturgen begnügen muß. Er

ist der heimliche Kaiser. Oder auch umgekehrt: die Geldmächte sind die heimlichen Fürsten und die offizielle Autorität ein Schauspieler oder Schriftsteller, der gewählt wurde, weil er seines Namens oder seiner Persönlichkeit wegen repräsentativ wirkt. Drittens auf negative oder gar passive Fähigkeiten. Der Friedfertigste, der Anspruchloseste, der am Wenigsten Ehrsuchtige oder Der, dem die Anderen am Leichtesten ihre Absichten einblasen zu können glauben, kurz, der Unschädlichste oder das passivste Werkzeug wird oft an die Spitze einer Unternehmung gesetzt. Je mehr Macht und Autorität aus ihrem natürlichen Boden ausgegraben werden, um so mehr gedeiht diese Art von repräsentativer Macht und Autorität. Unser Partei- und Vereinsleben zeitigt diese Spezies hohler Nichtse, die sich überall in Staat und Gesellschaft breitmachen, die nur von der Gnade ihrer Vormänner leben und eine völlige Charakterverseuchung bedeuten. Louis Philippe war ein solcher König von der Unfähigkeit Gnaden.

Die dritte Art, die indifferente oder repräsentative Autorität, hebt die Autorität in eine neue Sphäre, scheinbar die der Idee. Nicht mehr ein Mensch, sondern ein Institut, eine Partei, das Volk oder ein Begriff herrscht. Das Gesetz ist die Autorität, der Mensch nur ihr Vertreter. Der Richter straft nicht, weil er die Macht hat, zu schaden, sondern, weil das Gesetz Autorität verlangt. Nicht er spricht, sondern das Gesetz spricht aus ihm. Aber thatsächlich spricht er und hat er die Macht, zu schaden. Deshalb ist er eine Autorität. Die repräsentative Autorität ist nur eine unverantwortliche. Das ist das Wurmstichige an ihr. Deshalb in unserem politischen und geschäftlichen Leben die vielen giftigen Personalkämpfe. Auch der lächerlichste Windbeutel kann sich lange auf seine Gruppe stützen, denn die ganze Gruppe fürchtet, mit ihm zu fallen. Man giebt nie zu, darf nie zugeben, daß man sich in seiner Repräsentativ-Autorität getäuscht hat. Und man vertheidigt einen Narren oft mit einer Festigkeit, als sei zu befürchten, seine Preisgabe müsse das ganze Staats- und Gesellschaftgebäude stürzen.

Die Autorität wächst nach drei Gesetzen. Erstens im Verhältniß zum Abstände von Macht und Ohnmacht, Erfolg und Niederlage, Wissen und Unwissenheit, Kunst und Dilettantismus. Je gewaltiger dieser Abstand ist, um so williger unterwirft sich der Mensch. Ein Kaiser ist eine größere Autorität als ein Beamter; der Feldherr, der nach vielen Niederlagen einen Sieg erringt, angesehenener als der Sieger in glücklichen Zeiten; und der Gelehrte hat seinen Ruhm nach der Höhe seiner Gelehrsamkeit und der Tiefe der Unwissenheit der Anderen.

Zweitens nach den Gesetzen des Zusammenwirkens von Autoritäten. Dieses Gesetz der Suggestion ist zur Verdeutlichung schon vorhin illustriert worden.

Drittens nach den mystischen Kräften des Geheimnisses. Das Wunder

ist die Machtformel der Autorität. Das haben alle echten Autoritäten gewußt und deshalb haben sie sich mit Geheimnissen umgeben und das Wunder vor sich herleuchten lassen. Die Macht der Priester und Religionstifter ist vom Wunder geboren. Die Dialektik solcher Macht ist diese: „Seht! Ihr dient Dem, der doch nur graduell Größeres leistet oder bedeutet als Ihr; ich aber — oder er — leiste und bedeute unvergleichlich Höheres. Den Abstand von Eurem Herrn könnt Ihr ermessen, hier aber steht Ihr vor Unerklärlichem. Was über Aller Kraft ist, Das ward hier Ereigniß. Deshalb kniet nieder und betet an.“ Damit war die Kritik eingeschläfert und Autorität auf Jahrhunderte begründet. Sie ist so machtvoll, so ohne alle Konkurrenz, daß bald alle anderen Autoritäten von ihr die Zeichen entliehen: der König, der Feldherr, der Arzt, der Gelehrte. Man wächst damit ins Ueberirdische. Der König ist von Gottes Gnaden, der Feldherr hat Amulette, Zauberstab oder magischen Ring, der Arzt ist ein Wundermann und der Gelehrte steht mit Geistern im Bunde: Mohammed, Louis XIV., Wallenstein, Paracelsus, Faust. Selbst Liebeserfolge werden auf Zaubertränke zurückgeführt und der Dichter folgt höheren Eingebungen. Hier steigt Autorität nach der Tiefe des Glaubens und der Stärke der Glaubensfähigkeit.

Distanz, Suggestion und Glaube: so heißen die drei Naturkräfte der Autorität. Der Glaube aber ist eine psychische Kraft, die wohl umgeleitet, aber niemals ausgeschaltet werden kann. Ob ich an Gott glaube oder an das Gesetz, an ein Mysterium oder an die Logik, die auch ein Mysterium ist: im Grunde ist's das Selbe. Ob ich an den Priester glaube oder an den Schulmeister: es ist die selbe Ueberwältigung meines Geistes. Denn Autorität ist Alles, was die freie Geisteskraft des Menschen fasziniert. Ob der Kopf dem Magen oder der Magen dem Kopf gebietet: Einer ist immer Herr, Einer Knecht.

Schwäche, Faulheit und Kollektivbewußtsein heißen die drei Aeder, auf denen der Baum der Autorität gedeiht. Denn gegen die Natur und den Willen der Beherrschten kann Keiner Herrscher sein. Die Herrschaft bezieht sich daher immer nur auf den indifferenten Theil des Willens. Herrscher sind Jene, die nirgends oder nur in den geringsten Theilen des Lebens indifferent bleiben und die in Dem, worin ihr Wille affiziert ist, der der Anderen her nicht oder nur wenig, diese Anderen übertölpeln und ihnen so ihren eigenen Willen vorschreiben. Beherrschte sind Die, deren Willen sich auf die wenigsten Dinge erstreckt, die in den meisten Dingen indifferent oder passiv bleiben und einen anderen Willen sogar ersehnen. Deshalb erlangen in den öffentlichen Angelegenheiten Die am Leichtesten Herrschaft, Macht, Ansehen, Autorität, die sich am Lebhaftesten um sie bekümmern; die größte Autorität aber hat, wer in die meisten Dinge sich hineinmischt; deshalb ge-

winnen Redner so leicht politischen Einfluß. Die Wüste ist daher die letzte Zuflucht Dessen, der von der Herrschaft frei sein will, frei, zu herrschen, und frei, beherrscht zu sein: das Ziel des Buddhisten, der sich vom Willen reinigen will. Das christliche Kloster ist schon wieder eine Halbheit. Denn wo Zwei zusammen sind, da ist eine Autorität unter ihnen. Und eine Bräderschaft, die Gemeinschaft Gleicher, heißt: daß sie entweder Alle einen gemeinschaftlichen Herrscher über sich haben, der auch eine Idee sein kann, oder daß der Eine bald dem Einen, der Andere bald dem Anderen Autorität ist, der Eine als Lehrer, der Andere als Heilkünstler u. s. w. Der Vereinsredner und die schwachhafte Tante sind oft die fürchterlichsten Autoritäten. Das gilt auch von Theorien, Systemen, Prinzipien. Ein wissenschaftliches System hat erst dann gesiegt, wenn es alle anderen Wissenschaften und möglichst auch die Künste und das praktische Leben beherrscht, weshalb kein Philosoph zufrieden ist, ehe er eine Encyclopädie, eine Aesthetik und eine Ethik geschrieben hat. Aber dann ist auch der Moment gekommen, wo die Welt die Tyrannei der Autorität empfindet, sich gegen sie wehrt und sie abschüttelt. Tyrannenmord und Umsturz sind stets die Reaktionen gegen eine lästig gewordene Autorität. Denn je weiter man sich von ihr entfernt, um so schwächer wird der erste Wille, um so stärker der Zwang empfunden. Praktiker empfinden die Philosophen stets als Tyrannen, ungefähr eben so wie die Ehemänner ihre Schwiegermütter.

Die Autorität sinkt, wird als lästige Tyrannei empfunden und bekämpft: erstens, wenn sie übergreift in ein ihrer Machtsphäre fremdes Gebiet. Der Soldat folgt dem Vorgesetzten unbedingt, aber er wird aufreißerisch, wenn ihm der Vorgesetzte in Liebe- oder Bildungssachen Vorschriften machen will. Zweitens wenn sie sich durch zwecklose Pedanterie lästig macht. Die bekannte Schulerfahrung. Ein Tyrann darf grausam, aber nie pedantisch sein; erst dann merkt das Volk, daß es einen Tyrannen hat. Friedrich Wilhelm I. war unbeliebter als sein großer Sohn, obwohl Friedrich nicht minder selbstherrlich und viel aristokratischer war. Aber Jener war ein Pedant. Für das Volksempfinden aber ist Tyrannei gar nichts Anderes als Pedanterie in der Anwendung der Autorität. Die geistlose Pedanterie, der Bureaucratismus ist es, der die preussische Regierung zu allen Zeiten so unbeliebt gemacht hat. Drittens, wenn sie sich ohnmächtig erweist, ihre Absicht durchzuführen. Entweder sie ist ohne Erfolg (die Königsmacht ist erschüttert nach einem unglücklichen Kriege) oder sie vergreift sich in den Mitteln, ist ohne Verstand für den Beherrschten. Man muß wissen, ob man seine Macht durch Religion oder durch Spiele, durch Reden oder durch billige Wohlthaten, durch Kriege oder Klame befestigen kann. Ein König, der hängt, wo er köpfen sollte, kann sich um alle Autorität bringen. Viertens, wenn sie zeitlich hinausgreift über den Augenblick, bis zu dem sie nur wirken

kann. Der gewöhnliche Fall der Schul- und Familien-Tyrannie; man möchte, namentlich in unserer Zeit, die Mündigkeit der Kinder möglichst hinauschieben. Daher der Familien- und Schulhaß unserer Jugend. Man muß wissen, wie lange man ohne Einbuße seiner Autorität ein Kind prügeln, wie lange anschnauzen kann, wie lange man ihm die Cigarre und den Hausschlüssel verwehren darf, wann es Zeit ist, ein Jungfräulein in die Gesellschaft einzuführen, wann man es vom Dienstmädchen mit Sie, wann mit Gnädiges Fräulein anreden lassen muß, wann man ihm Briefe ungeöffnet zu übergeben und wann man aufzuhören hat, die Lecture zu kontrolliren. Dieser vierte Fall ist für Völker und Kinder der gefährlichste. Denn er endet fast immer mit einer Revolution oder einem Unglück. Das war der Fall Karls des Ersten von England. Fünftens umgekehrt: auch wenn Völker oder Kinder gewaltsam aufgereizt werden. Wurde vorhin die Reife nicht rechtzeitig erkannt, soll hier die Unreife nicht zugegeben werden. Die Revolution nicht in Folge innerer Naturnothwendigkeit, sondern das Werk der Verführung. Nichtachtung der Autorität zeigt nach Feuchtersleben einen sittlichen, Ueberschätzung der Autorität einen intellektuellen Defekt, Mangel an Reife. Sechstens, wenn eine Autorität durch eine neue abgelöst wird. Ein König wird durch den anderen, ein Geschlecht durch das andere, ein System durch das folgende entthront. Der Sieg der neuen bedeutet den Untergang der alten Autorität. Bei ruhiger und gesunder Entwicklung ist es die neue, Zukunft verheißende Kraft, die die entwurzelten Bäume umstürzt. Gewöhnlich aber ist es ein Nebeneinander von Autoritäten, die einander bekämpfen und den Wind abfangen. Der Bauer, der lange festhält an seinen Autoritäten, ist daher konservativ, die höher entwickelten Stände, die mehr und mehrerlei und wechselnde Autoritäten haben, dünken sich frei. Thatsächlich erhält ihr Autoritätgefühl leicht Brüche und Spaltungen. Siebentens, wenn sie sich kompromittirt hat durch Handlungen, die, ohne ihre Macht zu tangiren, den Schein der Autorität, Das heißt: die Vorstellungen, die ein Volk mit seiner Autorität verbindet, zerstören. Ein König soll nicht nur mächtig sein, er soll auch moralisch sein; mindestens soll es seine erlauchte Gemahlin sein. Ein Arzt findet keinen Glauben mehr, wenn ihm nachgewiesen wird, daß er sich den Dokortitel erschwindelt hat, obwohl Das nichts für oder gegen seine Tüchtigkeit als Arzt beweist. Neuerdings werden alle Autoritäten an der Moral gemessen, weil eben die Moral die Autorität unserer Zeit ist. Denn die Autorität ist demokratisirt.

Die Autorität ist unpersönlich geworden. Theorien, Moden, Dogmen, Moralen, Ismen herrschen: der Staat, die Wahrheit, die Vernunft, die Wissenschaft, besonders die Wissenschaft, das Geschäft sind die modernen Autoritäten. Die Menschen sind nur ihre Repräsentanten. Selbst der Prinz

von Wales begnügt sich damit, König der Mode zu sein. Sonst müßte er König der Moral sein, wozu er weder Talent noch Neigung hat.

Ferner ist die Kraft der einzelnen Autoritäten in dem selben Grade geschwächt, wie sich ihre Quantität vermehrt. Jeder Beruf, jede Wissenschaft, jede Kunst, jede Sekte, jeder Gesellschaftskreis hat seine Autorität, gewöhnlich sogar mehrere zugleich, die mit einander im Streit liegen oder auch friedlich neben einander bestehen. Es giebt mehr Fachmenschen in unserer Zeit. Und Fachmenschen sind immer Autoritäten gegenüber den Nichtfachmenschen. Jede Autorität bezieht sich heute auf einen kleineren Lebenskreis, eine geringere Menschenzahl, ist auch meist nur von kurzer Dauer. Der einzelne Mensch aber hat mehrere Autoritäten über sich, so daß die Quantität die Qualität reichlich ersetzt. Das ist überhaupt der Gang ihrer Entwicklung: bei primitiven Völkern ist der König noch Staatsoberhaupt, Feldherr, Priester und Richter zugleich. Die Entwicklung hat nur zwei Wege: Quantität in Qualität oder Qualität in Quantität umzusetzen.

Die Umbildung der persönlichen in eine repräsentative Autorität wird namentlich von den drei Mächten der Demokratisierung der modernen Zeit befördert. Da ist erstens das Geschäftsleben; es verbreitet Höflichkeit und Dünkel. Dem Kaufmann ist es sehr gleichgiltig, ob eine Prinzessin oder eine Köchin bei ihm einkauft. Da er die Prinzessin nicht wie eine Köchin behandeln kann, behandelt er die Köchin wie eine Prinzessin. Im Laden ist schon das Kind, sofern es Käufer ist, Herr oder Dame, das Dienstmädchen Gnädiges Fräulein. Das emanzipirt die Kinder und die Dienstmädchen schnell von der Autorität der Eltern, Lehrer und der Herrschaft. Zweitens das Theater, die unserer Zeit spezifische Kunstform, die auf den augenblicklichen Erfolg und die unmittelbare Aufnahmefähigkeit des Publikums rechnet; das Theater macht jeden Laffen zum Richter und emanzipirt die Kunst von der Autorität der Aesthetik, Geschichte, Kritik. Wir haben in ganz Europa keinen ästhetischen Kanon und keine kritische Autorität mehr. Der Erfolg diktiert die Kritik, die Kritik aber wird geglaubt, nicht, sofern sie Kritik ist, sondern, sofern sie Erfolgsnachrichtendienst ist. Drittens die Presse, die das Kollektivbewußtsein des Volkes nährt und kollektivistische Einrichtungen unterstützt. Kamaraderie, Genossenschaft, Vereinswesen, wo Alle gleich sind. Hier gehen immer Zwölf auf ein Duzend und jedes Zwölftel fühlt sich eine Nummer. Man ist sehr aufgeklärt und verachtet die Autoritäten.

Aber diese drei Mächte schaffen wieder neue Autoritäten: die Mode, der Erfolg, die öffentliche Meinung. Nachher entsteht dann freilich wieder ein persönlicher Autoritätentkult, den der Erfolg gezeugt und die Klammere ausgebrütet hat. Doch es ist ein Homunkulus, kein lebenskräftiges, vor allen Dingen kein reinliches Geschöpf, ein Mittel zum Zweck für andere, feigere, niedrigere Faktoren, kein Ding, das seinen Werth und seinen Zweck in sich selbst hat.

Wir haben ein Gedräng von Autoritäten, sachlichen und persönlichen, die die Luft verpesten und den Weg verlegen: Parasitengewächse, keine weit-ausgreifenden Bäume. Die letzte politische Autorität großen Stils war Napoleon, die letzte wissenschaftliche Hegel. Nachher hat Niemand mehr unbedingte Anerkennung gefunden. Daß aber unser Jahrhundert der Entstehung selbst religiöser Autoritäten nicht ungünstig ist, zeigt die Begründung von Sekten wie die Mormonen und die Heilsarmee. Die religiösen Instinkte und die autoritären Bedürfnisse sind stärker als die Macht der Aufklärung. Und es ist immer noch vornehmer, eines, selbst eines unwürdigen Menschen Sklave zu sein als vieler oder gar Aller Sklave, Gesellschaftsklave. Mit der geistigen Freiheit war es vielleicht nie so schlecht bestellt wie heute; nur hat man nie so dumme Ausreden für geistige Bevormundung nöthig gehabt. Mit der politischen Unabhängigkeit stand es nie schlimmer als in unserer Zeit, in der Cretins den Geist repräsentiren und Rüpel die Freiheit verschachern.

Der Werth der einzelnen Autoritäten und ihrer zeitlichen Wirksamkeit darf nicht die Untersuchung über ihr Wesen und ihre allgemeine Bedeutung beeinflussen. Ob Goethe oder Blumenthal, ob Aristoteles oder Pietsch, ob Marc Aurel oder Caligula Autorität ist: Das ist für diese Untersuchung das Zufällige, der Glücks- oder Unglücksfall von Völkern und Geistern. Ob eine Autorität heute von Segen, morgen von Nachtheil ist, heute führend, voranschreitend, morgen hemmend wirkt — schließlich die Entwicklung jeder Autorität, die immer einmal Morgenröthe, einmal Finsterniß ist —: auch Das bestimmt nur die Geschichte der einzelnen Autoritäten, aber nicht das Wesen der Autorität. Nur wird diese Geschichte niemals rein geschrieben, da jede Autorität, namentlich die jüngst verfllossene, eine tendenziöse Betrachtung naturgemäß hervorruft. Einem Theil der Menschheit, des Volkes, der Gruppe war sie immer schädlich. Autorität ist Geistesraub. Jede lebt von ihrer Beute und erhält sich, so lange der eingefangene Wildstand reicht.

Es giebt heute, wie stets, nur partielle Freigeister. Das einzige Spezifikum aber gegen die Autorität, das den Geist widerstandsfähig und geschmeidig macht, neuen Beutezügen zu entgehen, die Stepsis, deren intellektuelles Vermögen Ledt so hoch schätzt, war kaum je so gering geachtet wie heute. Und so sehen wir denn, wie die „freisten“ Geister jeden Augenblick wieder in den finsternen Aberglauben zurückpurzeln. Die Autorität in ihrer leben-dauerischen Kraft ist entwurzelt, die Freiheit aber verpönt. Das ist der Zustand unserer Zwitterepoche. Darf man sich wundern, daß eine Leben fühlende gend nach neuen Göttern ausschaut und sogar mit alten vorlieb nimmt? Es Aderboden ist, harret des Pflugs, der über ihn hinfahre.

Leo Berg.



1866.

Sie lebten damals in Fulnek.

Das war eine kleine mährische Stadt. Hochgelegen über der Ebene und rauh und durchstürmt.

Ein sehr stiller Marktplatz. Daran schlossen sich gekrümmte, kurzathmige Gassen, erfüllt vom Klappern der Webstühle und vom Pusten der Dampfmaschinen. Denn eine thätige Tuchmacherinnung bestand und florirte damals in dem Orte.

Ihre Söhne fühlten sich als Herren der Gemeinde. Manche darunter waren volksthümlich. Dem rühmte man eine ungeweine Körperkraft und damit verbunden eine erstaunliche Leistungsfähigkeit vor den Schüsseln nach. Einem Anderen ließ man Muth und Geistesgegenwart gelten. Man war stolz auf sie und sah es gern, daß sie sich patrizisch hielten.

Eine hohe Stiege führte vom Marktplatz zur Kirche, neben der sich das Schulhaus erhob. Das war für Kinderbeine im Winter eine mühsame und nicht unbedenkliche Wanderung. Dennoch that man sie gern. Denn der Schulmeister, Herr Rektor genannt, war ein verwachsenes und sehr gestrenges Männchen, das aber im Rufe ganz ausnehmender Weisheit stand.

Um den Kirchenplatz und den Friedhof ging eine starke Mauer. Hier hatten in den hussitischen Gräueln und vor den grimmigen Schweden die Bürger ihre letzte Zuflucht gesucht. Eine weite Ferne that sich auf. Dem Norden zu erhob sich das Land zu jenen Kuppen, zwischen denen die Oder durchbringt und ihren Weg sucht. Sonst aber schmiegte sich mit mäßigen und gerundeten Wellen das mährische Hügelland, besiedelt mit den weißen, einsamen Höfen der luhländer Bauern, die auch da Abstand halten, wo sie sich in einem Weiler unwillig genug zusammenschließen, um die kleine Stadt. Ein dürftiges Flüsschen blitzte durch.

Die Stadt aber steckte voll Erinnerungen, die als Sagen durch ihre stillen Gassen spukten. Ueberall verfolgt und ausgerottet, hatten die mährischen Brüder sich hier am Längsten gehalten. Amos Comenius hatte unter ihnen als Seelsorger und Lehrer gewirkt; und wie in einem Rückglanz des großen Jugendfreundes bestand manche den Kindern holbe Sitte. Da gehörte ein Wäldchen, mit Kirschen bepflanzt, der Gemeinde. Waren sie reif, so zog die ganze Jugend für einen Tag dahin und ergözte sich im Freien und mit den sehr köstlichen Früchten. In Jedem aber, der ungesellig und für sich blieb, argwöhnte man gern einen geheimen Bekenner der verhehnten Lehre. Man wies einander das Haus, wo sie ihre Symbole, Buch und Kelch, vergraben hätten. Den Ort aber wisse Niemand mehr. Besonders vom Kelch träumte der Knabe gern. Er dachte sich ihn begabt und erfüllt mit geheimen, ganz unbegreiflichen Wunderkräften.

Sie wohnten am Ringplatz, wo eigentlich das ganze Leben der Stadt sich abspielte, sehr gelegen der mittheilsamen Mutter. Das Haus gehörte einem Hutmacher und es hingen also allerhand Bälge herum und es war immer voll vom scharfen Geruch gesengter Haare. Ein ganz unbegreifliches Treppelwerk war da. Immer auf Stufen stieg man von einer Stube in die andere. Förmliche Säle gab es da und unendlich viele dämmerige Zimmer. Denn so oft

der Knabe nach einer seiner vielen und schweren Krankheiten zum Bewußtsein erwachte, so geschah es immer wieder in einem neuen Raum. Dann kam sein Vater, doppelt groß in der dämmerigen Helle, an sein Bett und der mächtige, kahle Schädel mit dem hangenden Schnurrbart neigte sich zu einem Kuß auf den Kopf des Kindes, das nur so und bei diesen Anlässen erkennen konnte, sein Vater liebe es dennoch.

Denn sonst war der Mann unfähig, Liebe zu erweisen. Ein rauher Despot war es, dem kein Wille neben dem eigenen galt. Von einem unbändigen Fähzorn, der, entfesselt, keine Schranken mehr kannte. Alles fürchtete ihn. Wenig war er zu Hause, meist über Land, fast nur ein gescheuter Gast im eigenen Heim und von den eigenen Kindern. Stolz auf seinen Ruf einer unbiegsamen Rechtschaffenheit, auf ein Gedächtniß, das ohne alle Aufzeichnung jede Einzelheit mannichfacher und verwickelter Geschäfte verwahrte, auf seinen Muth, auf seine Körperkraft. Denn einmal war er angefallen worden. Sechs Bewaffnete konnten den einen Waffenlosen nicht übermeistern. Sie richteten ihn übel zu, aber sie flohen, ohne den Raub verüben zu können. Und nicht über seine That, nur darüber erstaunte man, daß sich wer an diesen Gewaltigen gewagt hatte. Er verachtete das Geld als Eines, der in sich die Fähigkeit weiß, davon genügend und immer wieder zu erwerben. Er dachte nicht der Zukunft, der sich kaum noch im Beginne seines Lebens fühlte. Seine bloße Gegenwart aber schüchterte ein und bedrückte und mit seinen harten und ungleichen Tritten — er litt an der Krankheit der Starken, der Sicht, und suchte sie mit wahren Sintfluthen warmen Wassers zu meistern — zog ein unwirscher Geist durchs Haus. Fiel der erste Schnee, so wurden die Buben in der grauen Frühe geweckt. In den Hof mußte man, barfuß und im Hemdchen, sich mit der Rässe abreiben. Das mache stark und hart, schwor er.

So war denn der Knabe viel in sich. Frühreif und sich mit einer hastigen Begierde zum Lernen drängend. Er las viel und wahllos und bedurfte eigentlich niemals der Gesellschaft, die er eher störend und feindsällig empfand. Sie drängte sich zwischen ihn und die Dinge, die ihm wichtiger erschienen. Denn er war sehr verträumt; ohne Auge für Das um ihn und dennoch ganz erfüllt davon. Ohne Gespielen, fremd den beiden älteren Geschwistern, ohne jede Beziehung zu den beiden jüngeren. Recht in der Mitte, recht vereinsamt. Unsäglich reizbar, von einem Zorn aber, der sich nicht gegen Andere, immer nur, vielleicht aus dem Bewußtsein der körperlichen Schwäche, gegen ihn selberehrte und dann auf Tage hinaus krank machte. Brüder und Schwestern erkannten Das wohl und nützten es. Denn seine Wuthausbrüche ergötzten sie und Niemand wehrte ihnen. Gegen Abend, in der Küche allein mit ihm, trieben sie allerhand Schabernack und Unfug mit ihm, bis ihm wurde, als loderte der rothe Ziegelboden in einer gräßlichen Flamme auf, als erhöbe sich rings um ihn eine Lohe, daß er keinen Wunsch mehr hatte als den: ein Messer, es sich oder den Anderen ins Herz zu stoßen. Das ging, bis er in einer völligen Erschöpfung hinschlug. Dann erschrafen sie, um über ein Kleines mit der Unbarmherzigkeit von Kindern wieder das gleiche Spiel mit ihm bis zum gleichen Ende zu spielen.

So kam das Jahr 1866.

Gegen Ende des Frühjahrs begannen die Truppenbewegungen. In die kleine Stadt, die der schlesischen Grenze sehr nah liegt, brachten sie ein neues.

viel, aber schon bestauntes Leben. Denn noch galt in Oesterreich der Soldat für einen verlorenen Menschen, mit dem es unter allen Umständen nicht recht geheuer sei.

Da kamen die Riechtenstein-Husaren. Schneidige Burschen auf schmucken Pferden. Und man erzählte sich, wie sorgsam sie ihrer Kasse warten mußten. Nicht anders dürften sie die edlen Thiere putzen als in weißen Schürzen. Weiße Schürzen! Man wußte wohl nicht, wozu sie gut sein sollten. Aber sie mußten doch wohl eine Bedeutung haben. Und so entstand ein neuer, mystischer Begriff in der Seele des Knaben.

Man geleitete die Ziehenden bis weit hinaus, bis an die Grenze der Stadt. Und danach war wieder die alte Stille in Fulnek.

Dann flogen die Gerüchte auf, unheimlich, die man den Kindern verhehlte. Von einer furchtbaren Schlacht; einer zusammenbrechenden Brücke, zu schwach für die Last der Fliehenden; einem gewaltigen Strom, gestaut und überschwemmt von der Fluth der Ertrinkenden. Der Vater ging verstört und in höchster Erregung umher.

Es war aus mit Oesterreich und seiner Armee. Auch mit den Riechtenstein-Husaren? Und trotz den weißen Schürzen und ihrer Wunderwirkung? Ja, — auf was war dann noch Verlaß? Und trotz der gerechten Sache, die da an allen Straßenecken in der Proclamation betheuert war? Immer wieder buchstabirte der Bube sich die Worte.

Fanfaren. Wieder lief man bis zur Stadtgrenze. Die Preußen kamen. Bestaubt, die Gewehre hoch, so gar nicht schmucl, wie doch die Unseren gewesen. Meist härtige Männer von ernstem Ansehen. Und hinter ihnen lief man heim, wo es so ganz anders aussah als sonst. Denn man hatte weggeräumt, vergraben, was man sichern wollte, — hinterrücks, damit kein unbedachtes Wort der Kinder zum Verräther an den Schätzen würde.

Fremde Kommandorufe auf dem Ring. Gewehrpyramiden überall. Fremde Gesichter in jedem Hause. Anfangs ein lauernder Argwohn, eine jämmerliche Furcht vor Gewaltthat. Später Beruhigung und Zutrauen in die Gutartigkeit der Feinde, die sich so musterhaft gesittet und ernsthaft benahmen, nichts forderten, das ihnen nicht zustand. Es gab keinen Tumult: nichts von Dem, was nach alter Erfahrung zum Soldatenwesen zu gehören schien.

Um die Mariensäule auf dem Markt hielten sie ihre Uebungen. Mit erstaunlicher Behendigkeit liefen sie durcheinander. Die Pickelhauben blitzten in der Sonne. Hornsignale. Allen vernehmlich und verständlich. Rufe, denen sie sich ohne Willen fügten, flatterten durch die Luft, brachen ab, verschränkten sich, immer und augenblicklich befolgt. Ein erstaunliches und ein ganz lustiges Schauspiel.

Am Abend aber saß der Landwehrmann, den sie zur Einquartirung bekommen, gern mit dem Knaben vor der Thür des Hauses auf einem Bänklchen. Es war ein Mann in Jahren, mit einem blonden, stark angegrauten Vollbart, aber ruhig, mit einer gewissen Würde und einem Nachdruck des Wortes, wie es gediente Unteroffiziere gern haben. Und sein Deutsch klang ganz anders, als man es hier zu hören gewohnt war. Ein Berliner, Herr eines großen Hauses war es; vielleicht erinnerte ihn der Knabe an eins seiner Kinder, deren er, ungewiß, ob er sie jemals noch sehen werde, einen ganzen Haufen zu Hause hatte.

Darum war er wohl still und bekümmert. Etwas Feindseligkeit gegen

sich mochte, mußte er überall wittern. Nur hier beim Rinde nicht. So sprach er denn Vieles mit ihm, das es kaum noch verstand, erklärte ihm das Gewehr. Da war der Zündspiegel, der ganz so aussah wie ein schwarzes Menschenauge. Da kam die Nadel durch. Wie konnte Das eine so furchtbare Wirkung üben? Wieder ein Mysterium, aber diesmal eins, das ausgeprobt war.

Fremde Gesichter überall. Herren in bunten Uniformen; gebietend im Ton selbst dem Vater gegenüber, der sich würdig und tapfer hielt und in aller Wirrnis der Geschäfte und vor einer überlegenen Macht selbst kälter erschien als sonst und sich mit ihnen Allen zu stellen wußte. Eine Ueberfülle der Eindrücke: kleine Abenteuer. So war in einem Kaufmannsladen durch das Fenster ein Schuß abgegeben worden. Von wem? Zu welchem Zweck? Das gab endloses Gerede und das runde Löchlein in der Scheibe war ein Schaustück der Stadt.

Es gab in diesem Jahre einen unendlichen Segen des Obstes. Und auf einmal ward sein Genuß verboten. Ein neuer Feind, gleich schrecklich Siegern und Besiegten, war aufgetaucht.

Mit unerhörter Macht brach die Cholera in das Städtchen ein. Täglich gab es Begräbnisse und die Totenglocke himmelte vom Kirchenhügel hernieder unablässig über Fulneck. Man athmete kaum. Man scheute sich vor jeder Speise. Ueberall, in tausend Verstecken, schien der Tod zu lauern.

Gegen Mittag war ein höherer Offizier in Geschäften da gewesen. Der Vater hatte ihn empfangen und lange mit ihm verhandelt. Am Abend drang ein furchtbares Stöhnen aus dem Zimmer der Eltern; in fluchtmäßiger Eile wurde der Knabe in eine andere Gasse zu fremden Leuten gebracht.

Dort vergnügte er sich ganz einsam. Er formte Kuchen aus Lehm und schlug sie mit aller Kraft gegen das Pflaster. Das klatschte mächtig und man konnte an Flintenschüsse und Kanonenschläge dabei denken. Immer sonderbarere Gestaltungen erfannt er und vermischte Niemanden dabei. Nur einmal ließ er Alles fallen und brach in ein gewaltiges Weinen aus.

Er hatte Etwas gesehen. Sicherlich und mit seinen Augen. Man hob seinen Vater, mühsällig, denn der Mann war schwer. Und man that ihn in Etwas, das am Meisten einem Sautrog gleich; denn einen Sarg, wie er bei den Juden im Gebrauch ist, hatte er noch niemals erschaut. Und man hob Das auf einen Wagen, der dann unendlich langsam eine ganz fremde Straße fuhr, die der Knabe vorher sicher nicht betreten hatte. Kein Glockenton schwang sich durch die Luft, dem Wagen nach; Niemand geleitete ihn; nur der Bruder ging gebückten Hauptes hinterdrein.

Also erfuhr der Knabe, daß er eine Waise sei, was man ihm noch ein Weilchen verbergen gewollt.

Als er aber nach etwa einem Jahre die Straße fuhr, die er in jenem wachen Traum einst gewandert war, und man ihm die Ortschaften nannte, da nickte er nur mit dem Kopf: „Kenn' ich“. Bewundert sah man ihn an und schalt ihn Lügner. Er aber schwieg. Denn er schämte sich dieses Gesichtes und seiner Gabe.

Wien.

J. J. David.



Zwei Dämmerungen.

Sinks durch mein Fenster schaut der Abendstern zu mir herein. Er flammt in hellem, großem Licht. Rechts zittert das Mondlicht durch die Tannen. Ihre Schattensäule wiegen leise im Nachthauch. Und ich sitze in meiner Stube, vor mir die Lampe mit grünem Schirm. Wie viele ernste, schwere Stunden hat sie mir beschienen! Heute zeigt sie mir alle meine liebsten Erinnerungen, die da vor mir an der Wand in allen möglichen Formen hängen. Die Erinnerungen möchten mich mit ihrer Innigkeit gefangen nehmen. Aber der Abendstern flammt. Mein Denken ringt sich los aus traulicher Enge und fühlt das Wunder der Welt.

Was bedeuten alle menschlichen Sorgen und Schicksale vor diesem Wunder? Vor dieser Unendlichkeit? Was bedeutet das Jetzt, der Augenblick, vor dem Werden, das da rings zu mir spricht? Nichts . . . und Alles. So eng meine Stube ist, so eng mein Schicksal, so weit werden sie, sehe ich das Wollen und Wirken, das sich da greifbar nah um mich zusammendrängt, sehe ich es und gebe ich mich ihm hin. Stirner liegt da aufgeschlagen und wartet, bis ich wieder zu ihm komme. Er will studirt sein. Ganze Kraft fordert er. Laine wartet, Niezsche wartet. Sie sind meine Freunde, haben Geduld und Zeit, denn auf lange Sicht ist ihr Werk gestellt. Wenn es ein Fest zu feiern gilt bei mir, dann kommen sie. Eine ganze Menschheit, die da um mich versammelt ist: Griechen, Römer, Mohammedaner, Israeliten, Afrikaner, Spanier, Franzosen, Deutsche. Und oben drein höre ich den Sang der Bazillen und Einzeller, sehe die Wunderformen und -Farben der Radiolarien, sehe, höre, von dem einfachsten Lebewesen angefangen, alle Sprachen des Werdens bis hinauf zu der höchstentwickelten wunderbar und aufs Feinste gebildeter Menschen, in denen die Vernunft der Natur Rückschau hält, sich ihrer selbst im Innersten bewußt zu werden. Das Alles in meiner Enge! Eine Welt, durchrauscht von den gewaltigen Harmonien des Werdens, durchklungen von dem ehernen Kanon der ewigen Entwicklung. Mein Ohr hörend, indem es mitklingt. Meine Gedanken lauschend, empfangend, bewegt und sofort wieder bewegend. Da lauscht man gern. Da lohnt sich, zu denken, denn aus allem Denken spricht ein Wille, ein Glaube, eine felsenfeste Zuversicht. Natur und Menschenentwicklung lehren einen Satz, aber einen gewaltigen: „Was Du da rückwärts überschaust, ist ein einziges, ein ununterbrochenes, niemals abweichendes Werden. Siehst Du, was sich erfüllte, so weißt Du, daß der Mensch von heute sich auch in seinen kühnsten Phantasien kein Bild von Dem machen kann, was sich einmal erfüllen wird. Unsere Gedanken sind Stümper gegen Das, was einmal Wirklichkeit sein wird. Sieh doch nur, wie diese Gedanken staunen und sich verwundern, entdecken sie wirklich wieder ein Stückchen von Dem, was da schon längst in Urzeiten vollbracht wurde. Das Geschehene nachzudenken, wird ihnen schon unendlich schwer; und sie wollen das noch nicht Geschehene vordenken? Träume doch, dichte, phantasire, was Du willst: die Wirklichkeit wird Deine Träume einst genau so weit hinter sich lassen, wie etwa unsere Eisenbahnen und Telegraphen, unser ganzes gewaltiges Verkehrswesen die Träume eines Roger Bacon von Dampfwagen und Elektrizitätsfuhrwerken hinter sich ließen. Und doch träumte er nur sechshundert Jahre voraus . . .

Der Abendstern flammt. So recht eine Stunde zum Denken, zum zuversichtlichen Denken. So recht ein Augenblick, ein Stückchen Menschenentwicklung mit lebendigem Auge zu betrachten.

In dem Buche von P. de Ségur, das uns anschaulich und lebendig die Jugendzeit des Marschalls von Luxemburg schildert, finde ich einen Brief Richelieus an den Marschall von Montmorency, der folgenden Wortlaut hat: „Das Unglück, das Herrn von Bouleville zugestoßen ist, veranlaßt mich, die Feder zu ergreifen, um Ihnen zu bezeugen, daß Niemand mehr als ich den Kummer mitfühlt, den der Verlust einer Persönlichkeit, die Ihnen so nah stand, in Ihnen erzeugte. Dem Könige ist es viel näher gegangen, als ich Ihnen sagen kann, zu diesem äußersten Mittel seine Zuflucht nehmen zu müssen; allein die so häufigen Rückfälle, zu denen er sich so gern hinreißen ließ, in einer Sache, die direkt das Ansehen des Königs bekämpfte, sind die Ursache, daß er glaubte, vor seinem Gewissen, vor Gott und den Menschen verpflichtet zu sein, bei dieser Gelegenheit der Justiz freien Lauf zu lassen, um ein für allemal die Wurzel dieses in seinem Reiche so feststehenden Uebels abzuschneiden. In allem Anderen, wo es sich nicht um das Interesse seines Staates handelt, werden Sie ohne Zweifel Beweise seines guten Willens erhalten. Was mich betrifft, so beschwöre ich Sie, zu glauben, daß alle Beweise, die Sie von meiner Affektion sich nur wünschen, Ihnen deutlicher reden werden als meine Worte, daß ich, wie nur immer Einer es sein kann, bin u. s. w.“

Was war dem Herrn von Bouleville, dem Vater des späteren Marschalls von Luxemburg zugestoßen? Er war geköpft worden, wie ein gemeiner Verbrecher. Warum denn?

Weil er sich abermals zu einem Duell hatte hinreißen lassen.

Schon Heinrich IV. hatte gegen das Duellwesen ein sehr strenges Edikt erlassen, dessen Einleitung folgenden merkwürdigen Satz enthielt: „Wir verbieten ausdrücklich allen Personen, selbst der Königin, unserer theuren und geliebten Gefährtin, wie allen Prinzen von Geblüt, eine Bitte, ein Gesuch oder Supplik zu unternehmen, welche Ebendiesem widerspräche, und wir protestiren und schwören bei dem lebendigen Gott, keine Gnade zu bewilligen, die dieser gegenwärtigen Ordonnanz Abbruch thun würde.“ Das Edikt, das dann Ludwig XIII. am fünften Februar 1626 erließ, erneuerte dieses Verbot. Trotzdem hat Alles, was Namen hatte im damaligen Frankreich, den König um Gnade für den jungen Bouleville, einem nächsten Verwandten der Herzoge von Montmorency; aber der König blieb fest. Nichts konnte ihn erweichen. So fiel das Haupt Boulevilles unter dem Beile des Henkers.

Aber die Strenge hat nichts genützt. Einige Jahre hindurch wurden die Duelle seltener und weniger öffentlich; doch Richelieu war noch nicht tot, als die alte Gewohnheit mit größerer Wuth und wilderer Erbitterung als jemals losbrach. Keine dreißig Jahre nach dem Tode Boulevilles belehrt uns der Marschall von Gramont, daß die Duelle der letzten zehn Jahre 954 Edelleuten das Leben gekostet haben. „Die jüngsten und unerschrockensten Bertheidiger des Staates“ gingen so zu Grunde. Wie aber hätten auch die Duelle seltener werden sollen, da doch der kriegerische Geist, der Geist, der an die Waffe appellirt und die Ehrenrettung durch die Waffe, nicht nur seine Herrschaft behauptete, sondern von Staats wegen gepflegt und gezüchtet wurde?

Und doch — höchst merkwürdig —: gerade die Regierungszeit Ludwigs des Bierzehnten, des Monarchen, der an den kriegerischen Ueberlieferungen der französischen Politik so rücksichtslos festhielt, brachte einen Anfang des Wandels.

„Die Maximen der französischen Regierung“, schreibt der Baron von Bisoln im Jahre 1667, „sind die folgenden: erstens: immer den Krieg im Auslande unterhalten und die junge Noblesse Frankreichs auf Kosten seiner Nachbarn üben... Und wirklich steht es fest, daß das Genie der Nation es nicht erträgt, lange in der Muße des Friedens zu verharren. Es bedarf der Ernährung an diesem Feuer; und sorgt man nicht im Auslande dafür, so würde sich ganz von selbst der Stoff dazu im Innern bilden“ . . .

Und dennoch der einsetzende Wandel! „Die Höflinge“, erzählt Hamilton, „nahen sich nur mit Verehrung dem einzigen Objekt ihrer Achtung und dem alleinigen Gebieter ihres Schicksals. Die vorher kleine Tyrannen in ihren Provinzen oder in den festen Grenzplätzen waren, sind jetzt nur noch Gouverneure. Die Gnaden fließen nach dem Gefallen des Herrn bald dem Verdienst, bald den Diensten zu. Keiner denkt mehr daran, den Hof zu belästigen oder zu bedrohen um sie zu erlangen.“ Die Friedensperiode, die dem Jahr 1660 folgte, verbunkelt allmählich das eben noch so hell strahlende Prestige der Generale und der großen Kriegskleute. „Bei Hofe verschwinden sie in der Menge der Höflinge... Sie figuriren bei den mythologischen Ballets, bei den Paradedurnieren“ . . . „Bei dem glänzenden Carroussel vom fünften Juli 1662 zieht Condé, in ein Theaterkostüm gehüllt, durch die Straßen von Paris an der Spitze einer Türkenquadrille, einer burlestesten Quadrille, in buntschwedigen Farben, in der Luxemburg, eben so verkleidet, das Amt eines Feldmarschalls versieht. Beide ziehen in dieser Ausstattung dahin, unter den Augen der schönen Frauen, die auf den Balkonen der Tuilerien sitzen, zu kämpfen und zu paradiren. Vier Jahre früher bekämpfte dieser große Kapitän mit dem selben Premierlieutenant in den Dünen von Dünkirchen wüthend und mit blanker Waffe die Schwadronen des selben Königs, von dem sie nun ein Lächeln zu erhaschen suchen . . .“

Einstweilen freilich war Das nur äußere Lünche. Der kriegerische Geist war nicht tot. Er war nur zurückgehalten. Bornig hören wir einen Luxemburg davon reden, daß er nun nichts zu thun habe, als auf dem Lande seinen Stohl zu bauen. Und als der Krieg dann wirklich kam, war er augenblicklich auf dem Fleck. Seine Stimme, ob wir sie hier gleich einzeln vernehmen, ist darum doch keine vereinzelt; und deshalb ist es interessant, diese Anschauungen über Krieg und Frieden kennen zu lernen, Anschauungen, in denen sich denn doch seit jener Zeit ein vollkommener Wandel vollzogen hat. Daß der Krieg der Vater aller Tugenden sei, erzählt man sich ja auch heute noch. Aber bei schärferem Zusehen ist es nicht der Krieg, sondern die Gefahr. Daß der Krieg eine günstige Kapitalanlage sei, hat man auch früher schon gewußt; daß er eine positive Nothwendigkeit sei, ist für viele Tausende schon so wenig verständlich wie etwa die Behauptung, daß die Pest eine positive Nothwendigkeit sei. Seit zweihundert Jahren hat sich eben doch ein Wandel vollzogen, der Wandel, der zur Vermenschlichung des Verkehrs unter Menschen strebt und drängt und leise, leise seine tiefwirkende Arbeit verrichtet. Das merken wir, wenn wir den Erzählungen Ségurs lauschen, da, wo er von den Ereignissen berichtet, die sich um die Zeit des aachener Friedens im französischen Heer abspielten.

Der Franche Comté hatten diesmal die Pläne Ludwigs gegolten. Mitten im Winter und mit einem unerhofften Ansprung sollte die Provinz genommen werden. Ende Januar 1668 ist Alles in größter Heimlichkeit vorbereitet. Kein Mensch ahnt, was da kommen soll. Am zweiten Februar trifft Luxemburg bei Condé ein, übernimmt die Führung des ihm zugewiesenen Corps und geht am anderen Tage über die Grenze. Er marschirt auf Salins, während Condé auf Besançon losrückt. Niemand versucht ernstem Widerstand. Entsetzt, in voller Sicherheit getroffen, lassen Spanier und die Bewohner der Freigravität jeden Gedanken an Kampf fallen. Salins ergiebt sich beim ersten Anlauf. „Ein Soldat getödtet und zwei verwundet“: Das ist das Blutopfer für eine Stadt. Sofort gehts weiter gegen Cole. Die Stadt öffnet nach zwei Tagen die Thore. Am neunzehnten Januar ist die ganze Freigravität in der Gewalt dieser königlichen Räuber. Nun solls noch weiter gehen: gegen die Niederlande mit drei Armeen zu gleicher Zeit, im Ganzen hunderttausend Mann, geführt von Turenne, dem Herzog von Orleans und Condé. Condé wählt seinen ersten Adjutanten: Luxemburg. Dieser sammelt die Truppen zwischen Sambre und Mosel. Im April soll er mit der Belagerung Luxemburgs, der Stadt, deren Namen er trägt, den Anfang machen. Einstweilen rekonoszirt er die Grenzen von Geldern und Limburg. Da trifft die Nachricht ein: der Friede naht. England und Holland vermittelten zwischen Frankreich und Spanien. Ein Waffenstillstand bis Ende Mai ist schon unterzeichnet. Und Louvois, der Kriegsminister, schreibt an Luxemburg: „Wie entrüstet Sie auch sein mögen: der König hat es für gut befunden, Ihnen die Sorge für den Lebensunterhalt der Truppen auf Kosten des Feindes anzuvertrauen. Komme nun der Friede oder nicht, so ist es gut, diese Herren von Limburg und Geldern zur Bezahlung ihrer Schulden anzuhalten, wenn es dazu ein Mittel giebt; darum ersuche ich Sie, alle Ihre industria einzusetzen, die Leute von ihren Schulden zu befreien und mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, daß es mit diesem Amt vorwärts geht, da Ihnen keine Entschuldigung bliebe, glückte es Ihnen mit der großen Praxis, die Sie in solchen Dingen haben, nicht.“ Von seiner Höhe als General der Armee stürzte Luxemburg plötzlich zum Steuereintreiber herab und ward gezwungen, eine elende Bevölkerung auszusaugen und auszupressen. Er ist nicht sehr erbaut davon. In einem Briefe an Condé hofft er auf „einige kleine Chikanen“, die im letzten Moment den Frieden vereiteln sollen. Und doch weiß er wohl: „dieser unselige Friede ist nur zu gut gebaut.“ Er ist vollkommen unglücklich darüber, daß es Frieden geben soll. Wenn er an die Lage denkt, in der Louvois ihn festhält, packt ihn die Lust, zu desertiren. Er hofft, „man werde in Versailles den Frieden so langweilig finden, daß man sich dort nicht weniger darüber ärgern werde, als er es jetzt thue.“

Aber nicht nur die Führer sind wüthend, sondern eben so die Soldaten. Bei der ersten Nachricht waren sie nicht mehr zu halten. Aufruhr und Plünderung überall. „Wir haben Leute Spießruthen laufen lassen, morgen hängen wir einige auf; doch nichts vermag der Lächerlichkeit zu steuern, die so groß ist, wie ich nie eine sah.“ Mit wenigen Ausnahmen herrscht der selbe böse Geist unter den Offizieren. „Die Mehrzahl läßt sich gehen, so daß es keinen giebt, der seinen Dienst thut, wie er sollte.“ Und immer wieder: „Der verfluchte Friede ist an Alledem schuld.“ In den ersten Maitagen begannen in Aachen die Friedensver-

handlungen. Frankreich soll den ganzen Theil der Niederlande bekommen, den es im Jahre 1667 eroberte. Nur die Ratifikationen werden noch erwartet. Die Langsamkeit des spanischen Hofes läßt wenigstens einige Wochen Aufschub erwarten. Und Louvois gedenkt, diese Zeit auszunützen. Luxemburg soll die Staatskasse füllen. Wie? Nun, er soll einfach nehmen, was er erwischen kann. Er soll ins Herz von Limburg eindringen, soll — trotz dem schon beschlossenen Frieden und à la barbe des médiateurs — sich aller Schlösser, aller befestigten Orte bemächtigen und mit Gewalt alles verfügbare Geld der unglücklichen Provinz wegnehmen. Luxemburg selbst schlägt dieses Programm vor und Louvois billigt es mit lebhaftem Enthusiasmus. Der Minister verspricht seinem Oberräuber sogar bedeutende Verstärkung an Artillerie und Kavallerie. Sollten die Vermittler Vorstellungen machen, so wird Luxemburg ihnen mit ausweichenden Antworten dienen und einfach fortfahren, nach Lust und Gefallen zu plündern. Er zeigt einen lebhaften Eifer, den man „beinahe Roletterie“ nennen könnte, das ganze Land auszuputzen (nettoyer). Ueber das Elend, das er erzeugt, macht er sich keine Gedanken; er fühlt, so scheint es, keinerlei Mitleid noch Gewissensbisse. Das Einzige, was er beklagt, ist, in einer so armen Provinz operiren zu müssen: „man würde aus dem ganzen Limburg weniger ziehen als aus einem einzigen Marktsteden Flanderns.“ Uebrigens erweisen ihm auch die Bauern keinerlei Gefälligkeit. Bei seiner Annäherung fliehen sie, verbergen sich und ihr Vieh in „Teufelswäldern“, wo man sie nicht erreichen kann, und kümmern sich nicht darum, daß man ihre Häuser abbrennt, die so wie so nichts werth sind. Er bittet also, daß man ihn entschuldigen möge, wenn er bei solchen Umständen nicht „so viel Gutes thun könne, wie er gern möchte.“ Besser gelingt es ihm dafür mit den Abgeordneten des Staates Limburg, die kamen, um mit ihm zu verhandeln. Die Konferenz, sagt er, „habe ihn zwei Tage Schlemmerei gelostet“, und er schmeichelt sich, dabei den Beweis „eines gewissen savoir-faire“ erbracht zu haben. Auch bewilligte man ihm eine runde Summe von 200 000 Livres, zu der er „durch kleine Chikanen“ das Angebot der Abgeordneten von 30 000 Livres hinauffsteigerte. Doch trotz der Eile und Härte Luxemburgs kam die Ratifikation an, bevor er sein Werk vollendet hatte. Am siebenundzwanzigsten Mai wurde der Friede offiziell verkündet. Nicht ohne Bedauern schickt Louvois nun dem Kommandanten des Corps den Befehl, Limburg zu räumen und sich nach Thionville zu begeben. Plötzlich aber, im Augenblick, da er seinen Brief schließt, besinnt er sich und fügt folgendes Postskriptum bei: „Falls Ihnen noch ein oder zwei Tage nöthig sind, um irgend ein beträchtliches Geschäft in dem Lande abzuschließen, darf ich nicht ermangeln, Ihnen zu bemerken, daß Sie den Befehl, mit dem der Ueberbringer beauftragt ist, nicht eher veröffentlichen und sich dazu erklären dürfen, als bis Sie mit Ihrem Geschäft zu Ende sind, vorausgesetzt, daß es sich nur um einen, höchstens zwei Tage dabei handelt.“ „Die Insinuation ist eben so klar wie unredlich“, meint Ségur: „es handelt sich darum, eine unschuldige Bevölkerung um die Wohlthat des Friedens zu bringen, einen Aufschub zu bewirken, um ihre Taschen umzukehren. Luxemburg ist darüber keine Minute im Zweifel; ohne Zaudern und Skrupel tritt er in dieses Spiel ein.“ Fünfhunderttausend Livres Nachzahlung: Das war das Resultat dieser ungesegmähigen „raffe“. Erst am zwölften Juni befahl Luxemburg den Ab-

marſch und nahm ſeine Bürgen mit. „Das koſtet viel Geld“, ſagt er, „denn ich habe beim Diner und Souper vier Barone, die bei uns bleiben werden, bis die Wechſelbriefe acceptirt ſind. Darum muß ich eine ſo nichtswürdige Geſellſchaft ertragen“. Das „gute Volk von Limburg“ hat ſich in ſeinem Entſetzen nicht gegen die Elendszulage geſträubt . . .

Das Gefühl, das uns heute beim Leſen ſolcher Geſchichten beſchleicht, lehrt uns den Wandel der Anſchauungen kennen. Natürlich wäre es weit geſehlt, wollte Einer glauben, nur ein Franzoſe ſei zu ſolchen Schändlichkeiten fähig geweſen. Raum ein Menſchenalter früher wüthete in Deutschland noch der Dreißigjährige Krieg und nicht nur von Schweden und Franzoſen werden da die traurigſten Dinge berichtet. Und hundert Jahre ſpäter faſt war es, da von Bayern aus gegen die Deſterreicher Reklamationen erhoben wurden, die von denen des „guten Volkes von Limburg“, hätte es ſich damals zu rühren gewagt, kaum übertroffen worden wären. Also nicht am einzelnen Volke lag es, ſondern an der Roheit des „kriegeriſchen Geiſtes.“ Eine Wandlung liegt vor, aber auch eine Wanderung. Gen Oſten wanderte dieſer kriegeriſche Geiſt . . . Und heute? Denke man von der Lehre Tolſtois, was man will: der Mann iſt groß in ſeinem unerſchütterlichen Glauben an die Zukunft des Friedens, des Rechtes und der Gewaltloſigkeit und er iſt heute ſchon eine geſchichtliche Macht. Nicht ſeine Maximen, nicht ſein Glaube, nicht ſeine religiöſe Weihe werden als ſolche den Wandel herbeiführen. Aber ſie wirken mit und legen Zeugniß ab von dem Eintritt dieſes Wandels, wie das große Werk der ſibirischen Bahn. Quer durch Aſien bis zu den Geſtaden des Stillen Ozeans wird ſie das Evangelium der Kultur tragen, das Wiſſen erwecken und verbreiten, die Befinnung wachrütteln und den Verkehr der Menſchen unter einander in Formen der Menſchlichkeit hüllen. „Die Ruſſen kommen“: für den Oſten wird, trägt nicht Alles, dieſes Wort einmal einen Segensruf bedeuten, wie es für den Weſten ein Schmerzensruf war. Heute noch nicht! Denn immer wieder fällt eine höhere Kultur, tritt ſie einer natürlichen Wildheit entgegen, in den Irrthum, dieſe bezwingen, ausrotten zu müſſen. Und doch iſt Menſchlichkeit das Ziel der Menſchheit. Aber ein Volk vermag dieſes Ziel zwar im Auge zu behalten, aber es allein zu erreichen vermag es nicht. Und je näher es für ſein eigenes Leben dieſem Ziele rückt, um ſo ſchwerer empfindet es die Hemmungen, die ihm von außen kommen, Hemmungen, die mit ihrem gewaltſamen Charakter zunächſt immer wieder an die von keiner Erkenntniß beleuchteten gewaltſamen Urinſtinkte des Kulturvolkes ſelbſt appelliren möchten. Erſt wenn die Augen aller Menſchen auf jenes hohe Ziel eingeleitet ſind, kann man ſich zum letzten großen Marſch rüſten. Und die Augen einzustellen: Das iſt, was auch immer kurzſichtige Selbſtſucht ſagen und meinen mag, der treibende Grundgedanke aller Koloniſation, alles civilisatoriſchen Wirkens. Der Angst vor der Hemmung eigenen Lebens entſpringt immer mehr das Bewußtſein der Soltbarkeit aller Menſchen und Völker und aus ihm erſt empfängt alles nationale Wollen ſeine Legitimation, ſeine Stärkung, ſeine ſegnende Freude.

. . . Der Abendſtern flammte am Himmel, als ich zu ſchreiben begann. Er ging unter. Aber der Morgen bligte auf, ein kühler, heller Frühlingſmorgen. Er verſpricht einen herrlichen Tag.



Lilli Lehmann.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß möchte ich Ihren Lesern von Lilli Lehmann sprechen. Graf Bülow hat ein Grübchen im Sinn, — nun ja! Es ist wieder ein Kommerzienrath verhaftet worden, — na, schön! Und der „Tag“ ist erschienen, vor dessen Probenummer der Ruf des Tenor-Faust verständlich wurde: „O Tag, Dir gilt mein letzter Gruß!“ Trotzdem möchte ich von Lilli Lehmann sprechen. Ich kenne sie zwar nicht persönlich, war nie in ihrem entzückenden Heim und habe sie nicht einmal als Amateur belauert und abgeknipft. Aus ihrem Privatleben weiß ich nur von Hörensagen, daß sie eine thätige Gönnerin der Thiere ist — hoffentlich nicht etwa, weil sie die Menschen, diese mechanische Klasse, verachtet —, und ich habe sie manchmal gesehen, wenn sie in stolzer Haltung und in einem Kostüm, das auf unabhängige Sinnesart deutet, raschen Schrittes die Brunwaldkolonie durchquert. So kann ich denn eigentlich nur von der Künstlerin sprechen; und doch muß ich im Voraus bemerken, daß ich Dies eben nicht kann, daß es mir nicht gelingen will, sie säuberlich-dualistisch in zwei Hälften zu spalten, wie es der tapfere Schwabenritter dem Türken that, daß Frau Lehmann uns eine Persönlichkeit zeigt und daß ich nur deshalb von ihr spreche. Sie ist heute einzig in ihrer künstlerischen Art; und ihre „populären Viederabende“ sind es auch. Wie erfreulich ist es, daß diese Darbietungen höchster Kunst populär sein wollen, wie viel erfreulicher noch, daß sie es wirklich sind! Der weite Raum der Philharmonie ist bis auf den letzten Platz gefüllt, die Mehrzahl der Zuhörer sind Zuhörerinnen, die Herren nur in der älteren und ältesten Generation vertreten. Drei Patriarchen erblickte ich mit blizenden Augen und munteren Farben: so frisch blüht ihr Alter wie greisender Wein! Ob der *bel canto* ein Lebenselixier ist? Aber das Mannesalter ist spärlich anwesend. Um diese Stunde brütet der deutsche Mann im Stammtischdunst. Pünktlich um halb Acht bahnt sich die Künstlerin nicht ohne Mühe den Weg die Estrade abwärts. Sie steht in ungezwungener, wahrhaft königlicher Haltung neben dem Flügel, an den sie sich nur zuweilen leicht anlehnt. Wie sie während der anderthalb Duzend Lieder, die sie auswendig vorträgt, in dieser zugleich statuesten und lebensvollen Ruhe verharret: Das schon zeigt uns die strenge Selbstzucht, die sie geübt hat und die allein es ihr ermöglicht, die Höhe der Auserwählten zu erreichen. Und nun beginnt sie und wir hören eine Stimme, die so von jeder Schlacke befreit ist, daß sie uns dann und wann in dieser Verklärtheit fast transszendental anmuthet und wir leise erschauern. In dieser Stimme giebt es keine Schluchten und Risse, jeder Ton ruht eben, gleich an Volumen und Farbe, neben dem anderen. Die Technik, besonders die Athemführung, ist vollendet. Ich schlürfte jede kleine Verzierung, schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf vor Staunen und fixe mit inspidem Reflexglächeln da, in der Betrachtung solcher Kunst das Opfer d'une admiration stupide et monotone, wie Rousseau, wenn er die Stimme der Natur vernahm.

Ueber die Ausdrucksfähigkeit der Künstlerin streitet man in der Gemeynde. Die Dreiftesten machen kein Hehl daraus, daß ihr die stärksten dramatischen und heroischen Töne nicht zu Gebote stehen; wer die imponirende Gestalt, den stolzen,

dunklen Gemmenkopf betrachtet, will Das nicht glauben. Aber es mag wahr sein; wenigstens singt Frau Lehmann mit klassischer Mäßigung und nur ganz, ganz selten vernimmt man realistische, geflissentlich rauhe Accente. Vielleicht hat sie, wie mancher energische Denker und Künstler, ihre Mängel zum Piedestal ihrer Größe gemacht. Jedes Lied hat seinen Stil, dem die Nuance sich unterordnet, keine Partie ist bevorzugt, keine vernachlässigt und vielleicht ist die Einheitlichkeit der ganzen Darbietung das besonders Wohlthuende, der erquickende Nachgenuß, den man in der Erinnerung immer und immer wieder durchkosten möchte. So aus einem Guß zu singen, vermag nur die Meisterin der künstlerischen Oekonomie, die ihr Ziel sicher sieht und ihre Mittel souverain beherrscht. Mitunter tritt Frau Lehmann, die ein an der „Ersten Dramatischen“ hold befremdendes allerfeinstes Soubrettentalent besitzt, aus ihrer vornehmen Zurückhaltung heraus; sie spielt leise: ein Augenaufschlag, ein Lächeln, eine diskrete Geste. Dann, in den ernst gestimmten Liedern, tritt wieder der Zug süßen Leidens in ihr Anlitz: ich fühle tief und stark, — o, welches Leid! Und singen darf ich, was ich fühle, — o, welches Glück! Und dann wieder Schnadahüpfel-Schelmerei und balladeste Straffheit und lyrisches Ueberquellen und Kommersbuch-Burschikosität und sogar — es ist nicht zu glauben — Selbstpersiflage in Tönen. Frau Lehmann singt ein Lied von einem Burschen, der am grünen Rhein in der Nebenlaube ein zartes Täubchen verspeist, einen würzigen Tropfen schlückerl, ein hübsches Mädchen küßt und endlich, an Leib und Seele saturirt, in den Wonnesuchzer ausbricht: O, wie ist die Welt so schön! Sie singt es mit einem ironischen Jubel, das da sagt: „Ja, für solch ein junges Blut und unter so beneidenswerthen Umständen, da ist die Welt freilich wunder-, wunderschön; aber als erfahrene Frau muß ich doch bekennen: es giebt auch einige Flecken auf diesem Planeten. Nun, gönnt dem Burschchen sein Vergnügen. Schön wars doch.“ Lilli Lehmann steht eben über ihrem Stoff. Das ist, nach der Ansicht der Ekstatischen, ihre Stärke und, nach der Ansicht der Mörgler, ihre Schwäche. Sie muß, so wie sie ist, eine ausgezeichnete Lehrerin sein und es wäre zu wünschen, daß sie Schule machte. Sie besitzt das Haupterforderniß des Lehrers: Autorität — ich habe auch in Paris mit landsmannschaftlicher Genugthuung beobachtet, wie sie das Publikum gängete —, und wenn am Schluß des Konzertes gegen zweitausend Menschen, die sich schon zum scheußlichen Garderobengememel anschickten, regunglos verharren, sobald ihre Stimme wieder erklingt, so ist Das ein sprechender Beweis für die starke Wirkung, die sie übt und die nicht allein einer ungewöhnlich schönen Stimme, einer ungewöhnlich sicheren Technik, einem ungewöhnlich reichen Ausdrucksvermögen entstammt. Ueber den sinnlichen und intellektuellen Genuß hinaus, den Ton und Deklamation zu gewähren vermag, ahnt das Publikum die moralischen Werthe der Persönlichkeit, die vor ihr steht, den Fleiß, die Entfagung, die Selbstzucht, die nothwendig sind, um Das zu erreichen, fühlt, daß ein großer Künstler kein kleiner Mensch sein kann, und beugt sich huldigend vor der Harmonie dieser Erscheinung, die lehrt, daß es auch für den modernen Menschen und auch für das Weib eine Kalokagathie giebt, an deren Zauber wir uns mitten im Zeitalter des athletischen Krüppelthums erfreuen dürfen.

Eduard Goldbeck.



Verkehrsgesellschaften.

Die Begeisterung der Börse für Kiautschou ist verraucht. Vergebens mühen sich die Verbündeten Regierungen, in ausführlichen Denkschriften das Glück unserer ostasiatischen Reich- und Besitzthümer zu beleuchten. Wer einmal die Dummheit begangen hat, sein Kapital in den Boden des Drachenlandes zu stecken, heuchelt, um seine Bangigkeit zu verbergen, noch immer Interesse für die Entwicklung des Pachtgebietes. Boden ist dort wohl wohlfeil, Konzessionen werden gern verliehen, und zwar nicht mehr ausschließlich an Beamte. Es fehlt sogar an Bewerbern. Die Muttersöhne, die nach Thaten dürsteten und noch vor einem Jahr, bevor der Krieg, der Heilige Krieg entbrannt war, dem Vaterlande in der Fremde zu dienen sich beflissen zeigten, sind in den sicheren Port des Elternhauses heimgekehrt und renommiren jetzt mit den Gefahren, denen sie entronnen sind, und mit den Erfolgen ihrer Heldenthaten. Aber sich lechzen nicht nach neuem Ruhm. Das Volk in seiner Gesammtheit wird noch Jahre lang unter dem kühnen Gelüsten deutscher Waffenträger, denen die Exkursion ins Reich der Mitte zum Theil recht Abel bekommen ist, zu seufzen haben. Deutsches Blut und deutsches Kapital dängen das der Heimath ferne Land. Aber die Ernte wird einst von glücklicheren Nebenbuhlern in die Scheuer gebracht werden.

Nur eine Hoffnung bleibt uns: unsere Rhedereien brennen darauf, die Konkurrenz auf der ostasiatischen Fahrt aus dem Felde zu schlagen, und sind auf dem besten Wege, dieses hohe Ziel trotz englischer Intelligenz und Beharrlichkeit, die es zu überwinden gilt, zu erreichen. Unsere Schiffsbauer kennen die Geheimnisse der ausländischen Werften und haben ein gutes Gedächtniß. Heute lassen sich sogar schon stolze Engländer in Deutschland Dampfer bauen. Zum Glück verzichtet die deutsche Rhederei seit einiger Zeit darauf, Rekordbrecher herzustellen. Den Hauptwerth legen sie auf eine hohe Ladefähigkeit. Die sozialpolitischen Quackalber schreien darüber Peter. Wären sie Kaufleute, die an ihrem riskanten Besitz verdienen müssen, so würden sie schweigen. Im Uebrigen beeinträchtigt eine starke Fassungskraft keineswegs die Sicherheit eines Schiffes. Deshalb wäre es auch unklug, durch das schlechte englische Beispiel unsere guten Sitten verderben zu lassen und die Tieflade-Linie einzuführen. Als bei einem großen deutschen Schiff im vorigen Jahr ein solcher Versuch unternommen wurde, lobte der Kaiser dieses Beginnen. Die meisten Fachleute aber sind noch jetzt gegen die Einführung der Tieflade-Linie, die richtiger Höchstlade-Linie genannt werden sollte; denn sie zeigt an, wie weit ein Schiff schlimmsten Falles im Wasser stecken darf, ohne daß man eine Ueberladung zu fürchten braucht. Diese Vorschrift, die keinen praktischen Werth hat, weil sie das eine ganz individuelle Behandlung erheischende Schiffahrtswesen in die enge Schablone zwängen will, findet heute selbst in Großbritannien kaum noch Freunde. Wir haben uns in Deutschland wahrlich um ernstere Aufgaben zu kümmern. Und unsere großen Rhedereien sind auf dem Posten. Sobald von irgendwo her die Kunde von einer Hebung des Hafen-

verkehrs und einer Verbesserung der Schiffahrtsanlagen kommt, melden sie sich, um die Bewältigung der Transportansprüche in angemessener Weise zu regeln.

Seit einiger Zeit ist die Form einer Betheiligung der Regierungen an der Einrichtung eines Dampferdienstes vielfach beliebt geworden; auch das Deutsche Reich macht die neue Sitte schon mit. In solchen Fällen erkennt die Regierung ihre eigene Verpflichtung zur Herstellung von Seeverbindungen an, zeigt zugleich aber auch ihr Bedenken, das damit verbundene Risiko selbst zu tragen. Das Zusammenwirken mit Privatunternehmern, die alle Einrichtungskosten tragen und auf Grund ihrer langjährigen, in verschiedenen Verkehrsbeziehungen gesammelten Erfahrungen das Risiko einschränken können, bietet einen vortrefflichen Ausweg, der beiden Theilen Gewinn verheißt. Traurig anzusehen ist nur, wie bei den Dampferlinien, die um unserer Kolonien willen geschaffen wurden, der Verkehr meist so wenig lohnend ist, daß die von deutscher Seite gebrachten Opfer zum großen Theil fremdländischem Frachtgut Nutzen bringen. Versügen doch unsere acht Schutzgebiete nach den gewiß optimistischen Schätzungen der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes zusammen nur über sieben Millionen Mark jährlicher Einnahmen! Selbst wenn alle phantastischen Hoffnungen auf die Erträge der deutschen Reichspflanzungen im Jahre 1901 sich erfüllen, wird das Reich den Kolonien wieder mehr als dreiunddreißig Millionen schenken müssen; und ein Ende der „Zuschüsse“ läßt sich noch nicht absehen. Durch die Ausgestaltung des Dampferdienstes erweitert sich natürlich die Möglichkeit, die Handelserzeugnisse unserer Schutzgebiete zu verwerthen. Die aufgewendeten Summen stehen aber in keinem Verhältniß zu dem Gewinn. Trotzdem darf den Rhedereien, die ihre Flotte unablässig vermehren, nicht bang werden, so lange sie sich, wie es zu ihrem Heil noch allgemein der Fall ist, an die Befriedigung offenkundiger Bedürfnisse des Handels und nicht etwa nur an die patriotischen Phrasen weltmachtlästerner Vaterlandsfeinde halten, denen Pathos die Vernunft ersetzen soll.

Welche Kraft eine große deutsche Schiffahrtsgesellschaft sich erwerben kann, lehrt der leztjährige Gewinn des Norddeutschen Lloyd. Für das hobokener Unglück muß er etwa fünf Millionen Mark opfern. Trotzdem kann er den Aktionären noch 8½ Prozent Dividende zahlen. Aber diese Antheilseigner, wie die Schiffsbefitzer in vielen Seestädten genannt werden und wie auch die Aktionäre sich gut deutsch nennen sollten, machen lange Gesichter, weil vielleicht neue, gute Geschäfte, die da locken, neues Kapital fordern würden. Muß darum aber auch die Dividende sich verringern? Mit größeren Mitteln läßt sich Größeres erreichen. Die Handelswelt wird von Jahr zu Jahr umfangreicher; die Industrie sucht neue Absatzgebiete und in der Bevölkerung entlegener Erdgegenden werden neue Bedürfnisse geweckt. Da ist es doch klar, daß auch die Dampfergesellschaften sich ausdehnen müssen. Ist die Verwaltung solid und trifft die Gesellschaft keine rothe Havarie, so verzinst sich jeder neue Groschen besser als der alte.

Mit den Straßenbahnen steht es ähnlich. Verbessern sie ihren Betrieb, wendet sich ihnen ein neues Publikum zu, das bisher nichts von ihnen wissen alte. Selbstverständlich läßt sich keine Neuerung und keine Ausdehnung der Linien ohne Geldmittel durchführen. Ein panischer Schrecken lähmt aber die Aktionäre, sobald sie von der Nothwendigkeit einer Erhöhung des Aktienkapitals hören. Rasch sind sie mit dem Wort „Verwässerung des Geldes“ bei der Hand,

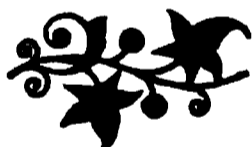
obwohl, wenn das Verkehrsunternehmen seine Macht bei Ausdehnung der Linien verstärkt, auch das Kapital doch nur noch mehr gesichert wird. Wir rechnen heute mit anderen Ziffern als unsere Väter und deshalb sollte uns eine Straßenbahngesellschaft mit siebenzig bis achtzig Millionen Mark Grundkapital nicht schrecken. Die Rubrik der Zeitungsbeschwerden über die Mangelhaftigkeit der Straßenbahneinrichtungen und die Uncoulanz der Verkehrsverwaltungen ist täglich gefüllt. Würde aber nach den Wünschen Seiner Majestät des Publikums, so weit sie nicht bloße Chimäre bedeuten, sondern Wohlfahrtzwecken dienen, gehandelt, dann hätten die Aktionäre auf Gewinne überhaupt nicht mehr zu rechnen. Der Paschaton, in dem sich die Leiter der Großen Berliner Straßenbahn gefallen, erhöht ihre Unbeliebtheit. Aber die Direktoren und Aufsichtsrathsmitglieder sind schließlich nur die Beauftragten der Aktionäre und werden nur dann, wenn sie deren Interessen sorgsam wahrnehmen, das Bewußtsein der Pflichterfüllung in sich tragen; die Bequemlichkeit der Fahrgäste kann ihnen so lange Sekuba sein, wie ihnen deren Kundschaft unter dem Zwang einer verhassten Nothwendigkeit unbedingt sicher ist. In die Tasche der Aktionäre fließt in größeren Städten nur ein geringer Theil der Einnahmen. Staat und Kommune geben sich redliche Mühe, um mit stets neuen Lasten den privaten Straßenbahnbetrieb zu beschweren. Seit die Sozialpolitik ein wichtiger Programmpunkt der behördlichen Seelsorge geworden ist, öffnen sich täglich neue Quellen, aus denen die Gewinne in den Strom des öffentlichen Lebens abfließen. Auch der Wahrheit, daß vermehrte Aufwendungen zu erhöhten Gewinnen führen, sind Grenzen gezogen. Es giebt in großen gewerblichen Armeen Söldner, die für die Hebung ihrer sozialen Lage nicht nur nicht dankbar sind, sondern aus dem Beweis einer ihnen gewidmeten gesteigerten Fürsorge nur ein verstärktes Recht auf Lässigkeit folgern.

Das Wachsthum der großen Verkehrsgesellschaften wird oft als eine Gefahr für das öffentliche Leben geschildert, trotzdem aber verkündet, sie müßten, um von Privatunternehmern nicht mißbräuchlich ausgenutzt zu werden, vom Staat oder von der Kommune übernommen werden. Dadurch würde die an die Wand gemalte Gefahr sich nur verschlimmern. Eine Straßenbahn, die nicht das ganze Feld innerhalb einer Stadt beherrscht, wird ihrer öffentlichen Aufgabe kaum gerecht werden können. Deshalb sollten die hochwohlwöblichen Stadtväter nicht gar zu ängstlich vor dem Verlangen nach neuen Konzessionen zurückschrecken, als entäußerten sie sich durch deren Bewilligung ihrer heiligsten Rechte. Die Stadt Berlin zeigt bei ihrer Willfährigkeit gegen die Wünsche der Bürgerschaft eine unglückliche Hand. Sie kauft, um dem Haß gegen das im Straßenbahnwesen arbeitende Privatkapital die Nahrung zu entziehen, eine kleine, nur mit sechs Millionen Mark ausgestattete berliner Straßenbahnlinie auf und läßt sich dabei von den längst der Verantwortlichkeit des eigenen Betriebes müden Unternehmern gehörig übers Ohr hauen, obwohl die Bahn auch für ein Butterbrot zu haben wäre. Das eröffnet nicht gerade die angenehmsten Ausichten auf die Zeit, wo Berlin ein städtisches Straßenbahnnetz sein eigen nennen wird.

Kluger Männer haben einen — vorläufig noch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten — Plan ausgeheckt, nach dem sich die Kommune allmählich in den Besitz mindestens der Hälfte des gesammten Aktienkapitals der Großen Berliner Straßenbahn setzen soll, um auch die neu zur Ausgabe gelangenden Bezugs-

rechte auf junge Aktien zu erwerben. Der Gesellschaft und der Börse soll nach und nach unmerklich ihr Besitz entzogen werden und eines Tages soll die Stadt in der dann ihrer Macht unterthanan Generalversammlung die sofortige Verstaatlichung des Unternehmens zu einem Spottpreis beschließen. Die Besitzer der anderen Hälfte des Aktienkapitals würden dadurch um ihre Ansprüche geprellt werden. Die Ausführung dieses Planes ist möglich, wenn sich nur ein Bankhaus findet, das die dazu nöthigen großen Geldmittel vorschießt; denn die Bewilligung der erforderlichen Gelder durch die Stadtverordnetenversammlung dürfte erst nach gelungenem Streich nachgesucht werden. Wenn dann aber die Stimmung der Versammlung umschlägt und sie auf den kostbaren Aktienbesitz verzichtet, so liegen die Herren, die Vorsehung spielen wollten, mit ihren Millionentiteln fest. Aus dem schönen Projekt wird also wohl nichts werden. Ich glaube, die Stadt wird sich noch sehr reiflich überlegen müssen, ob sie den Leuten, die auf einen kommunalen Straßenbahnbetrieb hindrängen, nachgeben soll. Das Publikum würde bei solchem Wechsel wahrscheinlich nicht allzu gut fahren, denn es hätte mit einem unzerbrechlichen Monopol zu thun, gegen dessen Macht es nur eine — und zwar eine sehr unzuverlässige — Berufung gäbe: die an die staatliche Aufsichtsbehörde, deren Walten schon heute nur dem sanften Flüstern des Zephyrs gleicht. Die Vermehrung, der wachsende Wohlstand und die Verwöhnung der Bevölkerung drängen das Verkehrsweisen unaufhaltsam vorwärts. Hüten wir uns, ihm durch behördliche Fürsorge und Reglementirsucht Ziel und Richtung weisen zu wollen! Privater Fleiß und Weitblick hat die bestehenden Verkehrsgesellschaften geschaffen und die Leute, die sie angreifen, haben durch eigene Thaten bisher noch nicht bewiesen, daß sie selbst Besseres zu leisten im Stande wären.

Synkus.



Victoria.

Noch ist, während diese Zeilen geschrieben werden, aus Osborne nicht die Meldung vom Tode der englischen Königin gekommen. Aber die zweiundachtzigjährige Greisin wird sich von dem schweren Anfall nicht wieder erholen und wahrscheinlich wird, ehe dieses Heft noch in den Händen der Leser ist, Albert Eduard König von England und Kaiser von Indien sein. Bei uns ist man geneigt, zu glauben, ein Thronwechsel in Großbritannien sei die gleichgiltigste Sache von der Welt, denn dort regire das Parlament durch die von der Mehrheit zur Macht geführten Minister, der wahre König von England heiße Salisbury, werde nächstens Chamberlain, Balfour oder Rosebery heißen und wenig liege daran, ob eine alte Frau oder ein alter Mann die Krone trage, die nicht mehr sei als ein ehrwürdiges Ziergeräth. Das klingt richtig und ist doch nicht ganz. Wohl hatte Bismarck Recht, als er England eine Republik nannte; nur die Fassade des Königthumes ist stehen geblieben, hinter der ein

oligarchisches selfgovernment sich längst wohnlich eingerichtet hat. Und doch muß der Tod der Königin Victoria als ein weltpolitisches Ereigniß betrachtet werden. Von den Küpeln aller Länder wurde sie seit Jahrzehnten wegen ihrer angeblichen Vorliebe für alkoholische Getränke und wegen des zärtlichen Gefühles verhöhnt, mit dem sie einen schottischen Kammerdiener begnadet haben soll. Aus solchen wirklichen oder erfundenen Wunderlichkeiten ihres Privatlebens aber läßt sich höchstens ein Zerrbild der Frau gestalten, die seit dreiundsechzig Jahren über das politisch begabteste Volk der Erde herrscht und diesem Volk von Jahr zu Jahr werthvoller, lieber geworden ist. Sie hat nie versucht, die Grenze zu überschreiten, die ihr die Verfassung des Vereinigten Königreiches zog, aber sie hat im Stillen mehr „gemacht“, als man auf dem Festland ahnte. Die kluge Politik ihrer Ehe Stiftungen wird berühmt bleiben; und es ist ihr persönliches Verdienst, daß heute in Petersburg und in Berlin der britische Einfluß das wichtigste Gelände befruchten kann. Oft haben die Minister Ihrer Majestät sich über dieses heimliche Treiben geärgert, noch öfter sich aber der so gewonnenen Früchte gefreut; und selbst d'Israeli, der in seinen wilden Tagen gegen die unbequeme Dame in Windsor Wuth schnaubte, mußte schließlich einsehen, daß ohne diese Frau, der er den Titel der Empress of India erstritt, politisch nicht zu rechnen war. Ihr Gebiet war die höfische Politik, deren Bedeutung auch nach 1789 und 1848 nicht geschwunden ist. Da knüpfte sie ihre Fäden an, sorgte auf den Höhen für gutes Wetter und erlebte als Greisin die Freude, die in den Hauptmächten, in Deutschland und Rußland, Regierenden anglophil gestimmt zu sehen. Am russischen Hof wird seit dem Einzug der anglisirten Kaiserin englisch gesprochen und für den Frieden geschwärmt; und wer weiß, ob ohne die leise Vorarbeit der alten Königin das Deutsche Reich die Buren im Stich gelassen und mit Großbritannien zwei Verträge geschlossen hätte, deren Wichtigkeit von der Masse jetzt noch kaum gewürdigt werden kann. Sie hat sich, trotzdem ihr Gatte und erster Berather ein Koburger war, nie eitel, nie taktlos, launisch, unzuverlässig gezeigt und konnte auf Erfolge zurückblicken, wie sie selten einem gekrönten Manne beschieden waren. Dieses ruhige und glückliche Regime hat die Briten verwöhnt und es wird interessant sein, zu beobachten, wie sie sich mit Albert Eduard abfinden werden, der sich bisher nur als *viveur*, Modelkönig und Sportsman Lorber erworben hat. Seine Schulden wird er an Cecil Rhodes, Alfred Beit & Co. jetzt bezahlen können; aber er ist wohl zu alt, als daß man hoffen dürfte, er werde, wie Shakespeares auf den Thron berufener Heinz von Wales, die wüsten Kumpane abschütteln und fortan nur noch dem großen Königsgedanken leben. Eine Kamarilla von Industrierittern, einen privy council, wie er in den Tagen der Stuarts bestand, werden die Briten sich nicht gefallen lassen. Durch ihr langes Leben hat die Königin Victoria dem Lande einen unschätzbaren Dienst erwiesen; denn heute ist der Baccaratprinz ein müder, der Ruhe bedürftiger Herr, dessen finanzielle und erotische Abenteuer kaum noch ernstlich zu fürchten sind. Die Mutter hat ihm, hat allen Königen ein gutes Beispiel gegeben: sie hat gezeigt, was eine starke Persönlichkeit in stetiger, aus dem Schatz der Erfahrung schöpfender Arbeit auch im engen Kronbereich eines Verfassungsstaates noch zu leisten vermag, wenn sie auf den Schein der Macht bescheiden verzichtet und nicht glänzen, sondern in stillem Wirken Geltung erwerben will.



Berlin, den 2. Februar 1901.

Eduard Bernstein.*)

So oft in einem mit Geist und Energie begabten Volk die Vermögensunterschiede bedeutend werden und der ärmere Theil über Druck zu klagen hat, stellen sich kommunistische und sozialistische Theorien, Utopien und Bestrebungen ein. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab ihnen

*) Am ersten Februar hat sich Herr Eduard Bernstein, der lange, mit Heimweh im Herzen, in London saß, die deutsche Grenze wieder geöffnet. Er ist von dem Strafverfahren, das er sich als Metakteur des „Sozialdemokrat“ zugezogen hatte, nicht mehr bedroht und wird sicher schnell dem londoner Nibel entleihen. Daß die Regierung den Strafbrief gegen ihn nicht erneuern ließ, war klug. Der Mann, der schon von England aus der orthodoxen Sozialdemokratie so un bequem wurde, wird ihr noch mehr zu schaffen machen, wenn er erst in Deutschland lebt und Gefährten findet. Daran wird's ihm nicht fehlen. Die Arbeit ist tot, die Gewerkschaftsbewegung ist mächtig erstreckt und die Verhandlungen über die Parteitalität, die Beteiligung an den Landtagswahlen und der F. U. Millerand haben gezeigt, wie nah die Vollmar, Auer, Heine, David und mancher Andere Bernstein stehen. Der Flüchtling, den Marx und Engels vertrauten Umgangs würdigten, galt lange als besonders radikal; und doch konnten schon die wüthenden Glossen, mit denen er als Herausgeber Loffalles Schriften verfaß, lehren, daß der Sohn einer bürgerlichen Demokratenfamilie stets noch der Seite des Liberalismus neigte. Und dieser Mann kehrt in dem Augenblick zurück, wo die deutsche Industrie vor einer schweren, für die proletarische Politik wichtigen Krise steht und wo die Häuptlein der Liberalen, um für den Kampf gegen die Getreidezölle Bundesgenossen zu fangen, die Sozialdemokraten gütlich umwerben. So rasch wie in Frankreich, wo Guesde und Jaurès einander grimmig bekämpfen, wird das viel festere Gefüge der deutschen Partei sich nicht lockern. Interessant aber wird auch bei uns die Entwicklung werden. Und vielleicht wird man eines Tages sagen, daß mit der Heimkehr des Herrn Bernstein in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie ein neues Kapitel begann.

die bekannte wirtschaftliche und politische Umwälzung eine besondere Färbung. Humanität und Interesse hatten zusammengewirkt, das ärmere Volk von der Scholle und aus den Banden der Zunft zu befreien und ihm eine — freilich durch Polizei und Strafgesetz eingeschränkte — Vogelfreiheit zu verschaffen; die weitgehende Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung hatte vereinzelt Produzieren selten und für ganze Gebiete der Produktion unmöglich gemacht und die fabelhafte Erhöhung der Produktionskraft durch Dampf und Elektrizität hatte die Aussicht auf unermesslichen allgemeinen Reichthum eröffnet. Während sich die Staatsweisen der besitzenden Klasse vergebens den Kopf darüber zerbrachen, wie die neue, immer zahlreicher werdende Klasse der Lohnarbeiter in den Organismus des Gemeinwesens eingefügt werden solle — haben sie doch eine allen Staaterhaltenden zusagende Formel dafür bis heute noch nicht gefunden —, machten die utopistischen Freunde der Armen kurzen Prozeß und entschieden: da bei der heutigen Produktivität der Arbeit das Arbeitprodukt zur Befriedigung aller Bedürfnisse Aller hinreiche, so sei weiter nichts nöthig als eine neue Einrichtung der Gesellschaft und ihrer produktiven Thätigkeit, um Allen den ihnen gebührenden Antheil am Produkt zu sichern. Diese neue Einrichtung sei durch den bisherigen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung deutlich vorgezeichnet. Die Arbeit sei kollektiv geworden, aber sie werde nicht von den wirklich Arbeitenden geleitet, sondern von jenen Wenigen, die das Monopol des Besitzes haben. Werde sie von den Arbeitenden selbst geleitet, werde der Grundsatz des politischen Liberalismus, daß sich die Staatsbürger selbst zu regieren haben, in die Produktion eingeführt, so werde nicht allein das Arbeitprodukt gerecht vertheilt, sondern von vorn herein schon die Produktion zweckmäßiger eingerichtet werden, so daß niemals das Ueberflüssige vor dem Nothwendigen geschaffen werde, und es könne dann nicht mehr vorkommen, daß die Produktion des Nothwendigen unterbleiben müsse, weil sie nicht rentire. Karl Marx und Friedrich Engels brachten dann die einzelnen Versuche der Sozialisten in ein System, dem sie eine historische und statistische Unterlage und eine philosophische Form gaben. Aus dem im Ganzen ungenießbaren „Kapital“ griffen sie ein paar Sätze heraus, die zu wirklichen Schlagwörtern geprägt wurden, und diese Schlagwörter förderten nicht wenig die Organisation der Arbeiterparteien aller Kulturstaaen, indem sie den Arbeitern nicht allein die ganz nah bevorstehende Umwälzung aller Dinge und ein darauf folgendes Goldenes Zeitalter verkündeten, sondern ihre Herzen auch mit dem stolzen Bewußtsein erfüllten, daß sie allein die wahren Vertreter der Wissenschaft des Jahrhunderts, alle anderen Menschen, die bürgerlichen Gelehrten nicht ausgenommen, mehr oder weniger dumme Kerle seien und daß ihnen schon deshalb die verheißene Diktatur in der neuen Gesellschaftsordnung gebühre.

Nun begab es sich aber, daß der Sozialdemokratie die historisch-statistische Grundlage ihres Gedankenbaues unter den Füßen schwand. Diese Grundlage bestand in der wirtschaftlichen Entwicklung und den sozialen Zuständen Englands in der Zeit von 1780 bis 1850; von 1850 an schlug aber die Entwicklung andere Wege ein; der so zu sagen automatisch wachsende Reichtum verbesserte in Wechselwirkung mit der Arbeiterbewegung und den sozialen Bestrebungen von edlen Männern der herrschenden Klassen die Lage der Arbeiter und es bildete sich eine Arbeiteraristokratie, die so zünftlerisch wie der verbohrteste Handwerksmeister und so kapitalistisch gesinnt war wie der gewinnfichtigste Fabrikant. Auch sah man von Tag zu Tage deutlicher, daß England nicht in dem Grade typisch sei für die wirtschaftliche Entwicklung, wie selbst bürgerliche Nationalökonomien geglaubt hatten und hie und da auch heute noch glauben. Gewiß wirkt die Gesamtheit der Kräfte, Einrichtungen und Zustände, die man Kapitalismus nennt, bis ans Gelbe Meer und bis in die innersten Wüsten Afrikas, dabei aber behält das Wirtschaftsleben eines jeden Landes sein eigenthümliches Gepräge; es ist klar, daß dem russischen Muschik und dem italienischen Pächter nicht mit den selben Mitteln zu helfen ist wie dem londoner Dockarbeiter und daß es lächerlich wäre, die englische Industriearmee, die französischen Weinbauern und die deutschen Großbauern in die selbe Schablone zwingen zu wollen. Die von den Sozialisten aufgeworfenen Fragen bleiben trotz Alledem bestehen und die Dienste, die der Sozialismus der Gesellschaft geleistet hat, sind nicht abzuleugnen; ist es doch zu einem großen Theil ihm zuzuschreiben, daß die Gefahr eines großen Kladderadatsch vorübergegangen ist, da er zu Reformen gezwungen, den Staatsmännern und sogar den Gelehrten erst die Augen geöffnet hat, so daß sie jetzt sehen, welche Gefahren drohen, wie die wirtschaftlichen Prozesse verlaufen und wie sie am Besten zu leiten sind. Fest steht aber, daß sich die wirtschaftliche Entwicklung mit der politischen in Reformen und unmerklichen Umbildungen fortbewegt und daß eine Katastrophe, die dem Proletariat auch nur auf einen einzigen Tag die politische Gewalt in die Hände spielen und es zu einer Neuorganisation der Arbeit berufen könnte, nicht bevorsteht. Das wissen Bebel und Schoenlant, die ganz feine Köpfe sind, so gut wie wir. Daß sie es nicht eingestehen, ist sehr natürlich. Es ist unbequem und gefährlich für einen Papst, einzugestehen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, wenn sein Gericht eben erst einen Verkünder dieser Wahrheit als einen Ketzer verdammt hat; und ein richtiger Hierarch erduldet lieber den Zwang einer freiwilligen Gefangenschaft, als daß er seine heutige Freiheit eingestünde, die thatsächlich viel größer ist, als sie jemals im Mittelalter und in der Zeit des jämmerlichen Kirchenstaates war. Aber auch den Herren Bebel und Schoenlant zu Gefallen steht die Erde nicht still; und daß und wie sie sich

dreht, werden über kurz oder lang alle Arbeiter wissen. Soll die Arbeiterorganisation nicht zum Schaden der Arbeiter und des Staates zerfallen, soll sie aufgebaut werden, bis sie alle Klassen von Arbeitern und ihre gesammte Zahl umfaßt, so muß sie sich den Thatsachen anpassen, statt sich gegen sie mit starrköpfiger Verneinung abzusperren und sich auf das Abdreihen unsinniger Revolutionphrasen und auf die Pflege unrealisierbarer Zukunftshoffnungen zu beschränken. Das hat sie ja denn auch schon einigermaßen gethan, aber so weit sie sozialdemokratisch ist, im Widerspruch mit ihrem orthodoxen Glaubensbekenntniß; und so tritt an die Sozialistenkirche schon nach kaum drei Jahrzehnten die Nothwendigkeit heran, die der christlichen Kirche heute, nach beinahe neunzehnhundert Jahren, noch nicht dringlich erscheint, ihre Dogmen zu modifiziren und einen Theil davon preiszugeben.

Unter diesen Umständen kann das Verdienst gar nicht hoch genug geschätzt werden, das sich Eduard Bernstein erwirbt, indem er es als anerkanntes und angesehenes Parteimitglied unternimmt, die Parteidogmen zu revidiren und durch Beseitigung des Utopischen oder von der geschichtlichen Entwicklung Ueberholten die sozialdemokratische Arbeiterorganisation von den Fesseln zu befreien, die sie am gedeihlichen Fortschritt hindern. Der vollkommen ehrliche und aufrichtige Mann gesteht offen ein, daß er sich, gleich Marx, durch Umstände der Zeit und des Ortes getäuscht, in manchen Stücken geirrt hat, und geht in der Ehrlichkeit so weit, zu bekennen, daß er im Beginn seiner Sinnesänderung nicht vollkommen ehrlich verfahren ist, da er, durch seine Stellung berufen, den marxistischen Sozialismus ex cathedra zu predigen, seine Rezerereien zwar nicht abgeleugnet, aber auch nicht gerade in den Vordergrund gestellt habe. Es ist erquickend, zu verfolgen, mit welcher Ruhe und Umsicht er daran gearbeitet hat, die Fanatiker der Partei allmählich zur Vernunft zu bringen. Nach dem großen Wahlerfolge, den die deutschen Sozialdemokraten am zwanzigsten Februar 1890 errungen haben, stellt er ihnen vor, daß sie nun nicht mehr eine ganz ohnmächtige winzige Minderheit seien, die genug gethan habe, wenn sie gegen die Unterdrückungsmaßregeln der unumschränkt herrschenden Mehrheit protestire, daß ihr vielmehr die jetzt erhebliche Zahl ihrer Vertreter die Pflicht positiver Wirksamkeit auflege und daß ihr die Bahn dafür vorgezeichnet sei: sie habe die Erweiterung der Volksrechte und die materielle Hebung der arbeitenden Klasse zu erstreben. Der Weg zur vollen politischen Freiheit führe durch den Parlamentarismus hindurch, nicht um ihn herum. Die Arbeiter hätten zunächst das Werk zu vollenden, das die bürgerlichen Parteien halb vollendet liegen gelassen hätten: Geburtprivilegien, verrottete Rechtsinstitutionen und ähnliche Dinge abzuschaffen. Damit — Das hält er für nöthig, zur Beruhigung der Doktrinäre hinzuzufügen — gebe die Partei kein Titelchen ihres grundsätzlich revolutionären

Charakteres auf. Im Jahre 1893 warnte er aus Anlaß der Verhandlungen auf dem züricher Sozialistenkongreß vor der Neigung, aus Zweckmäßigkeitsfragen Prinzipienfragen zu machen, örtlich und unter besonderen Umständen gewordene Regeln zu allgemein gültigen Dogmen zu stempeln und den Sozialisten aller Länder die selbe gebundene Marschroute vorzuschreiben. Er zeigt, wie lächerlich die Forderung der paar holländischen Sozialisten sei, die Arbeiter jedes Landes sollten eine Kriegserklärung mit dem militärischen und ökonomischen Generalstreik beantworten, als ob Das auch nur in dem gar nicht militaristischen Holland möglich wäre. Der ökonomische Generalstreik ergebe sich übrigens in Form allgemeiner Geschäftsstockung zur Zeit eines Krieges ganz von selbst in größerem Umfange, als den Arbeitern lieb sei.

Vom Jahre 1895 ab geht er dem mit Marxens Dekonomismus verquickten philosophischen Materialismus zu Leibe. In einer Polemik gegen die Gaspillages des sociétés modernes von Novicow zeigt er, daß die sogenannte naturwissenschaftliche Methode in der Behandlung sozialer und ökonomischer Gegenstände auf Einbildung beruhe. Freilich gehöre auch der Mensch zur Natur, aber er unterscheide sich von allen anderen Naturwesen dadurch, daß er mit Bewußtsein und planmäßig in den Naturlauf eingreife und ihn abändere. Diese geistige Thätigkeit gehöre nun einmal nicht zu Dem, was man gewöhnlich unter Natur verstehe und was die Körperwelt und ihre Veränderungen zu geeigneten Gegenständen naturwissenschaftlicher Behandlung mache; alle gesellschaftlichen Einrichtungen, alle Schöpfungen des Menschen seien nicht Natur-, sondern Kunstprodukte. Die Natur produziere von selbst keine einzige ökonomische Kategorie, weder den Lohnarbeiter, noch den Kapitalisten, noch den Profit, noch die Grundrente, ja, nicht einmal den Vorrath, sondern nur Materialien der Vorrathbildung. Gerade die Verschwendung, die Novicow der Gesellschaft vorwirft, sei bekanntlich eine der hervorragendsten Eigenheiten der Natur, woraus sich allein schon ergebe, daß die Dekonomie nichts Natürliches sei. Die Verwirrung rühre daher, daß die beiden Bedeutungen der Worte „Natur“ und „natürlich“ beständig verwechselt würden. Einmal verstehe man unter Natur die Gesamtheit der nach mechanischen, chemischen und physiologischen Gesetzen sich verändernden Körperwelt, dann wieder die Gesamtheit der Eigenthümlichkeiten eines Dinges oder einer Einrichtung. Ihrer Natur gemäß soll freilich jede Gesellschaft und jede gesellschaftliche Einrichtung betrachtet und behandelt werden; aber zwischen dieser Behandlungsweise und der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf Dinge, die keine Naturwesen im ersten Sinne des Wortes sind, ist, darin hat Bernstein ohne Zweifel Recht, ein gewaltiger Unterschied. Das Gesellschaftsleben des Menschen habe freilich in der Natur Analogien, aber man müsse sich davor hüten, aus solchen Analogien zwingende

Schlüsse auf den Verlauf des Gesellschaftslebens zu ziehen. Uebrigens lasse sich die Mechanik noch leichter auf das Seelenleben und daher auch auf das Gesellschaftsleben anwenden als die Biologie (Bernstein hätte bei dieser Gelegenheit Herbart's Psychologie zur Erläuterung herbeiziehen sollen). An anderen Stellen erinnert er daran, daß die neuere Naturphilosophie die Materie aller Stofflichkeit entkleidet, sie zu einem hypothetischen Gedankending herabgesetzt und so Dem, was man gewöhnlich unter Materialismus verstehe, den Boden entzogen habe; der neueste wissenschaftliche Materialismus sei nicht weniger spiritualistisch als der sogenannte Idealismus. In einem sehr hübschen Aufsatz über die sozialpolitische Bedeutung von Raum und Zahl wendet er den jedem Historiker geläufigen Satz, daß die Möglichkeit der Selbstregirung in dem Maße schwindet, wie der Staat an Größe und Volkszahl zunimmt, auf die Volkswirthschaft an und zeigt, wie unsinnig die Vorstellung sei, daß der Staat oder gar die Arbeiterschaft jemals im Stande sein werde, auch nur 60 000 Betriebe gut und erfolgreich zu leiten, geschweige denn die Millionen, die wir zur Zeit im Deutschen Reich noch haben.

Nach diesen Präludien hat er 1899 das Buch herausgegeben: „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie.“ Darin bekämpft er nun die Anwendung des naturwissenschaftlichen Materialismus und der Dialektik Hegels auf das Wirthschaftsleben im Zusammenhang. Er giebt dabei Marx nicht gänzlich preis, sondern will ihn nur zeitgemäß corrigiren. Hegels Umschlagtheorie sei ja richtig, aber ihre Anwendung aufs Gesellschaftsleben nicht so einfach, wie sie sich Marx gedacht habe. In der modernen Gesellschaft gebe es sehr viele Gegensätze, von denen der zwischen Proletariat und Bourgeoisie nur einer sei; auch dieser Gegensatz bestehe nicht aus zwei reinlich geschiedenen Gliedern, sondern die beiden Extreme seien durch zahlreiche Uebergänge mit einander verbunden und weder das Proletariat — wenn man darunter nicht das Lumpenproletariat, sondern alle um Lohn Arbeitenden verstehe — noch die Bourgeoisie sei eine einheitliche Schicht, sondern jede durch vielerlei Unterschiede gegliedert und sogar durch Interessengegensätze gespalten. Daher sei jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß je einmal die Summe aller gesellschaftlichen Veränderungen auf den Umschlag der Bourgeoisieherrschaft in die Proletariethererrschaft reducirt werden könne. Auch weicht, wie Bernstein durch reichliche statistische Angaben nachweist, gerade in England, von dem als dem typischen Lande Marx seine Katastrophentheorie abstrahirt hat, die Wahrscheinlichkeit einer solchen Katastrophe immer weiter zurück, da die Zahl Derer, die an der Erhaltung des Privateigenthums interessiert sind, stetig zunimmt. Im Jahre 1851 zählte England 800 000 Familien in der mittleren Steuerklasse (150 bis 1000 Pfund), im Jahre 1881 aber 990 000. Während in diesen dreißig Jahren die Bevölkerung um 80 Prozent

gewachsen war, hatte die der mittleren Einkommen einen Zuwachs von $233\frac{1}{3}$ Prozent erfahren. So tritt auch in England wieder an die Stelle des urüberbrückbaren Gegensatzes von Steinreich und Bettelarm jene Stufenleiter der Vermögen und Einkommen, die in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und den kleineren europäischen Kulturstaaten niemals zerbrochen worden war und die sich seit Jahrzehnten durch die Zunahme der Besitzenden, also günstig verändert; die Kulturwelt wird immer reicher und der Reichtum verbreitet sich in immer tiefere Schichten.

Fehlt demnach die negative Voraussetzung für den großen Umschlag, die Verelendung der Massen, so steht es nicht minder schlecht um die beiden positiven Bedingungen: die Konzentration der Betriebe und die Revolution, die dem Proletariat zur Herrschaft verhelfen soll. Von dieser Revolution wollen ja auch unsere deutschen Sozialistenführer schon längst nichts mehr wissen. Aber, klagen die Unentwegten, der Mann raubt uns eins unserer theuersten Güter: das Recht auf die Revolution; das müssen wir doch wenigstens „hoch halten“. Ihnen antwortet Bernstein: Wie könnte es mir einfallen, ein Grundrecht des Menschen zu leugnen? Nur — leider — bedeutet dieses Recht in unseren modernen Militärstaaten ungefähr so viel wie das Recht aufs Fliegen. Kein göttliches Gesetz verbietet das Fliegen; also, wenn Ihr könnt, fliegt nur immer lustig darauf los! Er hätte hinzufügen können: Wenn Ihr das Recht auf Revolution wieder wirksam machen wollt, so müßt Ihr aus der Zeit des Dampfwagens, des elektrischen Telegraphen, der Feuerwaffen und des Dynamits zurückkehren in die Zeiten des Alten Testaments, wo jedes unternehmungslustige Prophetlein seine Ehre darein setzte, im Namen Gottes ein paar Königlein zu stürzen, oder ins Mittelalter, wo Italien, wie ein Historiker nachrechnet, gegen 7000 Revolutionen durchgemacht hat; die große französische Revolution hat nicht, wie einsältige Reaktionäre glauben, die Ära der Revolutionen eröffnet, sondern sie geschlossen; was dann noch gekommen ist, war, außer der Befreiung der Südamerikaner von dem Joch ausländischer Monarchen und der Vertreibung der kleinen italienischen Potentaten, nur theils Vollendung, theils Parikatur der französischen Revolution. Daß aber die allerdings in einzelnen Produktionszweigen fortschreitende Konzentration durch die Entstehung neuer Mittel- und Kleinbetriebe in anderen und namentlich in ganz neuen Produktionszweigen aufgewogen wird, weist Bernstein ausführlich nach. Ferner zeigt er, daß die Besitzlosen nirgends, namentlich nicht in den wirtschaftlich fortgeschrittenen Staaten, die Mehrheit und bei dem beschriebenen Prozeß der Reichthumsvermehrung auch keine Aussicht haben, sie zu erlangen, und daß, wenn sie sie erlangten und dazu durch ein Wunder die politische Macht, Das ihnen nicht nur nichts nützen, sondern das größte Unglück für sie sein würde, weil sie dann ihre Unfähigkeit, die

Produktion zu organisieren und zu leiten, vor Aller Augen bloßstellen würden. Das Schicksal der meisten Produktivgenossenschaften beweist schon die Unfähigkeit der Arbeiter, auch nur mäßige Unternehmungen im Gange zu erhalten, und die englischen Konsumvereine, die im Kapitalreichtum ersticken, sind klug genug, ihr Geld nicht mit produktivgenossenschaftlichen Experimenten zu riskieren, obwohl es doch die höchste Zeit für die Arbeiter wäre, sich auf die große Aufgabe, die ihrer angeblich harret, durch Versuche im Kleinen vorzubereiten. Demnach sollen die deutschen Sozialdemokraten aufhören, in einer Richtung vorwärts zu streben, die durch Unmöglichkeiten versperrt ist; sie sollen, wie das sinnlose Revolutioneschwätz, so auch die unwahre Redensart von der einen reaktionären Masse aufgeben, sich nach englischem Muster mit allen den Arbeitern wohlwollenden Parteien und Gruppen verbünden und mit ihnen Hebung des Arbeiterstandes, Sozialisierung der Gesellschaft und in der Politik die Demokratie anstreben, Demokratie nicht im doktrinären Sinn als Selbstregierung des Volkes oder gar Herrschaft der Arbeiter verstanden — Beides ist im Großstaat unmöglich —, sondern als ein Zustand, wo die Privilegien möglichst beseitigt sind und die Arbeiterschaft einen ihrer Zahl und Wichtigkeit entsprechenden Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung übt. Die Diktatur des Proletariats könne nur noch als Ideal rachsfüchtiger Herzen gehegt werden in Ländern, wo eine unverständige Regierung die Arbeiter unterdrückt, wie in Rußland und im Königreich Sachsen. Was die Vergesellschaftung der Produktionsmittel anlangt, so scheine die Entwicklung ja diesem Ziel zuzustreben, indem sie die willkürliche Benutzung des Privateigentums durch Gesetze immer mehr einschränke, die kommunalen und Staatsunternehmungen vermehre und allerlei Formen gemeinsamen und genossenschaftlichen Besitzes schaffe; aber vorläufig müsse man sich mit der schon erreichten Mischung genossenschaftlicher, öffentlicher und privater Betriebe begnügen.

Die Leser erinnern sich, in den Zeitungen gelesen zu haben, welchen Sturm Bernsteins Aufsätze und sein Buch bei den Doktrinären seiner Partei erregt haben. Es lohnt nicht, die Verlegenheitsphrasen zu wiederholen, mit denen man in der Presse und auf den Parteitagen um die unumstößlichen Thatsachen herumzukommen suchte, die zwar Jeder sehen muß und mit Händen greifen kann, die aber bis dahin in sozialdemokratischen Kreisen noch Niemand offen einzugestehen gewagt hatte.

An den Parteitag, der im Oktober 1898 in Stuttgart abgehalten wurde, richtete Bernstein ein Schreiben, worin er sagt: „Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden.“ Das entlockte Kautsky den klassischen Ausruf: „Wenn Das richtig wäre, dann wäre der Zeitpunkt unseres Sieges nicht nur sehr weit hinausgeschoben, dann kämen wir überhaupt nicht ans Ziel. Wenn die Kapitalisten zunehmen und nicht die Besitz-

lösen, dann entfernen wir uns immer mehr vom Ziel, dann festigt sich nicht der Sozialismus, sondern der Kapitalismus.“ Ja, es ist nun einmal richtig: dieses Unglück kann Niemand von dem guten Kautsky abwenden; sein Ziel ist eben eine ganz unsinnige Utopie; und noch dazu sind Sozialismus und Kapitalismus gar keine Gegensätze, denn Sozialismus bedeutet doch wohl nicht Kommunismus. Bernstein hat sich mit dem verbohrtten Kautsky in einer längeren Polemik herumgeschlagen und hat diese zusammen mit einer Reihe von älteren Aufsätzen, die seine Entwicklung seit 1890 darlegen, in Buchform herausgegeben unter dem Titel: „Zur Geschichte und Theorie des Sozialismus“*). Kautsky wird sich nicht belehren; aber bei den Verständigen der Partei, deren Zahl nach Bernsteins Erfahrungen nicht gering ist (sie scheinen sich, Kautskys „Neue Zeit“ verlassend, um die „Sozialistischen Monatshefte“ zu sammeln) werden seine Belehrungen den Durchbruch der Vernunft befördern. Es kann nicht fehlen, daß die Nabelschnur, die ihn noch mit dem Marxismus verbindet, vollends zerreißt und daß der selbe Emanzipationprozeß bei der ganzen deutschen Sozialdemokratie vor sich geht; besonders, wenn Bernstein nach Deutschland kommt, was ihm unsere Justiz jetzt gestattet; wie freut man sich, wenn man von dieser wunderlichen Göttin einmal etwas Gutes und Verständiges melden kann! Der marxistische Sozialismus hat seine Aufgabe, bei uns in Deutschland wenigstens, erfüllt; er hat die Arbeiter organisiert, hat den Staat zu Reformen gezwungen, hat dem gebildeten Bürgerthum die Augen geöffnet und in ihm eine Bewegung hervorgerufen, die der Arbeiterbewegung parallel geht; dieses Bürgerthum ist auch hochherzig genug, sich in seinen arbeiterfreundlichen Bestrebungen durch den Hohn, mit dem es täglich vom „Vorwärts“ überschüttet wird, nicht beirren zu lassen. Man wird nur allmählich einsehen, daß, um mit Bernstein zu reden, das Ziel nichts, die Bewegung Alles ist, daß Niemand wissen kann, wie nach hundert Jahren die Gesellschaft aussehen wird, und daß sich der Vernünftige darauf beschränkt, die heutigen Uebelstände durch Reformen zu beseitigen, wobei er ja immerhin ein Gesellschaftsideal als Leitstern im Auge behalten mag. Man wird einsehen, daß der Sozialismus nur ein neues Wort für zwei uralte und stets wirksame Dinge ist: die vernünftige Staatsverfassung und die Nächstenliebe; die dadurch, daß man sie heute Altruismus nennt, weder schöner noch wirksamer wird. Man wird einsehen, daß diese beiden Grundkräfte: die politische und die sittliche, zu allen Zeiten die selben bleiben und daß nur die Aufgaben wechseln, an deren Lösung sie sich zu bethätigen haben. An der Organisirung, Hebung und Eingliederung der

*) Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelhelm, Berlin und Bern.

Lohnarbeiterschaft wird ja nun bei uns im Reichstag und in Vereinen rüstig gearbeitet; und das nächste Ziel, ihre gewerkschaftliche Organisation ohne Rücksicht auf Parteistellung und Konfession, wird, wie es scheint, bald erreicht werden. Mag nun die besondere Arbeiterpartei in die anbrechende neue Periode mit hinüber genommen werden oder mag die Milderung der Feindschaft zwischen Unternehmern und Arbeitern zur englischen Praxis führen, daß die Arbeiter auf eigene Vertreter verzichten, — jedenfalls muß man wünschen, daß ein Vorzug der heutigen Arbeiterpartei in den neuen Zustand hinübergerettet werde: die rücksichtslose Kritik des Bestehenden, die der molluskenhaft und byzantinisch gewordene Liberalismus nicht mehr wagt.

Während so die Lösung des Arbeiterproblems in die richtige Bahn geleitet ist, drängt sich uns eine viel wichtigere Frage auf, die das ganze Volk angeht. Möglich geworden ist die zum Theil gelungene Hebung der englischen und der deutschen Arbeiter durch den zunehmenden Reichtum. Dieser wird allerdings zunächst der Produktivität der Arbeit verdankt, aber den Engländern, die drei Viertel ihres Brotkorns im Auslande kaufen müssen, wären durch die gesteigerte Produktivität der Arbeit allein ihre sozialen Leistungen nicht möglich gewesen, wenn sie nicht andere Nationen ausgebeutet hätten: Kulturenationen durch den Handel, barbarische durch Plünderung, Ausraubung und Versklavung. Es fragt sich nun, ob für uns, wenn auch wir demnächst unser Brotkorn im Auslande kaufen müssen, solche Ausbeutungsobjekte übrig sein werden und ob auch nur die Engländer die erklommene wirtschaftliche Höhe behaupten können, wenn ihnen ihr Ausbeutungsgebiet von zwei oder drei gleich starken Konkurrenten streitig gemacht wird. Die Ueberlegung, daß, wenn der ganze Braten kleiner wird, auch die einzelnen Portionen kleiner werden, dürfte die Gesundung der Arbeiterpartei beschleunigen; sie wird auf Revolutionphrasen und auf die thörichte Beschimpfung patriotischer Empfindungen verzichten und an der Förderung des Gesamtwohls mitarbeiten. Welchen Schmerz wird Das den Scharfmachern bereiten, die dann ihre übermäßigen Dividenden, Profite und Renten nicht mehr mit dem Kampf für Monarchie, Religion, Ordnung und Sitte decken, mit dem rothen Gespenst nicht mehr Geschäfte machen können!

Reisse.

Karl Zentsch.



Pariser Eindrücke.

Wenn ich Muße genug hätte, würde ich, in meinen Erinnerungen an die Weltausstellung, gern bei der Thätigkeit Derer verweilen, die berufen sind, ein solches Unternehmen zu veranstalten, und die es dahin bringen, daß vom Grundgedanken bald keine Spur mehr sichtbar ist. Das Ziel wird geändert und Jeder verfolgt schließlich eigene Absichten, ganz verschiedene, meist kleinliche oder eigennützige. In den Dienst der Sache selbst haben sich, glaube ich, sehr Wenige der dazu Ausgewählten gestellt. Doch ist es jetzt zu spät für diese Prüfung. Wir haben zu Beginn der Ausstellung nicht genug aufgepaßt und können uns nur noch vornehmen, beim nächsten Mal besser auf dem Posten zu sein. Gern würde ich auch länger, als ich es in meinem ersten Aufsatz*) that, mich mit dem Widerstande der Architekten gegen Eisenbauten beschäftigen. Aber die Niederschrift dieser Gedanken eilt nicht, andere sind dringender, denn der frische Eindruck liefert zugleich die Worte, in die er sich kleiden läßt. Wenn ich aber zögere, gehen mir diese vom Augenblick eingegebenen Worte verloren; und ohne sie halte ich jede kritische Schrift für recht werthlos.

Man hatte uns feierlich eine Weltausstellung von Erzeugnissen der Gewerbe, der Wissenschaft und Kunst versprochen und wir waren so harmlos, uns fördern zu lassen. In unserer Einfalt hatten wir gern von Gebäuden geträumt, die hoch, geräumig und hell genug waren, um in einem Lichtmeer ein Bild von der Arbeit der ganzen Welt, eine Zusammenfassung des gesammten menschlichen Wissens zu bieten. Im Geiste sahen wir schon eine Reihe von unter einander verbundenen Hallen, die in Schneckelinien erbaut waren, so daß Alle, die sich ihnen anvertrauten, auch wirklich zu Allem geleitet worden wären, — wenn sie sich ihrer Führung nicht abichtlich entzogen. Eine solche Anordnung, die planmäßig durch das gesammte Gebiet menschlichen Wissens, menschlicher Arbeit geführt hätte, ist denkbar. Der Besuch der Ausstellung hätte trotzdem keine übermäßige Anstrengung zugemuthet, wenn man die Größe der Hallen richtig bemessen und zwischen je zwei Hallen Räume eingeschoben hätte, wo, etwa bei Musik oder Tanz, Rast gemacht werden konnte, ferner Säle mit — wenigen, sehr wenigen — Gemälden, Bildwerken und anderen Dingen, die den Besucher zu anmuthiger Erholung geladen hätten. Bei angemessener und einfacher Bauart wären solche Hallen gewiß schön gewesen, schön deshalb schon, weil sie volle Befriedigung Dessen gewährten, was wir mit Recht von ihnen erwarteten. Daß Wandelbahnen und Rolltreppen in den Hallen nicht fehlen durften, daß alle irgendwie zu

*) S. „Zukunft“ vom 6. Oktober 1900.

vermeidenden Anstrengungen uns erspart werden mußten: jeder Veranstalter eines solchen Unternehmens, selbst der gedankenloseste, hätte es in einer anderen Zeit gewußt. Leider ist aber gesunder Menschenverstand heute eine sehr seltene Waare geworden. So verschwand der Grundgedanke — nämlich: eine allgemeine Weltausstellung zu schaffen — sehr bald. Die ursprünglichen Pläne fielen und machten allerlei Sonderbestrebungen Einzelner Platz, die Jeder natürlich für die allein wichtigen hielt. Wie naiv waren wir gewesen! Die von unserer Sehnsucht nach Vernunft und Schönheit erträumten Gebäude entschwanden, als wir näher kamen. Statt eines neuartigen Organismus sahen wir eine Reihe unter einander beziehungsloser Paläste, die morgen eben so gut — oder auch eben so schlecht — jedem anderen Zweck dienen könnten als dem, den hier erfüllt zu sehen, wir erwartet hatten.

Die Verherrlichung des Volkes durch das Volk giebt zu denken; und die Wahl der Mittel, die jedes anwandte, um das ersehnte Ziel zu erreichen, lehrt uns eine besondere Philosophie.

Nur ein ganz kleines Volk kann die rührende Einfachheit besitzen, zu glauben, wie Finland, Belgien, Ungarn, Schweden und Norwegen thaten, es könne in seinem Ausstellungshaus ein genaues Bild von seinem Wesen und seinem Gewerbe geben. Die Großmächte sind in diesen Irrthum nicht verfallen. Die Ex Großmacht Spanien stellte prunkend die wundervollsten Gobelins zur Schau, die es in der Welt giebt, zeigte Visier-Helme und Sturmhauben, die fast eben so vornehm und schön wie die Gobelins waren und deren Ausführung als tadellos bezeichnet werden muß. Und dennoch gebührt Spanien von dem Ruhm der Ausstellung solcher Wunderwerke nur sehr wenig. Denn die Gobelins wurden einst aus Flandern geraubt und sind flämischen Ursprungs; die Helme und Sturmhauben aber stammen von dem deutschen Meister Kolmann aus Augsburg und dem Mailänder Negrolì.

Weshalb mag Deutschland sich in französischem Gewande gezeigt haben? Soll man glauben, daß Uebel wirke noch fort, daß ihm in früheren Jahrhunderten eingimpft wurde? Noch heute liegt die Vorliebe für Koloko und Barock dem Deutschen im Blute. Dagegen ist natürlich nichts zu sagen, daß man sich die schönsten Gemälde von Watteau, die löstlichsten Bilder von Chardin, Sachen von Pater in einem Stil und von einer Wirkung, wie er sie selten erreichte, Werke allerersten Ranges von Lancret zu erhalten gewußt hat. Man muß vielmehr die Weisheit dieser Wahl bewundern. Der Fehler liegt nicht darin, daß man diese Gemälde und deren Schöpfer zu hoch geschätzt hat, sondern darin, daß man auf der Ausstellung ein der deutschen Seele, dem deutschen Geist, der ganzen Erscheinung der Deutschen fremdes Kleid anlegte. Diese Thatsache ist schon an und für sich wichtig. Ihre

volle Bedeutung erhält sie aber erst, wenn man bedenkt, daß man heute in der ganzen Welt davon abgekommen ist, sich dem französischen Geschmack blind zu unterwerfen. Das war vielleicht das Hauptergebnis der pariser Ausstellung, daß sie deutlich gezeigt hat: man schreitet jetzt nach einer anderen Richtung vorwärts. Und nicht nur die anderen Länder haben sich von dem französischen oder — genauer — dem pariser Geschmack freigemacht. Frankreich selbst und Paris haben sich gleichsam belgisiert! Französische Zeitungsschreiber wetterten laut dagegen, schon ehe ich sie darauf aufmerksam machen konnte.

Wir sehen heute eine völlige Erneuerung des Kunstgewerbes bei allen Völkern in glänzender Weise vollzogen. Deutschland, Oesterreich, Belgien, Holland haben eine Jahrhunderte alte Nachahmung französischer Decoration und Ornamentik aufgegeben. England und Amerika hatten sich zuerst freigemacht. Sie haben den Anstoß gegeben und mit frischer Kraft ist man jetzt überall an der Arbeit. Um nun zu zeigen, unter welchen Einflüssen die neue Richtung sich herausgebildet hat, müßte ich die Wiedergeburt des Kunstgewerbes unserer Zeit in ihrer geschichtlichen Entwicklung nochmals darstellen. Ich denke um so weniger daran, es zu thun, als ich jetzt gerade ein Buch für den Druck fertig mache, das die Bedeutung der verschiedenen Factoren für diese Wiedergeburt darlegen soll. Ich brauche heute nur an das Ringen des englischen Geschmacks mit dem französischen zu erinnern, das gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann, nur an den schließlichen Sieg der englischen Geschmacksrichtung um 1890; ferner daran, daß seitdem auf diesem Gebiete in der ganzen Welt Neuschöpfungen auftauchten, deren klarer Zweck war, alle schöpferischen, aber zerstreuten Kräfte zu vereinen, mochten sie sich bisher in beleidigendster Weise verirrt oder auf slavische Nachahmung verlegt haben. Wer diese Bewegung leiten wollte, brauchte zunächst nur zu zeigen, daß sich im menschlichen Hirn gesunder Sinn und Verstand verfinstert hatten, und zu besonen, daß sie allein eine neue Richtung bestimmen dürfen. Die Folgen dieses Unternehmens waren im Augenblick natürlich nicht vorauszusehen. Um nun die Bedeutung dieser Folgen festzustellen, war ich — wie versprochen — nach Paris gegangen. Ist, da das Schicksal meiner Versuche mir dort in seinem ganzen Umfange klar geworden ist, empfinde ich einiges Widerstreben, mich zu äußern. Ich will nur sagen, daß die ganze Befriedigung, die ich etwa hätte empfinden können, aufgewogen wurde durch die betrübende Wahrnehmung, daß man meine Absichten so falsch verstanden, so oberflächlich erfaßt hat. Man will mit Gewalt nachahmen und hat doch kein Verständnis für den innern Sinn des Nachzuahmenden. Mein Werk, das Werk Derer, die seinen Sinn und seine Bedeutung erfaßt haben, sind in Gefahr, in diesem furchtbaren Sumpf falscher und abgebrauchter Elemente unterzugehen, und schauernd sehe ich, daß ihm die selbe Gunst zu

Theil wird wie den schlechten Kopien. Schier übermenschliche Anstrengungen wird es noch kosten, um diese Gunst und Voreingenommenheit zu differenzieren. Doch Das ist meine Sache; und diese kurze Bemerkung mag genügen.

Die Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens haben die Kunst internationalisirt; und man wird auch anerkennen müssen, daß die Grundformen der abstrakten Linear-Ornamentik universell sind. Sie hätte keinen Anspruch auf diese Universalität, wenn sie nicht zugleich abstrakt und expressiv wäre, wie es etwa die Musik ist. Hätte sich dagegen die Wiedergeburt der Ornamentik in allen Ländern so wie in England vollzogen, nämlich in der Form einer Synthese von Blumen, Pflanzen und Thieren, so hätte sie ein minder allgemeines Gepräge angenommen und könnte sich nicht über die Grenzen der Länder hinaus verbreitern, in denen man die selben Blumen, die selben Pflanzen, die selben Thiere findet.

Die nordischen Länder sind ein schlagender Beweis für diese Beschränkung. Sie tauschen heute unter einander eine Ornamentik aus, die auf der Wirklichkeit fußt. Das macht sie uns so fremd, läßt sie uns so fern erscheinen wie das Nordkap und Lapland. Diese naturalistische Ornamentik, die ihre Grundformen der Thier- und Pflanzenwelt jener Länder entnimmt, hat ein eben so eigenartiges Gepräge wie die Sprache. Auch die Sprache zieht denen, die sie nicht verstehen, eine Grenze, vereinsamt selbst unter Menschen Den, der den Sinn um ihn her gesprochener Worte nicht zu erfassen vermag.

Früher sorgten die Verhältnisse des wirthschaftlichen Lebens dafür, daß eine Stilgattung sich in dem Lande entfaltete, wo sie entstanden war. Nichts Fremdes beeinflusste ihre Entwicklung. So haben wir denn im Abendland bis jetzt nach einander einen rein französischen, flämischen und englischen, im Morgenland einen chinesischen, einen japanischen und einen persischen Stil gehabt. Die Verhältnisse des wirthschaftlichen und des Geisteslebens haben sich inzwischen geändert; wir sind jetzt mit der ganzen Menschheit in Berührung gekommen und der Stil, der sich nun herausbildet, trägt die Spur dieser Universalität. Denn tausend Hände und tausend Köpfe, Menschen verschiedener Nationalitäten formen ihn zu gleicher Zeit und legen ihr bestes Denken und Wollen in ihn hinein.

Daß mir diese Thatsache vor vielen anderen Dingen aufgefallen ist, die ich in den Sälen der Ausstellung entdecken sollte, wird kein Staunen erregen; auch nicht, daß ich diese Bemerkung niederschreibe, bevor ich gesagt habe: Hätte nicht in den Maschinen, in den verschiedenen Geräthen für den Gewerbebetrieb und die Handarbeit eine seltsame Schönheit gelebt, dann wäre das Schöne in der Ausstellung kaum zu finden gewesen. Nun war es doch vertreten, unter den Erzeugnissen der Industrie und des Kunstgewerbes. Leider

ist nur die Liste der Dinge, an denen ein erfolgreiches Bestreben, Schönes zu schaffen, zu Tage trat, recht klein.

Die Schlipse von Patterson, die favril glasses von Tiffany wurden schon früher genannt. Ich führe nun noch die empire silks und die Klöppelspitzen aus Minnesota, ferner die volksthümlichen russischen Gewebe aus den Fabriken von Sokolowsk und Baronow'an. Dann erinnere ich an die Achtung gebietende Lehre, die Japan der ganzen Welt für das Arrangement einer Ausstellung gab, an die schöne Uebereinstimmung zwischen seinen lachsfarbig gehaltenen Schau-Fenstern und Kasten mit den moosgrünen Teppichen, und erwähne noch die schon lange berühmten japanischen Bronze-Statuetten und die hochentwickelte Kunst der japanischen Eisenbearbeitung. Dann verzeichne ich eine Kennern längst bekannte Thatsache, nämlich die abermals bewiesene Ueberlegenheit der französischen Kunsttöpfer. Alle waren da; das Streben war in charakteristischer Weise verschieden. Die französischen Kunsttöpfer ziehen sich enge Grenzen und legen sich auf besondere Zweige. So erreichen sie noch sicherer ihr Ziel. Dem Einen gelingt ein ungewöhnlich fattes Roth (Chaplet), der Andere (Delpanrrat*) schafft kühne Formen und volle Farbentöne. Einen Dritten (Bigot) reizt das Verführerische, aber Krankhafte übertriebener Feinheiten, einen Vierten (de la Herche**) das Würdevolle und Feierliche. Die Eigenart von Jeuneney's Vasen schon jetzt zu bestimmen, dürfte schwierig sein, da er sein Bestreben eigentlich nur andeutet. Neben den Kunsttöpfern verdienten manche gewöhnlichen Töpfereien unsere Aufmerksamkeit, so die von St.-Amand-en-Puisage (Nièvre) und die Fabrik von Bossot in Ciry.

Von dem auf den oberen Galerien Ausgestellten möchte ich die Gussglasfächer (***) von H. Croß erwähnen, dessen Flachrelief L'Histoire du feu ein wirklich bedeutendes Werk und dessen Vase La Pastorale in ihrer herben Reinheit und kühnen Ausführung zweifellos ein Meisterwerk ist.

Soll ich nun einige Sachen aus der Ausstellung von Daum und Gallé nennen? Aber da haben wir noch einen neu hinzugekommenen Künstler, den Kunsttöpfer A. Hoeder aus Amstelhoel, der aus der altholländischen volksthümlichen Kunst eben so schöpft, wie es der Wallone A. W. Finch einst in seiner engeren Heimath that, wo er die Töpferei begann, die er heute in Finland so würdig weiterbetreibt.

Ich gehe weiter. Da fallen mir die holländischen Battiken auf; ein

*) Er hat Ockertöne erzielt, die man bisher noch nicht kannte.

***) de la Herche bot nichts besonders Eigenartiges, wie er sich überhaupt seit einiger Zeit öfters wiederholt.

****) Eborer Fabrikat.

alt-javanesisches Verfahren, das von Johan Thorn Briller einst auf niederländischen Boden verpflanzt wurde.

Eine besondere Beachtung verdienen in der norwegischen Ausstellung die Gobelins von Månthe, der uns früher durch seine Märchen in Erstaunen setzte. Heute stellt er den Forskapte Kongson aus. Seine Abtheilung grenzt an die Teppiche Frieda Hansens. Seit sie sich von den „Salomeen“, den „Klugen und thörichten Jungfrauen“ abwandte, hat sie in „Löwenzähnen“, „Meerzwiebeln“, „Jungen Tannentrieben“ und „Wildem Buchsbaum“ einen Grad von Schönheit erreicht, der dauernder Anerkennung würdig ist.

Bald darauf fesseln mich die Portieren in durchbrochener Arbeit der Norske Billed-Beveri in Christiania durch die ganz aparte Harmonie der Farbentöne mehr noch als durch die Art des Herstellungsverfahrens, das mir ansechtbar erscheint. Und ferner? . . . Ja: Das ist Alles; es sei denn, daß ich über die Schmucksachen von Lalique und des Pavillon Bing noch viel zu sagen hätte. Aber ich habe mir vorgenommen, nur solche Dinge zu nennen, die ich rückhaltlos bewundern kann. Ueber die Schmucksachen aber möchte ich mir das Urtheil noch vorbehalten. Dagegen muß ich schwedische Stahlgeräthe und polirte Schienen- und T-Eisenschnitte aus den Werken von Ålsta lobend erwähnen.

Während ich so von Abtheilung zu Abtheilung wandere, kommt mir plötzlich der Gedanke, daß Alles, was zum Kriegswesen gehört, häßlich ist. Meinem Herzen thut eine solche Auffassung allerdings wohl, sie kann mich aber nicht befriedigen, da sie meiner Anschauung vom Wesen des Schönen widerspricht, wonach Alles schön ist, was völlig der Vernunft gemäß und dem Zweck entsprechend gebaut ist. Ich will nun nicht leugnen, daß ein Krieg vernünftig und wohl auch nützlich sein kann. Das wäre Wortspielerei. Die Richtigkeit meiner Auffassung vom Schönen konnte ich später noch bei der Vergleichung zweier Riesemaschinen prüfen. Beide hatten den selben Zweck: elektrischen Strom zu erzeugen, und beide waren nach den Gesetzen der Nützlichkeit-Aesthetik gebaut. Während aber die eine — die große Maschine von Siemens & Halske — eben so vollendet schön war wie ein griechisches Bauwerk, vermiste man Schönheit und Großartigkeit völlig an der anderen.

Die eine Maschine und ein Bild im japanischen Pavillon haben mich geradezu bezaubert. Der Eindruck ihrer Schönheit verfolgt mich noch täglich und wird mir wohl immer gegenwärtig bleiben. Ich sehe den Schaukasten in der japanischen Abtheilung vor mir. Die geschmeidige Gestalt einer in würdiger und gemessener Haltung tanzenden Bronze-Gottheit hebt sich von einem rußschwarzen Lack-Hintergrund ab, in dem ein Perlmutter-Ornament leuchtet, feierlich und keusch, wie der aufgehende Mond. Und dann die Maschine von Siemens & Halske! Epische Großartigkeit und Adel der

Formen verbinden sich in ihr mit der Erhabenheit und Ruhe einer Landschaft. Mehrere tausend Umdrehungen macht das riesige Schwungrad in der Minute. Das geschieht aber so lautlos und das Metall, aus dem die Maschine gemacht ist, hat einen so eigenthümlichen Glanz, daß man fast glauben möchte, die Nacht breche herein. Eine Nacht ohne Schrecken. Nur das ruhige Feuer einzelner polirten Stahltheile und des reizvollen Monogrammes S. H. leuchtet. Reizvoll ist es in seiner Raffinirtheit wie das Zeichen Whistlers auf dessen Gemälden. Andächtig habe ich vor der Maschine gestanden und in ihr inbrünstig die vollkommenste Verkörperung moderner Schönheit bewundert. Kein Zweifel: man muß den Begriff dieser Schönheit — ich meine das Schöne an kunstgewerblichen Gegenständen — heute eher weiter als enger fassen. Außer den Grundbedingungen des Schönen, die unveränderlich sind, da die Vernunft sie uns liefert, muß man andere berücksichtigen, die sich aus dem modernen Empfinden ergeben und die in der Schönheit der Maßverhältnisse eines Dinges und seiner Linienführung begründet sind.

Es ist nun gar nicht zu leugnen, daß das Urtheil des modernen Menschen von seinem Empfinden eben so sehr abhängt wie das des Menschen irgend einer anderen Zeit. Da das allgemeine Empfinden aber wechselt, wird der Begriff der Schönheit wohl auch veränderlich sein. Würde Vernunft allein das Schöne bestimmen, so bliebe dessen Wesen sich immer gleich.

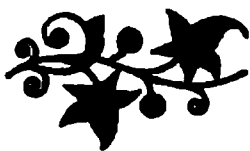
Der Mathematiker, der sich mit der Ballistik als Sonderstudium befaßt, ist bei seinen Berechnungen gegen Alles unempfindlich, was nicht Zahl heißt. Aber der Techniker steht unter dem Einfluß der Bogen, der Krümm- und Kreislinien, die er auf seinen Aufrissen durch gerade Linien eingrenzt und aus denen er die Ornamente zu machen pflegt. Sie lehren uns den ganzen Abstand zwischen der Linienführung alter und neuer Zeit erkennen.

Eine Vision verfolgt mich noch manchmal, das in seiner übertriebenen Modernität in mir zur Vision gewordene eigenartige Bild eines großen Hebe- trahns: ein unendlicher Stelzvogel ragt aus dem Wust verschiedenartigster Dinge hervor, die ein bläulicher Schatten umgiebt. Die Füße des Vogels sieht man nicht mehr. Gleich einem apokalyptischen Thier richtet er sein Haupt in die Höhe; und die Strahlen der untergehenden Sonne, die durch die oberen Fenster dringen, beleuchten es. So erglänzt es in fahlem Orange auf dem Grunde der eisernen, glühend hellen Fensterrahmen. Das Räthselhafte dieser Schönheit ist groß, großartig und schön der Eindruck, wie er in meinem Gedächtniß unter dem Einfluß der seltsamen Stimmung haften geblieben ist.

Immer wieder fesselt das Räthsel meinen Sinn. Aber ich taste noch und kann zu keiner Lösung gelangen. Dies Unvermögen erklärt sich eben

daraus, daß man, um das Wesen moderner Schönheit zu erfassen, Manches wissen muß und daß gerade die dazu nothwendigsten Kenntnisse uns bisher mit besonderer Hartnäckigkeit vorenthalten wurden.

Henry van de Velde.



Juristenstil.

Der Stil macht den Menschen; aber es ist ihm noch nicht gelungen, den Juristen zu machen. Noch kann fast jeder Jurist mit justinianischem Stolz von sich sagen: „Ich bin besser als mein Stil!“ Doch wenn nun mit der Zeit zwar der Jurist immer besser wird, sein Stil aber zugleich immer schlechter, so daß ihn schließlich überhaupt Keiner mehr versteht, — was dann?“

Mit solchen und ähnlichen Erwägungen plagte sich der alte Amtsgerichtsrath Schlichting, obwohl er es eigentlich gar nicht mehr nöthig hatte; denn er hatte sich bei der Einführung der neuen Gesetze, da er das kanonische Alter von fünf- undsechzig Jahren bereits überschritten hatte, mit fünfjährigem vollen Gehalt als „Wartegeld“ pensioniren lassen oder — wie man es prägnant ausdrücken pflegt — er hatte sich „in ein gehaltvolles Alter zurückgezogen.“ Aber der juristische Stil war nun einmal von je her sein Stedenpferd gewesen; er hatte, wie seine Kollegen wohlwollend sagten, den „stilistischen Vogel“. Stets hatte er sich in seinen Erkenntnissen einer einfachen und klaren Ausdrucksweise befleißigt, sie lasen sich nach authentischem Urtheil seiner Oberkollegen am Landgericht „wie eine Kinderfibel“, und wenn trotzdem die unterliegende Partei seine Gründe nicht immer verstehen wollte, so konnte ihn Das auch nicht weiter beirren. Er vertrat den eigenthümlichen Grundsatz, daß ein Erkenntniß auch erkannt — Das heißt: verstanden — sein wolle und daß es nicht genüge, wenn der Verfasser selbst seine Ausführungen verstanden — oder zu verstehen geglaubt — habe.

Bei dieser Denkweise mußte es ihn mitummer erfüllen, daß die Sprache der modernen Gesetzgeber seinem Ideal wenig entgegenkam. Schon über die Civilprozeß-Ordnung soll er insgeheim blutige Thränen vergossen und angesichts des berüchtigten Gesetzes „betreffend die Zwangsversteigerung in das unbewegliche Vermögen“ sich gar sämtliche Haare ausgerauft haben. Sein Entlassungsgesuch hatte er, frei nach Hebbels Meister Anton, mit den einfachen Worten begründet: „Ich verstehe die juristische Welt nicht mehr.“

Da fiel ihm nun eines Tages eine Justizministerial-Berordnung über die Verminderung des Schreibwerks in die Hände, die in dankenswerther Weise auch auf die Vereinfachung der Amtssprache hinarbeitete. Mit Wohlgefallen las er, daß die Schreibweise der Behörden „knapp und klar sein und sich der allgemein üblichen Sprache des Verkehrs anschließen solle“; dahinter aber — und

hier schraff er förmlich zusammen — stand der verwunderliche Satz: „Als Vorbild für die Sprachreinheit kann das Bürgerliche Gesetzbuch dienen.“

Er putzte seine Brille und las zum zweiten Mal, er wuschte sich die Augen aus und las zum dritten Mal, — umsonst: der Satz stand genau so da; es galt, sich mit ihm abzufinden. Das Bürgerliche Gesetzbuch mochte ja gewiß seine großen Vorzüge haben, die sich mit der Zeit immer leuchtender herausstellen würden, aber seine sprachliche Vollkommenheit hatten bis jetzt selbst seine feurigsten Verehrer nicht zu behaupten gewagt; hier war ja gerade die Achillesferse, in die seine Gegner mit Vorliebe hineinstachen. Und diese Sprache wurde nun mit so schlichter Selbstverständlichkeit als Vorbild für die Anpassung des juristischen Deutsch an die „allgemein übliche Sprache des Verkehrs“ hingestellt. Wo begegnet man wohl in dieser Sprache einem „Eigenbesitzer“, einer „Vorleistung“, einer „Fahrrußgemeinschaft“, einer „beschränkten persönlichen Dienstbarkeit“ oder gar einer „empfangsbedürftigen Willenserklärung“? Was denkt sich der gemeine Mann unter „Umständen, die er zu vertreten hat?“ (von der „gemeinen Frau“ gar nicht zu reden!) Wird man in der Verkehrssprache den selbstverständlichen Satz, daß jeder Stellvertreter eines Anderen bei Rechtsgeschäften sich als solchen zu erkennen geben muß, in die Worte kleiden:

„Tritt der Wille, in fremdem Namen zu handeln, nicht erkennbar hervor, so kommt der Mangel des Willens, im eigenen Namen zu handeln, nicht in Betracht“? (§ 164).

Oder wird sich Jemand, der aus Gefälligkeit eine fremde Hypothekenschuld übernommen hat, aller seiner Rechte bewußt werden, wenn er liest:

„Ist der persönliche Schuldner berechtigt, von dem Eigenthümer Ersatz zu verlangen, falls er den Gläubiger befriedigt, so kann er, wenn der Gläubiger die Zwangsversteigerung des Grundstücks betreibt, ohne ihn unverzüglich zu benachrichtigen, die Befriedigung des Gläubigers wegen eines Ausfalls bei der Zwangsversteigerung insoweit verweigern, als er in Folge der Unterlassung der Benachrichtigung einen Schaden erleidet“? (§ 1166).

Bis er diese Periode richtig verstanden hat, ist ja das Grundstück längst versteigert und hoffentlich auch die Ausfallsforderung verjährt. Und diese Schreibweise wurde nun als leuchtendes Muster allen Richtern zur Nachahmung empfohlen! War Das wirklich ernsthaft gemeint? Man wird ja im Allgemeinen seinen Humor und versteckte Satire nicht gerade in Ministerial-Verfügungen suchen; aber hier schien in der That Etwas der Art zu Grunde zu liegen.

Bevor Schlichting über diese Frage mit sich ins Reine kommen konnte, wurde seine Aufmerksamkeit durch eine persönliche Angelegenheit abgelenkt. Er hatte nämlich in seiner letzten Schöffensitzung einen Angeklagten zur Strafe verurtheilt, der absolut nicht verurtheilt sein wollte — so Etwas kommt vor! — und der nun mit allen Mitteln gegen das Urtheil ankämpfte. Nicht zufrieden damit, die objektive Unrichtigkeit des Spruchs zu behaupten, hatte er in seiner Berufungsschrift die Persönlichkeit des Vorsitzenden angegriffen, wahrscheinlich in Umkehrung des aus der Sache Berrina contra Fiesko bekannten Rechtsatzes: „Wenn der Präsident fällt, muß auch das Urtheil nach!“ Er hatte sich zu der Behauptung verstiegen, daß Schlichting in der Sitzung eine einschläfernde Sprech-

weise „an den Tag gelegt“ habe, nicht gewußt habe, was er eigentlich fragen wollte, und überhaupt „als Mensch“ an Gedächtnißschwäche leide. Obwohl er an Liebenswürdigkeiten von Verurtheilten gewöhnt war, hatte Schlichting dieser Kritik seines Vorsitzes weder „als Mensch“ noch als Richter Geschmach abgewinnen können und Strafantrag wegen Beleidigung gestellt. Die Strafkammer hatte auch verurtheilt, doch war Revision beim Reichsgericht eingelegt worden und das mit Spannung erwartete Urtheil des höchsten Gerichtshofes hielt Schlichting nun in Händen. Mit verhaltenem Athem las er:

„Das vorderrichterliche Urtheil läßt jede nähere Aufklärung und Begründung dafür vermissen, warum in dem Inhalt der Berufungsrechtfertigungsschrift des Beschwerdeführers, von der das Urtheil selbst sagt, daß durch dieselbe das Verhalten des Amtsgerichtsraths S. als Vorsitzenden des Schöffengerichts in einer bestimmten konkreten Sitzung dieses Gerichts einer für beleidigend erachteten Kritik unterworfen sei, insbesondere in den Behauptungen, daß Amtsgerichtsrath S. in jener Sitzung eine monotone Sprechweise an den Tag gelegt habe, gar nicht bei der Sache gewesen sei, nicht gewußt habe, was er eigentlich fragen wollte, und als Mensch an Gedächtnißschwäche leide, der Thatbestand einer nach Maßgabe des § 185 des Strafgesetzbuchs strafbaren Beleidigung erblickt, dagegen der Thatbestand des § 186, welcher den Wahrheitbeweis zuläßt und die Feststellung, wenn nicht der objektiven Unwahrheit, so doch der Richterweislichkeit der aufgestellten tatsächlichen Behauptungen erfordert, für ausgeschlossen erachtet wurde.“

Nein, so lange ließ sich der Athem doch nicht anhalten! Schlichting schöpfte ihn tief, er schnaufte förmlich; und Das war gut, denn nun ging es weiter:

„Sollte aber, wie es den Anschein gewinnt, aus einzelnen Redewendungen, welche sich auf das Verhalten des Amtsgerichtsraths S. in der schöffengerichtlichen Verhandlung vom ersten März 1899 bezogen, im Wege der Auslegung der Schluß gezogen werden, daß durch jene Redewendungen objektiv dem Amtsgerichtsrath S. der Vorwurf gemacht würde, er sei, abgesehen von dem am ersten März 1899 verhandelten Falle, überhaupt und im Allgemeinen ein zur Führung des Vorsitzes ungeeigneter richterlicher Beamter, welcher Vorwurf die Anwendung des § 185 des Strafgesetzbuchs gerechtfertigt haben würde, so wäre doch näher darzulegen gewesen, ob der Angeklagte auch subjektiv diese sich keineswegs ohne Weiteres von selbst verstehende Auffassung theilte, die von ihm gebrauchten Worte seinerseits gleichfalls in diesem Sinne verstanden wissen wollte und unter dieser Voraussetzung des beleidigenden Charakters derselben sich bewußt war.“

Uff! Da stand wirklich und leibhaftig ein Punkt! „Noch ein solcher Satz und ich bin verloren!“ stöhnte Schlichting und legte entmuthigt das Erkenntniß weg, obwohl es noch lange nicht zu Ende war. Schade! Er hätte sonst noch erfahren, daß festzustellen sei:

„inwiefern der Vorwurf der einschläfernden Sprechweise und der Gedächtnißschwäche überhaupt für den dadurch Betroffenen nicht nur in

seiner Eigenschaft als Mensch, sondern auch als Beamter und Richter beleidigend ist und eine Verletzung seiner allgemein menschlichen und beruflichen Ehre enthält“, —

eine Feststellung, auf deren Ausführung und Ergebnis er gewiß höchst gespannt gewesen wäre. Aber er konnte nun einmal nicht weiter; eine Gänsehaut nach der anderen hatte ihn überlaufen, während er sich durch die fürchterlichen Perioden hindurchwürgte, nicht wegen des Inhalts — den verstand er einstweilen noch gar nicht —, nein, nur wegen der Form. Am Liebsten hätte er gleich wieder Strafantrag gestellt, diesmal wegen Beleidigung der Sprache Lessings und Goethes; nur wußte er nicht recht, ob er Das „als Mensch“ oder in irgend einer anderen Eigenschaft zu thun habe und ob „objektiv“ Etwas dabei herauskommen würde. Doch schließlich kommt man über Alles hinweg, selbst über die Dunkelheiten eines Reichsgerichts-Erkenntnisses, wenn man nur die nöthige Zeit und Geduld hat; und wer auf „Wartegeld“ sitzt, muß ja mit beiden Eigenschaften hinreichend versehen sein. So gelang es denn auch Schlichting, aus dem unformlichen Budel jenes Judikates folgenden Kern herauszuschälen:

„Der Vorwurf gegen einen Richter, daß er in einer Sitzung einschläfernd gesprochen und zerstreut präsidirt habe, auch an Gedächtnißschwäche leide, ist an sich noch keine sogenannte Injurie im Sinne des § 185 St. G. B. (Schimpfrede), sondern nur eine „able Nachrede“ (§ 186), die durch den Beweis der Wahrheit straffrei wird. Zur Injurie wird er erst, wenn er den Betroffenen überhaupt als ungeeignet zum richterlichen Vorsitz hinstellt; diese Bedeutung seiner Worte und ihr beleidigender Charakter muß dann aber auch dem Schreiber bewußt gewesen sein. Der Vorderrichter hat zu Unrecht ohne Prüfung dieser Voraussetzungen und ohne Erhebung des Wahrheitbeweises verurtheilt; betreffs der einschläfernden Sprechweise und der Gedächtnißschwäche hätte er sogar erst prüfen müssen, ob sie überhaupt der menschlichen und richterlichen Ehre Eintrag thun.“

Das sah nun allerdings nicht günstig aus und versprach für die erste Instanz, in die der Prozeß zurückverwiesen war, eine schwierige Verhandlung. Erstens galt es, zu ermitteln, was sich der Angeklagte bei seinen Vorwürfen gegen Schlichting „subjektiv“ gedacht und namentlich nicht gedacht hatte, zweitens, ob er nicht mit Dem, was er „objektiv“ von sich gegeben hatte, vielleicht ganz im Rechte war, ob Schlichting nicht wirklich auf seine Zuhörer einschläfernd wirkte, ob er nicht wußte, was er fragen wollte, und nicht behielt, was man ihm antwortete; schließlich war zu prüfen, ob er mit allen diesen Eigenthümlichkeiten und mit der ihm „als Menschen“ anhaftenden Gedächtnißschwäche doch ein „zur Führung des Vorsitzes geeigneter richterlicher Beamter“ blieb oder ob der Angeklagte sich wenigstens dieser optimistischen Anschauung hingeeben hatte; zuletzt blieb dann noch zu erwägen, wie sich die „allgemein menschliche“ Ehre Schlichtings mit der Monotonie seiner Rede und der Schwäche seines Erinnerungsvermögens abfand und wie sich der Angeklagte überhaupt in allen diesen verwickelten Beziehungen die Wirkung seiner Worte gedacht hatte. Schlichting war in der That neugierig darauf, wie es seine Kollegen anstellen würden, um alles Das herauszubringen; wenigstens würde man für seinen Gegner einen Gedanken-

leser und für ihn selbst einen Psychiater zuziehen müssen, wegen Beobachtung der einschläfernden Wirkung wohl auch noch einen Hypnotiseur; sonst würde das Urtheil sicher wieder — um es mit der beliebten Terminologie des Reichsgerichts auszudrücken — „abwegig und fehlsam“, vielleicht sogar direkt „normenwidrig“ ausfallen und deshalb „beanzeigt“ sein, es nochmals aufzuheben.

Daß die ganze Sache auf eine glatte Freisprechung hinauslaufen würde, lag schon jetzt am Tage. Und doch bekümmerte Das unseren Schlichting für den Augenblick nicht sonderlich. Mit der Gedächtnißschwäche mußte es am Ende wohl stimmen: denn jedesmal, wenn er in einem der reichsgerichtlichen Sätze bis über die Mitte gekommen war, hatte er den Anfang unfehlbar vergessen. Mochte das Hinderniß-Kennen, als das sich die erneute Verhandlung nothwendig darstellen mußte, enden, wie es wollte: nur mochte ihm nicht wieder ein solches Erkenntniß zweiter Instanz beschieden sein! Ob er bei fortschreitendem Alter dann noch im Stande sein würde, die Sprache des Reichsgerichts zu entwirren, war doch recht zweifelhaft; jedenfalls aber würde es eine qualvolle Arbeit werden. Wie mochte wohl sein Gegner beim Lesen des Erkenntnisses ausgesehen haben? Schlichting lachte unwillkürlich auf, als er sich das Gesicht dieses „Siegere“ vorstellte; aber es war kein befreiendes Lachen. Sollte diese Schreibweise vielleicht auch in Zukunft vorbildlich für alle Richter werden?

„Vorbildlich?“ Schlichting zuckte zusammen und versank in tiefes Nachdenken. „Die Ministerial-Befugung!“ schrie er plötzlich auf: „Jetzt wird mir Alles klar!“ Und vor seinen Augen stand folgende Lösung des Räthfels, das ihn so lange gepeinigt hatte: offenbar füllte der Justizminister seine Mußestunden mit dem Lesen von Reichsgerichts-Entscheidungen aus; jeder Minister hat ja seine Privat-Passion: der Eine übersetzt Dante, der Andere schreibt patriotische Dramen, der Dritte jagt oder reist, — warum sollte nicht ein Justizminister in der Lecture gerichtlicher Erkenntnisse — natürlich nur der Obersten Gerichtshöfe — seine Erholung suchen, zumal über den Geschmack nicht zu streiten ist? War er aber auf diese Weise an den Reichsgerichts-Stil gewöhnt, dann freilich mußte ihm die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches als ein wahres Wunder von Klarheit, Einfachheit und Gemeinverständlichkeit erscheinen und er konnte sie mit gutem Gewissen allen Richtern — vielleicht auch denen des Reichsgerichts? — zur Nachahmung empfehlen! So war, Gott sei Dank, die Befugung erklärt, ohne daß man den Schalk hinter ihr zu suchen brauchte, der doch immerhin mit den preußischen Traditionen nicht recht vereinbar ist.

Seitdem trägt sich Schlichting mit dem Gedanken eines Epoche machenden Werkes, nämlich einer Verdeutschung der Reichsgerichts-Entscheidungen. Er hofft, sie dadurch auch dem Verständniß der Menschen, die nicht Reichsgerichtsräthe sind, zugänglich zu machen und den Schatz juristischer Weisheit, der aller Borausicht nach darin verborgen sein wird — man kann es nur eben jetzt noch nicht wissen — ans Licht der Gerichtssäle zu fördern. Er hofft, zugleich den Stil der Juristen, der unzweifelhaft bis zum jüngsten und schneidigsten Referendar hinab von der Ausdrucksweise des Reichsgerichts beeinflusst wird, mit der Zeit gründlich zu säubern. Möge ihm zu dieser Arbeit die Kraft eines Herkules beiebert sein!

Otto Reinhold.



Die neapolitanische Frage.

Die neapolitanische Frage ist heute in Italien die Tagesfrage par excellence. Der Prozeß Casale hat die maßlose Verrottung im öffentlichen Leben der Stadt Neapel enthüllt, die Parteilichkeit und Ohnmacht der Justiz gezeigt und Allen die Augen geöffnet über die Macht der Camorra und ihr Eindringen in alle Verwaltungsefforts. Im Ausland und in Italien selbst glaubt man vielfach, daß diese Mißstände zu Neapel gehören, wie sein blauer Himmel, als ein Theil seiner Wesenheit, die sich nothwendig aus den klimatischen, ethnischen und geschichtlichen Bedingungen der Stadt ergibt.

Die Enthüllungen des vergangenen Jahres haben viel dazu beigetragen, die Verantwortlichkeit für die neapolitanischen Verhältnisse denen zuzuweisen, denen sie zukommen. Sie haben ferner gezeigt, daß es sich hier um eine Frage handelt, die sich in vielen Punkten mit der „meridionalen Frage“ deckt, der des Streites zwischen den wirtschaftlichen Interessen von Nord und Süd und des verhängnißvollen Antagonismus in der politischen Aktion Beider. Woran Neapel krankt, daran krankt der ganze Süden, theils in milderer, theils aber auch in bössartigerer Form. Die städtische Verwaltung Neapels ist in allen ihren Gebieten ein fruchtbares Feld der gewissenlosesten privaten Spekulation. Nicht seit heute oder gestern, sondern seit Jahrzehnten herrscht Unordnung und Unregelmäßigkeit in der kommunalen Verwaltung. Die Auflösung des Stadtrathes und die Entsendung eines außerordentlichen Kommissars, die auf den Zusammenbruch Casales folgte, ist die zehnte seit der Einigung Italiens. Es wäre aber kurzfristig, daraus zu folgern, daß ganz Neapel nichts ist als ein großer Herd der Korruption. Der Bourgeoisie und dem Adel, die in die Schule der Bourbonen gegangen waren, fehlte die politische Erziehung, fehlte Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, fehlte die Ueberzeugung, daß es Recht und Pflicht jedes Bürgers ist, sich um allgemeine Fragen zu kümmern. Die sich der Verwaltungen bemächtigten, waren Leute, die aus ihnen ein Geschäft zu machen hofften. Solche Elemente drängen sich in allen Ländern der Welt nach Aemtern, sie werden aber meist durch die größere Tüchtigkeit von Mitbewerbern ausgeschlossen.

Bleiben wir beim Fall Casale stehen, der natürlich keine vereinzelte Erscheinung ist und den Vortheil hat, ziemlich aufgelärt zu sein. Casale war Mitglied des Parlamentes, des Stadtrathes, der Provinzialverwaltung, er war im Ausschuß der Wohlthätigkeitsanstalten, in der Steuereinschätzungskommission, — überall. Und Alles trug ihm Geld ein. Ohne Vermögen und ohne Beruf führte er ein luxuriöses Leben, hielt Wagen und Pferde und ließ es sich an nichts fehlen. Im Verein mit einem anrächigen Camorristen, d'Amelio, hielt er eine Art Agentur: er verkaufte Aemter, Submissions-

verträge, Konzessionen, Färsprache bei Ministern, Verwendung bei Gerichten, er machte Alles. Wer seinen Sohn in die städtische Schutzmannschaft bringen wollte, brauchte nur in einer bestimmten Wirthschaft eine Summe zu deponiren, — und die Sache machte sich. Wer den städtischen Anstalten liefern, Kontrakte mit der Kommune abschließen wollte, Der zahlte und ihm ward gegeben.*) Einen armen Wicht, dem Casale nicht wohlwollte, besteuerte die provinzielle Steuerkommission für ein Gewerbe, das er gar nicht ausübte (Wechsler) mit einer so unerhört hohen Quote, daß er vorzog, sich sein Bischen Grund und Boden pfänden zu lassen. Weiter als der Haß Casales reicht aber sein geschäftlicher Sinn, so daß sein alter ego, d'Amelio, dem falsch und ungerecht Eingeschätzten seine Vermittlung anbot, um die Steuer-summe zu vermindern.

Für so anmuthige Zustände ist natürlich nicht ein einzelner Mensch verantwortlich. Es ist eine organisirte Diebesbande, die in den öffentlichen Kassen haust. Aber auf alle Fälle ist es eine Minderheit, die schmarozend auf Kosten der Gesamtheit lebt. Das Merkwürdige an der Sache ist nicht, daß es, „so böse Menschen giebt“ — Die wird es wohl überall geben —, sondern, daß ihnen solche Macht eingeräumt wird. Die sittliche Durchseuchung einer Bevölkerung pflegt doch nicht die Wirkung zu haben, daß sie sich mit Wonne das Geld aus der Tasche und die Haut über die Ohren ziehen läßt. Man glaubt immer, wenn man von dem moralischen Tiefstand Neapels gesprochen hat, so sei damit die ganze Sachlage erklärt. Was sich aber zwischen der Masse der neapolitanischen Bevölkerung und der Clique der Spekulanten abspielt, ist lediglich eine Machtfrage: der Eine stiehlt und der Andere wird bestohlen. Nicht, weil er sittlich verkommen ist, läßt sich der Andere gefallen, sondern, weil er arm und unwissend und deshalb schwach ist. Wenn der kleine Mann zahlt, um ein Pöfchen zu erhalten, so thut er es aus trauriger Nothwendigkeit: er kennt keinen anderen Weg zu seinem Ziel. Man denke doch nicht, daß von der reich besetzten Tafel der Corruption viel für das Volk abfiele! Die guten Geschäfte werden nicht einmal mit Neapolitanern abgeschlossen: Unternehmer und Kapitalisten Norditaliens, englische, belgische, deutsche Gesellschaften finden es ganz in der Ordnung, sich der Bestechung zu bedienen, um auf Kosten der kommunalen Finanzen günstige Verträge zu erzielen; sie finden es in der Ordnung, weil sie in Neapel sind. Daß bei solchem Handel Käufer und Verkäufer einander werth sind, werth sein müssen, scheint ihnen gar nicht einzufallen.

Warum findet nun die Corruption in Neapel so günstige Existenz-

*) Diese Thatsachen sind in dem Beleidigungsprozeß Casales gegen die Zeitung Propaganda durch eidliche Zeugenaussagen erhärtet worden.

bedingungen? Weil die wirthschaftliche Lage der Stadt so trostlos ist, haben Einzelne gesagt. Gewiß ist die Nothlage breiter Schichten ein günstiger Boden für die Corruption; sie erlaubt auch den Casales der verschiedensten Art die Schaffung der Klientel, die ihren Chef schützt, ihm im wörtlichen Sinn des Wortes als Leibgarde dient. Das stagnirende wirthschaftliche Leben verhindert die Nutzbarmachung der gesunden Energien: es giebt fast keine Industrien, die Möglichkeiten ehrlichen Erwerbes sind gering, so daß in der jetzigen Periode wirthschaftlichen Aufschwunges in Nord- und Mittelitalien die Lebenshaltung des neapolitanischen Proletariats immer elender wird, wie die verminderte Einfuhr der nothwendigen Lebensmittel beweist. Aber trotz der Noth hat sich die öffentliche Meinung gegen die herrschende Clique aufgebaut, trotz der Noth wächst die einzige Partei, die wie ein Mann gegen diese Clique steht, die sozialistische, mit jedem Tage. Nicht an der Noth, nicht an der politischen Verstandniß- oder Gewissenlosigkeit des Pöbels haben sich die früheren Bewegungen zu Gunsten einer Sanirung gebrochen, sondern am Widerstande der Regierung.

Aus geschichtlichen und wirthschaftlichen Gründen ist die Bevölkerung Neapels schlecht ausgerüstet für einen Kampf um ihre wahren Interessen. Wenn sie aber bis heute ohnmächtig gewesen ist gegen die Clique Derer, die Neapel wirthschaftlich und sittlich niederhalten, um das Elend, die Verrohung, Unwissenheit und Entmuthigung auszubeuten, so ist dieses Resultat dem Einfluß der Regierung zuzuschreiben.

Süditalien hat die politische Funktion, die ministerielle Majorität ins Parlament zu liefern. Für diese Funktion war das ehemalige Königreich beider Sizilien durch die in allen Schichten lebende Tradition, die jedes Interesse für die Politik verpönte, trefflich geeignet. Im absoluten Staate der Bourbonen gebot die elementare Klugheit, keinen Antheil und kein Verstandniß für öffentliche Fragen aufkommen zu lassen; unter einem parlamentarischen Regime war diese Indifferenz eine Gefahr, die jede weitblickende Regierung energisch bekämpfen mußte. Aber der ehrgeizige Opportunismus der verschiedenen Ministerien hat diese Gefahr gehegt, bis sie riesengroß geworden ist. Man hat das traurige Kunststück fertig gebracht, mit absolutistischen Methoden die modernen liberalen Institutionen so zu verwerthen, daß der Süden der Stab und die Stütze jedes Ministeriums geworden ist. Die meridionalen Provinzen sind nicht etwa besonders regierungstreu. Sie sind, wie Nitti sagt, „apolitisch“, skeptisch, ohne Glauben an die Möglichkeit einer Besserung durch den Wechsel von Persönlichkeiten oder Parteien, und würden „auf die Hälfte der Verfassung verzichten, wenn man ihnen die Hälfte der Grundsteuer erlasse.“ Die Masse hat im Wahlrecht eine Waffe, deren Bedeutung ihr nicht annähernd bekannt ist. Man treibt sie an die Urnen

durch Geld, Versprechungen — in Wahlzeiten gewährt man den anständigsten Individuen die Erlaubniß, Waffen zu tragen — oder durch Drohungen. Dank diesen Methoden waren bei den letzten Wahlen 76 Prozent der Abgeordneten des Südens ministeriell und über 90 Prozent aller abgeordneten Stämme fielen auf Kandidaten der Ordnungsparteien.

Für die nur allzu treulich erfüllte Aufgabe, jedem Ministerium eine Gefolgschaft zu schaffen, die mit ihm durch Dick und Dünn geht, wäre der Süden vielleicht durch eine seinen Interessen günstige Politik ehrlich zu gewinnen gewesen. Diesen Preis konnte und wollte die Regierung nicht zahlen, da ein Theil der Folgen der Einigung nothwendig den Süden schädigen mußte. Es war unvermeidlich, daß die Staatsfinanzen des ehemaligen Königreichs beider Sizilien durch die Verschmelzung mit denen des neuen Reichs litten. Die Bourbonen hatten eine nüchterne, sparsame Finanzpolitik getrieben, wie sie ihnen die Angst vor einer Unzufriedenheit der Massen vorschrieb. Die Staatsschuld war gering, die Steuerlast mäßig und die Formen der Abgabenerhebung waren einfach. Mit der Verschmelzung wuchs die Steuerlast ungeheuer, während die Erwerbsmöglichkeiten abnahmen, besonders in Neapel, das den Hof verlor, die zahllosen Beamten und einen großen Theil seines Militärs, da es nothwendig wurde, die Truppen an der Nordgrenze des Landes zu konzentriren. Francesco Ritti hat wiederholt hervorgehoben, daß das einzige Mittel, Neapel vor wirtschaftlichem Niedergang zu bewahren, seine Entwicklung zur Industriestadt gewesen wäre. Dafür aber fehlten die Vorbedingungen im Bürgerthum, dem es an Bildung und Unternehmungsgeist gebrach. Die Höhe der Abgaben entmuthigte, die zahllosen Formalitäten erschwerten das Aufkommen jedes Unternehmens. Dazu kam ihm Jahre 1887 ein Umschwung in der äußeren Politik Italiens, der den Abbruch der Handelsverträge mit Frankreich zur Folge hatte und so den landwirtschaftlichen Erzeugnissen des Südens und der Inseln den Markt verschloß. Die auf all diesen Ursachen beruhende Depression des Wirtschaftslebens machte es den südlichen Provinzen unmöglich, die segensreichen Folgen der Einigung, wie Straßen- und Eisenbahnbauten, wirksam auszunutzen.

Nicht Süditalien wurde begünstigt und etwa dadurch regierungstreu gemacht, sondern seine lokalen Eliten. Das private Interesse einzelner Persönlichkeiten, die alle Nuancen vom politischen Ehrgeiz bis zum schmutzigsten und unanständigsten Spekulantenthum aufwiesen, wurde an die Sache der Regierung gefesselt. Für bedingungslose Regierungstreue wird zunächst eine kräftige Wahlunterstützung gewährt, die Regierungsbeamten verwandeln sich in Wahlagenten und besorgen die Bestechungen und Bedrohungen, die der Kandidat selbst nicht in Szene setzen kann. So werden die Wählerlisten par-

teilich und gesetzwidrig zusammengestellt, die Wähler stimmen mehrmals,*) Abwesende und Tote deponiren Wahlzettel, Sträflinge werden aus dem Zwangsdomizil und dem Gefängniß entlassen, das Wahllokal wird mit Polizisten oder Militär — in Neapel und Sizilien mit Anhängern der Camorra und der Mafia — umstellt. Ein Abgeordneter, der früher Minister war, hat einmal in der Kammer erklärt, der Präfekt einer südlichen Provinz habe sich gerühmt, die Wahlen in der Hand zu haben, da er alle Bürgermeister seiner Provinz ins Gefängniß schicken könne.

Natürlich bleibt die „Gefälligkeit“ der Regierung bei dem skrupellosen Wahlbeistande nicht stehen. Der Abgeordnete und seine Klientel wird in verschiedener Weise begünstigt, bei Konflikten mit der Justiz geschützt, in der Verfolgung seiner Interessen privaten oder öffentlichen Verwaltungen gegenüber mit einem Freibrief ausgestattet u. s. w. Wie weit die Protektion von oben in diesen Fällen geht, haben die Verhandlungen gegen Palizzolo, Abgeordneten von Palermo, vor dem mailänder Schwurgericht gelehrt. Auch Casale ist nicht zu kurz gekommen. Ein früherer Präfekt von Neapel, der Senator Senise, hat in der *Riforma Sociale* mitgetheilt, daß Casale schon 1889 unter Polizeiaufsicht gestellt werden sollte. Die auf die Sache bezüglichen Schriftstücke waren im Staatsarchiv niedergelegt worden; und als Senise sie verlangte, stellte sich heraus, daß sie auf Veranlassung des Ministers des Innern, Nicotera, dem Archiv entnommen worden und nicht mehr aufzutreiben waren. Ganz Neapel wußte, daß Casale ohne ehrliches Einkommen viel ausgab und daß diese Erscheinung in enger Verbindung stand mit den zahlreichen öffentlichen Aemtern, die er bekleidete. Trotzdem hat ihn nie ein Staatsanwalt wegen Vergehens oder Verbrechens im Amt angezeigt.

Die italienische Regierung schafft sich also mit Hilfe der südlichen Provinzen einen treuen Stab und giebt diesem — als Sold für seine Dienste — die öffentlichen Verwaltungen preis, fällt der Justiz in den Arm, erniedrigt die höchsten Beamten zu Wahlagenten, tritt die öffentliche Moral mit Füßen. Der Süden liefert die Majorität und zahlt ihr den Lohn aus in der Form des Wohlstandes und der Sittlichkeit seines öffentlichen Lebens. Soll man sich da wundern, wenn es einer Stadt wie Neapel an der Kraft gebricht, sich von der hohen und niederen Camorra zu befreien? Man denke doch nicht, daß Neapel an seiner eigenen Corruption ersticke! Mit der würde es schon fertig werden, wenn ihr nicht die Regierung um einer eben so ruchlosen wie unklugen Augenblickspolitik willen Zuhälterdienste leistete.

Genua.

Oda Olberg.

*) In der *Educazione Politica* erzählt Corso Bosco von einem in Neapel vorgekommenen Fall, wo ein Wähler an einem Wahltage siebenzehnmal seine Stimme abgab.

Comte und Mill.

Ueber den Einfluß Comtes auf Mill sind so viele Lesarten im Umlauf, daß eine neuerliche Prüfung der Personalakten und des objektiven Schriftenmaterials am Platze ist.

Unter den Personalakten nimmt jetzt der von Levy-Brühl 1899 bei F. Alcan in Paris herausgegebene Briefwechsel zwischen den beiden Denkern die erste Stelle ein. Von den 89 Briefen dieser Sammlung kommen 44 auf John Stuart Mill, 45 auf Comte. Den Werth einer Neuheit beanspruchen nur die Briefe Mills; die Comtes liegen seit 1877 gedruckt vor (Laroux). Die Bedeutung dieses Briefwechsels für die Kenntniß der beiden korrespondirenden Persönlichkeiten läßt sich kaum überschätzen; was Mill betrifft, so giebt es schwerlich ein zweites document humain, das einen solchen Einblick in den Kern seiner Natur gewährt, jedenfalls kein zweites, das über seine philosophischen Ziele im wichtigsten Abschnitt seiner wissenschaftlichen Entwicklung mehr Licht verbreitete. Als er sich Comte zum ersten Male nähert (S. 11. 1841), ist weder seine Logik noch seine politische Oekonomie geschrieben, aber seine Gedanken sind im Fluß, seine philosophische Schöpferkraft drängt zu Unternehmungen im großen Stil. Er trägt sich mit dem Plane einer ‚Ethologie‘, als einer für die Grundlegung der Soziologie unerläßlichen Wissenschaft von den äußeren (sozialen) Bedingungen, die den menschlichen Charakter bestimmen, Das heißt: von den moralischen, wirthschaftlichen und politischen Ursachen seiner Veränderlichkeit. Er glaubt, den Benthamismus so weit überwunden, die ‚Kritik der Kritik‘, wie Carlyle sagt, weit genug getrieben zu haben, um an den Aufbau einer organischen Sozialphilosophie denken zu dürfen. Die deutschen, durch Coleridge vermittelten Einflüsse haben in dieser Richtung vorgearbeitet und Mill von der Nothwendigkeit einer Geschichtsphilosophie, der ‚Dynamik‘ der Gesellschaftslehre nach Comtes Terminologie, überzeugt; auch hat seine Berührung mit den Saint-Simonisten (worüber jetzt sein seit 1898 veröffentlichter Briefwechsel mit G. d'Eichthal aufklärt) als Vorbereitung für die ‚Politique positive‘ gedient, die Mill zuerst in der Skizze vom Jahre 1822 (Plan des Travaux Scientifiques pour réorganiser la Société) kennen gelernt hat. Ueber diesen Entwurf äußert er sich in einem Briefe an d'Eichthal (1829) sehr günstig, und als er 1837 die beiden ersten Bände von Comtes ‚Cours‘ kennen lernt, scheint er selbst das Bewußtsein zu haben, eine Epoche in seinem Denken zu erleben. Seine eigenen späteren Mittheilungen in der Autobiographie und im ‚Positivismus‘ verschleiern diesen Thatbestand einigermaßen; der Eindruck, den der französische Denker auf ihn gemacht haben soll, erscheint beträchtlich abgeschwächt; die Briefe spiegeln ihn in ihrer frischen Ursprünglichkeit; daher ihr

Werth. Von den kritischen Bedenken gegen Comtes praktische Reorganisationsvorschläge, die, wie der Brief an von Eichthal schließen läßt, schon nach der Lecture des comtischen Entwurfes vom Jahre 1822 sehr rege gewesen sein müssen, macht sich nun nichts mehr geltend: Mill spricht selbst vielmehr wie zu seinem „älteren Bruder in der Philosophie, um nicht mehr zu sagen“, Das heißt: wie ein Schüler zu seinem Meister. Freilich bestehen die Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten fort, die meist Comtes „Statik“ betreffen, aber Mill täuscht sich über ihre Tragweite und sieht über die schon 1829 vermerkten Einseitigkeiten des engen Systematikers hinweg. So trägt er sich mit jener aus Mills Briefen an Carlyle bekannten fast demüthigen Bescheidenheit als Mitarbeiter an Comtes großem „positivem“ Reorganisationswerk an, ganz überzeugt von der Leistungsfähigkeit der „positiven Methode“, wenn auch, wohlgemerkt, von vorn herein auf die Zähigkeit der in negativer Metaphysik oder theologischer Denkweise aufgewachsenen Menschen hinweisend. Dieses Verhältniß bleibt bis nach Veröffentlichung der Logik (Anfang 1843) bestehen. Die Ueberreichung dieses bedeutenden Werkes gleicht beinahe einer Entschuldigung, daß er es geschrieben habe. Es sei, sagt er, zu zwei Dritteln fertig gewesen, als er Comtes Philosophie kennen gelernt habe, und auch das letzte Drittel (die Logik der Geisteswissenschaft) sei in allem Wesentlichen bereits entworfen gewesen. Er wolle zunächst jeden Plan zu größeren philosophischen Werken aufgeben, da sich wahrscheinlich philosophische Erörterungen von eingreifender Bedeutung für seine zukünftigen Arbeiten zwischen ihnen entspinnen würden. Die nächste Zeit gehöre der Fortsetzung seiner philosophischen Erziehung. „Ich hoffe übrigens, aus Ihren freundschaftlichen Rathschlägen für die Richtung meiner geistigen Bethätigung Nutzen zu ziehen, besonders, wenn Sie (durch die Lecture meines Buches) eher im Stande sein werden, die Art meiner besonderen Anlagen zu beurtheilen“. Der Brief, in dem Das zu lesen steht (13. März 1843), bedeutet den Höhepunkt von Mills „positivistischer“ Befangenheit, die bis zu Ende 1844 dauert. Allmählich treten die „sekundären“ Fragen (insbesondere die Frauenfrage) in den Vordergrund der Diskussion, der Zauber weicht, trotzdem die Hauptgedanken Comtes kräftig fortwirken: die Gliederung der Wissenschaften mit der Soziologie als Ordnung des Baues; die Eintheilung der Soziologie in Statik und Dynamik; die Geschichtsphilosophie, vornehmlich die Lehre von den drei Entwicklungsstadien des Denkens; und überhaupt die allgemeine Richtung der comtischen Philosophie aufs Soziale, auf die Nothwendigkeit, die Kräfte der Gesellschaft zur Konvergenz zu bringen, sie zu organisiren. Die letzten Stücke des Briefwechsels haben lediglich persönliches Interesse. Der völlige Bruch wäre, bei dem starren, unbeugsamen, rechthaberischen Charakter Comtes, aus sachlichen Gründen früher oder später doch eingetreten, aber es ist schmerz-

lich, sagen zu müssen, daß die äußere Veranlassung zu ihm der Ausdruck Comtes war, die ihm durch Mills Vermittlung von Grote, Molesworth und Currie gewährte einmalige Unterstützung von 6000 Francs so lange fortzusetzen, wie Comte seiner Staatsämter enthoben blieb. Die Antwort Mills ist ein Muster taktvoller Zurechtweisung aufdringlicher und anmaßlicher Schulmeisterei. Ueberhaupt sind diese Briefe voll von Zügen, die für Mills edlen, opferwilligen, bescheidenen, sachlichen, stets auf das Große und Allgemeine gerichteten Sinn charakteristisch sind.

Alexander Bain ergänzt diesen Bericht durch bedeutsame Einzelheiten. Er steht seit 1839, also zwei Jahre vor Beginn des Briefwechsels mit Comte, in persönlichem Verkehr mit unserem Philosophen, ist sehr bald, kraft der Ansprüche seines ungewöhnlichen wissenschaftlichen Talents, wie kein Zweiter vertraut mit des älteren Freundes Denk- und Empfindungsreichtum und so kann, was er mittheilt, als klassisches Zeugniß gelten. Das große Werk Comtes kennt er selbst seit 1843, im Verlauf der Lecture wird jedes Kapitel eingehend erörtert und danach scheint es, als ob bei Mill Anerkennung und Aneignung des Werthvollen von vorn herein der Ablehnung fehlerhafter Einzelheiten, gewaltsamer Geschichtskonstruktionen und schiefer Schätzungen die Wage gehalten hätte. Aber aus dem einen Umstand, daß Bain um die Korrespondenz zwischen den beiden Männern wußte, sie selbst aber, mit Ausnahme der über die Frauenfrage gewechselten Briefe, zur Zeit ihrer Abfassung nicht zu Gesicht bekam, läßt sich schließen, was Comte als Denker und als Mensch Mill in dieser Zeit (41 bis 44) gewesen sein muß. Comtes Sicherheit und Geschlossenheit des Denkens, wohl auch die bis zum Eigensinn getriebene Eigenwilligkeit des Charakters müssen es dem mehr rezeptiven, frauenhaft zartfühlenden und empfänglichen Mill angethan haben. Er war wie geblendet und die natürliche Offenheit des Franzosen löste dem verschämten und verschwiegenen Mann die Zunge. Er war ungewöhnlich offen und kritiklos dankbar. Er hatte das Gefühl, nur zu empfangen, nicht auch zu geben. Ohne eigene gut begründete Meinungen und mit wissenschaftlicher Besonnenheit gebildete Ueberzeugungen aufzugeben, drängte er sie zeitweilig, als ob sie belanglos wären, in den Hintergrund und ließ bedenkliche Aeußerungen Comtes ungerügt hingehen. Dessen Verurtheilung des Protestantismus, den der Verehrer Loyola bekanntlich für die moderne Gedankenanarchie verantwortlich macht und in dessen Verunglimpfung er später mit de Maistre wetteifert, hat Mill zwar tief bedauert, aber selbst die falsche Beurtheilung englischer Politik, die auf oberflächlichster Kenntniß beruhende Geringschätzung der politischen Oekonomie, ja, die ganze, nicht selten an Anmaßung und Ueberhebung streifende Härte comtischer Werthungen vermochten zunächst die Bewunderung vor dem Manne nicht einzuschränken, der seinem sich mehr in philosophische und

politische Einzeluntersuchungen verlierenden Denken die festen Stützpunkte, das Centrum gab.

Nach Bain hat Mill von Comte in die Logik der Geisteswissenschaften übernommen: die Unterscheidung zwischen sozialer Statik und sozialer Dynamik und die Konstruktion des Geschichtverlaufs nach den drei durch das Vorherrschen des theologischen, des metaphysischen und des positiven Geistes charakterisirten Erkenntnißstufen. Bain hält Das für einen bedeutenden Gewinn der Beziehung zwischen beiden Denkern. Die Unterscheidung zwischen Statik und Dynamik sei aus der abstrakten Mechanik, die unter der Voraussetzung gegebener Kraftpunkte deren Lageverhältnisse und Lageveränderungen bestimmt, in die Biologie übernommen, wo sie zur Scheidung zwischen Struktur (Anatomie) und Funktion (Physiologie) führe; in der Soziologie trete sie als Gegensatz zwischen den Elementen der Ordnung und des Fortschritts hervor. Mill wiederum hat sie in die politische Oekonomie eingeführt, wo die Produktionsverhältnisse als natürliche Daten das statische Element, die mehr durch persönliche (oder geschichtliche und künstlich soziale) Faktoren bestimmten Vertheilungsverhältnisse (Austausch, Besitz) das dynamische vertreten. Doch bleibt diese Unterscheidung im Lehrbuch der Oekonomie an der Oberfläche. Die Produktion ist nicht rein natürlich, ihre Technik ist vielmehr von der jeweilig erreichten Wirthschaft- und Erkenntnißstufe wesentlich abhängig, also von nicht statischen Elementen. Und der Produktionsprozeß wieder ist durchaus an die Vertheilungs- und Besitzverhältnisse und die zwischen beide sich einschiebende Austausch- und Verkehrstechnik gebunden. Ohne den Begriff der Wirthschaftstufe ist eine Dynamik in der politischen Oekonomie überhaupt undurchführbar und diesem Begriff hat sich Mill nicht sehr genähert. Fruchtbarer wird die Unterscheidung in der „Regierung durch Stellvertretung“. Hätte Mill die Soziologie auch wirklich geschrieben, zu deren Abfassung er durch Comte angeregt wurde, so wären in der Eintheilung des Stoffes diese Grundunterscheidungen sichtbar geworden.

Ich komme nun zu Mill selbst. Im Jahre 1837 liest er die von Wheatstone in England eingeführten ersten beiden Bände der Philosophie Positive; 1840 wird das sechste Buch der Logik, die Logik der Geisteswissenschaften, vollendet und in der ersten Ausgabe des fertigen Werkes im Jahre 1843 wird Comte als „die größte lebende Autorität über wissenschaftliche Methoden“ gepriesen, seine Kenntniß dieser Methoden, sein Urtheil über ihre Zusammenhänge als maßgebend bezeichnet. In späteren Ausgaben sind die affektiven Beiwörter weggelassen oder stark herabgestimmt, aber der wesentliche Grund seiner Werthschätzung, die Anerkennung der auf Entwurf des Planes und der Methoden der Gesellschaftswissenschaften beruhenden Leistung Comtes, bleibt unverfehrt: ihm gehöre das dauernde Verdienst, die historische

Methode philosophisch begründet zu haben, wodurch das Studium sozialer Phänomene wissenschaftlich werde. Doch fällt nun, nachdem der erste beräuschende Eindruck der philosophischen Persönlichkeit Comtes verfliegen ist, jeder Grund fort, die bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu bemänteln. Jetzt wird selbst in der Logik Verwahrung gegen Comtes zweite Periode eingelegt; die Reorganisationsvorschläge der positiven Politik mit ihrer Hegemonie der Philosophen und Gelehrten in dem Zukunftstaat, ihrer hierarchischen Gliederung, dem Foch des positivistischen Glaubens und der durch sie dem Gewissen, der in seiner freien Entwicklung gestörten Persönlichkeit, kurz, dem schwer erlängten und durch Renaissance und Reformation schwer errungenen Individualismus drohenden Gefahr werden energisch abgelehnt. In dem selben Buch wird gegen Comtes Dogma von der Unabänderlichkeit der geistigen und Charakter-Verschiedenheiten unter den Menschen, gegen ihre Auffassung als letzte Thatsache nachdrücklich Einspruch erhoben und sie als Abirrung vom Geist echter Wissenschaftlichkeit bezeichnet. Mill glaubt, sie fast gänzlich auf Erziehung und Milieueinflüsse zurückführen zu können, darin ein unverbesserlicher Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Diese scharfe Zurechtweisung hat natürlich ihre geheime Spitze gegen Comtes Standpunkt in der Frauenfrage, die aber in der Logik nicht berührt wird. Für den Franzosen ist die Frau zur Priesterin des Hauses berufen; die Emanzipationbestrebungen der Frauen, die in Mill ihren ersten großen Vorkämpfer fanden, führt er im Briefwechsel offen und unverhohlen auf dessen mangelhafte biologische Kenntnisse zurück. Ueber Comtes damit zusammenhängende Beurtheilung Condorcets und seiner Lehre von der unbegrenzten Bervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes hatte Mill, wie über so vieles Andere, früher geduldig hinweggelesen, während Comte, geschmeichelt durch das ihm in Mills Logik gezollte Lob und gerührt durch Mills Eintreten für ihn gegenüber des Astronomen Hershels Verkleinerung seiner wissenschaftlichen Bedeutung, zu dem dem sechsten Buch der Logik vorangedruckten Citat aus Condorcets Skizze über die Fortschritte des menschlichen Geistes geschwiegen hat. Uebrigens hat Mill mitten in der Abrechnung mit dem achtzehnten Jahrhundert vor Männern wie Helvetius die Hochachtung nie verloren; er rühmt dessen scharfsinnigen Kommentar zum Thema der Klassenherrschaft und der Klassenmoral in der Geschichte.

Ganz unverhüllt traten die Meinungsunterschiede zwischen den beiden Denkern jedoch erst nach Comtes Tode (1857) hervor. So bestreitet Mill in „Comte und der Positivismus“ (1864), daß man ein Recht habe, den gegenwärtigen politischen und sozialen Zustand der Gesellschaft ganz aus der Herrschaft metaphysisch-kritischer Denkweise herzuleiten, die nach Comte seit der Reformation die europäische Civilisation bestimmt habe und besonders für das Zeitalter der Encyclopädisten charakteristisch sei. Die

Forschung freilich war metaphysisch, wo sie nicht theologisch war; aus dem Begriff natürlicher Rechte seien die Ideen der politischen Einrichtungen abgeleitet worden. Die Natur als letzte Quelle für Recht und Unrecht in der Moral und folglich auch in den Institutionen: Das sei eine von den römischen Juristen hergenommene Vorstellung, die in den Völkerrechtslehrern lebendig gewesen sei und Rousseaus Denkweise völlig beherrscht habe. Aber selbst auf dem Kontinent habe diese Theorie nicht immer und überall Geltung besessen, denn neben ihr habe es solche gegeben, in denen der letzte Maßstab für die Güte von Institutionen und Verhaltensregeln das Glück der Menschheit und die diesem Zweck zugeordneten Mittel („Leitsterne“) Beobachtung und Erfahrung gewesen seien. Er deutet auf England, um Das zu beweisen. Mit anderen Worten: Mill begreift, in bezeichnender Abweichung von Comte, das sozialpolitische Leben als ein Zwecksystem, in dem nicht nur intellektuelle Faktoren die Rolle von Bestimmungsgründen spielen; er denkt ohne Zweifel an die durch das Triebleben ursprünglich gegebenen Willensrichtungen und die dadurch nothwendigen wirtschaftlichen Handlungen, an die äußeren Umstände (Rasse, Boden, Klima: das milieu biologique Comtes), die die Zweckerfüllung mit bestimmen; überhaupt an jene unentwirrbaren Beziehungen personaler und realer Faktoren, die mit, neben und gegen einander den Gang der Kultur bestimmen.

Stärkere Einwendungen noch erhebt Mill gegen Comtes Bewertung aller revolutionären, radikalen, demokratischen, liberalen, freigeistigen, skeptischen und kritischen Gedankenströmungen. Comte nennt sie negativ und läßt sie nur als Angriffswaffen gegen das alte soziale System gelten; dauernder Werth, Bedeutung als Mittel zum Aufbau, können ihnen nicht zu. Im Briefwechsel spricht Mill ganz im selben Sinn von der negativen Schule in Politik und Philosophie; jetzt scheint er ihr weit günstiger gestimmt zu sein, ist aber auch jetzt noch immer außer Stande, theoretisch ihr mehr als vorübergehende Bedeutung zuzuerkennen. Mill ist ja Demokrat aus Opportunismus, er kann sich daher der von Comte und Tocqueville hervorgehobenen Gefahr der Demokratie nicht verschließen; wie sie fürchtet er die Vergewaltigung der stets in der Minderheit befindlichen Intelligenz durch die Masse der Halbwisser und Nichtwisser, wie sie weist er das Dogma von der Volkssouveränität ab, wünscht er die Heranbildung wissenschaftlich gründlich geschulter Politiker. Aber er hoffte, daß vor deren überlegener Einsicht der Gehorsam ohne Zwang, ohne Hierarchie, ohne Gebote und Verbote sich einstellen werde. Er mußte, daß das Recht auf Empörung einer bedrückend gewordenen sozialen Ordnung noch keine erträglich neue Gestalt; trotzdem fürchtet er nicht, das „Joch der Willkür Gewalt“ werde von den Fürsten auf die Völker übergehen, wenn diese durch die Repräsentativverfassung das Recht

der Kontrolle der regierenden Centralgewalt üben. Auch was Comte gegen das *laissez-faire*-Prinzip, die „Nachtwächteridee vom Staat“, vorbringt, läßt Mill in der Theorie gelten; eine Organisation und Klasseneintheilung sei nöthig, die auf die natürliche oder erworbene Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten einige Rücksicht nehme. Comte dachte sich, ähnlich wie Carlyle und Ruskin, die Organisation der Gesellschaft nach den Zufallsdaten der Macht und Fähigkeit dadurch gemildert, daß er das Gefühl gegenseitiger Verpflichtung und Solidarität alle Glieder der Gesellschaft durchdringen läßt. Das Idealbild des katholischen Mittelalters schwebt ihm vor. Das nahm sich zunächst ganz gut aus, aber Mill hatte inzwischen erfahren, daß die Betonung der organischen Gesellschaftstheorie praktisch zu Versuchen verleitete, veraltete soziale Organisationsformen wieder lebendig zu machen, ja, die politischen Rückschrittler zur Wiederbelebung der von Carlyle in „Vergangenheit und Gegenwart“ so verlockend geschilderten Halsbandmethoden ermutigte. Der *Appel aux Conservateurs* (1855) hat ja auch deutlich gezeigt, bei welchem Theil des Publikums Comte Verständniß voraussetzt für seine „katholische“ Idee einer moralischen und geistigen Autorität, der die Aufgabe obliege, die Meinungen der Menschen zu lenken und auf ihr Gewissen erleuchtend und warnend einzuwirken. Verjähnte Organisationsformen fordern für Menschen des Großhandels- und Großindustriesystems, des freien wirtschaftlichen Wettbewerbes, für Millionen freizügiger, von Klassenbewußtsein erfüllter und von Solidaritätgefühl beherrschter Arbeiter, denen durch die einfache Umlagerung der wirtschaftlichen Kräfte im Staat das allgemeine Stimmrecht und die unentgeltliche Volksschule wie von selbst zufallen mußte: Das hieß doch, von einem Begriff der Entwicklung ausgehen, der ideologisch in der Luft schwebte. Mill sah dem Feind, wenn es ein Feind war, ins Auge: sein Ideal war die Organisirung der Demokratie. Gegen die Gedankenanarchie, auch unter den in Spezialitäten lebenden und webenden Gelehrten, schien ihm das augenfällige Heilmittel eine umfassende, freie und edle allgemeine Bildung, die jeder speziellen Fachbildung voranzugehen hätte. Nur darin scheint mir Mill zu irren, daß er glaubt, durch Massendrill auf niederen und höheren Schulen eine edle Bildung allgemein machen zu können. . . . Daher fragt er, ob man es nicht den Leuten überlassen könne, sich selbst, nachdem sie eine gehörige Erziehung genossen, ihren Platz in der Gesellschaft zu suchen, und ob sich daraus nicht von selbst eine der Ungleichheit oder Unähnlichkeit ihrer Fähigkeiten weit besser entsprechende Klasseneintheilung ergeben werde, als wenn die Regierungen oder soziale Einrichtungen Das für sie zu thun versuchten. Und in dem der „subjektiven“ Phase in Comtes Entwicklung gemidmeten Ausführungen des „Positivismus“ hat Mill die frühere Befangenheit dem französischen Denker gegenüber weit genug überwunden, um die rechten Worte

für seinen Unmuth über diese Verirrungen zu finden. Ob Mill auch um Comtes allen Ernstes durch seinen Jünger Sabatier unternommenen Versuch, ein Bündniß mit den Jesuiten zu schließen, gewußt habe, läßt sich nicht feststellen.

Den schärfsten Widerspruch Mills erwecken schließlich auch Comtes Ansichten über das Institut der Ehe. Daß die Familie die hauptsächlichste Quelle für die Pflege selbstloser Gefühle und darum von höchstem sozialen Werth ist, läßt unser Philosoph allerdings gelten, seit er erkannt hatte, daß für den Bestand und die Fortentwicklung der Gesellschaft die Veränderlichkeit in einigen ihrer Einrichtungen und die Stabilität anderer nothwendig sei. Aber er meint, in ihrem eigenen Interesse brauche die Ehe nicht unwiderruflich gemacht und die Frau dem Manne untergeordnet zu werden. Mill beruft sich auf die in protestantischen Ländern gemachten Erfahrungen, um zu beweisen, daß, trotz der Möglichkeit der Scheidung, die Ehen in den weitaus meisten Fällen mit dem aufrichtigen Wunsch geschlossen würden, sie zu dauernden Bündnissen zu gestalten, daß überhaupt der vielgeplagte moderne Mensch das Bedürfniß habe, am häuslichen Herd Ruhe und Frieden zu finden.

Dr. Samuel Saenger.



Drei Weltreiche.

Eine jüngst erschienene Arbeit des Professors Dr. Diezel über die „Theorie von den drei Weltreichen“ sollte die Beweise entkräften, auf denen die Weltreichstheoretiker ihre Lehre aufbauen, nach der sich die drei Großmächte Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Rußland durch Unterwerfung anderer Länder in der Richtung und zu dem Zweck zu vergrößern suchen, alle Güter ihrer Konsumtion selbst produziren zu können. In manchen Punkten ist die Richtigkeit der zur Widerlegung aufgestellten Sätze sicherlich anzuerkennen; über andere zum Beweise vorgebrachte Schlußfolgerungen aus Thatsachen läßt sich streiten.*) Doch ist nicht zu verkennen, daß, obwohl von den Kombinationen

*) So sucht der Verfasser Serings Satz: „Wo die politische Herrschaft der Nordamerikaner Platz greift, da ist das Ende der europäischen Waareneinfuhr nah“, dadurch zu entkräften, daß er feststellt, die europäische Einfuhr nach den Vereinigten Staaten habe in den Jahren 1895/97 „durchschnittlich mehr als vierhundert Millionen Dollar, d. h. $\frac{4}{7}$ des Totale“ betragen. Betrachtet man aber daneben die Ziffern für die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Europa in der gleichen Periode:

Export:	Import:	Also Export in % des Imports:
1895/6: 663 Mill. Dollar.	418 Mill. Dollar.	134,7%
1896/7: 804 „ „	430 „ „	187,0%
1897/8: 962 „ „	306 „ „	314,4%

der Thatsachen des Augenblicks in Bezug auf Ursache und Wirkung nur eine die richtige sein kann, es doch ein sehr schwieriges Problem ist, diese richtige Kombination auszufinden, ein Problem, dessen Lösung doch schließlich auch nur in sehr beschränktem Maße Anspruch erheben dürfte, zum Ausgangspunkt für Schlüsse auf die Zukunft gemacht zu werden. Eine leichtere Aufgabe ist es, die richtige Kombination der Thatsachen einer längeren Vergangenheit herzustellen; und eine solche Kombination wird wohl auch einen viel berechtigteren Anspruch darauf erheben können, als Material zu Schlüssen auf die wahrscheinlichen Ereignisse der nächsten Zukunft zu gelten. Es bleibt nur die prinzipielle Möglichkeit richtiger Schlüsse auf die Zukunft zu beweisen; diese Möglichkeit gehört aber zum Wesen jeder Wissenschaft, da jede Wissenschaft in der Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges der Dinge besteht, die ein Vorauswissen ermöglicht. Die kleinen Details der Vorgänge im Leben der Völker sind so verwickelter Art, daß eine Feststellung ihrer Kausalzusammenhänge zur praktischen Unmöglichkeit wird; in großen Zügen betrachtet, lassen sich jedoch die die Geschichte der Menschheit beherrschenden Tendenzen feststellen, zeigt sich die ganze Geschichte der Menschheit als ein zusammenhängendes Ganze, in aufsteigender Wellenlinie sich bewegend, geleitet von den beiden feindlichen Naturtendenzen der Entwicklung und der Beharrung, die in ihrer Wirksamkeit sich so ablösen, daß im Lauf der Zeiten die Tendenz nach Entwicklung in stets erstarkendem Maße sich geltend macht, während die Tendenz nach Beharrung sich stets mehr abschwächt, — wohl, um sich dann plötzlich desto nachhaltiger fühlbar zu machen. Wenn nun in der Darstellung des Kampfes dieser beiden Tendenzen, der — in Anwendung auf die Geschöpfe der Welt — die Weltgeschichte bildet, die ersten zehn Wellenbewegungen richtig gezeichnet sind, so kann es doch in der Weltgeschichte nicht unmöglicher sein als in der Geometrie, die elfte durch entsprechende geometrische Zeichnung auszufinden.

Untersucht man von diesem Standpunkt aus die Frage nach der Wahrscheinlichkeit der Bildung der drei Weltreiche, so läßt sich hier der Beweis wohl erbringen aus der Geschichte, besonders der wirthschaftlichen, der bekannten Welt in den leztvergangenen Jahrhunderten; und zwar wird die Frage zu bejahen sein, wenn die sich aus der bisherigen Geschichte ergebenden Tendenzen eine Richtung nach gegenseitiger Abschließung der einzelnen Staaten erkennen lassen, zu verneinen im umgekehrten Fall.

Uebersieht man die Geschichte dieser Periode, beginnend mit der Zeit der Kreuzzüge, dem Wiedererwachen zu neuer kultureller Entwicklung nach der langen Periode des Stillstands und des Rückschritts, die der Blüthe griechisch-

	Export:		Import:		Desgl. für Rußland:
1894:	669	„ Rubel.	560	„ Rubel.	119 5% des Imports.
1895:	689	„ „	539	„ „	127,8% „ „
1896:	690	„ „	589	„ „	117 % „ „
1897:	704	„ „	508	„ „	138 6% „ „
1898:	709	„ „	562	„ „	126 2% „ „

so ergibt sich, für die Vereinigten Staaten besonders auffallend, ein Beleg für die Tendenz nach Erhöhung des Exports und Verminderung des Imports.

römischer Kultur gefolgt war, bis zu den letzten Jahrzehnten, so zeigt sich, daß der Reihe nach eine Anzahl von Staaten sich eine so hohe wirthschaftliche und gleichzeitig politische und kulturelle Stellung zu erringen wußte, daß diese sich in einer Uebermacht, in wirthschaftlichem, politischem und kulturellem Sinn, geltend machte. Zur Zeit der Kreuzzüge herrschten die oberitalienischen Städte; nach der Entdeckung Amerikas reißt die pyrenäische Halbinsel die Herrschaft an sich; mit dem Westfälischen Frieden beginnt Hollands Glanzperiode, die Colberts Genie zu zerstören sucht, erst England jedoch zu zerstören vermag; und unter Englands Hegide beschloß die Welt das neunzehnte Jahrhundert.

Es war kein blinder Zufall, der diesen Staaten eine solche Macht zuwies; bei einer Untersuchung der Gründe für diese Erscheinungen ergibt sich vielmehr, daß stets der Staat jene Stelle einnahm, der im gegebenen Moment die relativ entwickeltsten natürlichen Grundbedingungen des im gegebenen Moment wichtigsten Theiles der Güterversorgung besaß. Die Bedeutung der einzelnen Theile der Güterversorgung (Urproduktion, Gewerbe, Handel und Spekulation) hat die Tendenz, sich von dem Moment des Uebergangs des Gutes in die Hand des Konsumenten zurückzugeben bis zu den Grundlagen der Urproduktion, und zwar in dem Maße, in dem Aufbewahrung-, Verkehrs- und Gewerbestechnik sich entwickeln. Das ist ein natürlicher Vorgang, der darin seine Begründung findet, daß fast alle Schwierigkeiten der Bereithaltung der Güter für Zeit und Ort ihres Bedarfs und ihrer gewerblichen Verarbeitung sich mit der Zeit überwinden lassen, nicht aber die der Urproduktion. So dankten die italienischen Städte ihre Größe der Gunst der geographischen Lage, die ihnen durch den Transport der Kreuzfahrer nach Kleinasien und Palästina den europäisch-indischen Handel zuwies. *) Spanien wurde Mittelpunkt des Welthandels durch die Entdeckung Amerikas; doch schon dem spanischen Reich war „ersprießliche Handelsthätigkeit ohne irgend welche Selbstproduktion unmöglich“. **) Holland, Frankreich, vollends England verdankten ihre Stellung in steigendem Maße ihrer industriellen Fähigkeit, die sich die erste Stelle im Welthandel erringen konnte. In der neuesten Zeit haben sich Getreide und Kohle, Produkte der Urproduktion, die maßgebende Bedeutung verschafft; die durch die Fortschritte der Technik herbeigeführte Elastizität von Handel und Industrie macht die Länder zu den aussichtreichsten, die die besten natürlichen Grundbedingungen der Urproduktion besitzen. Diese Tendenz der Bewegung der maßgebenden Wichtigkeit der einzelnen Theile der Güterversorgung von Spekulation und Handel, die eine territoriale Ausdehnung des sie ausübenden Landes fast nicht verlangen, bis zur Urproduktion, die nur auf dem Territorium beruht, erklärt die Erscheinung, daß die jene Uebermacht ausübenden Staaten über jeweilig territorial größere Ländereien verfügen.

Die einzelnen Länder, die auf Grund dieser ökonomischen Vortheile sich die wirthschaftliche Uebermacht erringen, sind, so zeigt die Geschichte weiter, stets auch im Besitz der politischen und kulturellen Uebermacht. Die einzelnen Länder

*) Vielleicht dürfte der Spekulation eine maßgebende Bedeutung zur Zeit der Kornkammern Egyptens in der Aufbewahrung der Güter für die Zeit ihres Bedarfs beigemessen worden sein.

***) Häbler: Blüthe und Niedergang Spaniens.

lösen einander im Besitz der Uebermacht-Stellung ab, so daß stets eins und nur eins — wie es ja schon im Begriff des Wortes liegt — über diese Macht verfügt; doch zeigt sich die Tendenz, daß die einzelnen Staaten in dem Grade ihrer wirthschaftlichen, kulturellen, politischen Entwicklung sich einander nähern in dem Maße, wie die Tendenz nach Entwicklung sich in den großen Zeitperioden emanzipirt von der Tendenz nach Beharrung. Daneben wirkt in der selben Weise das stets zunehmende Durchdringen des Prinzips ökonomischer Zweckmäßigkeit, das die einzelnen Länder zur Produktion der Güter antreibt, zu deren Produktion ihnen die vortheilhaftesten Grundbedingungen gegeben sind. Die Güter ihres Bedarfs tauschen sie gegen die Erzeugnisse ihrer Produktion aus. Das „übermächtige“ Land ist tonangebend in dieser Welt-Produktion.

Diese Stellung jedes einzelnen Staates als nothwendigen Gliedes der Weltproduktion erklärt auch, daß die einzelnen Staaten selbst nach Ueberschreitung des Kulminationpunktes sich auf der Höhe zu halten vermögen, und zwar für eine wachsende Zeitperiode. Die italienischen Städte sanken schon bald nach dem Beginn der Blüthe Spaniens in ihre heutige Bedeutungslosigkeit zurück; Spanien liegt erst jetzt, erst ein Vierteljahrtausend, nachdem — durch den Frieden von 1648 — sein Todesurtheil gesprochen war, in den letzten Zügen; Holland und Frankreich befinden sich noch heute in einem Zustande der Apathie.

Zieht man auf Grund der hier aus der Geschichte gewonnenen Erkenntniß der sie beherrschenden Tendenzen die Analogie-Schlüsse auf die Ereignisse, die die nächste Zukunft bringen wird, so ergibt sich, daß die größten Aussichten auf den Besitz der wirthschaftlichen Uebermacht das Land hat, das die wirthschaftlichsten natürlichen Grundbedingungen der Urproduktion beherrscht, eine Eigenschaft, die eine große territoriale Ausdehnung voraussetzt. Politische und kulturelle Uebermacht, zeigt die Geschichte, sind nothwendige Konsequenzen wirthschaftlicher Uebermacht.

Diese Ergebnisse schließen eine gleichzeitige, relativ höchste Machtstellung dreier Staaten vollständig aus, wie sie im Sinn der Theorie von den drei Weltreichen liegt. Bei einer Prüfung, welcher Staat heute und welcher in der nächsten Zukunft die Uebermacht-Stellung einnehmen wird, läßt sich aber nicht leugnen, daß gerade die drei Staaten der Weltreichtheoretiker eine größere Wahrscheinlichkeit für sich haben, — schon in Folge ihrer großen territorialen Ausdehnung. Man darf von der Annahme ausgehen, daß Wachstum des Nationalvermögens mit einer Zunahme der wirthschaftlichen Kraft des Landes, Verringerung des Nationalvermögens mit einer Abnahme der wirthschaftlichen Kraft zusammenfällt. Das Nationalvermögen wird beeinflusst durch a) die jährliche inländische Kapitalproduktion (Einkommen, abzüglich Konsum); b) die jährliche Zahlungsbilanz, die aus dem Verkehr mit fremden Ländern resultirt. So lange a und b positive Zahlen ergeben, ist das Nationalvermögen sicher steigend. Wird die Zahlungsbilanz negativ, so wird das Nationalvermögen zwar nicht mehr um die jährliche inländische Kapitalproduktion steigen, sich vielmehr in der Richtung des Stillstandes, der relativen Abnahme bewegen. Erst wenn das Negativ der Zahlungsbilanz die inländische Kapitalproduktion erreicht oder übersteigt, wird das Nationalvermögen auch absolut abnehmen. Die Zahlungsbilanz wird gebildet — abgesehen von außerordentlichen Beeinflussungen — durch die aus der Handelsbilanz resul-

tirende Differenz-Forderung oder Differenz-Schuld, aus dem Betrag der zu erhaltenden oder zu zahlenden Frachten, Versicherungen, dem Unternehmergewinn, den Zinsen auf im Auslande angelegte Kapitalien und auf fremde Werthpapiere. Von allen hier angeführten Posten der Zahlungsbilanz zeigt nur die Differenz der Handelsbilanz eine starke Veränderung im Zeitraum weniger Jahre. Wird zum Beispiel die Handelsbilanz um einen großen Betrag negativer, der von anderen Posten der Zahlungsbilanz nicht aufgewogen wird, so wird die Zahlungsbilanz, wenn diese Tendenz anhält, schließlich negativ und saugt einen Theil der jährlichen inländischen Kapitalproduktion auf, so daß das Nationalvermögen sich in der Richtung des Stillstandes, der relativen Abnahme bewegt, die bei weiterer Steigerung des Negativs sogar zur absoluten Abnahme werden kann.

Betrachtet man Englands Nationalvermögen, so zeigt sich, daß die englische Zahlungsbilanz stets mehr in negativer Richtung beeinflusst wird von der englischen Handelsbilanz, die im Durchschnitt der

Jahre	mit
1890/2 Pfund Sterling	117 000 000
1892/4 " "	99 000 000
1893/5 " "	101 000 000
1897/9 " "	163 000 000 negativ war.

Der Cobden-Club hatte das Negativ der Handelsbilanz des Jahres 1891, das 126 Millionen Pfund Sterling betrug, als auf folgende Weise gedeckt bezeichnet:*)

Erhalten durch	1. Ozean Frachten . . .	45 000 000	Pfund Sterling
" "	2. Seeversicherungen . . .	3 500 000	" "
" "	3. Unternehmergewinn . . .	17 500 000	" "
" "	4. { Zinsen auf im Auslande angelegtes Kapital }	5 000 000	" "
" "	5. { Zinsen auf fremde Werthpapiere }	55 000 000	" "
		<hr/>	
		126 000 000 Pfund Sterling.	

Seitdem hat sich das Negativ der Handelsbilanz beträchtlich vergrößert, so beträchtlich, daß keiner der in Frage kommenden Faktoren dieses Defizit vollständig decken kann. Nimmt man auch an, daß von der Differenz des Durchschnittsbetrages des Negativs von 1893/5 (= 101 Millionen Pfund Sterling) und 1897/9 (= 163 Millionen Pfund Sterling), die 62 Millionen Pfund Sterling beträgt, 12 Millionen Pfund durch Zunahme der Posten 1 bis 4 gedeckt worden seien — eine recht hoch gegriffene Ziffer —, so müßte für die restlichen 50 Millionen Pfund Sterling Deckung in Posten 5 gefunden werden. Das bedeutet für diesen Posten eine Vermehrung um fast 100 Prozent; eine Vermehrung der Zinsen um fast 50 Millionen Pfund Sterling käme einer Vermehrung des Besitzes an fremden Werthpapieren um etwa 1000 Millionen Pfund Sterling (= 20 Milliarden Mark) gleich, — eine ganz unmöglich richtige Ziffer. Vielmehr ist es eine in Finanzkreisen wohlbekannte Thatsache, daß England in den letzten Jahren einen

*) Cobden-Club, leaflet No. XXVIII, vergl. „Fallacies of Free Trade“ by Arthur Fell, M. A., F. S. S., im Financial News, $\frac{1}{3}$ st _{nd} VIII. 1900.

sehr großen Posten **Minen-Shares** an Frankreich abgegeben hat, ohne irgendwelche Goldbezahlung dafür erhalten zu haben, daß Deutschland eine große Summe des früher englischen **Shares-Besizes** aufgenommen hat und daß schließlich sehr viele amerikanische Werthe in ihre Heimath zurückströmten. So mußte England in den letzten Jahren einen stets wachsenden Theil der inländischen Kapitalproduktion von dem **Negativ** der Zahlungsbilanz absorbiert sehen. Das ist eine Tendenz, die sich zunächst eher zu verstärken als abzuschwächen scheint, die aber die Berechtigung des Schlusses anerkennen muß, daß **Englands Nationalvermögen** bereits an der Tendenz nach Stillstand, nach relativer Abnahme angelangt ist.

Gerade das entgegengesetzte Bild gewähren die **Vereinigten Staaten**. Ihr Nationalvermögen wächst in ganz außerordentlichem Maße. Giffen schätzt es in den einzelnen Jahren:

	auf Dollar	pro Kopf der Bevölkerung.
1800	202	" " " "
1840	220	" " " "
1850	308	" " " "
1860	510	" " " "
1870	777	" " " "
1880	870	" " " "

Die inländische Kapitalproduktion wächst schnell durch die Erschließung fruchtbarer und mineralreicher Territorien. Die Zahlungsbilanz der **Vereinigten Staaten** ist die denkbar günstigste; die Handelsbilanz zeigt ein ungeheuer schnelles Anwachsen der Differenz-Forderung an andere Staaten; so konnte Amerika nicht nur den größten Theil seiner in Europa angelegten Werthpapiere zurücklaufen, sondern ist selbst Gläubiger-Land vieler seiner Rivalen geworden, die sogar mit einer gewissen Vorliebe dort ihren Finanzbedarf zu decken scheinen.

Rußland ist innerlich noch viel zu wenig entwickelt, noch sind Autorität und Herrkommen dort zu mächtige Herrscher, als daß ein Erschließungsprozeß gleich dem in den **Vereinigten Staaten** stattfinden könnte, der deren Nationalvermögen so förderlich ist. Die russische Handelsbilanz zeigt eine sehr langsame Entwicklung, fast eine Stockung.

Nach den Berechnungen aus dem Nationalvermögen zu schließen, scheinen die **Vereinigten Staaten** die Gunst der Geschichte für die nächsten Jahrzehnte gewonnen zu haben. Und gerade sie scheinen auch all den Anforderungen zu genügen, die nach den Ergebnissen der Geschichte an den „**Uebermacht**“-Staat des zwanzigsten Jahrhunderts gestellt werden müssen. Für die stets größere Bedeutung gewinnende Urproduktion haben sie die vorzüglichsten natürlichen Grundbedingungen, in verstärktem Maße durch ihre territoriale Ausdehnung. Ihre Technik, ihre den modernen sozialen Ansichten entsprechende Verfassung: alle Umstände sprechen dafür, daß kulturell und politisch sie für die nächsten Jahrzehnte, eben so wie in wirtschaftlicher Beziehung, tonangebend in der Welt sein werden.

Ob nicht, wenn einst, wie jetzt England, auch die **Vereinigten Staaten** den Höhepunkt überschritten haben werden, **Rußland** als siegreicher Rivale auftreten wird, ist eine heute noch unentschiedene, aber wohl zu bejahende Frage.

N. G. Weill.



Die Chaiselongue.

Es ist einige Zeit her, daß ich die mystische Chaiselongue vor mir auftauchen sah, die seitdem eine große Rolle in meinen täglichen Beobachtungen gespielt hat und also auch eine solche — obgleich verschleiert und in ihrem Zusammenhang mit mir selbst mir noch nicht ganz durchsichtig — in meinem Schicksal zu spielen scheint. Es ist ja dafür gesorgt, daß sich unser kärgliches Erdenleben in solchen Symbolen abspielen muß, die es noch kärglicher machen, damit wir uns nicht überheben und uns einbilden, daß die Früchte der Einsicht von selbst direkt in unseren Aladdinstiturban fallen, sondern damit wir ihrer nur mit einer gewissen Anstrengung und auf mühsamen Umwegen theilhaftig werden.

Ich sah sie zum ersten Mal, die mystische Chaiselongue, vor ein paar Jahren draußen in Schliersee, wo sie von zwei Männern aus einem Hause über die Straße nach dem Ufer getragen wurde, um dann weiter in ein Boot geschafft und über den See gerudert zu werden. Das war noch nichts Besonderes. Aber nachdem ich nach München gekommen war, hat sie mich tagaus, tagein, ein ganzes Jahr hindurch, auf Schritt und Tritt verfolgt, so daß ich zuletzt in einer Art gelinder Wahndarstellung sie sich von selbst, als Automobil, bewegen und auf ihren vier Füßen wie einen Riesendackel herum paddeln zu sehen glaubte.

Und wenn die Chaiselongue um die nächste Straßenecke meinen Augen entschwunden war, konnte es geschehen, daß im selben Moment um die selbe Ecke ein in hoffnungsgrünes Tuch eingewickelter Sarg in meine Straße einbog, um mir entgegenzukommen, an mir vorbeizurutschen und um die nächste Ecke hinter mir zu verschwinden.

So hatte ich denn Material und Veranlassung genug, um mich in die scheinbar unentwirrbaren Symbole des allergewöhnlichsten Alltags zu vertiefen und dem Sinn dieser alltäglichen Gegenstände in ihren Zusammenhängen unter einander und auch mit meinem kleinen persönlichen Schicksal nachzugehen.

Was wollte die Chaiselongue?

Was wollte der Sarg?

Wenn ich am frühen Morgen ausging, um meinen Morgenkaffee zu trinken, stand die Chaiselongue gewöhnlich schon da, drunten im Hofe oder draußen auf der Straße, und wartete auf mich, — geduldig und doch zugleich mit einem deutlich wahrnehmbaren Ausdruck einer gewissen Spannung, so daß das leblose Ding mir wie ein lebendiges Wesen vorkam, das mich mich großen Augen fragte: „Na, kommst Du nicht?“ Wenn ich zum Mittagessen ausging, rutschte und huschte sie mir wieder vorbei oder entgegen, so eilig und aufgereggt wie fliegende Frauenröcke. Und wenn ich am Abend nach Hause kam, um schlafen zu gehen, stand sie zuweilen auch wieder da, irgendwo auf meinem Weg, müde nach den nutzlosen Strapazen des Tages und in sich selbst resignirt zusammengesunken vor den aussichtslosen Bemühungen, sich ihrer symbolischen Hülle zu entkleiden und mir in ihren wahren Intentionen verständlich zu machen.

Oft, wenn ich bei meiner Arbeit saß und mit meinen Gedanken beschäftigt war und nach innen lauschte, wurde ich plötzlich von großem Rabalder und Karrenschieben und den Stimmen vieler Menschen aus meinem Grübelschlaf geweckt; und wenn ich dann zum Fenster hinaus sah, stand die Chaiselongue wieder da,

unter meinem Fenster, räthselhaft und gespenstisch mitten in ihrer massiven Realität, und glozte mich mit weitgeöffneten Augen an, in denen kein Ausdruck war. Oder sie wurde in den Hausflur hineingeschleppt, so daß ich mir unwillkürlich sagen mußte: Jetzt kommt sie die Treppe hinauf spazirt und wird bald anklopfen oder sogar klingeln. Wenn ich aber dann später hinunterkam, stand sie da, einsam und verlassen, und man konnte ihr ansehen, daß sie selbst gar nicht wußte, was sie eigentlich wollte oder warum sie da stand.

Es waren alle möglichen Sorten von Chaiselonguen, die mich umkreisten.

Da waren breite, behäbige Chaiselonguen, die ruhig und unerschütterlich auf ihren kurzen, dicken, dackelfußförmig nach außen gedrehten Beinen standen und auf denen man das Dasein in breiten, behäbigen Ruhepausen mit Besonnenheit und prozigem Aufwand von Zeit schlürfen konnte. Da waren auch kurze, schmale Chaiselonguen, die sich schämten und drückten und möglichst unansehnlich machten, als ob sie fühlten, daß sie ihrer Bestimmung nur in ungenügendem Grade angemessen waren und sich in ewiger Beklemmung befanden, in ewiger Angst, daß irgend Jemand sie zu ihrem natürlichen Zweck benutzen wolle.

Einige kamen auf armsäligen Karren angefahren, die von einem alten, zerlumpten Bettelweib mühsam und übellaunig vorwärts geschoben wurden. Anderen voran leuchtete die rothe Mütze mit der gelben Metallplatte des Expreßboten. Wieder andere nahen in diskreter Umhüllung und zusammen mit Polsterstühlen und anderem Zimmerinventar.

Die einen waren zerfetzt und beschmutzt, mit Spinnweben bezogen und mit schlechter Strohhopfung aus allen Löchern herausguckend; die anderen kamen funkelnagelneu vom Möbelfabrikanten, so daß ihnen überhaupt noch kein Charakter und keine Eigenart anzusehen war, — wegen Mangels an jeglicher Erfahrung.

Sie flammten mir aus weiter Ferne entgegen im knallendsten Roth der sündigsten Liebe; sie zogen mir wehmüthig vorbei in dem zartesten Rosa einer flüsternden Zumuthung; sie richteten sich auf in dem tiefen Blau des eindringlichen Glaubens; sie winkten mir mit kokettem Seitenblick zu in dem leichtsinnigen Grün der guten Hoffnung; sie paradierten in dem ganzen bunten Schema des schottischen Systems mit seinen sämtlichen dreiunddreißig Farben . . .

Was wollte die Chaiselongue?

Was wollte der Sarg?

Denn der Sarg war sichtlich die Komplementärererscheinung zur Chaiselongue. Hohen Personen voran kam er mir entgegen, fliegend, mir mit seiner schmutzig grünen Luchehüllung aufdringlich zunichtend, so daß ich nicht im Zweifel sein konnte, daß er große Eile hatte und daß es gerade auf meine Wenigkeit abgesehen war. Er preßte sich mir in den schmalen und schmalsten Gassen so dicht vorbei, daß er mich fast berührte; und oft, während ich meinen Morgenkaffee trank, stand er unten und wartete ganz geduldig und gemüthlich, als ob er in einem Anflug von Galgenvogellaune mit einem halben, verschmizten Lächeln vor sich selbst hinhurmelte: „Ich kann schon warten! Laß Dir nur Zeit! Dann setzen wir uns Beide zu gleicher Stunde in Bewegung!“ . . .

Was wollte die Chaiselongue?

Jedenfalls ist es ein böses Geschöpf, das ein ganzes Jahr lang auf offener Straße sein pas-de-deux mit dem Sarge um mich herum getanzt hat . . .

München.

Ola Hansson.

Selbstanzeigen.

Gottsched der Deutsche. Berlin 1901. Gottsched-Verlag.

Ein Gleich im Voraus. Es handelt sich hier um keine Orgien des Chauvinismus. Wenn ich dem deutschen Volke „Gottsched den Deutschen“ vor Augen führe, so steht dabei kein Gedanke an Rassenhaß und Nationaldünkel Pathe. Als Gottsched im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und noch weit über diese Zeit hinaus den deutsch-nationalen Gedanken vertrat, als Erster und Einziger die Deutschen aus ihrer politischen, geistigen und sittlichen Ohnmacht aufrüttelte, die großen Tendenzen gegen den „Erbfeind“ schuf und (1741) Friedrich den Großen offen für den einzigen Mann erklärte, der das übermächtige und übermüthige Frankreich in seine Schranken zurückweisen und demüthigen könnte: da mußte er seinem tief gegründeten Nationalstolz in flammender Begeisterung die Bügel schießen lassen; denn anders war die träge, in unsinniger Ausländererei verkommene Seele des deutschen Volkes nicht vom Boden zu bewegen. Heute liegen die Dinge (wenn auch nur auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet) ganz anders; wir haben gelernt, uns politisch zu fühlen; und man hat heute kaum nöthig, diesen endlich in uns lebendig gewordenen gesunden Nationalstolz mit starken Mitteln zu kräftigen. Wenn ich hier von Gottsched als „dem Deutschen“ spreche, so meine ich den Mann, der uns nicht nur politische Selbstachtung einflößen werde, sondern der uns die Herrlichkeit unserer Sprache kennen lehrte, der unseren Dichtern und Denkern eine logisch vollendete, anmuth- und kraftreiche Sprache schuf; der uns den Weg zu unseren alten Literaturdenkmälern bahnte; der uns die Rhoswitha, die Rosengluth, den Reineke Fuchs aus dem Staube hervorhob; uns den nationalen Besitz des Alfilar und des Ottfried sicherte, auf Hans Sachs und die Meisterfinger hinwies, deutsche Art und Kunst aufs Neue schätzen lehrte, zum ersten Mal wieder Dürer, Holbein, Rembrandt und die anderen alten deutschen Meister in unseren Gesichtskreis rückte. Ich meine den Mann, der als Erster schon 1741 die deutsche Sendung des Hauses Hohenzollern erkannte; der schon über dem Haupt Friedrichs des Großen die deutsche Kaiserkrone schweben sah; der mit leidenschaftlicher Bitterkeit über die Unfähigkeit der Deutschen klagte, mit den Polen und Wenden fertig zu werden, und gegen diese „Sklavenvölker“ jene Mittel in Anwendung gebracht wissen wollte, die richtig anzuwenden wir selbst heute noch nicht ausreichend gelernt haben. Was Deutschland an diesem größten und kühnsten Vertreter der deutschen Idee im achtzehnten Jahrhundert gut zu machen hat, wird den Lesern dieses neuen Werkes vielleicht noch klarer zum Bewußtsein kommen als den Lesern des „Gottsched-Denkmal“, das durch dies neue Werk erst seine volle Beleuchtung erhält und jetzt wohl auch mit jener Vorurtheillosigkeit genossen und erörtert werden wird, die man, wie es mir scheint, diesem Werk schuldig ist. Aus dem neuen Werk wird man auch erkennen, mit welcher nie verstandenen Liebe Gottsched für die Ausbreitung, Einbürgerung und Reinigung der deutschen Sprache gewirkt hat; wie er es sich eigentlich allein zu verdanken hatte, wenn er 1749 mit Stolz, aber auch mit Wehmuth sagen durfte: „Die Ausländer sehen unsere Sprache nunmehr schon für eine der schönen und nöthigen europäischen Sprachen an, die sie lernen müssen und

der zu ihrem vollkommenen Ruhm weiter nichts als die Liebe ihrer eigenen Landsleute fehlt.“ So ist mir denn für die Wirkung des neuen Werkes nicht bang. Da in Deutschland heute aber ernsthafte Bücher, wenn sie mehr als etwa zwanzig Pfennig kosten, nur noch von ein paar Bibliotheken und Idealisten gekauft werden, so konnte auch „Gottsched der Deutsche“ nur in einer ganz kleinen Auflage gedruckt werden, die durch Vorbestellung zum Theil erschöpft ist. Bücherfreunde, die sich das Werk anschaffen wollen, werden sich also nicht darüber wundern dürfen, daß die etwa neun Bogen Lexikonformat zwölf Mark kosten. Wie bei Juwelen, hat auch bei Büchern die Seltenheit ihren Werth.

Eugen Reichel.



Gedichte. Verlag Renaissance. Schmargendorf-Berlin. 1900.

Aus harten, engen Tagen sind diese Lieder hergekommen, aus einer Sehnsucht, deren Sonnenflug religiöse Heuchelei und Haß und Niedrigkeit nicht ganz zu ersticken vermochten; darum athmen sie so schwer und das Suchen nach Gott und nach Frieden schlägt sich darin wie verzweifelte Brandung. Aber um das Purpurbanner der Schönheit drängen sich diese Kinder des Leides mit heißer, stumm werbender Seele. Die beiden letzten Strophen aus dem Gedicht „Vor Byrons Büste“ mögen hier Platz finden:

Nimm mich zum Bruder! Ach, verzweifelt sank
 Ich nieder vor dem Weh der Welt wie Du,
 Ich bin wie Du in tiefster Seele krank
 Und müde und doch ohne Schlummerruh!
 Und in der Zweifel schaurig Netzgestrick
 Wie Du gestoßen; Bruder, nimm mich an,
 Daß ich, gewicht von Deinem Königsblick,
 An Hölle und an Himmeln rütteln kann!

Karlshof.

Gustav Schüler.



Der Tod des Tintagiles. — Daheim. — Zwei kleine Dramen für Puppenspiel von Maurice Maeterlinck. Autorisirte Uebersetzung von George Stodhausen. Berlin, F. Schneider & Co.

Als ich Ende April 1897 in Folge der mir vom Dichter sehr freundlich ertheilten uneingeschränkten Genehmigung Maeterlincks „Pelleas und Melisande“ übersetzt und ihm das erste Exemplar meines Buches zugesandt hatte, schrieb er mir: *Votre traduction est l'une des plus remarquables que l'on ait faite de mes œuvres, d'une simplicité si fidèle et si pure, et surtout musicalement fidèle! L'atmosphère même du drame original entoure les paroles traduites, ce qui n'arrive presque jamais dans les traductions.* Dieses freundliche Urtheil, die günstige Aufnahme des Buches bei einem großen Theil der Presse, endlich der starke Beifall, den die erste öffentliche Aufführung des Dramas im Februar 1899 hier in Berlin fand: dies Alles führte mich zu dem Wunsch, mich auch an der Aufführung und Uebersetzung anderer Werke Maeterlincks zu versuchen. So erbat

ich des Dichters Genehmigung für eine Uebersetzung von Intérieur und erhielt sie am zehnten März 1899 mit folgenden Worten: J'avais complètement perdu de vue votre demande au sujet d'Intérieur. Ai-je besoin de vous dire que le petit drame est tout à votre disposition, que vous le jouerez dans votre traduction, ou si le temps vous manquerait, dans telle autre que vous choisiriez, où et quand vous le voudrez? Je sais trop de quels soins fraternels et admirables vous avez entouré Pelléas, pour avoir autre chose que les meilleurs espoirs en vous la confiant. Am neunundzwanzigsten März 1899 veranstaltete ich eine Aufführung meiner Uebersetzung von Intérieur vor geladenem Publikum, das dem Gedicht die freundlichste Aufnahme bereitete. Ich meldete es dem Dichter und fragte zugleich an, ob ich zum Zweck einer Buchausgabe La Mort de Tintagiles dazu übersetzen und das Stück auch später darstellen lassen dürfe. Am achtzehnten April antwortete Maeterlinck: Je vous remercie mille fois des nouvelles que vous me donnez. Comment vous dire ma reconnaissance pour votre zèle infatigable? Je n'ai pas besoin de vous dire que je suis très-heureux de vous confier entièrement La Mort de Tintagiles pour tout ce qui concerne la traduction et représentation. Je ne saurais le remettre en des mains plus heureuses et plus dévouées. Im August erschien das Buch und Maeterlinck quittirte den Empfang des ersten Exemplars mit den folgenden Worten: J'ai bien reçu le petit volume contenant votre excellente traduction de Tintagiles et d'Intérieur. Ne vous en avais-je pas accusé réception et remercié? Je croyais en tout l'avoir fait et si vous n'avez pas reçu ma lettre, n'en accusez que mon peu d'ordre mais non ma reconnaissance ni ma bonne volonté! Merci encore. Ich veröffentliche diese Briefstellen, weil behauptet worden ist, meine Uebersetzungen seien nicht autorisirt. Und weil dieser Behauptung die andere hinzugefügt worden ist, Maeterlinck sei von mir geschädigt worden, denn er erhalte nicht die ihm zustehende Tantiemen, so gestatte ich mir, noch den folgenden Brief anzuführen, den ich vor zwei Monaten von Maeterlinck erhielt: Cher Monsieur, je vous remercie à mon tour bien cordialement de votre aimable lettre. Il est bien entendu que vous ne m'enverrez ma part des droits sur Intérieur et Tintagiles que lorsque vous avez remboursé tous les frais antérieurs qu'à mon insu je vous avais occasionnés. Il ne serait pas juste que je les acceptasse avant: et j'ai déjà à me reprocher plus d'une injustice envers vous. Recevez, cher Monsieur, avec mes remerciements et mes regrets l'expression de mes meilleurs sentiments. So wäre wohl auch dieser Vorwurf widerlegt. Ob andere Uebersetzungsversuche meinen vorzuziehen sind: darüber erwarte ich das Urtheil der unbefangenen prüfenden Leser.

George Stockhausen.



Sehnen und Leben. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 1900.

Die kleinen Gedichte, die sich sehr anspruchslos geben, biete ich den wenigen Menschen, die zu lesen und die Worte zu wägen verstehen. Ich bin sicher, von den Allermeisten mißverstanden zu werden. Sie werden Rühle sehen, wo das Leben in comprimirtester Form gegeben ist; Prosa, wo sich der Vers dem Satzgefüge

der deutschen Sprache anpaßt; Harmlosigkeit, wo die sehr scharf ausgeprägte Weltanschauung des Verfassers hinter den Worten steht. Und sie werden den Hauptaccent auf das „Schnen“ legen, weil sie nicht wissen oder bedenken, daß der Titel in bewußtem Gegensatz zu dem bekannten Motiv aus „Tristan“ gewählt ist; woraus sich einige Folgerungen ohne sonderliche Mühe ziehen lassen. Mögen sie sich damit abfinden: nur sollen sie nicht glauben, mit ihren Urtheilen eine tiefstauige Entdeckung gemacht zu haben.

Hans W. Fischer.



Der Vorstand des Börsenvereins deutscher Buchhändler wünscht die Aufnahme der folgenden Berichtigung:

„In dem in Berlin am zehnten November 1900 erschienenen Heft der ‚Zukunft‘ ist in einem ‚Deutsches Verlagsrecht‘ überschriebenen, vom Dr. Hans Blum als Verfasser gezeichneten Artikel folgende Thatsache behauptet: ‚Da (nämlich in einem vor einer Kammer für Handelsfachen bei dem königlichen Landgericht Leipzig anhängig gewesenen Prozeß) berief sich eines Tages ein Anwalt in seinem Vortrag auf das merkwürdige Buch des Herrn Voigtländer aus Leipzig — der auch der Kommission zur Vorbereitung dieses merkwürdigen Gesetzentwurfes angehörte — über die Usancen des deutschen Buchhandels. Der Gerichtspräsident aber und die beiden sehr geschäftskundigen kaufmännischen Beisitzer lehnten jede Berücksichtigung einer buchhändlerischen Usance ab, weil im Buchhandel die Usance überall da beginne, wo beim Kaufmann der Anstand aufhört.‘ Wir erklären hierdurch auf Grund der auf unser Ersuchen angestellten amtlichen Erhebungen, daß niemals einer der Vorsitzenden einer der leipziger Landgerichtskammern für Handelsfachen eine Aeußerung: ‚Im Buchhandel beginnen die Usancen überall da, wo beim Kaufmann der Anstand aufhört‘, oder eine ähnliche Aeußerung gethan hat.“



Der fiskus als Kohlenhändler.

Die arme preussische Regierung! Mit ihren Ministern hat sie Pech. Diese Männer sind nicht nur verpflichtet, an der Staatsverwaltung nach besten Kräften mitzuwirken, sondern auch, öffentliche Reden zu halten, um diese Verwaltung vor dem Volk zu rechtfertigen. Und dazu gehört manchmal keine geringe Kunst. Herr Brafeld, in Preußen Minister für Handel und Gewerbe, beherrscht sie nicht. Sein Unglück ist, daß manche Abgeordnete scharfe Ohren haben. Sie vernahmen aus des Ministers Munde, daß für die staatliche Kohlenverwaltung die Händler nur ein nothwendiges Uebel seien. Im selben Athemzug vertheidigte der Minister die Aufgaben der Händlerschaft, deren Organisation der Staat nicht

entbehren könne. Er stellte es als die Aufgabe der Verwaltung hin, einen direkten Verkehr mit den Verbrauchern zu pflegen. Das klingt recht verständig. Wer aber näher zuschaut, findet, daß es dem fiskalischen Bergbaubetrieb an allen Mitteln und Einrichtungen fehlt, um dem Bedürfniß der Kohlenverbraucher gerecht zu werden. Nach bureaukratischer Schablone, in beschaulichem Tempo werden die Aufträge erledigt, und mehrt sich einmal der Geschäftsandrang, so steht die Verwaltung rathlos da. Es wäre aber auch unzweckmäßig, Einrichtungen zu schaffen, die für einen verstärkten Verkehr hinreichen; lieber begnügt sich der Staat mit dem kleinen Geschäftskreis und den für dessen Befriedigung hinreichenden kaufmännischen Vorrichtungen, mit denen er bis vor einigen Jahren ausgekommen ist. Der Handelsminister weiß nur zu gut, daß es eine unnütze Geldausgabe wäre, wenn jetzt plötzlich die Staatsverwaltung einen Ersatz für die alten, vorzüglich ausgebildeten Vorkehrungen der Händler zu schaffen versuchte. Dadurch würden nur falsche Hoffnungen geweckt; und schließlich würden große Kapitalien begraben. Denn schon ist die Zeit gekommen, wo von einer Kohlennoth nicht mehr ernsthaft gesprochen werden kann. Die Grubenleiter denken an eine Einschränkung der Förderung und die Kohlenpreise sind schon niedriger geworden. Es könnte erheiternd wirken daß sich die Volksvertreter mit der Regierung über die zur Bekämpfung der Kohlennoth wirksamen Maßregeln herumstreiten, obwohl weder ein solches Verhängniß besteht noch in absehbarer Zeit zu befürchten ist. Der Minister kann leichten Herzens Versprechungen über Versprechungen machen, um den aufgeregten Volkswillen zu besänftigen. Er holt sich eine gute Censur, wenn er nicht zu bescheiden ist, sondern den Konsumenten Goldene Berge verheißt. Erfüllt er später nichts von seinen Versprechungen, so wird er immer mit Recht die Entschuldigung anführen können, daß die alte Verkaufsorganisation vollkommen hinreicht, um die Ansprüche der Kundschaft zu befriedigen.

Für den Kohlenhandel ziehen schwere Zeiten herauf; und auch der Fiskus kann von ihrer Ungunst nicht unberührt bleiben. Will er sich auch nur eine geringe Rentabilität retten, so ist es seine Schuldigkeit, auf gutem Fuß mit dem Handel zu bleiben; denn dadurch allein sichert er sich die Möglichkeit, eine normale Förderung abzusetzen. Es ist ein Irrthum zu glauben, der Staat habe nicht eben so wie jeder Privatmann die Pflicht, aus seinen gewerblichen Betrieben Gewinn zu ziehen. Wir könnten uns einen solchen Luxus, der uns viele Freunde schaffen würde, trotz der Benachtheiligung der auf das Rechnen angewiesenen Konkurrenz allenfalls gestatten, wenn die Zufriedenheit des Volkes so groß und der Geldbedarf des Staates so klein wäre, daß weder der Finanzminister neue Steuern zu suchen brauchte noch die Verpflichtungen der Bevölkerung gegenüber der Staatsgewalt so drückend wären, wie sie es heute sind. Wir sind darauf angewiesen, alle Reichthümer, die unsere Erde birgt, möglichst vortheilhaft auszunutzen, um dem Staatsfädel stets neue Einnahmen zuzuführen. Wollten wir in industriellen Betrieben des Fiskus auf jeden Gewinn verzichten, so wäre es eine Vergeudung des Volksvermögens, die hohen Verwaltungskosten zu tragen und einen großen Beamtenapparat zu unterhalten. Dann thäten wir besser, das gesammte Bergwerkseigenthum des Staates auf Privatfirmen zu übertragen, die es schon verstehen würden, rentabel zu wirthschaften. Das Staatsvermögen würde sich um die gewaltige Kaufsumme vergrößern und das Inter-

esse der Steuerzahler, das schließlich den Angelpunkt aller fiskalischen Erwägung bilden sollte, wäre gewahrt und gesichert.

Kohlenbergwerke darf man nicht behandeln wie Verkehrsanstalten, etwa wie die Post und die Eisenbahnen; bei ihnen handelt es sich um öffentliche Einrichtungen, die dem Privatbetrieb vollständig entzogen sind und nur der allgemeinen Wohlfahrt dienen sollen. Bergwerksbesitzer aber sind Unternehmer, die vielmehr eher an das private als an das öffentliche Interesse zu denken haben. Der Staat ist lange genug Bergwerksbesitzer und wird sich auf Experimente gewiß nicht gern einlassen. Wenn er bis jetzt mit dem Kohlenverkauf nicht hinreichende Erfahrungen gesammelt hat, wird er auch künftig nicht weit vorwärts bringen können. Die Erfahrung muß ihn gelehrt haben, daß der Fiskus ohne die Mitwirkung der Händler beim Verkauf seiner Erzeugnisse nicht auskommen kann. Kein Abnehmer, der irgend einem größeren Betriebe vorsteht, wird sich mit seinem Kohlenbedarf dem Fiskus verschreiben, der merken läßt, daß er den Handel auszuschalten wünscht. Vielmehr wird Jeder seinen Bedarf da zu decken suchen, wo er eine umfassende und verständnißvolle kaufmännische Verwaltung findet, die sich ihre Kundschaft warmzuhalten sucht und deren Wünsche selbst unter eigenen Opfern erfüllt. Beim Fiskus ist darauf nicht zu rechnen. Er verfügt in seinen eigenen Betrieben zwar über gute Sorten, nicht aber über ein — wie der Kaufmann sagt — wohl assortirtes Lager. Es giebt wenige Großverbraucher, die sich auf den Bezug von Kohle aus staatlichen Gruben beschränken könnten. Eine auf ihre Sicherheit bedachte Verwaltung wird sich nach wie vor nicht direkt von den Produzenten abhängig machen, sondern sich an Händler wenden, die mit ihrer umfassenden Organisation und ihrer rastlosen Emsigkeit die Individualität jedes Verbrauchers berücksichtigen und ihn sachgemäß bedienen können. Wollte sich der Fiskus, wie es in der ausgesprochenen Absicht des preussischen Handelsministers liegt, noch liebevoller als bisher der kleinen landwirthschaftlichen Genossenschaften oder gar der kommunalen Einkaufsverbände annehmen und noch eifriger deren Wünsche nach Kohlenversorgung berücksichtigen, so müßte er auf die industrielle und kaufmännische Kundschaft verzichten. Von der anderen Verbrauchergruppe allein könnten die fiskalischen Bergwerke aber nicht leben; sie werden ihnen nur zu rasch untreu werden und bald überhaupt verschwunden sein. Die Noth der Zeit hat sie geboren, aber der Nothstand ist schon überwunden. Der preussische Handelsminister sollte nicht vergessen, daß er als Hüter der staatlichen Bergwerke einem großindustriellen Betriebe vorsteht; ein solcher Betrieb darf aber nur nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet werden und sich nicht als Wohlthätigkeitsanstalt aufthun. Herr Bresfeld erhofft alles Heil von einem ober-schlesischen Kohlensyndikat, das Fiskus und Händler gemeinsam umschließen soll. Gerade hier zeigt sich die Schwäche des Regierungstandpunktes. Die Händler werden sich hüten, mit dem Fiskus sich an einen Tisch zu setzen, — namentlich, wenn ihnen von vorn herein zugemuthet wird, ihre Preise stets so niedrig wie die fiskalischen Gruben zu halten. Der Minister hat sich in der Uebereilung selbst offen als einen Feind der Händler bekannt. Das wird der Handel ihm nie vergessen. Und schon hat die Firma Caspar Wollheim ihm die weitere Kohlenlieferung gekündigt. Lynkeus.



Berlin, den 9. Februar 1901.

Durch Dick und Dünn.

Neun Jahre und zwei Monate ist es her. Da stand, an einem Donnerstag, der General von Caprivi im Reichstag auf dem Kanzlerplatz am Bundesrathstisch und sprach anderthalb Stunden lang. Ueber der deutschen Menschheit große Gegenstände natürlich. Ueber Krieg und Frieden, über politische und wirthschaftliche Bündnisse und über noch Einiges. Er rettete wieder einmal die Zukunft des armen Reiches. Das that er gern. Und als er den Weg zur Rettung gewiesen hatte, erhob er die Stimme und ließ sich also vernehmen: „Ich hoffe, Sie werden mit den Verbündeten Regierungen der Ansicht sein, daß die vorliegenden Verträge geeignet sind, das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern.“ Das erwartete er von den Handelsverträgen, die das Deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz abschließen und in denen der Zoll für die Tonne Brotgetreide von fünfzig auf fünfunddreißig Mark herabgesetzt werden sollte. Die erste Anregung zu diesen Verträgen war von dem Kaiser Franz Joseph ausgegangen, der zunächst den König von Sachsen und dann Wilhelm den Zweiten dafür gewonnen hatte. Oesterreichs Sehnsucht nach einem erleichterten Export war alt und begreiflich; den Ungarn namentlich mußte daran liegen, ihr Getreide bequem über die Grenze zu bringen. Bismarck aber war für solche Wünsche nicht zu haben gewesen und hatte, als Herr von Szóghenyi ihn dafür zu stimmen versuchte, jede Erörterung des Themas mit höflicher Entschiedenheit abgelehnt. Nun war die Zeit der Erfüllung gekommen. Acht Tage nach der Rede

des Kanzlers wurden die vier Verträge im Reichstag mit 243 gegen 48 Stimmen angenommen und im teltower Kreishaus sprach am selben Tage der Deutsche Kaiser die Sätze: „Ich glaube, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Trotz Verdächtigungen und Schwierigkeiten, die dem Reichskanzler und meinen Räten von den verschiedensten Seiten gemacht worden sind, ist es uns gelungen, das Vaterland in diese neuen Bahnen einzulenken. Ich bin überzeugt: nicht nur unser Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der anderen Länder, die mit uns bei dem großen Zollverband stehen, werden dereinst diesen Tag segnen“. Es dauerte noch ein hübsches Weilchen, bis auch mit Rußland ein Handelsvertrag fertig war, und der Kaiser griff noch mehrfach persönlich in die Debatte ein. Zu den konservativen Abgeordneten, die dem Vertragsentwurf nicht zustimmen wollten, sagte er: „Sie müssen doch klar darüber werden, wie der Kaiser von Rußland diese Dinge auffaßt. Er würde es gar nicht verstehen können, wie Leute, die bei Hof ein- und ausgehen, die meine Uniform tragen, in einer Sache gegen mich stimmen, die von so weittragender Bedeutung ist.“ An den Grafen Dönhoff-Friedrichstein, der im Reichstag für den Vertrag gestimmt hatte, telegraphirte er: „Bravo! Recht wie ein Edelmann gehandelt!“ Und den adeligen Agrariern rief er zu: „Wie oft haben meine Vorfahren den Irregeleiteten eines einzelnen Standes zum Wohl des Ganzen entgentreten müssen!“ Jedes dieser Worte wurde von trunkenen Cobdenitenhören bejauchzt. Und schließlich rieth selbst Bismarck, der die ersten Verträge als einen verhängnißvollen Fehler bekämpft hatte, die Russen nicht allein in der Kälte zu lassen. Als der Vertrag endlich angenommen war, ging ein Jubeln durchs Land. Ein Kulturwerk von weltgeschichtlicher Bedeutung war geschaffen, die Junkerfronde schmählich geschlagen, der industriellen Entwicklung die hemmende Schranke weggeräumt, dem Volke, dessen Herzeleid so lange den Schlaf der Kommerzienräthe gestört hatte, billiges Brot gesichert. Vergebens erinnerten die nüchtern Geblienen an ein Flugblatt der Freihändler, das die in den neuen Verträgen erreichte Zollermäßigung recht respektlos „eine Lumperei“ genannt hatte. Eine Ära neuer Herrlichkeit war den Deutschen beschieden. Nur Reaktionäre der schlimmsten Art, nur lächerliche Latifundienverweser, die aus anderer Leute Taschen ihre Schulden bezahlen möchten, konnten sich solcher Entwicklung nicht freuen. Und der letzte Zweifel an der Dauerbarkeit des Errungenen schwand aus Sankt Manchester's Hallen, als der Kaiser den Gedanken, die Regierung

solle den für den Landwirth nicht ausreichenden Getreidepreis mit den vom Grafen Kanitz angedeuteten Mitteln zu heben versuchen, mit dem schroffen Wort abwies: „Sie können mir doch nicht zumuthen, Brotwucher zu treiben“. Wer damals rieth, der Kaiser und König möge für ein bestrittenes handelspolitisches System nicht allzu nachdrücklich sein Ansehen einsetzen, Der wurde beschimpft oder ausgelacht. Es war ja sicher: Millionen werden einst den Tag segnen, der dem deutschen Volk das billige Brot gebracht hat.

Neun Jahre und zwei Monate ist es her. Und nun sollen die Getreidezölle erhöht werden. Die Handelsverträge, deren technische Unzulänglichkeit seitdem in allen Lagern anerkannt worden ist, gelten noch bis zum Ende des Jahres 1903. Dann aber, Graf Bülow hat es im Landtag angekündet, soll das deutsche Getreide gegen den billigen Massenimport geschützt werden. Für einen Zoll von sechs Mark ist im Reichstag eine Mehrheit sicher und auch dem Plan, Rußland einen Vorzugstarif zu bewilligen, sollen schon viele Stimmen gewonnen sein. Natürlich werden die anderen Kontrahenten sich gegen die Zollerhöhung sträuben, unserer Exportindustrie Schwierigkeiten zu machen suchen und noch ist kein Urtheil darüber möglich, was bei Alledem herauskommen wird. Das müssen wir in Ergebenheit abwarten und geduldig inzwischen die Reden hinnehmen, mit denen wir nun schon seit Wochen belästigt werden und die nicht die Spur eines neuen Gedankens zeigen, nicht ein armes Wörtchen bieten, das seit 1879 von Schutzzöllnern und Freihändlern nicht tausendmal wiederholt worden wäre. Außer dem Grüppchen der Freunde lauscht kein Mensch diesen Reden, in den Zeitungen werden sie überschlagen und nur in Bezirksvereinen wird mitunter eine mannhafte Resolution gegen die Brotwucherer angenommen. Das Thema ist uninteressant geworden, die alten Vitaneien wirken nicht mehr, und nachdem sogar der Handelstag nur mit Mühe und Noth eine Zufallsmehrheit gegen die Zollerhöhung aufgebracht hat, ist ein ernster Widerstand nicht zu hoffen und nicht zu fürchten. Noch leben ja Leute genug, die sich erinnern, wie berühmte Reichstagsredner den Weltuntergang prophezeiten, als für Weizen ein Zoll von einer, für Roggen von einer halben Mark eingeführt wurde, und die erlebt haben, daß die deutsche Industrie daran nicht gestorben, das Massenelend dadurch nicht gesteigert worden ist. Auf dem Jahrmart der parlamentarischen Eitelkeiten aber werden wir bis tief ins zweite Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts hinein das matte Echo der Reden hören, die Bismarck und Lasfer, Tiedemann und Delbrück einst gehalten haben, werden zum abertausendsten Male die Fragen erörtert werden: ob ein billiger Getreidepreis das Glück der

Völker verbürgt; ob das importirende Ausland den Zoll trägt; ob der höhere Zoll auch die Gewährung höheren Arbeitlohnes erleichtert; ob der innere Markt wichtiger ist als der äußere; ob der Kornzoll nur dem Großgrundbesitzer nützt oder auch den Bauern; und so weiter. Wenn man bedenkt, daß der Reichstag im nächsten Herbst die ersehnten Diäten erhalten soll und daß die glücklichen Besitzer von Doppelmandaten dann für jeden Redetag mindestens dreißig Mark einsäckeln werden, muß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Auch darauf, daß die Mehrheit nicht klug genug sein wird, ihre paar Gegner verhallende Monologe halten zu lassen.

Undankbar aber wäre es, bis zur Vaterlandlosigkeit undankbar, wenn wir nicht heute schon sagten: Wahrlich, wir werden weise regirt! Dieser Jubelruf könnte Zollfreunde und Freihändler vereinen. In anderen Ländern entschließt man sich schwer zu einer Umwälzung des ganzen Wirthschaftlebens, und hat man sich, auf den Rath der Sachverständigsten, doch dazu entschlossen, dann bleibt man eine Weile wenigstens bei der Richtstange zum neuen Bau. Die Verbündeten Regirungen, denen das Schicksal des deutschen Volkes anvertraut ist, sorgen besser für Abwechslung. Sie verbrennen heute, was sie gestern anbeteten, und werden morgen die Asche durchstöbern, um unter den verkohlten Resten wieder einen Fetisch zu finden. Im Jahr 1891 hatten sogar die wüthendsten Cobdeniten sich mit dem Getreidezoll abgefunden, hofften selbst sie nicht mehr, ihn noch geschmälert oder gar beseitigt zu sehen. Die bismärckischen Gedanken hatten sich in elf Jahren sacht eingelebt, im Wahlkampf war die Zollfrage kaum erwähnt worden und der Behauptung, namentlich der preußische Osten mit seinem unergiebigem Boden brauche gegen die Einfuhr aus Raubbaustaaten einen wirksamen Schutz, wurde nur selten noch widersprochen. Da kam, was die Theatersprache eine offene Verwandlung nennt: plötzlich war, ohne daß der Hauptvorhang fiel, ein ganz anderes Bild zu sehen. Das Bischen Landwirthschaft, hieß es nun, kann uns nicht zur Weltmacht helfen. Von der Exportindustrie allein kommt uns das Heil. Schiffe müssen wir bauen, Kanäle und Schiffe, um Waaren ausführen, Waaren schützen zu können. Auf nach Asien, nach Afrika, nach Samoa und den Marianen! Neue Märkte brauchen wir; und damit uns auf diesen Riesenmärkten die Konkurrenten nicht schlagen, müssen wir unsere Industriearbeiter billig ernähren. Auf dem Wasser liegt unsere Zukunft und die moderne Parole heißt: Theilung der Arbeit! Mögen Andere, zur höchsten Händlerkultur noch nicht Gereifte, unter milderem Himmel für uns das Brotkorn bauen; wir werden fortan nur die feinste Arbeit noch leisten. Das schien ein System,

schien der bewußte, wohlüberlegte Versuch, britischen Pfaden zu folgen. Kämpfe von einer Festigkeit, wie das Reich seit Ledochowskis Tagen, Preußen seit dem Militärkonflikt sie nicht mehr gekannt hatte, entbrannten. Ueber die erniedrigte Zollmauer hinweg stürmten die Landarbeiter dem Westen zu, in die Städte. In ganzen Provinzen sahen die Grundbesitzer sich vor die Frage gestellt, ob sie noch ein paar Jahre ohne Ertrag auf der ererbten, überschuldeten Scholle haufen oder sie lieber schon jetzt einem Bankdirektor, Annoncenverleger oder Kohlenhändler verkaufen sollten. Manchmal mußte man fürchten, ein neuer Bauernkrieg stehe dem Reich bevor. Allmählich sänftigten sich die Gemüther und schickten sich in den Glauben an den deutschen Industriestaat, dessen Geburtstag später noch beglückte Enkel segnen würden. Die ältesten Manchesterstoffe erhielten unter der streichelnden Hand hoher und höchster Herrschaften einen neuen Glanz, die verbsten Agitatorenmittel des demagogischen Freihandels wurden durch den Beifall volksfreundlicher Würdenträger geweiht. Ein Kaiser nannte die Ermäßigung des Kornzolls eine rettende That, nannte den Versuch, den Getreidepreis künstlich zu heben, in schöner Empörung Brotwucher. Zwei Kanzler erklärten, nur ein kleines Häuflein reicher Grundherren habe an hohen Kornpreisen ein Interesse. Solche Ansichten können sich nicht von einem zum andern Tag ändern; sie gehören zur Einheit eines nach sorgfamer Prüfung gewählten Wirthschaftsystems. Und die Verbündeten Regierungen, die sich des rechten Weges bewußt sind, haben ja versprochen, „das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern“.

Das ist neun Jahre und zwei Monate her. Und nun fängt die Sache wieder von vorn an. Nun wird der Getreidezoll erhöht, über den früheren Satz hinaus, und die gerühmte Stetigkeit des Handelsverkehrs in Frage gestellt. Nun wird Richter wie weiland Caprivi sprechen, der in allen Sätteln gerechte Graf Bülow sich als schlichten Landmann produziren und Bebel den Bundesrath mit Brocken aus kaiserlichen Antikornzollreden bewirthten. . . Am Ende wars gar kein System? Doch; das selbe, das wir bewundernd schon im Verkehr mit Buren und Briten, Polen, Welfen und anderen Reichs-einden, mit Russen und Chinesen angewandt sahen. Ein treffliches System, das keine Langeweile aufkommen läßt und den Völkern die selbständige Bestimmung ihrer Geschicke sichert. Und um dieses höchste Glück mündiger Menschen auf freiem Boden genießen zu können, hat das deutsche Volk im vorigen Jahrhundert vier Kriege zu siegreichem Ende geführt.

Der platonische Staat.*)

Der Name Platons steht den berühmtesten des Alterthums nicht nach; und wenn man absieht von den Lobeshymnen bewundernder Jünger und im Erfolg den Prüfstein für den inneren Werth sucht, so wird man doch stets in Zweifel bleiben, ob die Politik und Kulturpflege eines Perikles, die gewaltigen, ganze Völker umwandelnden Thaten eines Alexander und Caesar den stilleren, aber bis in unsere Tage stetig fortwirkenden Einfluß des Platonismus auf unsere gesammte Geisteskultur aufzuwiegen vermögen. Der Ausspruch Nietzsches: „Das Christenthum ist Platonismus fürs Volk“ ist zwar übertrieben. Die Verwandtschaft ist freilich unverkennbar von den ersten Zeiten an, aber sie erklärt sich daraus, daß das Urchristenthum auf die selben allgemein menschlichen religiösen Instinkte zurückgriff, die auch in der platonischen Theologie einen tiefsten Ausdruck gefunden hatten. Aber sobald die christlichen Gemeinden wissenschaftliches Nützzeug brauchten, um die ungeheure, aber dem Untergang geweihte antike Geisteskultur in der Front anzugreifen, entlehnten sie die Waffen vom Platonismus. In der älteren christlichen Dogmatik steckt mehr Platonismus, als mancher Pfarrer ahnt. Man könnte fast die paradoxe Behauptung wagen, der Heilige Augustin sei ein besserer Platoniker als der letzte Neuplatoniker Kaiser Julian der Abtrünnige. In der Renaissance fährt dann die platonische Bewegung wieder wie ein Thauwind über das Eis der Scholastik, das sich leider und sehr wider Verdienst um den letzten Platoniker Aristoteles kristallisiert hatte. Und bis in unser Jahrhundert dauern die neuplatonischen Bewegungen — bewußt oder unbewußt — beständig fort. Dabei läßt sich die interessante Beobachtung machen, daß Platon reich genug ist, den verschiedensten Zeitströmungen angepaßt zu werden. Bis in die letzten Jahrzehnte war er Patron der christlichen Theologie; die entschiedene Scheidung von der besseren Welt über den Sternen und dem nur vorbereitenden und prüfenden Erdenleben galt als sein Hauptverdienst. Noch vor wenigen Jahrzehnten mußte Bonitz sich ernsthafte Mühe geben, um zu zeigen, daß die Beweise für die individuelle Unsterblichkeit der Seele im Platon nur für Bekenner der platonischen Ideenlehre bindende Kraft haben und mit dieser stehen und fallen. Neuerdings nun ist das Schlagwort „Sozialreform“; und der Platonismus läßt sich auch hier als Feldzeichen mißbrauchen, am Besten von solchen Forschern, die Sozialreform und Sozialismus einfach verwechseln. Da kommen dann Portraits von Platon heraus, die den Herren Professoren Schmoller und Wagner

*) Der „Zukunft“ ist aus dem Nachlaß des berühmten, leider zu früh verstorbenen basler Philologen Ferdinand Dümmler das Manuscript eines „Akademischen Vortrages“ über den platonischen Staat zur Verfügung gestellt worden.

ganz bedenklich ähnlich sehen, und Platon soll womöglich noch geschmeichelt lächeln, wenn jene Herren ihn versichern: „Sie waren doch in einigen Hauptpunkten dem Richtigen schon sehr nah gekommen.“ Bei dieser impertinenten Unsterblichkeit Platons ist eine historische Würdigung des Mannes außerordentlich schwer und in der That kaum angebahnt. Ich will versuchen, die historischen Voraussetzungen zu dem Werk zu geben, das Platon den unverdienten Ruf des Kathedersozialisten verschafft hat, zu seinem „Staat“. Der „Staat“ ist, abgesehen von den nicht selbst herausgegebenen und greifenhaft breiten „Gesetzen“, das umfangreichste Werk des Philosophen; zehn Bücher in 318 Druckseiten. Er ist nicht etwa das wirksamste Werk Platons gewesen, noch auch das, aus dem seine philosophische Eigenart am Deutlichsten hervorleuchtete. Schon zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Werkes gesteht Polybios, daß die Lecture auch für den gebildeten Griechen schwer sei. Bis auf seine Zeit hatten die philosophischen Staatstheoretiker sich weit mehr an die aristotelische Politik angeschlossen, die in lebhafter Anlehnung an und Opposition gegen die platonische Theorie entstanden war. In der Generation nach Polybios folgt dann wieder eine neuplatonische Strömung, die zum Theil direkt auf den Meister zurückgreift und der sich Cicero anschließt; durch ihn sind dann einzelne platonische Ideen zu Augustin gelangt. Viele Leser hat das Werk im Alterthum niemals gehabt. Einzelne Paradoxien, wie die Weibergemeinschaft oder die vielbesprochene platonische Zahl, die in mystischer Zusammensetzung ausdrückt, wann auf eine Blütheperiode naturnothwendig die Decadence folgen müsse, wurden sehr bald sprichwörtlich, beförderten aber natürlich die eingehende Lecture des Werkes nicht. Und doch ist der „Staat“ das Werk eines halben Menschenlebens und von gewaltiger innerer Tragik.

Man muß sich die historischen und politischen Verhältnisse Athens in der Jugend Platons vergegenwärtigen, um zu verstehen, was der „Staat“ bedeutet.

Platon war im Jahre 728/7 geboren, als Sohn des Ariston und der Periktione, in einem hocharistokratischen und reichen Hause, von mütterlicher Seite mit dem großen Solon und den Häuptern der dreißig Tyrannen Kritias und Charmides verwandt. Wenige schienen wie er berufen, durch Abstammung und Beanlagung eine politisch leitende Stellung in der Vaterstadt einzunehmen. Die entsetzlichen Katastrophen, die seine Lehrjahre abschlossen, verleiteten ihm diese Laufbahn für immer und veranlaßten ihn, nach neuen Zielen eines menschenwürdigen Daseins zu suchen, die die Antike bisher nicht gekannt hatte. Etwa mit zwanzig Jahren gerieth er in den Bann des großen, scheinbar plebejischen Herrenmeisters Sokrates, der aber nach dem Maßstabe der antiken Demokratie einer der schlimmsten Reaktionäre war, die je gelebt haben. Die wiedererstartete Demokratie wußte wohl, weshalb sie ihn zum Giftbecher verurtheilte, wenn auch das Mittel falsch war,

seinen Einfluß aus der Welt zu schaffen. Wenige Jahre vorher hatte Platon den Zusammenbruch der oligarchischen Reaktion unter den dreißig Tyrannen erlebt; er hat seine Anverwandten Kritias und Charmides niemals preisgegeben; noch in hohem Alter hat er ihnen in seinen Schriften prächtige Denkmale errichtet und vielleicht hat er ihre Regierungsmaßregeln weitgehend gebilligt. Aber ihre Herrschaft hatte Ströme von Blut verlangt und Blutvergießen war Platons Sache nicht; auch sah er jedenfalls die Aussichtslosigkeit jedes oligarchischen Reaktionsversuches im vierten Jahrhundert voraus.

In den Dienst der restaurirten Demokratie konnte er sich erst recht nicht stellen; der Tod seines Lehrers hatte ihm blitzartig die Augen geöffnet darüber, was Rede- und Gedankenfreiheit in einer extremen Demokratie bedeuten. Die nächste Arbeit gilt nun dem Andenken des verehrten Lehrers, wobei aber die eigenen Ziele ganz unwillkürlich klar und immer klarer hervortreten. Der ungeheure Reiz der Figur des Sokrates, die von Platon unvergänglich geprägt worden ist, besteht nicht zum geringsten Theil in dem humoristischen Getümmel der Gegensätze, das in seiner äußeren Erscheinung fast zur Karikatur kristallisirt ist. Außerlich sind sorgfältig die Züge des echt athenischen kleinen Philisters gewahrt, der sich in der perikleischen Epoche der Geistesaristokratie durch eigenes Nachdenken den Zutritt zu der besten Gesellschaft gebahnt hat, aber mit einer fast pedantischen Bescheidenheit sich und den Anderen seine eigentliche Unbedeutenheit beständig ins Gedächtniß ruft. Philiströs antik ist auch absichtlich das Verhältniß des Sokrates zu seiner Vaterstadt geschildert. Sein tapferes Verhalten als Landwehrmann wird als ganz selbstverständlich behandelt. Die Feldzüge waren seine einzigen Reisen, dafür vermied er aber in Athen die heimischen Penaten so viel wie möglich, war den ganzen Tag auf der Straße, und wo Zwei oder Drei kannegießerten, war er plötzlich unter ihnen und warf ihnen ein Problem vor. So ist er in seinem äußeren Auftreten ein durchaus nicht bestechender Typus des durch den peloponnesischen Krieg großgezüchteten Plebejers. Echt altväterisch athenisch ist es auch, wenn er noch im Kriton die Aussicht, ins Ausland zu fliehen, als vollkommen gleichwerthig mit dem Tode erklärt und den einheimischen Gesetzen gehorchen will, auch wenn sie ihm Unrecht thäten.

Und doch bringt Niemand deutlicher zur Empfindung als Platon, daß mit diesem disputirflüchtigen Steinmeßensohn eine neue Zeit beginnt. Nicht mit dem Strom schwimmend sucht er etwa für sich möglichst viel Vortheil zu erwerben, sondern allen Menschen ist er im Weg, da er ihnen die Wichtigkeit ihrer Ansprüche nachweist, woraus dann die pietätvollen Schüler seinen Untergang erklärten. Alles sucht er vernunftgemäß zu ergründen oder unerbittlich abzutragen; dabei hat er aber doch seine private göttliche Stimme, die ihn beräth, das Dämonium, das Platon in perfider Weise ironisch und ehrfürchtig

zugleich behandelt. Keine Kunst oder Wissenschaft behauptet er zu verstehen, aber allen Professionisten ist er überlegen, eine allgemein menschliche, gewissermaßen stofflose Genialität leuchtet in diesem wunderbaren Manne zum ersten Male empor, die von einer gewaltigen Individualität getragen gewesen sein muß, um einen Menschen wie Platon so zu fesseln, mochte Sokrates auch äußerlich die Muren des braven Kunstbruders nicht verleugnen. Diese Macht der souverainen Persönlichkeit bricht denn in der platonischen Apologie auch schon in mächtigen Akkorden hervor, um so hinreißender, je treuer die trodene Szenerie der Gerichtsitzung äußerlich bewahrt ist. Wie Sokrates hier ausführt, daß sein ganzes Wirken auf eine Weisung des delphischen Gottes zurückgehe und daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, auch auf die Gefahr hin, den hohen Geschworenen zu mißfallen, mit anderen Worten, daß es einen inneren Beruf gebe, dem man folgen müsse, allen staatlichen Verböten zum Trotz: Das ist bereits die Erkenntniß, zu der sich Platon mehr als zwanzig Jahre später, als er seinen „Staat“ herausgab, nach schweren Kämpfen wieder durchgerungen hat, und die Rechenschaft darüber, wie er zu dieser Einsicht kam, ist der Zweck der Publikation des „Staates“, keineswegs irgend welche roßige Hoffnungen, die Menschheit durch vergossene Tinte zu bessern und zu belehren. Vor allen Dingen nicht die Demokratie der eigenen Vaterstadt. Hier rechnete Platon, der bald in der ganzen griechisch sprechenden Welt als Haupttruhm und Zierde Athens galt, in den maßgebenden Kreisen kaum auf Leser. Es läßt sich kaum etwas Verlehrteres denken als die moderne Sucht, den Sozialreformer Platon als zürnenden Richter der zu seiner Zeit zu individualistisch und kapitalistisch ausgeprägten Demokratie entgegenzustellen. Von dieser erwartete er überhaupt keine Besserung. Das hat er mehr als einmal mit wünschenswerther Klarheit ausgesprochen. Seine Abrechnung mit der athenischen Demokratie legt er schon wenige Jahre nach dem Tode des Sokrates in dem Dialog Gorgias in einer Form vor, die wenig geeignet ist, Mißverständnisse aufkommen zu lassen. Wahrscheinlich war es dieser Dialog, der die Augen von ganz Hellas auf Platon lenkte; ein ähnliches Werk war noch nicht dagewesen. Der Dialog ist gehalten im gebildeten Konversationston der besten Gesellschaft — kleine Ueberschreitungen dieses Tones werden stets deutlich gerügt —, die Unterhaltung findet statt in dem vornehmen Hause des Kallikles, der den berühmten Lehrer der Beredsamkeit Gorgias und seinen Schüler Polos zu Gast hat und gewissermaßen als lokale Sehenswürdigkeit auch den komischen Sokrates mit einigen Freunden eingeladen hat. Sokrates zeigt sich nun sofort von der gewohnten unliebenswürdigen Mengier, indem er Gorgias zu einer Begriffsbestimmung der Rhetorik zu veranlassen sucht; und indem er ihm das Zugeständniß abnöthigt, daß das Ziel der Rhetorik Ueberredung zum Wahrscheinlichen, nicht Ueberzeugung zur Wahr-

heit sei, zwingt er ihn, anzuerkennen, daß die Rhetorik nicht die wünschenswerthe Kunst der Künste sei, sondern einer höheren Disziplin zu ihrer Anwendung bedürfe. Durchaus nicht besser geht es dann dem Schüler des Gorgias, Polos, der die Niederlage seines Lehrers mit falscher Scham in moralischen Fragen zu entschuldigen sucht und seine ersten Thesen wieder aufnimmt, aber von Sokrates bald mit Meisterschaft auf den selben Sand gesetzt wird. Interessant wird dann die Diskussion namentlich durch das endliche Eingreifen des Kallikles, der sich zwar als Schüler der anwesenden Rhetoren bekennt, aber sich sofort rühmt, sie an Konsequenz und Klarheit weit zu übertreffen. Er wirft Beiden Pruderie vor und Sokrates jubelt ihm mit wundervoller Ironie zu, daß er endlich einen ganz offenen Menschen gefunden habe, an dem er seine Ansichten prüfen könne, wie das Gold am Probirstein. Die ganze Frage sei bisher zu eng gestellt worden; es handle sich nicht allein um den Werth der Rhetorik und der Philosophie, sondern darum, wie überhaupt zu leben sei. Und da seien Macht und Genuß die höchsten erstrebenswerthen Ziele, Tugend und andere hochtrabende Ausdrücke ganz unwesentliche Phrasen. Die größte Tugend sei im Grunde die stärkste Genußfähigkeit, die Menschheit zerfalle von Natur in Herren- und Slavennaturen, und nur für die Sklaven sei Das gerecht, was gewöhnlich als gerecht gelte: der Vortheil der Herrschenden. Sokrates setzt auch diesen Vertreter des Uebermenschen mit seiner erbarmungslos pedantischen Induktion langsam, aber sicher auf den Sand. Die Schrift, die jedenfalls bald nach 395 erschienen sein muß, ist am Geeignetsten, in den Geist Platons einzuführen. Alle Grundlinien des „Staates“ sind hier bereits gelegt. Mächtig durchweht diesen Dialog das hohe sittliche Pathos, das sich Platon als eine Auszeichnung wegen vielfach bewiesenen Muthes gestatten durfte. Jugendlich erbittert und übertrieben ist die Entrüstung gegen die Rhetorik; sie ist aber aus den Zeitverhältnissen erklärlich. Die Rhetorik war in der That als eine Giftpflanze von Sizilien herübergekommen nach Athen, aber sie gedieh nur als Symptom, nicht als Ursache des Verfalles. Allerdings können wir Platon für seinen Argwohn gegen das rhetorische Gift nicht dankbar genug sein. Sein tiefer Griff in die lebenskräftige, vollsmäßige attische Umgangssprache hat auf Jahrhunderte hinaus die griechische Sprache — in ihren besseren Vertretern — vor rhetorischer Verflachung bewahrt. Immerhin ist der Instinkt Platons gegen die Rhetorik, der sich schon im Gorgias deutlich offenbart, also durchaus berechtigt. Nachdem sich die Griechen genug wirkliche Ueberlässe zugefügt hatten, konzentrirte sich ihre Streitkraft mehr und mehr auf die spizen Zungen; und dem Römer des ersten Jahrhunderts vor Christus ist der Graeculus mit Recht der Mann, der nach zwanzig Minuten Bedenkzeit im Stande ist, Alles logisch zu rechtfertigen. Platon sah diese Gefahr im Gorgias voraus und hat sie in klassischer

Weise festgelegt. Daß er zu häßlich für seine Zeit sah, ist kein Vorwurf für ihn. Er konnte den ungeheuren Erfolg, den er selbst als Gründer der attischen Geistesphilosophie davontragen sollte, noch nicht ahnen. Er geht mit einem großartigen Muth dem in der öffentlichen Meinung entschieden begünstigten Gegner zu Leibe und formulirt das Problem mit echt spekulativer Ungerechtigkeit. Was soll das Lebensziel sein: Rhetorik und ungerechter Genuß oder Philosophie und Gerechtigkeit? Dabei schleudert Sokrates dem Gegner, dem er mit grandioser Grausamkeit unter den Klammern seiner Dialektik den Athem benimmt, fast höhnisch das nahezu christliche Dogma in die Zähne: Unrecht leiden sei in jedem Fall besser als Unrecht thun. Und zum Schluß bricht schon hier der gewaltige Theologe durch, trotz der ausdrücklichen Versicherung, daß die Betrachtung der diesseitigen Dinge vollkommen genüge, um zu erweisen, daß Gerechtigkeit mit den größten Misserfolgen glücklicher mache als Ungerechtigkeit mit dem größten Erfolg und daher keine transszendente Vergeltung nöthig sei.

In diesem großartigen Dialog ist Alles aus einem Guß. Er ist der athenischen Demokratie gewidmet, die einem Sokrates den Giftbecher reichte und deren große Politiker von den Perserkriegen bis auf die letzte Vergangenheit einer herben Kritik unterzogen werden. Bedeutsam erscheint hier schon der Tyrann als Gegenstück zum Philosophen, auf Erden wie nach dem Tode, und sehr deutlich ist der Demokratie gesagt, daß ein Mann, der Etwas von sich halte, seine Kräfte nicht in ihren Dienst stellen könne, sondern Vernünftigeres zu thun habe, auch wenn ihm das souveraine Volk zum Dank dafür den Giftbecher kredenze. Nach etwa zwanzig Jahren sind die sittlichen Ideale Platons die selben geblieben wie in der Jugendzeit, aber sie haben sich gemessen und sind gereift in Konkurrenz und Kampf mit einer zweiten Verfassungform, der Tyrannis, über die wiederum der Verfasser des „Staates“ wie ein Totenrichter sein Urtheil abgibt. Es sind die beiden Worte „Sophist“ und „Tyrann“, die der Haß Platons für alle Zeiten neu geprägt hat. Beide sind ursprünglich ganz indifferente Bezeichnungen. Den Sophisten hat Platon als Folie für seine Sokratesfigur vom einfachen Lehrer zum Truglehrer und Scheinweisen umgestempelt; und nach seinen eigenen trüben Erfahrungen hat er den Namen Tyrann zur Bezeichnung des Abgrundes menschlicher Schlechtigkeit umgewerthet. Ursprünglich bedeutet der Name nur „Herrscher“ und dann im siebenten und sechsten Jahrhundert, enger gefaßt, die Männer, die nicht auf Grund von Erbrecht nach längerer Unterbrechung wieder Monarchien aufrichteten. Platon erst macht die Gerechtigkeit und Weisheit zum einzigen Merkmal, wonach man einen wahren König, den besten aller Menschen, von einem Tyrannen, dem Inbegriff aller Verworfenheit, unterscheide. Wer ist nun der Unterscheidende? Natürlich der Wissende, der Philosoph;

und er ist auch der allein zur Herrschaft berufene oder wenigstens der berufene Vormund des Herrschers. Es wird kein Ende des Elends eintreten, lautet die berühmte Paradoxie, worin der „Staat“ gipfelt, ehe nicht die Philosophen Könige werden oder die Könige philosophiren. Mit diesem Gedanken war es ihm vollkommen Ernst und er hat versucht, ihn zu verwirklichen. Nur eine Monarchie von beschränkter Ausdehnung, in der der Herrscher unbeschränkte Macht hatte, dachte er sich reformfähig und er hat mitunter die Hoffnung gehegt, daß er die beiden sizilischen Dionyse, die ihm später zu seinem schwarzen Bilde des Tyrannen die Farben lieferten, zu philosophischen Herrschern umgestalten könne. Wie sehr die soeben in Athen ausgebreitete ethische Bewegung auch in Syrakus schon in Mode war, geht am Besten daraus hervor, daß der ältere Dionys drei seiner Töchter nach ethischen Begriffen der sokratischen Philosophie genannt hatte: Ἀρετή, Σωφροσύνη und Δικαιοσύνη, Tugend, Besonnenheit und Gerechtigkeit. Au diesen Hof, wo der äppige Sokratiker Aristipp, der sich übrigens offen zu seiner Genußlehre bekannte, schon mit vieler Grazie den philosophischen Clown spielte, kam nun auch Platon, zuerst zwischen 389 und 387.

Platon war nicht gesonnen, die Philosophie als Würze der Tafel abzugeben. Er sah in dem Tyrannen nur das Werkzeug, seine Ideale durchzuführen, und seine vulkanische Beredsamkeit schlug bald die Bahnen ein, in denen der Gorgias gewandert war; außerdem soll Platon damals sein Heußerstes gethan haben, den Tyrannen nicht nur als das schlechteste, sondern auch als das elendeste und verächtlichste Wesen unter der Sonne darzustellen. Kein Wunder, wenn diese Vormundschaft einer richtigen und normalen Tyrannennatur, wie es Dionys I. war, nicht zusagte. Mit Mühe retteten Platons Freunde sein Leben. Der Tyrann bestand aber auf Platons sofortiger Abreise und veranlaßte den Schiffskapitän, ihn auf Aegina, das damals in Fehde mit Athen lag, anzusetzen. Die Folge war, daß er, als Athener, als Sklave versteigert wurde, und nur durch einen glücklichen Zufall kaufte ein entfernter Bekannter, ein einem dorischen Staat Angehöriger, ihn frei. Platon hätte damit eigentlich von der in der Tyrannis durchzuführenden Sozialreform genug haben können, — und theoretisch ist er auch fertig mit allen Hoffnungen und Entwürfen. Thatächlich hat er sich aber noch zweimal an den sizilischen Hof begeben, einmal vielleicht mit neu belebten Hoffnungen auf Verwirklichung der Ideale seines Lebens, das letzte Mal nur, um schwebende persönliche Differenzen durch seine Autorität zu heben, beide Male mit unmittelbarer Gefahr für sein Leben. Er hatte in dem Schwager des älteren und Onkel des jüngeren Dionys, Dion, einen begeisterten Anhänger seiner Ideale gefunden, mit dessen Hilfe er hoffen durfte, sie zu verwirklichen. Zeitweise scheint die ernstliche Absicht bestanden zu haben, den

jüngeren Dionys für die Philosophie zu gewinnen. Er war von seinem Vater absichtlich in Unbildung, mit Tischlerarbeiten und ähnlichem Zeitvertreib, aufgezogen worden, um ungefährlich zu bleiben, und nun nahen ihm als Thronfolger sehr verschiedene Rathgeber: die Einen, die ihn, um ihn auszubenten, in das leichte Getriebe des Lebensgenusses herabzogen, eine Partei, die an ihre Spitze den schlauen Historiker und Theoretiker der Tyrannis, Philistos, aus der Verbannung zurückrief, auf der anderen Seite Dion, der jeden guten Keim hervorzulocken und zu pflegen suchte und in dem jungen Monarchen einen glühenden Ehrgeiz weckte, den hervorragendsten Philosophen seiner Zeit an seinem Hofe zu haben. Das verschaffte Platon ums Jahr 366 einen glänzenden Ruf nach Syrakus. Er wurde mit fürstlichen Ehren empfangen, sah aber bald, daß der jüngere Tyrann noch weniger als der ältere ein brauchbares Werkzeug seiner Pläne sein würde, obwohl er sich anfangs gefügig zeigte und seinen Lebenswandel vollständig änderte. Während er früher mitunter neunzig Tage in einem Zuge gezecht hatte und keinen vernünftigen Menschen vor sich ließ, waren jetzt die Korridore des Königspalastes erfüllt vom Sandstaub der Geometrietreibenden, sagt Plutarch in seiner vorzüglichen Biographie des Dion. Während Dion anfangs seinem Neffen ganz loyal zur Seite gestanden und auch Platon vielleicht seine Hoffnungen auf ihn gesetzt hatte, stellte sich der junge Tyrann immer mehr als unfähig und sittlich verderbt zugleich heraus und die Differenzen zwischen ihm und Dion, der schon vor Platons zweiter sizilischen Reise verbannt war und bei dessen Freunden in Griechenland gastliche Aufnahme gefunden hatte, beginnen, den Charakter einer Kronstreitigkeit anzunehmen. Im Jahr 361 ist Platon zum dritten Male in Syrakus, um persönlich zu vermitteln. Unter dem Vorwande persönlicher Ehrung wird er in der Gardelagerne auf der Burg einquartirt und seine unteritalischen pythagoreischen Freunde, an ihrer Spitze der tapfere Archytas von Tarent, vermögen nur durch eine kleine Flottendemonstration den Tyrannen zum Freigeben seines vornehmen Gastes zu veranlassen. Wie Dion dann zum Schwerte griff, wie er die Tyrannis stürzte, um selbst elend zu Grunde zu gehen: Das sind Ereignisse, die der politischen Geschichte angehören. Die ergreifende plutarchische Biographie geht zum Theil auf Zeitgenossen, Freunde und Genossen Platons und Dions zurück und zeigt deutlich, was Platon in Sizilien einst gewollt hatte, zeigt freilich auch, auf welchem gefährlichen Grat der philosophische Herrscher wandelt und wie leicht der Fall ist vom Uebermenschen zum Unmenschen, vom philosophischen König zum Tyrannen. Der mit platonischer Philosophie genährte Dion hat die nöthige Brutalität nicht gehabt, diesen Schritt mit Konsequenz zu vollziehen. Nachdem er einigen dienstwilligen Kreaturen die Erlaubniß gegeben hatte, seinen politischen, allerdings ganz nichtswürdigen Gegner Herakleides zu töten,

verlor er die Gewissensruhe; und als man ihm das Komplott gegen sein eigenes Leben deutlich anzeigte, sagte er, er wolle von nichts wissen: es sei besser, zu sterben, als in Furcht vor Freunden zu leben. Die Meuchelmörder hatte sein athenischer Gastfreund Kallippos, ein Schüler Platons, gedungen, der später von dem selben Schwert fiel, das die Brust Dions durchbohrte. Die Syrakusaner bereuten den Mord ihres Befreiers bald und begruben ihn auf dem Markte. Die Grabschrift soll Platon gemacht haben. Sie ist schön, aber unecht.

Daß die beiden Dionyse versagten, daß Dion seine politischen Pläne nicht durchsetzte, ist vielleicht für Platon weniger schmerzhaft gewesen, als daß Dion eigentlich sein ganzes Traumbild vom philosophischen Herrscher ad absurdum geführt hat. Es heißt, die Akademie sei nach 361 ein Kriegslager gewesen, ihre jüngeren Mitglieder, voran Platons Nefte und Nachfolger Speusippos, hätten sich Dion thätig angeschlossen, Platon selbst habe sich wegen seines Alters zurückgehalten. Wahrscheinlich erhoffte er damals aber keinen Erfolg vom Schwert mehr und sah das trübe Ende der dionischen Bewegung voraus. Schon gegen das Jahr 370 findet sich im „Gastmahl“ ein Rückblick auf die früheren Ziele und Thätigkeiten, der mit einer heiteren Resignation in den Hafen des Lehrberufs einmündet und auf die Präntension, Staaten zu bessern und zu bekehren, wie auf eine überwundene Kinderkrankheit zurückschaut. Aber Jahrzehnte lang hat Platon an seinem weltverbessernden Traum gehangen, immer wieder hat er gedacht, irgend ein intelligenter Monarch werde ihm sein Reich zur Verfügung stellen, um die Rolle des Solon und Pythagoras zugleich zu spielen, und die im „Staat“ zusammengefaßten Ausführungen sind die sehr ernstlich gemeinten Akten über diese Träume. Der Staat ist schon etwa im Jahre 370, und zwar bereits in einem Moment der Depression, herausgegeben worden. Deshalb ist der äußeren Anordnung der einzelnen Theile auch keine große Sorgfalt gewidmet. Die verschiedensten politischen Anschauungen, wie sie in mehr als zwanzig Jahren in sehr verschiedenen Stimmungen niedergeschrieben wurden, sind aneinandergereiht und Widersprüche, zum Theil mit Absicht, stehen gelassen worden. Die zuletzt ausgeführten Partien beherrscht schon die Einsicht, daß es sich um zerbrochene Ideale handle, daß der Musterstaat vielleicht irgendwo im Himmel, sicherlich aber nirgends auf Erden zu finden und zu verwirklichen sei. Von ganz anderer jugendfroher Begeisterung und von hoffnungsmuthigem Optimismus sind die früheren, eigentlich aufbauenden Partien, die in moderner Zeit Platon den Ruf des großen Sozialreformators verschafften, auf die aber Platon selbst als gereifter Mann wie auf Anabenträume zurückschaute. Der Platon, der den „Staat“ publizirt, ist ein resignirter Mann; er hofft nicht mehr, als Sozialreformer zu wirken. Aber er hat sich seiner Jugendpläne und Ideale nicht zu schämen und legt sie, locker geordnet, der

Kritik vor, ohne viel Rücksicht auf Beifall oder Tadel. Platon ist der erste Athener, der den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit mit feierlichem Protest außerhalb der Bürgerpflichten verlegte, der in seinem Lehramt Entschädigung fand für die ihm versagte Herrscherrolle im Staat; aber er ist noch antil genug, um ernsthaft und feierlich von diesem Schritt Rechenschaft abzulegen, und daher ist sein „Staat“ stets eine wichtige Hauptquelle für antikes Empfinden überhaupt, das hier am Reinsten ans Licht tritt, wo es im Begriff ist, sich der Nacht zu vermählen.

Professor Dr. Ferdinand Dümmler.



Epistel an Deutschlands junge Dichter.

Ich habe heut meinen zornigen Tag,
 Da ich gern die Wahrheit sagen mag;
 Mögt Ihr, wenn Ihr meine Weisheit vernommen,
 Auch Euren zornigen Tag bekommen!
 So hört! Die deutsche Dichterei
 Reißt mir mein blutrothes Herz entzwei,
 Kein ehrlich Wort, kein Stank noch Ruch,
 Es liegt auf Allem wie ein Fluch:
 Bläßblaue Träume auf schwebenden Sohlen,
 Sehnsüchte, krank mit zuckendem Mund,
 Gefühlchen, — und Alles müd und wund.
 Da könnte der Teufel den Teufel holen!

Ich will Euch sagen, damit Ihr es wißt,
 Was schuld an all dem Unglück ist!
 Schuld an der ganzen Erbärmlichkeit
 Ist, daß Ihr zu literarisch seid!
 Ihr schaut nicht mehr aus blitzblanken Augen,
 Ihr fragt nicht, kann mir das Mädel taugen,
 Ihr lebt nicht, Ihr Kerle, keine Spur:
 Ihr dichtet und dichtet und dichtet nur!
 Anstatt das Leben fest zu umfassen,
 Das Leben zu leben in Wonne und Bangen,

Ganz der Seligkeit hingegeben,
 flieht Ihr ängstlich das warme Leben,
 faselt von Liebe und Leid und Weh
 Auf Eurem stöhnenden Kanapee,
 Müßt mit verschwommenen Säuglingsaugen
 Verse aus Euren Nägeln saugen
 Und seid literarisch! Ach laßt mich aus!
 Und dichtet Euch tot im Kaffeehaus!

Und solche weichbeinige, schlappe Gesellen
 Wagen Goethe als Muster hinzustellen!
 Du Herrlicher, ganz aus fleisch und Blut,
 Ganz Leben, Sinnenfreude und Gluth,
 Mit achtzig Jahren hatt'st Du mehr Leben
 Als diese flaumbärtigen, müden „Epheben“,
 Mehr Jugend und lodern des feuer im Leib
 Und freude am Tag und Wonne am Weib
 Als all diese Kanapeepoeten.

Du solltest mal unter die Sippe treten!
 Doch nein, Du thätest mir leid. Nein, nein!
 Wie Götz, den Burschen zur Schur und Pein,
 Streck ihnen was Andres zum fenster herein!
 Potz Donner, wird Das einen Schrecken geben!
 Wie werden sie bleich sich vom Sofa erheben,
 Die müden Eider zögern empor;
 Werden aber bleiben wie ehe zuvor:
 „Der Mond, der gelbmüde Mond“ . . .

Gebt Acht,

Daß er Euch nicht mondsüchtig macht!

Ihr Literaten, verachtet mich!
 Was für ein garstiger Kerl bin ich!
 Und doch, Gottlob, mir ist wieder gut,
 Mein Ekel schrumpft, es ebbt mein Blut.
 Will irgend ein Enkelkind Goethes umfassen,
 Ich will mich vom Leben warm küssen lassen!

Prag.

Hugo Salus.

Boles.

Ein Bekannter erzählte mir mal die folgende Geschichte:

Als ich Student in Moskau war passirte es mir, daß ich neben einer „Solchen“ wohnte; Du weißt doch? Sie war Polin und hieß Theresa. Eine Große, tief Brunette, mit schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen und mit einem breiten Gesicht, groß, grob, wie mit der Art ausgehauen. Mir jagte sie einen Schreck ein durch den thierischen Glanz ihrer dunklen Augen, ihre tiefe Bassstimme, ihre Droschkentutschermanieren, durch ihre ganze große, muskulöse Figur eines Marktweibes . . . Ich wohnte auf dem Boden und ihre Thür war meiner gegenüber. Ich pflegte meine Thür niemals aufzumachen, wenn ich wußte, daß sie zu Hause war. Das passirte aber natürlich selten. Manchmal begegnete ich ihr auf der Treppe oder auf dem Hof; und sie lächelte dann, mit einem Lächeln, daß mir gierig und cynisch vorkam. Oefters habe ich sie betrunken gesehen, mit blöden Augen, zerzaust und ganz besonders ekelhaft lachend . . . In solchem Zustand sagte sie dann zu mir: „Seien Sie gesund, Panje Student!“ Und dumm lachte sie, ganz laut, so gellend, daß sie meinen Ekel gegen sich noch vergrößerte. Ich wäre aus der Wohnung gezogen, um solche Begegnungen und Begrüßungen loszuwerden, aber mein Stübchen war so nett, ich hatte eine so weite Aussicht aus dem Fenster, die Straße war so ruhig . . . Ich zwang mich also, die Sache zu ertragen.

Eines Morgens war es. Ich wälze mich auf der Chaiselongue umher, suche nach Gründen, die mich bestimmen könnten, heute die Vorlesung nicht zu besuchen, — plötzlich geht die Thür auf und diese ekelhafte Theresa läßt auf der Schwelle ihren Baß ertönen. Wieder höre ich:

„Seien Sie gesund, Panje Student!“

„Was wünschen Sie?“ sage ich. Ich sehe in ihrem Gesicht einen verlegenen, bittenden Ausdruck. Einen für sie ungewöhnlichen Ausdruck.

„Sehen Sie, Panje, ich möchte Sie um eine Sache bitten . . . Sie werden mir Das nicht abschlagen!“

Ich liege da, schweige und denke: Eine Falle! Das ist nichts mehr und nichts weniger als ein Angriff auf meine Keuschheit! Nimm Dich zusammen, Junge!

„Sehen Sie: ich müßte einen Brief nach der Heimath schicken“, sagt sie flehend, leise, zaghaft.

Ach, denke ich, hol' Dich der Teufel! Also gut! Ich stehe auf, setze mich an den Tisch, nehme Papier und sage: „Kommen Sie herein, setzen Sie sich und diktiren Sie . . .“

Sie kommt herein, setzt sich und sieht mich mit verlegener Miene an.

„Nun, an wen ist also der Brief?“

„Warschauer Eisenbahn, Stadt Swienciany, an Boleslaw Kapschut.“

„Was soll ich schreiben? . . . Reden Sie . . .“

„Mein lieber Boles . . . mein Herz . . . mein einzig Geliebter . . . Möge Dich die Mutter Gottes erhalten! Mein goldenes Herz, warum hast Du so lange Deinem sich nach Dir sehrenden Läubchen Theresa nicht geschrieben?“

Ich hätte beinahe laut aufgelacht. „Sehrendes Läubchen“ von zwölf Werschok Länge, mit einer Riesentage und einer so schwarzen Frage, als ob das

Täubchen sein ganzes Leben lang Schornsteine gefegt und sich nie gewaschen hätte! Ich nehme mich mit aller Gewalt zusammen und frage: „Wer ist denn dieser Boles?“ (Boles heißt im Polnischen: Krankheit.)

„Boles, Panje Student“; sie schien beleidigt zu sein, weil ich den Namen verunstaltet hatte. „Er, Boles, ist mein Bräutigam.“

„Bräutigam?!“

„Und warum ist der Pan so verwundert? Kann ich denn, ein junges Mädel, keinen Bräutigam haben?“

Sie ein junges Mädel? Das ist nicht übel! „O, weshalb denn nicht! Es passieren ja allerlei Sachen . . . Und ist er schon lange Ihr Bräutigam?“

„Im sechsten Jahr.“

Oh! denke ich . . . Na, nun hatten wir den Brief fertig. Der ist aber zärtlich und verliebt geworden, muß ich Ihnen sagen, daß ich beinahe gern mit dem Boles getauscht hätte, wenn die Schreiberin nicht gerade Theresa gewesen wäre, sondern eine Andere, ein Bißchen Kleinere als sie.

„Nun danke ich Ihnen von ganzer Seele, Panje, für den Dienst!“ sagt Theresa zu mir und verbeugt sich. „Vielleicht kann ich Ihnen auch mit Etwas dienen?“

„O nein! Ich danke bestens!“

„Aber vielleicht haben das Hemd oder die Hosen vom Pan Löcher?“

Ich fühle, daß ich wegen dieses Weibstücks roth werde, und erkläre ihr ziemlich barsch, daß ich ihre Dienste nicht brauche.

Sie geht.

Seitdem waren zwei Wochen verstrichen. Es ist Abend . . . Ich sitze am Fenster, pfeife vor mich hin und überlege, wie ich meine Gedanken von der eigenen Person ablenken könnte. Das Wetter macht faul, man hat keine Lust, irgendwohin zu gehen, und aus Langeweile beschäftige ich mich mit Selbstanalyse. Das ist übrigens auch ziemlich langweilig; aber ich hatte zu nichts Anderem Lust. Die Thür geht auf. Gott sei Dank: es kommt Jemand . . .

„Hat der Pan Student nichts Eiliges zu thun?“

Theresa! hm . . .

„Nein . . . und was sonst?“

„Ich wollte den Pan bitten, noch einen Brief zu schreiben.“

„Bitte . . . An Boles?“

„Nein, jetzt schon von ihm . . .“

„Was?“

„Ach, ich dummes Frauenzimmer! Panje, verzeihen Sie, ich habe nicht richtig gesagt! Sehen Sie, jetzt brauche nicht ich den Brief, sondern eine Freundin . . . Das heißt: nicht eine Freundin, sondern . . . ein Bekannter. Er kann selbst nicht schreiben . . . Er hat aber eine Braut, auch so wie ich . . . Theresa . . . Da wird der Pan also vielleicht einen Brief an diese Therese schreiben?“

Ich sehe sie an; sie macht eine verlegene Miene, ihre Finger zittern, sie spricht wirres Zeug und . . . ich fange an, zu errathen.

„Also, meine Gnädige“, sage ich, „Sie haben keinen Boles und keine Theresa; all Das lügen Sie zusammen. Bei mir gelingt Ihnen die Sache nicht und ich habe keine Lust, mit Ihnen eine Bekanntschaft anzuknüpfen . . . Haben Sie verstanden?“

Plötzlich gerieth sie in merkwürdige Angst, wurde ganz verwirrt, trat von einem Bein auf das andere, immer auf dem selber Fleck, und bewegte unkomisch ihre Lippen, als ob sie Etwas sagen wollte, ohne es doch herauszubringen. Ich warte, was aus Alledem werden soll, und sehe und fühle, daß ich mich wohl geirrt habe, als ich sie verdächtigte, mich vom Wege der Tugend ablocken zu wollen. Hier scheint doch etwas Anderes vorzuliegen.

„Pan Student“, fängt sie plötzlich an, macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand, dreht sich zur Thür um, — und Eins, Zwei, Drei war sie draußen. Ich blieb mit einem sehr unangenehmen Gefühl im Innern zurück. Ich höre, wie bei ihr die Thür ins Schloß fällt, so recht laut; das Frauenzimmer scheint wüthend geworden zu sein . . . Ich überlegte hin und her . . . Endlich denke ich: Ach was, ich gehe zu ihr, rufe sie zurück und schreibe Alles, was sie verlangt. Ich trete in ihre Stube, sehe, sie sitzt am Tisch und preßt den Kopf zwischen den Händen zusammen. „Hören Sie mal“, sage ich . . .

Immer, wenn ich die Geschichte erzähle und an diese Stelle komme, habe ich ein unbehagliches Gefühl . . . Solche Dummheit! . . .

„Hören Sie“, sage ich . . .

Sie springt auf und geht auf mich zu; ihre Augen funkeln und sie beginnt, während sie ihre Hände auf meine Schultern legt, mir zuzüflüstern . . . oder richtiger: in ihrem Haß zu murmeln . . . „Nun also was? Nun? Sol! Nein, es giebt keinen Boles, nein . . . Es giebt auch keine Theresa! Und was schert Sie Das? Ihnen ist es schwer, mit der Feder über das Papier zu fahren, ja? Ach, Sie! Und noch dazu so ein Kleiner, Weißer! Es giebt Keinen, keinen Boles, keine Theresa, nur ich allein bin da. Was, was denn nun?“

„Erlauben Sie“, sage ich, den dieser Empfang in Verlegenheit bringt, „was ist denn los? . . . Boles giebt's nicht?“

„Giebt's nicht. Schön. Also was dann?“

„Und Theresa ist auch nicht da?“

„Und Theresa auch nicht! Ich bin Theresa!“

Ich verstehe kein Wort. Bloße sie an und versuche, festzustellen, wer von uns Beiden verrückt geworden ist. Und sie geht wieder an den Tisch, wühlt dort herum, kommt an mich heran und sagt beleidigt: „Wenn es Ihnen schon so schwer fiel, zu schreiben: so, da haben Sie, nehmen Sie Ihr Schreiben! Und mir werden es Andere aufschreiben!“

Ich sehe . . . ich halte in der Hand den Brief an Boles. Pfui!

„Hören Sie mal, Theresa, was bedeutet das Alles? Wozu brauchen Andere für Sie zu schreiben, da Sie Das, was ich geschrieben habe, doch nicht weggeschickt haben?“

„Wohin?“

„Na, an den Boles?“

„Den giebt's doch aber nicht!“

Ich verstehe ganz und gar nichts. Da kann man doch nur ausspuken und weggehen . . . Aber sie flärte mich auf. „Was denn?“ sagt sie, wieder beleidigt; „er ist nicht da, ist eben nicht da!“ Und sie fährt mit den Händen durch die Luft, als ob sie nicht verstände, warum er nicht da sei. „Aber ich möchte,

daß er da wäre . . . Bin ich denn nicht ein Mensch wie Alle? Natürlich, ich . . . ich weiß. Aber es schadet doch Keinem, wenn ich ihm schreibe!“

„Erlauben Sie . . . wem denn?“

„Na, Boles!“

„Er existirt doch aber gar nicht!“

„Jesus Maria! Was schadets, daß er nicht da ist? Ist nicht da; und ist doch, als ob er da wäre! . . . Ich schreibe ihm und so ist's, als ob er da wäre . . . Und Theresa: Das bin ich; und er antwortet mir und ich wieder ihm . . .“

Ich hatte verstanden . . . Ich empfand einen solchen Schmerz, mir wurde so schlecht zu Muth, ich schämte mich so . . . Nicht neben mir wohnt ein Mensch, zu dem auf der weiten Welt Niemand liebesoll, herzlich ist, und dieser Mensch erfindet sich in seiner Noth einen Freund.

„Sehen Sie. Sie haben mir einen Brief an Boles geschrieben und ich gab ihn einem Anderen, der ihn mir vorlesen sollte; und wenn man ihn mir vorliest, horche ich auf und denke, daß Boles da ist. Und bitte, einen Brief von Boles an Theresa zu schreiben . . . an mich. Wenn man mir einen solchen Brief aufschreibt und vorliest, dann denke ich erst recht, daß Boles da ist . . . Und dadurch wird mir mein Leben leichter!“

. . . Ja, so . . . Hol' es der Teufel! Nun, seit diesem Tage fing ich an, regelmäßig zweimal in jeder Woche Briefe zu schreiben, erst an Boles und dann die Antwort von Boles an Theresa. Diese Antwort schrieb ich gut . . . Sie pflegte zuzuhören und heulte . . . heulte in ihrem häßlichen Saß. Und zum Dank dafür, daß ich durch die Briefe von dem nur in ihrer Einbildung lebenden Boles sie zu Thränen rührte, stopfte sie mir sämtliche Röcher in den Strümpfen, Hemden und anderen Kleidungsstücken. Dann, ungefähr drei Monate nach diesem Vorgang, wurde sie wegen irgend einer Sache ins Gefängniß geschleppt. Und jetzt ist sie gewiß tot.

. . . Mein Bekannter schüttelte die Asche von der Cigarette ab, sah nach oben und fuhr fort: „Ja, ja . . . je mehr Bitteres der Mensch gekostet hat, um so gieriger lauert er auf das Süße. Und wir verstehen Das nicht, wir, die wir in unsere abgenutzten Tugenden gekleidet sind und durch den Weibrauch der Eigenliebe und den Dunst des Unfehlbarkeitglaubens gehindert werden, einander klar zu erkennen . . . Es kommt ziemlich dumm und sehr grausam heraus . . . Das sind sozusagen gefallene Menschen . . . Und was sind denn gefallene Menschen? Vor allen Dingen doch: Menschen, der selbe Knochen, das selbe Blut, das selbe Fleisch, die selben Nerven wie bei uns. Das erzählt man uns Jahrhunderte lang, Tag für Tag. Und wir hören zu und . . . Der Teufel weiß, wie blödsinnig Das ist! Sind wir denn schon ganz taub geworden durch diese laute Predigt von der Humanität? . . . Im Grunde genommen, sind wir ja selbst auch Gefallene . . . Gefallen in den Abgrund der Eitelkeit, des Wahns von der Ueberlegenheit unserer Nerven und unserer Gehirne über die Nerven und die Gehirne der anderen Menschen, die nur weniger schlau sind als wir . . . Na, übrigens . . . genug davon. Das sind so alte Geschichten, daß man sich beinahe schämen muß, noch darüber zu sprechen. Sehr alte Geschichten, ja . . .“

Die Hypotheken-Retter.

Veneidenswerth sind die im Glauben Starken, die gegen jedes Gebrechen ein Heilmittel wissen. Auch den Hypothekenbanken empfehlen sie jetzt eine Kur, die absolut sicher helfen soll. Doktor Eisenbart, der die Leute auf seine Art kurirt, ruft: Keine Pfandbriefausgabe mehr, es sei denn, daß eine öffentliche Körperschaft sie bewirkt! Und das Echo antwortet ihm aus den Winkeln: Schlagt die Hypothekenbanken tot, denn eine aus ihrer Mitte hat gesündigt!

Traurig ist es, daß mit glänzenden Namen ein verbrecherisches Treiben Jahre lang gedeckt werden konnte, und der Lohn, den die böse That nach dem Strafgesetzbuch finden kann, dünkt Manchen mild, im Vergleich zu dem Schaden, der einem bisher blühenden Zweig des Bankgewerbes und der gutgläubigen Masse des Publikums, dem jeder Pfandbrief gleichwerthig schien, nun erwachsen ist. Die Sucht, die Sünden Einzelner auf die Seelen Derer zu wälzen, die den wirklichen Sündern und deren Geschäftsgebarung zwar feindlich gegenüberstanden, die aber in der selben Geschäftsbranche thätig sind, hindert sogar Männer, die durch Volkswahl zu Hütern der Gesetzgebung bestellt sind, mit freiem Blick über Zufälle hinwegzuschauen und das Wesen von der gebrechlichen Form zu trennen. So nur ist die wirthschaftliche Quacksalberei zu erklären, die jetzt den Bestand der Hypothekenbanken gefährdet. Die armen Gesetzgeber, die das Reichs-Hypothekenbank-Gesetz und das Gesetz über die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen zu verantworten haben, seufzen unter dem zum Ueberdruß oft wiederholten Vorwurf, sie hätten ihr Pensum, vielleicht unter dem Einfluß von Ferienstimmungen, in recht ungenügender Weise absolvirt. Das ist aber natürlich, da die Vorschläge, die von sachverständigen Männern in der Reichstagskommission gemacht worden waren, fast ausnahmslos abgewiesen wurden. Das Gesetz über die Obligationäre wurde in wahn sinniger Hast durchgepeitscht, — und siehe da: bei der ersten Gelegenheit, wo es sich bewähren soll, versagt es. Heute wird bei einigen Spielhagen-Gesellschaften die Auflösung vorbereitet; aber die gesetzlichen Vorschriften kennen eine freiwillige Abwicklung der Geschäfte, die zum Ende des Unternehmens führen soll, überhaupt nicht, sondern nur flotte Weiterarbeit oder Konkurs. Will eine Hypothekenbank liquidiren, so bleibt ihr, selbst wenn keine Ueberschuldung vorliegt, nur die Anmeldung des Konkurses übrig, um die schwebenden Verbindlichkeiten abzuwickeln. Auf die freiwillige Liquidation passen in keiner Weise die gesetzmäßigen Vorschriften, namentlich auch nicht die das Amt des Treuhänders treffenden Bestimmungen. Die Wirrnis geht so weit, daß dieser Beamte, der doch als Vertreter der Inhaber von Schuldverschreibungen gedacht ist, direkt gegen das Interesse seiner Auftraggeber verstoßen muß, wenn er sich innerhalb des gesetzlichen Rahmens bewegen will. Er darf keine zur Deckung der Hypothekenspfandbriefe dienenden Hypothekeninstrumente aus seinem Gewahrsam herausgeben, selbst wenn dadurch die einzige — auch von den Obligationären gebilligte — Möglichkeit geboten wäre, eine von ihnen selbst gewünschte Liquidation herbeizuführen. In der Praxis bliebe, wollte man die über den menschlichen Satzungen stehenden Forderungen des Rechts und der Billigkeit erfüllen, nur ein Ausweg: während der Auflösung einer Gesellschaft müßte der Treuhänder auf seine Funktion verzichten und die Gläubiger-Vertretung an seine Stelle

rücken. Freilich ist auch dieser Weg nur gangbar, wenn die staatliche Aufsichtsbehörde so einsichtig ist, ihn zu billigen, ohne sich an den starren Buchstaben des mangelhaften Gesetzes zu halten, dessen Unzulänglichkeit jetzt Jeder erkennt.

Die Entscheidung der vielen in Bezug auf die Liquidation von Hypothekenbanken schwebenden und vom Gesetz unbeantwortet gelassenen Zweifelsfragen ruht in den Händen des Ministers für Landwirthschaft, Domänen und Forsten. Dieser vielgeplagte Mann würde gern auf das ihm übertragene Amt verzichten; denn er kann mit Recht geltend machen, daß das Gedeihen der Landwirthschaft, der Domänen und Forsten ohne jede Beziehung zu der Thätigkeit der Hypothekenbanken sei, besonders, seit diese Institute sich fast vollständig von der Beleihung ländlicher Grundstücke zurückgezogen und der Creditirung des städtischen Grundbesitzes ihr Interesse zugewandt haben; nur die Landschaften haben noch ein Anrecht auf die Fürsorge des Landwirthschaftsministers. Doch findet sich kein ehrgeiziger Kollege, der das Erbe dieses Ministers anzutreten geneigt wäre; nicht einmal der Finanzminister will es, und wäre es selbst cum beneficio inventarii, in seine vielvermögende Hand nehmen. Die Wasserwirthschaft ist ein viel begehrtes Streitobjekt geworden und lüstern reden sich aus dem Landwirthschaftswie aus dem Handelsministerium die Hände, um sie aus dem Gewahrjam des müden Herrn Thielen zu nehmen. Jeder aber scheut sich vor der Last der Verantwortung, die ihm die Staatsaufsicht über die Hypothekenbanken aufbürden müßte. Und gefällige Schreiber suchen inzwischen die weise öffentliche Meinung mit dem Trost zu beschwichtigen, nur eine geringe Ausdehnung der staatlichen Machtbefugnisse sei nöthig, um im gesammten Bankwesen die schönste Ordnung zu sichern. Das ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Man will nicht zugeben, daß eine wirksame staatliche Kontrolle der Sicherheit der als Unterlage für Pfandbriefe dienenden Hypotheken unmöglich ist, und empfiehlt als einfachstes Mittel, das alles Uebel beseitigen werde, die unerwartete Revision der Banken, durch die sich leicht die Bonität einer Anzahl durch Stichprobe ausgewählter Hypotheken ermitteln lasse. Weshalb dann wohl die löbliche Staatsregierung bis heute noch nicht von diesem Mittel Gebrauch gemacht hätte? Sollte sie es aber schon angewandt haben, so lehrt gerade der Erfolg oder Mißerfolg, daß es unwirksam war. Das Recht zu jeder Art von Revision ist der Aufsichtsbehörde im Paragraphen 4 des Hypothekenbankgesetzes gewahrt, worin es unter Anderem heißt: „Die Aufsichtsbehörde ist befugt, alle Anordnungen zu treffen, die erforderlich sind, um den Geschäftsbetrieb der Bank mit den Gesetzen, der Satzung und den sonst in verbindlicher Weise getroffenen Bestimmungen im Einklang zu erhalten. Die Aufsichtsbehörde ist namentlich befugt, erstens: jederzeit die Bücher und Schriften der Bank einzusehen sowie den Bestand der Kasse und die Bestände an Werthpapieren zu untersuchen, zweitens: von den Verwaltungorganen der Bank Auskunft über alle Geschäftsangelegenheiten zu verlangen.“ Es klingt recht naiv, wenn offiziöse Federhelden erklären, eine Bankverwaltung, über der stets das Damoklesschwert einer außerordentlichen Revision schwebt, werde sich wohl vor einer unsoliden Geschäftsführung hüten. Der „Vorwärts“ hat mit Recht an eine vor bald zwei Jahren erschienene Schrift von Max Wittenberg erinnert, in der die Pflichten der Aufsichtsbehörde, die ja schon vor dem neuen Gesetz bestand, nachdrücklich hervorgehoben waren.

Es handelt sich ja aber nicht mehr darum, Verschuldungen festzustellen, sondern darum, einem neuen Fehltritt der Gesetzgebung vorzubeugen. Vor Allem sollten sich nicht die Parlamente der Einzelstaaten, sondern der Reichstag mit einer Aenderung der Gesetzgebung für die Hypothekenbanken beschäftigen, wie ja auch bisher das Reich ihre Befugnisse geregelt hat. Die Bemühungen, dem Treuhänder das Recht einer materiellen, nicht nur formellen Prüfung der Hypotheken zu verleihen, werden in erster Reihe zu erörtern sein. Will man hierin Nützliches erreichen, dann muß diesem Beamten die Mitwirkung an der gesamten Geschäftsführung gestattet werden. Ja, er hätte sich um den Betrieb eingehender zu kümmern als die einzelnen Mitglieder der Verwaltung und müßte in sich die Kenntnisse und Fähigkeiten all dieser Personen vereinen. Ein solcher Musterbeamter wird freilich kaum irgendwo zu finden sein. Das Gesetz räumt der Regierung das Recht ein, für jede Bank einen Staatskommissar zu bestellen. Von dieser Befugniß ist gerade bei der Preussischen Hypotheken-Aktien-Bank Gebrauch gemacht worden, ohne daß dadurch das Unglück verhütet worden wäre. Mit dem System, Staatsbeamte nur im Nebenamt mit der Aufsicht über die Hypothekenbanken zu betrauen, sollte endlich eben gebrochen werden. Eine so schwierige Funktion, wie sie hier nothwendig ist, erfordert ganze Männer mit ungetheilter Arbeitskraft. Von der Beschränkung der Pfandbriefausgabe auf landschaftliche Kreditinstitute verspreche ich mir keinen Erfolg; denn diese Vereinigungen haben sich unfähig gezeigt, die Bedürfnisse des Realcredits auch nur annähernd so rasch und sachgemäß zu erkennen und zu befriedigen wie die privaten Hypothekenbanken. In der Zeiten Hintergrunde schlummert die Verstaatlichung dieser Banken. Die Regierungen werden sich an einen solchen Gedanken gewöhnen müssen. Lynkeus.



Notizbuch.

Bordenave, der berühmteste Theaterdirektor des vorigen Jahrhunderts, sagt, als er Seine Königliche Hoheit den Prinzen Albert Eduard von Wales aus: Manas Garderobe durch das winklige Coulißrenvier bis zum Ausgang geleitet hatt Il est un peu mufo tout de même. Das klingt nicht sehr respektvoll, ist auch nicht nett von dem Mann, dessen star die Nächte Seiner Hoheit erhellt. Doch diese unfreundliche Ansicht wurde auch in Deutschland lange getheilt. Albert Eduard galt nicht für besonders intelligent, galt, namentlich, seit seine Intimität mit den Chartered-Männern bekannt geworden war, für einen nicht ganz flecklosen Herrn und nach dem Katechismus bürgerlicher Korrektheit lebende Familienväter hätten ihm ihres Hauses Thür nicht geöffnet; die Mütter erst recht nicht. Jetzt ist er von Gottes Gnaden König geworden, hat den Namen gewechselt, — und jetzt lesen wir staunend von den hohen Herrschergaben und von dem festen, ritterlichen Charakter Eduards des Siebenten. Ein wahrer Segen, daß die Reporter endlich England verlassen haben! Die gute alte Biddy hatten sie schon zu einer Heiligen geschminkt, den König und seine arme Königin „in Wort und Bild“ aufgepußt; nächstens wäre nun der

junge Herr an die Reihe gekommen, der zwar krank, aber selig ist, weil er den etwas ramponirten Titel eines Prinzen von Wales nicht zu tragen braucht. In all dem Geschwätz über die britische Landestraser, die Berufung des Oberhofmarschalls Gullenburg und des Oberhofriseurs Gaby und ähnlich wichtige Dinge war nur die Behauptung werthvoll, der Deutsche Kaiser sei in England der populärste Mann. Das klingt sehr glaublich. Nie hat ein Monarch einem bedrängten Volk einen größeren Dienst erwiesen als Wilhelm der Zweite den gegen die Buren kämpfenden Briten. Nie hat ein Souverain eine formale Titelverleihung mit so weithin tönendem Dank aufgenommen wie der Deutsche Kaiser seine Ernennung zum britischen Feldmarschall. Er hat sich sechzehn Tage in England aufgehalten, seinen ältesten Sohn und seinen Bruder hinführen, an der Küste einen stattlichen Theil der Schlachtflotte versammelt, dem Earl Roberts seine Verehrung bezeugt und die im Transvaalkrieg verwundeten Soldaten im Spital aufgesucht. Sollen die Engländer dafür nicht dankbar sein? Das sind nicht mehr dynastische, sondern politische Vorgänge. Und noch ehe Eduard der Siebente zu dem vor ihm knienden preußischen Kronprinzen die von Salisbury diktirten Sätze sprach, fiel an der Newa das Wort: „Das Bündniß ist fertig.“

* * *

Für die deutsche Armee, die bisher mit dem nach dem Entstehungsjahr 1888 benannten Gewehr *) ausgerüstet war, ist eine als Gewehr 98 bezeichnete neue Waffe angenommen worden. Schon sind die Truppen der ostasiatischen Expedition und einzelne andere Truppentheile damit ausgerüstet worden und bedeutende Mengen sollen zur weiteren Vertheilung bereit liegen. Wir haben damit seit dem letzten Feldzug uns das vierte Gewehr geleistet, wovon zwei in die Regierungszeit des jetzigen Kaisers fallen, während fast alle anderen Staaten sich in diesen drei Jahrzehnten mit zwei Typen begnügen konnten und nicht schlecht dabei gefahren sind. Es hieß und heißt in der Presse allgemein, das neue Gewehr sei lediglich eine Modifikation oder Vervollkommnung des bisherigen. Was der preußische Kriegsminister am zwanzigsten Februar 1900 in der Budgetkommission des Deutschen Reichstages darüber äußerte, war nicht erschöpfend. Er sagte nämlich nur, man würde Mausers geniale Erfindung, ein vortreffliches Schloß, bei der Neubeschaffung von Gewehren einführen, und bemerkte dazu ergänzend, ein Nachtheil der jetzigen Gewehre sei nur, daß sie in Folge des neuen Pulvers sich verhältnißmäßig schneller abnutzen, als erwartet war. Thatsache ist, daß das neue Gewehr von Grund aus von dem bisherigen abweicht und in allen Theilen anders konstruirt ist. Es war längst ein offenes Geheimniß, daß das Gewehr 88 konstruktiv — und Manche wollen behaupten, auch ballistisch — nicht auf der Höhe stand, und für den Sachverständigen wirkt es erheitern, zu beobachten, daß in dem selben Maße, wie die Vorzüge des neuen Gewehres in den Himmel gehoben werden, damit unbewußt die Fehler des bisherigen, die so lange keine Fehler sein durften, als solche gekennzeichnet werden. „Mausers geniale Erfindung“ ist, wenn auch nicht in gleicher Vollkommenheit wie heute, der Gewehr-Prüfung-Kommission schon vor Einführung des Gewehrs 88 angeboten worden. Damals mußte die G. P. R. ihr „eigenes System“ haben, das mit einigen Aenderungen — die nicht immer Verbesserungen waren — dem System Mannlicher nachempfunden war. Jetzt endlich hat

*) S. Zukunft Band 17 S. 561 und Band 22 S. 599.

man damit gebrochen und ein System Mauser angenommen, also ein System des Mannes, dem die Armee auch das vorzügliche Gewehr M/71 verdankte. Die neue Waffe 98 hat mit der bisherigen Waffe 88 nur die Bohrung gemein oder, wie der Waffentechniker sich so poetisch ausdrückt, „die Seele“. Die zwei Gewehre verfeuern die selben Patronen, nicht aber die selbe Munition; beide Begriffe decken sich nicht, denn für den Gebrauch moderner Handfeuerwaffen kommt es nicht nur auf die Patronen, sondern auch auf die Art ihrer Gruppierung an, um ihren Gefechtswerth voll auszunützen. Unter den unzähligen Artikeln, die die deutsche Presse über das Gewehr 98 gebracht hat, hat nicht einer auf die Bedeutung der Verschiedenheit zwischen der Munition 88 und der Munition 98 in diesem Sinn hingewiesen. Thatsächlich haben wir heute bei den gleichen Patronen nicht nur zweierlei Gewehre, sondern auch, so paradox es auch klingt, zweierlei Munition. Die Patronen der Munition 88 sind in Blechrahmen eingeschlossen und diese werden mit den Patronen in das Gewehr gesteckt. Die Patronen der Munition 98 sind mit ihrem Boden lose an schmale Blechstreifen befestigt und werden ohne diese in die Waffe eingeführt (abgestreift). Ein Truppentheil, der mit Gewehren 88 ausgerüstet ist und Munition 98 erhält, ist außer Stande, ein schnelles Feuer oder gar ein Schnellfeuer abzugeben, und einem Truppentheil mit Gewehren 98, der auf dem Schlachtfeld Munition 88 erhält, ergeht es nicht viel weniger schlimm. Wenn, wie es doch seit Jahrzehnten als Evangelium gepriesen wird, die Einheitlichkeit der Munition in der ganzen Armee der wichtigste Faktor für einen geregelten Munitionersatz und die Grundbedingung für den dauernden Gefechtswerth einer im Uebrigen tüchtigen und mit guten Gewehren bewaffneten Infanterie ist, so hat das deutsche Heer entgegen Allem, was darüber gesagt wird, zur Zeit keine einheitliche Bewaffnung, sondern befindet sich in einer Uebergangsperiode, wie wir sie noch nicht erlebt haben. Möge sie nicht unheilvoll werden!

* * *

Herr Bresfeld, der Minister gegen Preußens Handel und Gewerbe, hat den Handel ein nothwendiges Uebel genannt. Der Minister eines deutschen Kleinstaates war anderer Meinung. Er hat gesagt: „Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtigt, sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unseres Welttheils ist schon in Besitz genommen, Aemter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von Dem, was durch und vorbei geht, einen starken Gewinn: sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Thätigkeit auch Hülfe von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth der Menschen unentbehrlich gemacht hat? Unsere Göttin führt freilich lieber den Delzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen theilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre geschäftigen Diener geholt hat. Nicht in Zahlen allein erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.“ Dieser Kollege des Herrn Bresfeld war nur in Weimar Minister. Aber er hat den Faust geschrieben.

Böcklin.

Durch das dunkle Blau des Wassers, das kein Lusthauch kräuselt, gleitet lautlos ein Rahn. Keine Möwe folgt seiner Spur, kein Menschenauge grüßt ihn von dem Eiland her, dem der Ferge mit sanftem Ruderschlag ihn entgegenführt. Still ist's auf dem Meer, still in dem Himmel, dessen düstere Gewitterwölbung dünne Strähnen fahlen Lichts niedersendet, still in dem Rahn, der einen Toten zur letzten Stätte trägt. Es ist kein Ort des Grauens, kein acherusisches Sumpfgelände, in das die Sonne nie farbigen Abglanz des Lebens schickt, keine Pharaonengrabkammer, deren ungeheure Quadern dem Tagesgestirn und der von ihm gezeugten Wüstengluth kein Spältchen öffnen. Zwar scheint auch im ragenden Reich des weißen und bräunlich grauen Kratergesteins kein Vogel zu nisten und einen Lebenden sucht dort vergebens der Blick. Doch der Fels, um dessen Wand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht, ist bis zur höchsten Spitze mit dunkelgrünem Gesträuch bewachsen, allerlei Gräser stahlen sich durch den Stein und Riesencypressen beschatten der Insel ruhige Majestät. Den Samen trugen einst wohl rastende Vögel herbei. Und auch Menschen müssen die starre Klippe schon erklettert haben; scheidend ließen sie die Zeichen menschlicher Kunst zurück: eine Mauer schützt den Stein vor dem Wogenprall, in Marmorrahmen fügen helle, geräumige Grüste sich in den Fels und weiß glänzt ein von Künstlerhand geschaffenes Thierbild unter Cypressen hervor. Ist dieses Riff, das Natur und Kunst gütig schmückten, wirklich die Insel der Toten? Quer über den Bord des Rahnes ist ein Sarg gestellt. Weiß ist die Decke, Blumen liegen darauf, Rosen wohl, rothe, und nie welkender Lorber, und leuchtend weiß ist die Gestalt, die aufrecht hinter dem Totenschrein steht. Ein Genius, der einen aus frohem Schaffen gerissenen Helden liebevoll geleitet? Der Priester einer fernen, verschollenen Religion? Ein trauerndes Weib, das dem Theuersten folgt, ohne dem Ziel der Fahrt nachzufragen? kaum ist von dem weiß verhüllten Leib die Umrisslinie zu erkennen. Drüben erst, auf dem festen Land, wird er sich entschleiern. Zur Totenfeier, die beginnen soll, sobald das Gewitter ausgetobt hat. Auf Marmor ruht dann der Sarg, der Deckel wird aufgethan und leiser Abendwind wärmt die eisige Schläfe des zum letzten Schlummer Gebetteten. Ein Hüne ist's, Einer vom ausgestorbenen Riesengeschlecht; nicht überlang zwar der Leib, doch breit die Brust, mächtig der Schädel; schneeweiß das dichte Haar und der Bart. Nicht gleicht er einem Abgelebten, eher Einem, der sich nach harter Arbeit zu kurzer Schöp-

ferrast hingestreckt hat; immer ist's, als müßten unter dem vorspringenden Stirnknochen die großen Höhlen sich öffnen und eines Augenpaares Strahl Himmel, Erde und Meer beleben, die ganze seelenvoll stille Natur. Wer weiß? . . . Laßt nur die Nacht erst nahen. Dann taucht aus der Fluth wohl ein Triton auf, räkelt sich auf der Klippe, bläst, um die Wogen zu rufen, auf der gewundenen Muschel ein Stück und findet mit spähem Auge den fremden Gast. Den fremden? Nein: Der da ruht, ist dem Meermann nicht fremd. Den sah er oft. Der lud oft ihn zum Spiel in den Wellen. Amphitrites Sohn winkt und bläst die feuchte Verwandtschaft heran, lachendes Volk aus der Tiefe, das an der ersten Menschenleiche nun leiden lernt. Den lustigsten Najaden, die sonst nichts im leichten Sinn hatten als den Wunsch, die Männchen zu locken und zu narren, trübt sich jetzt der Blick, den dicksten Meerlämmeln, die eben noch brünstig hinter den weichen Leibern der Fräulein her waren, rinnt eine Zähre in den zottigen Bart und hart am Ufer quakt der Froschlönig gar jämmerlich. Der Trauerlärm weckt auch auf dem Lande den Widerhall, das verstreute Gebein der böotischen Nymphe, die dem großen Pan Liebe versagte, beginnt zu tönen, Dryaden, Panisten und anderes Waldvolk eilt herbei und mischt sich in der Leidtragenden Schaar. Und da hebt sich Aphrodites heiteres Haupt aus dem Schaum; ein blauer Delphin trägt sie, grüner Flor umflattert die frozenden Lenden. Wer weiß? Das Lächeln der thalassischen Göttin ließ aus den Grüften des Meeresgrundes schon neues Leben sprießen; am Ende kost es den Riesen im Steinsarg wach. Er richtet sich auf, stützt den vom langen Schlaf dumpfen Kopf auf die derbe Hand und starrt aus weit geöffneten Augen in die vom letzten Schein des im West verglühenden Himmelslichtes erhellte Welt. Vita somnium breve . . . Ist der Traum ausgeträumt? Und ist dieses Riff, das Natur und Kunst mit ihren Schätzen schmückten, wirklich die Insel der Toten? Kein düsterer Trauerpomp, kein Kreuz und kein schwarzes Bahrtuch; nirgends die bleiche Büßermiene, die im Reich des von zitternden Asiaten erfundenen Nachgottes die Sünder schreckt. Noth sinkt, ohne im Weh des Scheidens zu erblaffen, die Sonne ins Meer. Der Fährmann, den der Erwachte fragen könnte, ist schon fern und das Waldvolk, das Meergewimmel weiß nichts von der Menschenwelt, ihren Vorstellungen, ihrem Mythos und Wahn. In seinem Steinsarg sitzt der von Anadyomenes Lächeln Geweckte und sinnt. Da er das Haupt wendet, trifft sein Blick die weiß verhüllte Gestalt. Sie will er fragen: Bin ich auf der Insel der Toten? Von der also Angerufenen fallen die Schleier. Um eine Schulter nur und um die Hüften

schmiegt sich noch ein leichtes Gewand. Aufrecht steht sie und stolz; ein junges Weib, das in lächelnder Zuberficht himmelwärts schaut. Sie reckt den Arm: und aus dem rothen Gewölk nahen geflügelte Diener. Ein Puttchen bringt die am letzten Sonnenstrahl entzündete Leuchte, ein größeres Bublein die blanke Weltkugel. Und schon schleppen auf Aphrodites Wink Tritonen eine Riesenmuschel heran. Hurtig ist die Fackelträgerin bis zur Klippe geeilt, die Meermänner heben die Muschel mit der holden Last auf, der jüngste singt auf dem Horn einen gar nicht wehmüthigen Abschiedsgruß, — und langsam entgleitet der lichte Geist so dem Auge. Noch ein Schimmern der Leuchte durch rosige Wolken. Rein Scheiden; eine Trennung für kurze Stunden nur. Wie könnte der Geist des Alls je dem All ganz entschwinden? Auch keine Abschiedsstimmung also. Das Wasservolk jauchzt, die Waldbewohner jubeln, muntere Meermädchen winden aus Schilf und Seerosen einen Kranz und krönen den greisen Schöpfer, der lächelnd auf das Geschaffene niederschaut. Und siehe da: es war sehr gut.

Die Nacht senkt sich sacht auf die Insel der Toten herab.

Woher Die wohl stammen mögen, denen sie zu letzter Ruhstatt den Kraterstein öffnet? Denen der Tod kein Schreckbild, die Einsamkeit keine ängstende Vorstellung ist? Die unter Anadymenes Lächeln erwachen, die tönende Seele alles Geschaffenen hören und den Geist der Natur noch in Wolken erkennen? Denen alte und neue Götter zu leben scheinen, nur der Eine nicht, der Menschenschicksal und Menschenschuld aus einem Gewissen erwachsen ließ, einem Gut und Böse scheidenden, unterscheidenden Organ, das nur Adams Söhnen zu Theil ward? Hellas kann ihre Heimath nicht sein. Sonst sähen wir Musikanten, Klageweiber und Laudatoren, sähen die Schaar der Verwandten den Leichnam unter Erdschollen bestatten, der Persephone opfern und sich dann zum Perideipnon vereinen. Wann hätten Hellenen bocksbeinigem Waldvolk und feisten Meerbewohnern die Totenwacht überlassen? Einem Römer wäre der trauernde Mime gefolgt, wäre noch bei der Gruft aus Spezerien ein Ehrenfeuer entfacht worden. Und aus christlichem Land? Nein: nie ward diese Insel vom Athem des Christengottes berührt, der den Menschen schuf, daß er herrsche über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Nicht einem Herrscher wanden die Nereiden den Kranz. Und Der ihn trägt, brach nie vor dem Kreuz in Nöthen zusammen.

Auf der Leiter unserer historischen Erinnerungen können wir dieses Riff nicht erklettern; sie reicht nicht bis an den Punkt, wo diese Welt zu ent-

räthseln ist, die nie wirklich war und dem guten Europäer dennoch vertraut scheint, seit ein Dichter sie schuf. Der Dichter heißt Arnold Böcklin. Er wurde 1827 in Basel geboren und ist 1901 in Fiesole gestorben. Er hat nur in Farben und Formen zu uns gesprochen, nie sein Wollen erklärt, nie selbst den Sinn seiner Schöpfung gedeutet. Der Mahnung war und blieb er immer treu, die Paul Hense ihm 1877 als Weihnachtsgeschenk nach Florenz sandte:

Kunst ist ein Schatz und Geister hüten sein.

Wer glaubt und schweigt, kann ihn heraufbeschwören;

Wer spricht, Dem wird der Zauber nicht gedeihn.

* * *

Die Schweizer sind nüchterne Leute. Auf die Gletscher, die sie von unten sehen, wagen sie sich nicht gern; ein stolzer Anblick, doch der Aufstieg allzu steil. Selten nur nimmt ihr Geist von der glatten Heerstraße einen höheren Flug; in der großen Natur blieben sie kleine, emsige Menschen, blieb alles Pathetische ihnen fremd. Wie oft aber, eh man sein Nahen noch ahnt, der launenhafte Föhn durch die Kantone streicht, so öffnet ganz plötzlich der Schweizer stiller Sinn sich der muthwilligsten Phantastik und der Fremde sieht staunend, wie diese sonst so ernsthaften Menschenbilder zu lachendem, jubelnden, tollen Leben erwachen, als sei die Sauserzeit da, der junge Wein mit seinem Regiment schwerer Kläusche, von dem ein zürcher Staatschreiber gesagt hat: „Wenn er gut ist, so ist man des Lebens nicht sicher unter ihnen und sie machen einen Höllenlärm; die ganze Stadt duftet nach jungem Wein und die Seldwylser taugen dann auch gar nichts.“ Ein solcher Urschweizer war Meister Gottfried selbst. Für ihn hatte Alles seine Zeit, mußte Alles sein ordentlich auseinandergehalten werden; erst das Amt, dann, nach einem dicken Trennungstrich, die Dichterei. In die Altentube nahm er den Poeten nicht mit; und wenn er betrachtsam saß und auf den fernhin ziehenden Bergnebel allerlei Legenden, lustige und leidige Geschichten malte, durfte der Staatschreiber nicht dreinreden. Der Basler, der an des zürcher Freundes letztem Bett stand, war von anderem Schlag. Zwar mit dem Handwerk nahm er so ernst nur wie je Einer in den Urkantonen. Darin gleicht er gar nicht den Jungen, die ihr Künstlermarthium durch die Salons schleppen, den Philister grimmig verachten, bis er für ihr Farbengestammel einen guten Preis bietet, nur von Stimmung, Genie, Impression und Intuition sprechen und sich über den Troß unendlich erhaben dünken; eher den Alten, die vor allen Dingen ihres Handwerks Meister zu werden trachteten. Wie hat er sich, Jahrzehnte lang, mit der Technik geplagt! Das Tagebuch Rudolfs

Schick, das Herr von Tschudi herausgegeben hat, zeigt uns den von der Oelmalerei zu den Temperafarben sich vorwärts Tastenden, der rastlos sein Werkzeug zu bessern bemüht ist, alle Bindemittel versucht, alle Rezeptbücher kennt, Leonardo so gut wie Cennini, und an Leim und Firniß, an Ropaivenbalsam und eine neue Art der Enkaustik so viel Denkkraft verwendet wie an die tiefsten Mysterien der gestaltenden, Form und Farbe gebenden Kunst. Da hören wir ihn die pompejanischen Maler rühmen, die auf ihn so mächtig gewirkt hatten. „Obgleich Handwerker dem Standenach, sind sie doch größere Maler gewesen als alle späteren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Es ist zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit und Schönheit sie Alles so anzuordnen verstanden haben, daß Eins künstlerisch wirksam auf das Andere war. Man erstaunt, wie groß ihre Kenntniß der malerischen Mittel war, wie sie durch Härten das Eine weich, durch weiche Formen das Andere hart erscheinen ließen.“ Keine Spur von dem üblichen Ateliergeschwätz; kaum je wird eines Lebenden Leistung gestreift, fast immer ernst und sachdenklich des Handwerks Schwere erörtert. Doch da liest man auch die Sätze: „Beim Komponiren muß man nie vom malerischen Effekt ausgehen, sondern stets von der Sache selbst und darauf achten, daß sie zur klaren, naturgemäßen Erscheinung komme. Beim Dichten würde man gewiß nicht vom Außerlichen, dem Versfuß oder Dergleichen, ausgehen, sondern zusehen, ob dieser zur Idee paßt oder nicht. . . Im Vergleich mit Tizian, der immer ein voller Künstler war, ist Rembrandt ein kleines Talent, das sein Hauptaugenmerk auf das Machen gerichtet hatte.“ Solche Sätze entschleiern den Mann. Der hätte sich mit dem Tagwerk eines Altenschreibers nicht abgefunden. Der konnte immer nur Einer sein, konnte nie Anderes thun als: die vom inneren Auge geschaute Welt mit der klugen Sorgfalt des Handwerksmeisters gestalten. Dem war Phantasie nicht ein zartes Seelchen, das man, ist das Amt erst betreut, für festliche Abendstunden zu Gaste lädt und, wenn die Pflicht ruft, wieder heimschickt. Gottfried Keller konnte schreiben:

Die Phantasie thut wie ein Kind,
 Das einsam Kränze windet,
 Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
 Bald einen Schwanz erfindet
 Und wunderliche Märchen spinnt,
 Dann innehält und traurig sinnt.

Böcklin hätte sich über das Wesen der Phantasie nie den Kopf zerbrochen. Er war nicht von denen, die im Fieber, im Rausch schaffen und, wenn die Wonnen der Zeugung gewichen sind, staunend vor ihres Wertes

Wundern stehen. Was ihm entstand, war ihm nicht ein „wunderliches Märchen“, war die gewollte Spiegelung seiner Weltvision. Die trug er mit sich, ob er nun malte, schweigend durch die Landschaft schritt oder mit guten Gefährten beim Trunk saß. Die war sein Eigenstes, war fester Besitz, nicht aus einer Wallung, einem Erregungszustand geboren, und ihm so natürlich, so selbstverständlich wie das Licht der Sonne, wie Fluth und Ebbe des Meeres. Der Handwerker konnte irren, sich verzeichnen, die Linie eines Frauenkörpers entstellen, der Muse einen Sitz zimmern, der keines Menschenleibes Wucht zu tragen vermöchte; in die Einheit der Welt des Dichters drängt nie sich störend ein fremder Zug. Da ist Alles, wie es sein muß, wie vor des Schöpfers Auge, als er am Abend des sechsten Tages zufrieden auf das Geschaffene sah. In Böcklins Bildern ist die große, majestätische Stille der göttlichen Genesis. Sie spricht nicht Jedem. Doch wer ihre Sprache vernimmt, Der muß auch fühlen: hier waltet nicht eine Zufallsstimmung, eine Poetenlaune, hier ist nicht einem ungemein begabten Künstler „Etwas eingefallen“, — nein: hier spricht in Formen und Farben ein Mensch, der so sprechen muß, dem die Kunst nicht ein räthselhaftes Martyrthum und nicht ein schöner Luxus ist, sondern das Mittel, sich zur Welt in das Verhältniß zu setzen, das sein Wille zum Leben gebieterisch fordert. Daher die fast ruchlos zu nennende Ungerechtigkeit gegen Rembrandt, der so komplizirt, so im goethisch tabulnden Sinn modern war, so „vielseitig“, immer bereit, Alles zu malen, was ihm vor den Pinsel kam; daher die grenzenlose Ehrfurcht vor Tizian, der sein Leben zum Kunstwerk machte, in einer Zeit stolzer Maecene und demüthig dienernder Palettensvasallen als ein König mit Königen verkehrte und sich selbst und seinem Stil stets getreu blieb. Daher auch die Unduldsamkeit, die alles der eigenen Natur Fremde schroff ablehnt. Als die Spanier in Rom Bilder ausstellten, auf denen Kranke, im Elend Sterbende und Gestorbene zu sehen waren, sagte Böcklin zu Schick: „Nur niedrige Naturen können bei solchen Stoffen über das Unheimliche und Bedrückende fortsehen und vielleicht in der geschizten Technik oder in der brillanten Malerei Entschädigung finden. Die Malerei sollte nur Erhebendes und Schönes oder doch unbefangene Heiterkeit darstellen wollen und nie Elend.“ Das ist gar nicht schweizerisch nüchtern gesprochen; eher schon olympisch. Nein: dieser Schweizer, der an allen Quellen italischer Kultur den Durst gelöscht hat, ist nicht aus der Stammesart der Eidgenossen zu erklären, denen der Föhn und der Sauser nur manchmal die Zunge löst, das trüg fließende Blut zu rascherem Lauf vorwärtstreibt.

Auch der Versuch, ihm Ahnen zu finden, bringt wenig Gewinn. Vielerlei Kunst muß auf den Mann gewirkt haben, der in Basel und Zürich, in Rom, Neapel, Florenz, in Paris, Düsseldorf, Weimar und München sich strekend bemühte. Wie bestimmend die Pompejaner in seine Entwicklung eingriffen, hat er selbst gesagt; und was er von Marées empfing, von dem armen Hans aus Genieland, der mit der Lebensarbeit nicht fertig wurde, lehrt ein Gang durch das Schleißheimer Schloß. Schirmer war seiner Jugend Lehrer, Dreber sein erster Freund in Apoll. Auch Anderen kann man ihn bequem vergleichen: Rubens und Goya, Poussin und Claude, Bressler und Feuerbach, Burne-Jones und Puvis, Klinger und Thoma, Moreau und Watts. Wem nicht? Nur kommt nicht viel dabei heraus. Höchstens ein guter Artikel, wenn kluge Kunstbesprecher sich der Sache annehmen. Doch wird an die Wirksamkeit des Besprechens nicht mehr geglaubt; es macht die Kranken nicht gesund, die Blinden nicht sehend. Herr von Tschudi, der fein fühlende, fürstlichen Wünschen leider noch allzu willfährige Direktor der Nationalgalerie, hat gewiß Recht, wenn er der Klage, der Dichter sei mehr als der Maler Böcklin gewürdigt worden, von seiner Höhe herab den Seufzer folgen läßt: „Es scheint in der Natur aller Kunstschreiberei zu liegen, daß sie über allgemeine Charakteristiken und mehr oder weniger begründete Urtheile eines, wenn es das Glück will, gebildeten und vorurtheillosen Geschmacks nicht hinauskommt. Von Gelehrten oder Schriftstellern ausgeübt, haftet ihr nicht bloß bei allen technischen, auch bei den subtileren Fragen einer angewandten Aesthetik ein dilettantischer Zug an.“ Wer hätte Aehnliches nicht schon von Künstlern gehört? Es ist eine alte Klage, daß die wahren Valeurs eines Bildes von den dem innersten Wesen der Kunst fremden Beurtheilern kaum je analysirt, gewöhnlich nicht einmal empfunden werden. Doch darf man erwidern, daß Werke der bildenden Kunst nicht nur für die Sachverständigen geschaffen sind und es gestattet sein muß, selbst den Dilettanten, die in bescheidenem Anschauen von ihnen empfangenen Eindrücke weiterzugeben. Die schönsten Vergleiche, die längsten historischen Wanderungen fördern freilich den Künstler nicht; auch ihm aber kann der Versuch nicht unwillkommen sein, bis zur Psyche des Bildes und seines Bildners vorzudringen. Am Ende kommt es, trotz dem schlimm mißbrauchten Schlagwort *L'art pour l'art*, doch auf die geistigen Werthe, auf den Gefühlsinhalt eines Bildes an. Der wirkt, mehr als alles technische Raffinement; und wirken will jeder schöpferisch Starke. Was bleibt uns, denen die Maltechnik ein Buch mit sieben Siegeln ist, denen vielleicht auch die Fülle der Vergleichsmöglichkeiten

fehlt, übrig, als uns, nach Schopenhauers Rath, vor ein Bild hinzustellen wie vor einen Fürsten, dessen Ansprache man respektvoll abzuwarten hat, und es nicht selbst anzureden, weil man dann nur die eigene Stimme vernähme? Böcklin wäre mit solchem Betrachter zufrieden gewesen, zufriedener wohl gar als mit Einem, der sich eifernb bemüht hätte, des Schweizers Stammbaum nachzuzeichnen. Böcklin hätte sich auch nicht beklagt, weil der Dichter in ihm mehr als der Maler geschätzt wurde. Er hat uns in einem Bilde Poesie und Malkunst als Schwestern gezeigt, die aus einem Quell schöpfen. Und er hatte dem Lauf der Welt lange genug zugehört, um zu wissen, daß, was Einer ist, was er als Persönlichkeit zu bieten hat, immer mehr gilt, als was er kann. Wer nicht glaubt, hat nicht lange genug hingesehen.

* * *

Was war uns Böcklin? Warum ging, als die Kunde von seinem Tod kam, ein Wehruf durch die germanische Welt, als sei ihr ein Allerhalter geraubt, ein Erlöser, ein Führer zum Licht? Dieses große Klagen hallte nicht dem Maler nach, nicht dem mächtigen Rönner, dessen Landschaften, dessen Portraits in jedem Zuge den Meister loben und der — Stauffer riefes früh schon der Achenbachgemeinde zu — das Meer gemalt hat wie Keiner vor ihm. Das Scheiden des Dichters wurde beweint. Doch das Wort ist arm und eng. Wer will sich vermessen, dieser allumfassenden Kunst Grenzen abzustecken, wer empfinden und sich unterwinden, zu sagen, welchem ihrer Elemente die stärkste Wirkung beschieden war? Arnold Böcklin hat den Menschen eine neue Mythologie, den Traum eines neuen Lebens in junger Schönheit geschenkt. Diese Schöpferthat hebt ihn über die Schaar der kräftigsten Rönner, der amüsischen Menzel hinaus in das reine Reich Dessen, der uns nicht der Dichter des Werther, der Iphigene, des Faust ist, sondern Goethe, der Mann seines Werks. Menzels Preußenbilder, seine subtilen Gnomenkünste, die dem nordostdeutschen Nationalismus den passendsten Ausdruck fanden, wird man noch lange rühmen. Wer von Böcklin spricht, denkt nicht an die einzelnen Bilder, die verstreut und den Meisten nur aus Reproduktionen bekannt sind, sondern an den Bringer einer neuen Vision, an den Mann, der den tiefsten Born der Naturphantasie aus dem Schutt der Jahrtausende grub. Der wurde verhöhnt. Den hätten die Pfaffen aller Bekenntnisse, auch die des Materialismus, gern mit dem Bannstrahl getroffen. Der hat sich, wie nie seit der Renaissance ein Maler, die Herzen erobert.

Daß er kein zuverlässiger Kirchenchrist war, rochen die Frommen gleich. Er hat Bilder aus dem christlichen Ideenkreise gemalt. Einen Büsser, der am Abhang vor dem Kreuz auf den Knien liegt. Aber da ist die wilde Felschlucht die Hauptsache, die ungebrochene Kraft der Landschaft, die des furchtsam weggekrümmten Erdwurmes zu spotten scheint. Einen Eremiten, dessen ganzer Leib in einem frommen Gefühl inniger Hingabe bebt. Doch diese Ekstase schuf nicht der Heilige an der Zellenwand, sondern die Heilige Caecilia: der greise Mönch ist ein Künstler und dem Gesang seiner Geige lauschen die lieben Englein, die so am Ende gar noch auf Abwege kommen. Einen Sanct Anton, der den Fischen predigt. Der möchte, als eine Krone der Schöpfung, überlegen scheinen, blickt aber blizdumm drein, die Fische halten ihn für einen Narren und der dickste und angesehenste scheint, mit höhnisch hängender Lippe und aufwärts gekehrtem Augapfel, dem Prediger an der Wasserwüste zuzurufen: Du kannst lange reden, ehe Du uns ins Garn lockst! Und während oben das Evangelium verkündet wird, sieht man unten die großen und fetten Fische behaglich die kleinen und mageren erschnappen, verspeisen, wie vor der Christenlehre. Auch eine Pieta hat Böcklin gemalt. Ueber den Leichnam des Galiläers hat sich in leidenschaftlichem Schmerz die Mutter geworfen. Nur ihre Hände sehen wir; die eine umkrallt mit gespreizten Fingern des Sohnes Oberarm, die andere wühlt, eine Spur warmen Lebens suchend, im Haar des Gekreuzigten. Nicht einmal das Antlitz ist sichtbar; ein tiefblauer Mantel bedeckt es. Und dennoch fühlt der Betrachter den ungeheuren, den unstillbaren Schmerz der verhüllten Frau. Hinter ihr aber thut sich der Himmel auf. Selige Knaben schauen herab auf das Menschenleid und einer, der älteste, streckt, so weit erß, ohne aus den Wolken zu fallen, vermag, den Arm nach der Jammernden aus, als wollte er sie am Gewand zupfen und ihr zuwispeln: Hierher sieh, gute Frau, hier lebt Dein Sohn, der nur der Zeitlichkeit starb! Ein wundervolles Bild, schlicht, trotz der leuchtenden Farbe, und wie in einer Wehstunde heiligster Menschlichkeit empfangen; aber zum Kirchenschmuck würde es nicht taugen. Und noch weniger Böcklins Herrgott, der Adam, dem eben Geschaffenen, die Erde zeigt. Es ist nicht der Herr Zebaoth, der gewaltige Führer streitbarer Himmelsheere, auch nicht der düster dräuende Jahwe, der an den Söhnen rachsüchtig die Sünde der Väter straft, sondern der Gott des ersten Kapitels der Genesis, des heitersten, kindlichsten im ganzen Alten Testament, ein guter, hell und freundlich blickender Mann, der an dem Sechstageswerk selbst offenbar die größte Freude hat und den am letzten Schöpfungstage auf

die Seine Gestalten nun gern vor Fährlichkeit und Ungemach bewahrt wissen möchte. Ganz sicher ist er seiner Sache nicht. Das ist begreiflich; denn dieser Adam sieht nicht aus, als sei er geeignet, zwischen dem Gott und dem Thier den Platz zu behaupten, alles auf Erden Lebenden höchster Richter zu sein. Das ist nicht der starke, in Kraftfülle strogende Adam, den man auf alten Bildern sieht. Das ist ein kümmerliches, knabenhaft unreifes Wesen, das zu früh zum Leben erweckt scheint, die nackten Glieder noch nicht zu brauchen versteht und verlegen, in fast komisch wirkender genirter Haltung, in die fremde Welt hineinblinzelt. Ist dem Schöpfer der erste Versuch nicht völlig gelungen? Nahm er den Thon noch zu weich? Und soll aus erneutem Bildnerbemühen mählich erst der Typus entstehen, den der gute Gott für seine Zwecke ersehnt, der die Erde zu bevölkern und sich unterthan zu machen, der Gewaltthat Starke zu wehren und die Schwäche zu schützen vermag? Das Bild verräth einen kindlichem Wunderglauben offenen Sinn, aber es würde in keines anerkannten Kultes Dome passen. Es erinnert ein Bißchen an Menan, der unter einer sanften Stepsis immer, wie unter dünner Haut das pochende Herz, einen reichlichen Rest unausrottbarer Frömmigkeit barg und, nach Niezsches boshaftem Wort, auf lebensgefährliche Weise anzubeten verstand. Und noch an einen anderen Franzosen wird vor diesen germanischen Legendenbildern die Erinnerung wach: an Laine, der gesagt hat, zwischen einem Buchenplatz im versailer Park, einer philosophischen Folgerung Malebranches, einer Poetenkunstvorschrift Boileaus, einem Hypothekengesetz Colberts und einer Sentenz Bossuets über das Gottesreich könne der tiefer dringende Blick den Zusammenhang spüren, weil alle diese scheinbar so verschiedenen Bethätigungen bewußten Wollens aus einer allen zugleich Lebenden gemeinsamen Kollektivstimmung hervorgegangen seien. Böcklin braucht von Condillac und Saint-Hilaire, braucht von Darwin und Comte nie gehört zu haben; in seinem grenzenlos prangenden Phantasie-reich scheint er uns von dem festen Boden der Positivisten recht weit entfernt. Und doch hat der unsichtbare, geheimnißvolle Chor, von dem die alten Dichter flüfterten, der brausende Chor der einer Zeit die Stimmung gebenden Mächte auch in sein Ohr verwehte Töne gesandt. Als sein gestaltender Sinn sich in Manneskraft regte, war diese Stimmung nicht mehr fromm, nicht mehr anthropocentrisch. Das merkt man; diese Bilder konnten nur im neunzehnten Jahrhundert gemalt werden, in einer Zeit naturalistischer Welt-auffassung und einer entwickelten Technik, von der Böcklins Höhensehnsucht die Lösung des Flugproblems hoffte. Auch Tizian, den er so innig verehrte, fand

für Magdalena und Laurentius keinen christlichen Ton; er war zu stark, zu sehr herrenmoralischer principe, um dem den Schwachen gepredigten Evangelium mit der gehörigen Andacht lauschen zu können. Das nazarenische ersetzte er durch das hellenische Ideal und auf seiner Leinwand wurde die Griechheit wieder „Maß, Adel, Klarheit“, wie später es Schiller verlangte. Mit solchem Nothbehelf hätte Böcklin sich nicht begnügt. Er hatte aus vollen Bechern hellenische Schönheit geschlürft, das große Lebensfest im Tempel der amathusischen Göttin mitgefieiert, aber er war kein Grieche geworden, sondern ein Kind der modernen Welt geblieben, die sich ohne überirdische Vermittler ihres Daseins Ursprung zu erklären sucht. In dieser Welt schien er ein hoher Fremdling und war doch, auch er, ihr Sohn. Seine Muse ist keine griechische, seine Maria keine christliche Gestalt. Vor dem Bild seiner Pieta fühlen wir den Schmerz der verwaisten Mutter, aber wir glauben nicht, daß diese Mutter einen Gott gebar. Die Fische, denen sein Anton predigt, sind aus dem selben Stoff wie der sich heilig Düntende gezeugt. Seine Meermädchen gleichen italischen Dirnchen von heute aufs Haar, bis aufs modisch geknüpft, kunstvoll gekräuselte Haar. Mögen wir seine Geschöpfe mit der Antike entlehnten Namen bezeichnen, weil uns andere fehlen, sie Aphrodite, Pan, Nereiden, Tritonen nennen: mit der versunkenen Welt der olympischen Götter haben sie nur das unvergänglicher Natur Entstammte noch gemein. Der Künstler, der Jahrzehnte lang die Flugmaschine besann, war kein Ikarus, doch auch kein frommer Christ, dem alles Leben in der Zeitlichkeit nur die Läuterung zu reineren Daseinsformen bedeuten soll und der schon deshalb so dreisten Strebens sich niemals vermessen dürfte. Ueber Den hatte nicht Paestum, nicht Golgatha Gewalt, kein Phoebus und kein Galiläer. Der sang einem anderen Herrn.

Er hat ihn uns gezeigt, in Wolken, wie seit Jahrtausenden jeder Prophet seinen Gott. Ein Gebirge, das dem Menschenblick unersteigbar scheint. Auf halber Höhe des Riesenrückens ein Olivenwald, dessen silbernes Laub wie zerfetzt ist von der Peitsche des Sturms. Weiter oben hört die Bewaldung auf; nur nackter Felsstein noch, starrer Fels und rissige Wolken, die des Windes Wuth vor sich her jagt. Und ganz oben, auf der höchsten Spitze des bräunlichen Steins, hart unter dem schweren Goldrahmen, ein gefesselter Leib. Wolken ziehen über ihn hin. Wasserbäche stürzen unter ihm herab, stürzen vom Fels ins purpurne Meer, das mit weißem Gischt das Inselgebirge umtobt. Will die Brandung hinauf, den Gefangenen von der Fels- spitze spülen und, wenn über dem Stein sich der Strudel geschlossen hat, bet

Sturmgeheul die Wiedervermählung der seit Aeonen geschiedenen Elemente feiern? Liegt da oben Odins Sohn in des Winters unbarmherziger Haft? Doch Balbur denken wir zarter, lenzlicher. Der auf dem Bergrücken gleicht eher einem Herakles. Wie hünenhaft muß er sein, da er auf solcher Höhe noch so gewaltig wirkt! Es ist, als drückte die Wucht seines Leibes die Felsmassen auf den Meeresspiegel herab, als wäre für solcher Gigantenglieder Klaftermaß selbst auf dieses Bergrückens Breite kein Raum. Wenn der Mann aufstünde und sich zum Kampf stellte: Der wäre stärker als der Sturm, als die Fluth, als der Fels. Doch er kann nicht aufstehen. Hand und Fuß ist ihm gefesselt und er sieht wehrlos, willenlos, in stummer Ohnmacht dem wilden Spiel der Naturgewalten zu . . . Der Meister, der seiner Kunst Kinder nicht selbst taufen mochte, ließ dieses Prometheus nennen. Name ist Schall und Rauch. An die aeschyleische Welt darf man nicht denken, eher an den entfesselten Lichtbringer Shelleys, des Herrlichen, der einem Menschen nicht besseren Nachruhm wußte als das Wort: He was made one with nature. Das ist's. Der da oben liegt und dem Gedröhn der Brandung lauscht, ist der ewig allmächtigen Natur natürliches Kind, ein Theil ihrer Kraft, wie die Woge, der Fels, der wolkige Dunst, am Delbaum das wellende Blatt. Keinem Götterherd stahl er das Feuer und aus seiner Leber haßt sich kein Himmelsvogel das Mahl. Im großen Strom des Lebens hat er mit den Elementen gekämpft, hat für eine Weile sie in seinen Dienst gezwungen und ward von ihnen dann wieder entthront. Nun liegt er in Ketten auf rauhem Stein, lernt, der den Herrn spielen wollte, sich wieder als dienenden Theil fühlen, lernt des Willens Unfreiheit und die Grenzen der Menschheit empfinden und Wind und Welle donnert ihm zu, wie so oft den von der Hybris Besessenen: Bis hierher durfst Du gehen und niemals weiter! Hier ist Deiner Menschheit Grenze! Was vermöchte des Adlers scharfer Schnabel gegen die demüthigende Qual solcher Erkenntniß?

* * *

Für Böcklin war sie keine Qual. Er hat sich selbst einmal gemalt, wie er dem Scheidelied lauscht, das grinsend der Tod ihm geigt. Also auch einen Menschen, der auf der Mittagshöhe des Lebens an der Menschheit Grenzen gemahnt wird. Ruhig, fast heiter sinnend, horcht er der fremden Weise; und wenn der Knochenmann ausgefiedelt hat, wird der Künstler sagen: Sterben? Ja; ich weiß. Sterben müssen wir, wie im Spätherbst das

fallende Blatt, wie der Reu und das Lamm, wie Alles, was krecht und fleucht, wächst und im Erdschoß wird. Habe mich nie besser gedünkelt als anderes Bodengewächs, mich nie für ein Krönnlein der Schöpfung gehalten. Laß mich ungestört malen! Und wenns so weit ist: ohne Schlottern will ich Dir folgen. Ein Theil des Theils, der wir waren, bleibt zurück, als Dünger zu neuer Ernte. Noch andere Bilder treten in leuchtenden Farben hervor. Ein Meermann schlägt die Harfe. Ein fetter, häßlicher Gesell; aber in seinem geräumigen Auge ist echte Andacht. Ein Mädchen, halb Jungfrau, halb Fischguck, um dem Saitenspiel der Finger zu folgen, über des Dicken Schulter und singt aus vollem Hals. Auch drei andere Mädchen singen, mit besonderer Inbrunst eine reifere Schöne, die auf dem Rücken liegt und sich wohligh am Hängewanft des Harfners reibt, und hinten plärren ein paar scheusälige Kerle im Chorus mit. Oder: Aus einem weißen Strandschloß naht ein Zug. Schimmelreiter in rothen Röcken. Die Pferde traben durch tiefes, hellgrünes Gras; wohin? Aus den goldenen Trompeten der Reiter steigt schmetternd ein Lied in die Luft; wem zur Lust, wem zur Ehre? Und wem huldigt, auf einem anderen Bild, während ein mit weißen Rosen bekränzter Centaur die schönste Frau durch die Fluth trägt, das Lied der lächelnden Najaden? Wem singt all dies fremde Volk? Es scheint nicht unsterblich. Aber es lebt, freut sich der schwellenden Fülle der mütterlichen Natur und preist in heiteren und doch frommen Chorälen frohen Behagens voll des Alls Herrlichkeit. . . . Ruskin unterschied zwei Pfade zur Kunst; den einen, meinte er, wählen die Künstler, die eine Wahrheit verkünden wollen, auf dem anderen wird die feine Linie, der tönende Reiz der Farbe gesucht. Böcklin hat gelehrt, daß die beiden Pfade nur eine papierne Wand trennt. Wie oft mag ein Farbenreiz eine atmosphärische Vision ihn angeregt haben! Und doch hat auch er, gerade er, eine Wahrheit verkündet. Er fand die Himmel leer, den alten Glauben verbraucht, die Natur wie eine feindliche, des Bändigers spottende Bestie vom Menschenneid gehaßt, vom Menschenhochmuth verachtet. Und dabei ein dumpfes Raunen ringsum, ein geschäftiges Wispern aus der Wochenstube, wo eben eine neue Weltanschauung sich dem Leib Europas entband. Er wurde ein Schöpfer; ihm gelang, was Goethe von seinem Helden vollendet wünschte: die Vermählung germanischer mit hellenischer Kultur. Nicht morsche Trümmer einer verschwundenen Zeit grub er aus dem Schutt. Auch die Alten hatten ihre mystischen Vorstellungen nicht fertig von Philologen und Antiquaren bezogen. Auch ihre Phantasie ward durch das Mühen des Menschen befruchtet, des eigenen Wesens Art und die dunkle Räthselwelt sich

selbst zu erklären. Wenn dieser Vorgang sich in einer Modernen Seele wiederholt, ist die Geburt eines neuen Glaubens gewiß; und ist diese Seele eines starken Künstlers, so zwingt sie den Betrachter in ihren Bann. Der steht nun und staunt. Das ist nicht Hellas. Das Weib, das die schillernden Lachschenkele auf der Klippe spreizt, ist nicht Horazens mulier formosa superne. Hier waltet eine neue Morphologie, die den Professorenzorn Dubois-Reymonds erregen mußte. Hier singen, jauchzen, trauern, kosen die Elemente. Und in allen ist, was wir anmaßend Menschlichkeit nennen, und in allen Menschen ist von den Elementen ein Theil. Wie nah der Mensch dem Thier verwandt ist, sehen wir hier, denken an Ibsens über die Kraft hinausstrebenden Bildhauer, der auch Arnold hieß und den Menschen Thierköpfe meißelte, und lernen ahnen, wie in Jahrmillionen mählicher Entwicklung die Gattung homo sapiens entstand und nach ihrem Ebenbilde den ringsum geheimnißvoll webenden Kräften Gestalten gab. Das ist nicht Hellas. Dieses Wasser fließt nicht im Bett des Peneios, der Pferdemensch mit dem blanten Falbenrücken und dem Kranz weißer Rosen im Greisenhaar heißt nicht Chiron, in diesen Heiligen Hainen wird nicht der Pallas Athene geopfert. Der diese Wunder schuf, stand frei auf eigenem Grund, kannte keinen Donnerer Zeus, fragte nicht in Delphi um Rath. Der gab uns die Bilderbibel einer natürlichen Schöpfungsgeschichte. Und er blieb heiter, in rastlosem Schaffen. Aller Modernen Seelen verdüsterten sich, suchten ein neues Ideal, einen beglückenden Mythos, und fanden nichts als tote Theorie, die des Lebens goldenen Baum ihnen hinter Foliauten verbarg. Arnold Böcklin rettete den festlichen Schwung der hellenischen Lebensauffassung in die entgötterte Welt. Er ließ sich seine Cirkel nicht stören und blieb, ob draußen die Sonne schien oder der Sturm um die Heimathberge brüllte, sich selbst getreu. Ariosto war des Belesenen Liebling. Den geleitete er zu Orlando und Angelika, Dem folgte er gern auf stille Inseln, in einsame Thäler, zu anmuthig natürlicher, gar nicht zimperlicher Sinnenfreude und nie verblühendem Scherz. Und schön fügt es sich, daß besser noch als auf den Schützling Ferraras auf seinen basler Bewunderer paßt, was Goethes Antonio am Wert Ariostens rühmt, dessen Stirn er mit bunten Blumen von Leonore geschmückt sieht:

Wie die Natur die innig reiche Brust
 Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
 So hüllt er Alles, was den Menschen nur
 Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
 Ins blühende Gewand der Fabel ein.
 Von seltenem Geflügel ist die Lust,

Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
 Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
 Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
 Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
 Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
 Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
 Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Als Ariost dem Cardinal d'Este, seinem Brotherrn und Gönner, den Rasenden Roland vorgelesen hatte, fand der banausische Praelat nur die Frage: „Mein guter Ludwig, woher hast Du bloß all diese Possen und Zoten-geschichten?“ Wie oft hat Böcklin solche Frage gehört! Und sein Brotherr, sein Richter war nicht ein Maecen, sondern des Publikums Majestät.

Jetzt wird er bewundert. Als der Ferge den Kahn, der den toten Leib an den Strand der Cypresseinsel trug, vom Ufer abstieß, liefen die Leute zusammen. Es gab kein Getöse, wie wenn ein Großer der Erde stirbt, ein gekrönter Tragoede oder eine alte Frau, die der Menschheit nichts war als ein Name und ein Purpurfleck am Horizont. Gerade die feinsten Köpfe aber durchzuckte schmerzend der Gedanke: Uns ging ein Erlöser aus Alltagsjammer und Lebensfessel. Und heute schon darf man voraussagen, daß Böcklin ein homerisches Schicksal beschieden sein wird. Ja, werden im vierten Jahrtausend die historisch Gebildeten sprechen, da war Einer, der allerlei wunderliche Visionen malte, ein Pangläubiger und Pantheist, der hoffte, die Menschheit werde bald in die Himmels Höhe den Flug wagen können, und ihrem Sehnen das Werkzeug suchte. Erst höhnten, dann vergötterten sie ihn. Und nun wird ihm diese Fülle der Gesichte zugeschrieben, ihm allein, wie die ganze Griechenthologie einst dem blinden Homer. Welche Thorheit! Ein Mensch, und sei er der mächtigste Lyriker aller Tage gewesen, hätte diesen Kosmos kunstvoll gefügt? So das Meer, den Wald, finstere Schluchten und helle Thäler gesehen, von Lichthelden und Ungeheuern, von Engeln und Drachen geträumt, so in Göttern, Menschen und Thieren die Spur eines Ursprungs gewiesen, für alle Zeiten so gezeigt, wie das Leben sich und wie die Legende entwickelt, höher hinauf oder tiefer herab, je nach dem Stand des Betrachters? Nein: dieses All kann kein Einzelner, kann nur der Genius einer ganzen Epoche geschaffen haben . . . Wie das Wasservolk lachen wird! Menschenleiber zerfallen, Menschennamen verweht der Wind. Ein Theil des Theils aber, der wir waren, bleibt auf der Erde zurück und düngt zu neuer Ernte die Flur. M. S.



Berlin, den 16. Februar 1901.

Der Tag.

Der Tag: so hieß ein schnell verschollenes Theaterstück, heißt heute noch eine Zeitung, der die Sachverständigen ein schlimmes Horoskop stellen. Das Stück hat ein junger Herr, der sich den fremd und vornehm klingenden Namen Stefan Vacano gab, geschrieben und „in herzlicher Dankbarkeit und Verehrung“ dem vom Litterarhistoriker zum Theaterpächter herabgekommenen Dr. Brahms gewidmet, seinem „lieben Freunde“, der die Leistung des in Ungarn geborenen Semsohnes flink auf sein Deutsches Theater schleppte. Das ging nun nicht, trotzdem in dem Stück — das den Ruthenenaufland des Cholerajahres 1831 gegen die magyarischen Schinder mit den bewährten Künsten der Webertechnik zu schildern versucht — die edelsten Magnaten in einem Tonfall sprechen, der das Publikum gerade dieses Theaters vertraut anheimeln mußte. Von hundert Beispielen eins: „Das ist Dein Erfolg, daß Du bist gegangen als Apostel Bildung predigen und Licht bringen unter meine rufniatischen Bauern.“ So spricht nicht etwa der Oberrabbiner des zempliner Komitates, sondern Herr Elemer Hunyor von Baranno, ein echter Sohn Arpads. Herr Schönstedt hätte ihm nach solcher Stilprobe das Notariat verweigert. Ein Schülerstück, das nicht die geringste Spur irgend eines Talentes zeigt, früher kaum im fernsten Osten Berlins aufgeführt worden wäre und hier nicht erwähnt zu werden brauchte, wenn der Autor nicht eine Prangerstrafe verdient hätte. Herr Vacano giebt sein „Drama“ für eine von ihm selbständig geleistete Arbeit aus und der liebe Freund und Wimenausbeuter ließ durch seine Vittoren die Mär verbreiten,

die ernstesten Geschichtstudien wenigstens müsse man anerkennen, die der junge Transleithanier getrieben habe. Das ist Schwindel, halten zu Gnaden. Ein Zufall hat mich auf die Fährte gebracht; und nun weiß ich: Herr Bacano hat fast alle Details, die seiner Dilettirerei einen derben Spannungszug gaben, einem Roman des Herrn Maurus Jolai entlehnt — ist das Wort nicht höchst höflich? —, des schlauen Kolportageromanciers, der die abenteuerlichen Erfindungen des alten Dumas ins Magharisch-Barbarische vergrößert hat. Der Roman heißt „Traurige Tage“, spielt im Cholerajahr 1831 und behandelt den Aufstand der ruthenischen Bauern; für eine Mark ist er bei Otto Janke in Berlin zu haben. Er ist eben so unsinnig und unliterarisch wie Alles, was Jolai gemacht hat; dem jüngsten Günstling des Naturalistenklüngels aber war er als Quelle doch rein genug. Der dachte wohl, solches Zeug lese im Deutschland Brahms und Hirschfelds kein Mensch mehr; und er entlehnte. Das feindliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn; die Geschichte von dem Sonderfriedhof, den die harten Herren für die am „Morbus“ gestorbenen Hörigen einzäunen lassen; von den Bismuthpulvern, die der Bauer, weil er sie für Gift hält, nicht nehmen will und die der aufgeklärte Doktor deshalb in Scheunen und Brunnen schüttet; von dem Auge, das der Magnat einem Ruthenen ausschlug; von dem frischen Brot, das, in guter Absicht, den Bauern gegeben wird, dessen ungewohnter Genuß ihnen Magenbeschwerden macht und in dem die Berängsteten ein neues tödendes Gift wittern; von den lächerlichen Quarantaine-maßregeln, die schon damals, vor dem Bacillenschrecken, die Feigheit erfann; von der Wirkung jedes natürlichen Krankheits Symptoms auf die wirre Volkspheantasie. Und so weiter. Die Sache wäre harmloser, wenn Herr Bacano einfach die Handlung von Jolai genommen hätte; aber ihm war wohl die Kollusion wichtig und so ließ er dem guten Maurus seine Penkerromantik und nahm nur, was er, ohne gleich die ertappung auf frischer That fürchten zu müssen, nehmen konnte: die Stimmung einer getretenen, unwissenden, verprügelten Masse, die, selbst wenn man ihr helfen will, sich von Herrentücke verrathen wähnt, und die durch den dicken Romanband verstreuten Details, die Rosinen aus dem zähen Teig des zempliner Kuchens. Sogar das jüdische Schankwirthpaar hat er von Jolai; nur war Maurus nicht so gerieben wie Stefan. Der läßt seinen Branntweinschänken brüllen: „Ein Volk, das über seine Juden hergefallen ist, hat Gott noch immer gestraft!“ Läßt dem Moische, bei dem das ganze Ruthenendorf in der Kreide sitzt, ein Holzkreuz auf den Rücken binden und schreibt dem Regisseur dann

vor: „Moische steht merkwürdig aus. Er geht nach vorn gebückt, als drückte ihn die Last des Kreuzes; um ihn herum die tobende Horde, Viele schon betrunken. Das hellbraune Pelzwerk seiner Mütze umgiebt ihn wie ein Heiligenschein“. Die berliner Judenheit, der so viele anständige und verständige Leute angehören, sollte gegen solchen Unfug heftiger protestiren als gegen schönstedtische Aufrichtigkeit . . . Herr Bacano ist noch sehr jung; und die modernen Kriminalisten sind für schonende Behandlung der „Jugendlichen“. Doch die Stufe der unbedingten Strafunmündigkeit hat er überschritten und muß deshalb verurtheilt werden. Bedingt; wenn er sich bessert, nicht wieder wahllos von den Tischen Hauptmanns, Fokais und Tolstois nascht, soll ihm verziehen sein. Einstweilen trägt er den Makel. Von Rechtes wegen.

Das war das Stück. Im Januar kam es ans Licht und starb drei Tage nach der Geburt; die Säuglingsterblichkeit ist in diesem Theaterjahr größer denn je. Ein Weilchen vorher war die Zeitung erschienen. Sie ward längst schon erwartet. Seit in rothen Eckmannlettern auf schwarzem Grund zum ersten Mal an den Säulen stand: „Der Tag. Moderne illustrierte Zeitung. August Scherl, G. m. b. H.“, schloffen die Inseratenfarmer nicht mehr und ihren Antreibern pochten die Pulse in Angst. Dieser Scherl! Mit seinem Lokalanzeiger hatte er die Abonnentenliste aller berliner Blätter verkürzt, mit seiner „Woche“ alle illustrierten Zeitschriften zu Grunde gerichtet. Was mochte er nun wieder sinnen? Jedes arge Trachten war dem Mann zuzutrauen; und schreckende Gerüchte schlichen durchs Holzpapierreich. Sechs Millionen will er in die Sache stecken; in Amerika hat er, weils hier nicht schnell genug ging, eine Maschine für Illustrationendruck bestellt, die über hunderttausend Mark kosten soll; was auf dem hauptstädtischen Markt an Journalisten von einigem Ruf zu haben war, hat er gemiethet, in die Redaktionen der Vossin, des Tageblattes, der Täglichen Rundschau, des Vorwärts sogar Rücken gerissen, Brandes, Muther und andere Träger tönender Namen durch feste Kontrakte zur Mitarbeit verpflichtet. Was will Das werden? Droht den alten Lieblingblättern der Bourgeoise da nicht eine Lebensgefahr? Herr Lessing, der farge Zahler, puzte das morsche Piedestal seiner Tante Voss hastig mit einem Feuilleton aus, das seitdem täglich die Leser zu mitleidiger Heiterkeit stimmt, und miethete, um den die Rundschau verschleichenden Geruch des Antisemitismus endlich loszuwerden, für die Theaterkritik zu dem ersten noch einen zweiten Sohn Abrahams, aber, nach der Tradition seines Blattes, einen, der gar nichts kann. Herr Leohn, den wir Alle nicht missen möchten und dessen fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als erster Commis der Firma

Rudolf Mosse — mit dem Recht, die Honorare auszuschreiben, die S. M. N. W. dann „abrundet“ — Europens feinste Geister jetzt in Dankbarkeit feiern, der gute Vater Levysohn schnupperte unruhvoll umher, warnte in der letzten seiner berühmten Wochenübersichten aus dem neunzehnten Säkulum, keinen „Streit um des Jahrhunderts Bart“ zu beginnen, und sorgte dafür, daß in der Ordensfestliste die Zeile gestrichen wurde, die Augusti Scherl Deforirung meldete. Natürlich; geht der „Tag“, dann kommt das Tageblatt noch mehr herunter und der erste Commis muß schwere Stunden durchmachen; da ist schon besser, der Kundschaft nicht erst zu sagen, daß ein Mann namens Scherl auf der Welt ist. Der aber ist so ganz leicht nicht totzuschweigen. Von Dem wird man einst, wie Goethes Invalide von weiland Karl dem Fünften, sagen: „Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden und war Euch Alles in Allem.“ In jedem Jahr verdruckt er achthundert- unddreißig Millionen Bogen Papier für Lokalanzeiger und Woche; er sagt es selbst, schwarz auf Weiß, und fügt, in bescheidenem Stolz, noch hinzu: „Mit einem Papierläufer, in der Breite des Lokalanzeigers aus der Gesamtbogenzahl beider Blätter hergestellt, könnte man die Erde am Aequator fast neunzehnmal umspannen.“ Könnte? Nächstens thut er's vielleicht. Ueber Solchen hat selbst Levysohns mild schmunzelnde Majestät keine Gewalt; Den kann sogar er nicht entdecken, nicht mit des Schweigens ihm theurem Mantel bedecken. Und es ist klar, daß eines Solchen Plan, eine neue große Zeitung zu gründen, in alle Schwarzen Rüchen Verwirrung trug. Den armen, oft recht begabten Leuten, die unter der Peitsche des Plantagenbesizers stöhnen, stieg mit den rothen Lettern am Horizont der Morgenglanz einer Hoffnung auf. Bei Scherl wird gut bezahlt und ist wenig zu thun. Das wußten sie schon; wie mußte es nun erst werden, wenn dieser in mystischer Nebelferne thronende Gott, dessen Sandsteinpforte ein Löwe bewacht, aus dem Gewölk trat und sich entschloß, mit „richtigen“ Schriftstellern eine Zeitung für gebildete Menschen zu machen! Eine Lohnkonjunktur war zunächst schon sicher; am Ende aber kommt es noch einmal so weit, daß jeder Journalist aussprechen darf, was er meint, und nicht mehr, wenn er hinter dem Bierfrug eben sozialdemokratisch gewettert hat, gezwungen ist, einen wüthenden Leitartikel gegen das vaterlandlose Treiben der Umsturzpartei zu schreiben. Durch die Reihen der geknechteten Zeitungleute, die fast ausnahmslos natürlich Sozialisten sind, geht ein großes Schnen nach Freiheit; und „vollste Meinungsfreiheit“ hatte der Semper Augustus im ersten Prospekt ja seinen Arbeitern zugesagt. Diese holde Verheißung hatte auch das Interesse Derer

geweckt, die von dem Gelingen des Plans keine Konkurrenz zu fürchten, keine Konjunktur zu hoffen hatten. Vielleicht, dachten wir, entsteht hier nämlich die Zeitung, die Berlin, die Deutschland braucht, das unabhängige, saubere Blatt, in das nicht Reportergeschwätz, nicht auf eines Kapitalisten Kommando ausgebrütete Weisheit, nicht in den Gefindestuben der Reichs- und Staatsämter erschnüffelte Nachrichten gepackt werden, nein: das tüchtigen Menschen die Stätte bietet, wo sie, unter eigener Verantwortlichkeit, aussprechen können, „was ist“, oder, auf dem schmaleren Pfade des lustigen Weisen Peter Altenberg, zeigen können, „wie sie es sehen“. Alles Erdenkliche ist während der letzten Jahre versucht worden, um neuen Zeitungen Erfolge zu sichern; mit Bildern, endlosen Depeschen, Interviews, billigen Preisen, Holzbocksprüngen, Sensationen, Lügen jeglicher Art hat man probirt. Laß uns, Germania, den Mann erleben, der den Versuch macht, ob eine Zeitung nicht auch dadurch wirken kann, daß sie gut geschrieben ist, im Verkehr mit Potentaten, betitelten Volksdienstboten und süßem Böbel sich reinlich hält und, ohne läppischen Majestätplural, sich als den literarischen Ausdruck einer Schaar temperamentvoller Persönlichkeiten giebt!

So flehten wir. Und als die ersten Nummern des neuen Blattes erschienen waren, steckten Enttäuschte die Köpfe zusammen und von der Lippe glitt ihnen ein Seufzer; 's war wieder nichts. Den Annoncenpflanzern lehrte der entflohene Schlaf zurück, den Antreibern das brutale Lakaienlächeln; und Levysohn pflückte, ein froh jubilirender Jüngling, auf steilen Graten wieder mit ledem Tintenfinger Stilblüthen vom ewig papiernen Baum. Die Gefahr schien vorüber. Augustus hatte seinen Varus gefunden; von der Rinne der Teutoburg in der Jerusalemstraße lohten Freudenfeuer ins Gelobte Land und Haasensteins glorreicher Ueberwinder beschloß, das Jubiläumssalmosen für den ersten Commis nach oben hin abzurunden.

Der Tag, der da aus dem Nebelmeer der Reklame stieg, sah wirklich böse aus. Die Bilder reizten die Lachlust; alte Ladenhüter in abscheulicher Reproduktion. Die amerikanische Maschine, hieß es, versagt den Dienst und der deutsche Ersatz wird erst im März fertig. Der kluge August — so nennen ihn seine Leute — war diesmal wider Erwarten klug genug, nicht klug zu sein: er schleppte das Weh und Ach über die unbrauchbare Illustrationenmaschine durch unzählige Ankündigungen und rief Jedem ins Ohr, was Jeder schon wußte: die neue Zeitung sei einstweilen spottschlecht. Die erste Niederlage hatte den im Siegen Verwöhnten wohl betäubt. Sonst hätte er sich gefragt, was die Käufer denn der interne Geschäftsbetrieb kümmern; und zweitens, ob die

schlechte Maschine auch an der schlechten Redaktion mitschuldig sei. Die häßlichen Bilder hätten wir verschmerzt; die Anarchie schreckte die Kunden fort. Das war gar keine Zeitung, war eine schwache, täglich erscheinende Kopie der lieben „Woche“, einer nicht vom unermüdlischen Fingersinn des Herrn Dahms erhaltenen „Woche“. Da stand ja nichts von Alledem, was der Käufer in einer Tageszeitung sucht. Da war, wie in einen schlecht gepackten Koffer, hastig hineingestopft, was die Hand gerade griff. Im ersten Artikel der ersten Nummer war die tausendmal erörterte Hypothekenbrochure Voigts ausgeschrieben; dafür allein hätte der leitende Redakteur eine gelinde Todesstrafe verdient. Und so ging es weiter. Die Bilder sind besser, als Nachrichtenbehälter ist eine Abendausgabe angeflücht worden; der Sitz des Uebels aber ist unangetastet geblieben. Der „Tag“ hat bessere Redakteure als irgend ein anderes Blatt in Berlin. Die witzigen Herren Roland und Marx, deren Bierfidelitas im Bürgerthum des Denkerlandes verwandte Stimmungen auslösen könnte. Den gründlich gebildeten, geistig polyglotten Herrn Franz Oppenheimer, der immer, als Agrarpolitiker, Soziologe, Kolonisateur, Dramatiker, Werththeoretiker und Praktischer Arzt, bereit ist, auf jeden ihm vor die Flinte laufenden Haasen zu schießen, dem man aber nicht erlauben dürfte, mit berlinisch-jüdischen Jargonanklängen von tiroler Almen herab zu plaudern. Den früheren Hauptmann Friß Hoenig, den viele Sachkennner für den geschicktesten aller deutschen Militärschriftsteller halten und der nur, wenn er den Grafen Waldersee zu retten versucht, offen den Lesern sagen sollte, daß er seit Jahren mit dem Helden von Paothingsfu in intimer Verbindung steht und nicht als unbefangener Richter, sondern aus der mit ihm korrespondirenden Seele des zu Rettenden redet. Den gewandten und eifrigen Bilderbesprecher Rosenhagen, dessen Waldersee Liebermann heißt, und den starken Stilisten Krebs, der Musik fein empfindet. Die Brüder Hart, die neben Mauthner, dem voltairisch klareren Kopf, die besten Literaturkritiker unserer Tagespresse sind und ihr Gebiet vorsichtig darüber hinaus dehnen könnten. Herrn Kerr, der noch nichts Rechtes zu sagen hat, sich allzu beträchtlich findet, im Urtheil, wenn ers nicht nachspricht, fast immer höchst spaßhaft irrt, mit seinem pretiosen, aus allerlei Mustern zusammengelesenen Stil aber manches Thiergartenbewohners Staunen erregt, mitunter einen hübschen Wortwitz hascht und sich vielleicht zu einem angenehmen Blauderer entwickelt, sobald er unbarmherzig gezwungen wird, vom Mummenschanz zu scheiden und zu reden, wie ihm der Schlesterschnabel gewachsen ist. Herrn Nordhausen, auch einen in fremde Röcke Gekleideten, der nicht

epigraphiren und erst recht nicht über politische Vorgänge, sondern nur über ländliche und städtische „Lokalereignisse“, über Bauernhochzeiten und Straßenkrawalle schreiben dürfte. Und, vor Allen: Schönhoff, der mehr als ein Schriftsteller, der eine Natur ist und — es giebt nichts unsere Preßzustände greller Beleuchtendes — noch nie an den richtigen Platz gestellt wurde. Ein Falstaff, der nicht prahlt und nie lügen lernte; der einzig echte bohémien, ein deutscher, mit dickem Bier genährter, natürlich, unter den Spreeliteraten. Der müßte mit seiner Plempe zwischen die bramarbasirenden Papierpistols fahren. Der sollte uns von Arbeiterversammlungen, vom Obdachlosenasyl, von der Stimmung im Gewerkschaftkartell, von der Heimarbeiter Noth und des ertrinkenden Handwerks rathloser Kurzsicht, von Fortbildungsschulen und proletarischer Hauswirthschaft, vom Weben und Treiben in Bürgerschänken, Studentenkneipen, Bummlerspelunken erzählen und dem Wohnungelend bis in die dunkelste Schlafburschenhöhle nachgehen. Der könnte das Leben bayrischer und böhmischer Bauern so anschaulich wie das berlinischer Prostituirten, Gerichtsverhandlungen so gut wie Parlamentsschlachten schildern, dem Hausirer, der Glanzpapierarbeiterin, dem Markthallenwucherer, der Vorstadtbänklerin und dem Sittenschutzmann nachschleichen und uns Welten entdecken, die nie noch eines bourgeoisen Wanderers Fuß betrat, nie aus dem Reich der Haderne eines Scheinwerfers Strahl erhellte . . . Mit solchen Kräften könnte, zumal Herr Scherl kein Knicker ist, Außerordentliches geleistet werden, wältete über ihnen nur ein bewußter Wille. Der fehlt; und so geht Alles drunter und drüber. Ein Orchester, eine Theatertruppe mit guten Solospielern, doch ohne Dirigenten, ohne zügelnden, erziehenden Regisseur. Zwischen Artikeln, an denen sich jeder Gebildete freuen kann, tummeln sich alte Zeilenschinder, Börsencourierpferde und Reitdamen in unsauberen Sätteln. Manchmal sieht die Geschichte aus, als hätte ein Stammtischeine Bierzeitung zusammengestoppelt. Kein einziger Politiker im dichten Haufen der Redakteure. Keiner, der morgens und abends sagt, was der Tag vom „Tag“ heißt. Kein erleuchteter Despot, der den akkumulirten Kräften die Richtung weist und der Bergendung von Energiemengen wehrt. Da ist's denn nicht wunderbar, daß die Sache schon jetzt verloren gegeben wird und man selbst von treuen Augustinern auf die Frage, ob der „Tag“ gehe, die der stettenheimischen Witzruhmeshalle entlehnte Antwort hört: Warum soll er nicht gehen, da Niemand ihn hält?

Der Fall dünkt mich wichtig, viel wichtiger als die Frage des Massennotariats, als die zum Eckel beschwazte Jesuitenhege des neuen Rousseau

mit dem waldeckischen Civilistenhochmuth. Hier ist ein Anfang, ein Saumpfad, der aus den übel dünstenden Niederungen unserer Preßmisere aufwärts führen könnte. Hier ist zum ersten Mal der Versuch gewagt, die Zeitung aus den Sklavenketten zu befreien, die Kapitalisten, Telegraphisten und Reporter ihr in nächtiger Stille geschmiedet haben, und sie Denen zurückzugeben, die sie schufen, den Schreibern, den Produzenten, denen Räuber das zur Produktion nöthige Werkzeug entrissen haben. Ein steinreicher Mann gewährt Jedem, der Etwas zu sagen hat, „vollste Meinungsfreiheit“, läßt jeden Vorgang von verschiedenen Standpunkten aus beleuchten, fordert nicht, daß seiner Kundschaft früh und spät die selbe parteiliche Weisheit in die Hirne gehämmert wird, und schlägt von der Literatur zur Presse endlich, endlich wieder die Brücke. Ein prachtvolles Programm, dem Herr Scherl, trotz aller Irrung und Wirrung, bis heute nicht untreu geworden ist. Und er bezahlt seine Leute gut. Ist's nicht ein Scandal, daß Herr Krebs als erster Musikkritiker der Bosphischen Zeitung, die Millionen einbringt, wie früher Fontane einen Monatslohn von zweihundert Mark erhielt? Ist's nicht für Schreiber und Leser gut, daß sein neuer Herr ihm das Dreifache zahlt und ihn so von der Last der Nebenfrohdienste entbürdet? Wäre es nicht schmähslich, wenn wir eine Zeitung, die uns mehr werthvolle Artikel gespendet hat als je ein berliner Tageblatt, thatlos zu Grunde gehen, mit verschränkten Armen den schönen Plan scheitern ließen, den Raubbauern, Kupplern und Kulitreibern, den Entmannern unserer impotenten Publizistik allein zur Lust? Dann würden die Leute, die mit öffentlichen Meinungen handeln wie der Nachbar mit Tüllgardinen, Terminweizen, Leibwäsche oder Waterclosets, die schlaffen Hängebäckchen aufblasen und grinsen: Seht Ihr, — anders geht's eben nicht!... Und Herr Scherl soll schon müde, halb und halb schon entschlossen sein, den kostspieligen Kampf aufzugeben und den „Tag“, der so hell zu leuchten bestimmt schien, ins sanfte Dämmerlicht einer „Unterhaltungbeilage für die Provinz“ niedertauchen zu lassen.

Im Carneval ist Manches gestattet. Selbst der Größenwahn verliert da einen Theil seiner Widrigkeit. Sonst wärs ja vermessen, einen Mann direkt anzureden, der die Erbdachse, wenn er nur wollte, fast neunzehnmal in von ihm bedrucktes Papier wickeln könnte und in einem Jahr achtzehntausend Privattelegramme empfing, also rund fünfzig an jedem Tag. Doch ich blinde die Maske vor. Nun wird's gehen.

Lieber Herr Scherl!

Du — im Carneval duzt der Milchmann sogar den Millionär —

hast die Hand über den ganzen Erdboden. Mofse hast Du auf einen Kitt in den Sand gestreckt, Ulstein Dir tributpflichtig, Spemann zum Vasallen gemacht, Kröner selbst, Cottas stolzen Erben, genöthigt, Dir in der weiten Welt nachzuahmen. Du hast 645 000 zahlende Abonnenten und so viele Inserate, wie Du haben willst. Du versteuerst ein Millioneneinkommen, läßt bei Hundelehle, zwischen Berthheim und Fürstenberg, einen Palazzo leerstehen und ruffst, wenn Dein Haupthaar des Schnitters harrt, den Leibfriseur von Berlin nach Gastein. Deinen Botschaftern öffnet sich vorn sogar in jedem Reichs- und Staatsamt die Thür, excellenter Herren höchstes Glück ist, mit einem neuen Stern, excellenter Damen sehnlichster Wunsch, mit einem hübschen Kind in die „Woche“ zu kommen, und weil Dein Spezialphotograph drei Aufnahmen braucht, müssen Ehrencompagnien, müssen ganze Regimenter dreimal an einem Tag im Parademarsch schwitzen. Du bist in der inneren wie in der äußeren Politik ein Faktor, mit dem man rechnen muß; wenn Du Deinen 645 000 Kunden ein Jahr lang sagst, aus Deutschland müsse eine Republik gemacht werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster seien, glauben es mindestens sechs Millionen Menschen und wir haben, ehe noch Bernhard Bülow die letzte Ehre erwiesen ist, die politische Revolution. Alles hast Du, Geld, Macht, Wirkung, Alles, was Menschen Begehrt. Manche sagen, Dir liege an sichtbaren Zeichen höflicher Gunst und deshalb werdest Du nie wider den Stachel lösen. Das glaube ich nicht. Eben hast Du die Krone zum rothen Adler vierter Klasse bekommen; einen Beamtenorden. Die Bureaokratie hat sich von dem Schreck noch nicht erholt. Nun kannst Du, nach einer Pause, noch die dritte Klasse kriegen. Dann aber ist's ziemlich aus, wenn Preußen den Preußenschein wahren will. Dann bist Du auf der Ehrenleiter so hoch geklettert wie ein Duzendtschinownik. Das kann Dich nicht reizen. Reizte Dich, Du würdest von Zeit zu Zeit den Maßgebenden zeigen, daß Du auch unangenehm werden kannst. Denn Du bist klug. Nicht nur ein Geschäftsgenie, wie sie Dich nennen. Ein gescheiter Mensch. Das ist mehr. Deine Sparkassenvorschläge waren verständig, auf dem Boden richtiger Psychologie gewachsen, Deine Volkstheaterpläne nur noch gährend, noch ungeklärt. Als Eisenbahnminister würdest Du sicher Nützliches leisten. Aber wir leben in Preußen; da wird allenfalls ein Ballien, aber kein Augustscherl Excellenz. Was also willst Du noch erreichen?

Du stehst jetzt am Scheideweg. Lokalanzeiger, Woche: wunderschön; zählbare Goldstücke und in der Kulturgeschichte vor Aschinger und hinter Berthheim ein Plätzchen, dicht bei Voeser & Wolff und Tiez. Das war, wird

es heißen, ein Mann, der den guten Einfall hatte, die Politik aus der Zeitung zu treiben und die Rundschau mit Nachrichten und Bildchen zu stopfen, bis sie voll war und in seliger Sattheit entschlief. Ein riesig gerissener Geschäftsmann, der Millionen über Millionen häufte. Paßt solche Inschrift Dir auf der Totentafel? Du könntest es besser haben. Bedenke: bei Schmargendorf hat Mosse ein Waisenhaus gebaut, das auch nicht mehr im Geringsten stinkt und einen viel schlimmeren Sünder vor der Nachwelt entschuldigen würde. Du kannst mehr leisten, kannst, August Scherl, G. m. b. H., unsterblich sein. Führe den „Tag“ zum Sieg und das Germanenheldenbuch wird von Dir melden: Dieser gab die Zeitung den Zeitungsschreibern zurück, ließ von ehrlichen, tapferen Leuten, Männern und Frauen, der Zeit einen sauber abgeputzten Spiegel vorhalten. Thus; und wir jubeln Dir, schwingen Dir Palmenzweige und Mosses Waisenhaus zerbröckelt im Lied.

Und fängst Du an, nach Deiner Art, so wirst auch damit Du Geld verdienen. Nur weg mit dem Abendblatt; eine Ausgabe, die, früh oder spät, alles Wichtige bringt und von gebildeten für gebildete Menschen hergestellt ist. Weg auch mit den Bildern; die regen uns Brechreiz. Wir kennen de Wet nun, wissen, wie Waldersee aussieht, mit und ohne Gamaschen, im Helm, in der Mütze, mit interimistischem Fernrohr und definitivem Feldherrnstab. Auch an den britischen Uniformen haben wir uns satt gesehen und langen nicht einmal nach dem Verbrecherschädel des rückfälligen Mörders Milan Obrenowitsch. Die Illustrationmaschine kann der Lokalanzeiger oder die „Woche“ gebrauchen; am Besten wärs, Du schenkest ihnen auch den Zweifarbenruck gleich noch dazu. Kannst Du Zeichner finden, die ein getreues Portrait, eine lustige Karikatur im Stil Caran d'Aches, Brunos Paul oder Léandres oder gar eine Satire im Stil Forains oder Heines zu Stande bringen: famos; doch auch darauf können wir leichten Herzens verzichten, wenn Deine Leute unter guter Leitung an gutem Werk sind. Soll das Werk gelingen, darfst Du nicht Alles im Haus arbeiten lassen. Wir ersterben nicht vor einem Geheimrath; aber der dümmste Geheimrath kennt das Gesetz, das er als Tischler behobelt hat, und die Materie, die es glätten soll, besser als der Redakteur, der gestern in China, heute bei Christine von Spanien war, inzwischen Malthus ausgegraben und Bettentöser eingesargt hat und zum Alpenfestkaterfrühstück nun einen ausgenommenen Hering in saure Lorbersauce legt. Wenn der Hofenschneider an Deinem Frackrumpf die Armlochweite ausmessen wollte, würdest Du grob. Und wir sollen, ohne zu klagen, leiden, daß eine einzige

Werkstatt uns aller Weisheit letzte Schlüsse liefert. Wir lechzen, Abertausende, nach einer geruchlosen Zeitung, die auf allen Gebieten Sachverständige zum Wort kommen läßt, doch auch nicht verschweigt, wen sie, uns zu belehren, heranzog, nicht mit offiziösen Schmuggelkonserven uns den Magen verdirbt, nach einer geschriebenen, nicht aus Depeschen und Reporterquark zusammengesetzten Zeitung, nach einer, die nicht, um vor Herrn Omnes zu dienen, schon öffentlich, also halbweil gewordene Meinungen weitergiebt, sondern durch den muthigen Ausdruck persönlichen Meinens das öffentliche Sacht zu bilden versucht. Wer diese Zeitung macht, wird mehr gethan haben als Bettensofer, der aus seiner Heimath Städten den unterirdischen Unrath fortspülte; und er wird nebenbei noch viel Geld verdienen.

Das hat Keiner noch Dir gesagt? Natürlich. Du thronst, wie ein Herrgott, in Wolken. Männer, die Dir Arbeitgenossen sein sollten, suchen den Blick Deines Barbiers, um zu erspähen, mit welchem Fuß Deine Majestät morgens dem Bett entstieg. Könntest Du Dich nicht bequemen, unter uns Sterblichen zu wohnen, „mit zu fühlen Freud' und Qual“? Das that manchmal Mahaddh selbst, der Herr der Erde. Jetzt hast Du einen Hofstaat und Dich umdräut die in allen Zeiten und Zonen unveränderliche Monarchengefahr. Wohin Dein Auge fällt: Alles ist Dir unterthan, in Deinem Sold, Deines Winkes gewärtig, von der Furcht vor Ungunst oder der Sehnsucht nach Gnaden im Willen belastet. Mich kannst Du nicht miethen, mir kannst Du nichts bieten. Deshalb sprach ich Dich an. Aergerts Dich? Ganz ohne Rechtstitel bin ich nicht. Denn — unter uns —: Dein Plan war mein Plan, eh Du ihn hegtest. Den Herren Spemann, Vater und Sohn, die ihn Dir servirten, habe ich ihn mehr als einmal ausführlich dargestellt. Die Verbannung der Anonymität, der Bruch des Brauches, täglich einen politischen Leitartikel zu backen, der Keinem schmeckt, der Entschluß, Reporter und Reklamemacher aus dem Tempel zu jagen, den Nachrichtenstoff kondensirt zu bieten und einen Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchten zu lassen: diese Säckelchen stammen, nebst der Gewähr „vollster Meinungsfreiheit“, da hilft nun nichts, von mir. Du wirst mein Kind mir nicht im Lenz des Lebens erwürgen, wirst Mosse und Lessing nicht den Triumph bereiten, daß sie sagen dürfen: Ueber das Druckwaarenhaus August Scherl G. m. b. H. konnte er doch nicht hinaus! Du wirst, Du mußt unser Hoffen erfüllen. Giebst Du, nach der ersten Enttäuschung, meinen Gedanken auf, dann, Caesar Augustus, kann es geschehen, daß, lehre ich wirklich noch einmal physisch und psychisch ungelähmt von der Weichselmündung heim, ich ihn selbst zu gestalten versuche.

Wo ist der Ausweg?

Ein Knabe wird im Dorf geboren, wächst und arbeitet zusammen mit seinem Vater, seinem Großvater, seiner Mutter. Und nun sieht der Knabe, daß von dem Acker, den er mit seinem Vater gepflügt, geeggt und besät hat, auf dem seine Mutter mit dem Mädchen das Korn geschnitten und zu Garben gebunden hat, wobei er selbst half, die Garben in Haufen zu tragen, — nun sieht der Knabe, daß sein Vater die ersten Kornhäufen von diesem Felde nicht zu sich, sondern an dem Garten vorbei auf die Tenne des Gutsbesizers fährt. Als sie mit der knarrenden Fuhre, die sie mit dem Vater gebunden haben, an dem Herrenhause vorbeifahren, sieht der Knabe, wie dort auf dem Balkon eine gepuzte Dame an einem mit Pasteten und Naschwerk besetzten Tisch vor einem blitzenden Samowar sitzt und wie jenseits des Weges, auf einem gesäuberten Platz, die beiden Knaben des Guts Herrn in gestickten Hemden und blanken Stiefeln Ball spielen.

Der eine von ihnen hat den Ball über die Fuhre geworfen.

„Heb auf, Junge!“ schreit er.

„Heb auf, Wasjka!“ ruft seinem Sohn der Vater zu, der, die Mütze in der Hand, neben dem Kornwagen einherschreitet.

„Was ist denn Das?“ denkt der Knabe. Ich bin von der Arbeit müde, während sie spielen, und da soll ich ihnen noch den Ball aufheben!“

Aber er hebt den Ball auf. Der junge Herr nimmt den Ball mit seiner weißen Hand aus der schwarzen, eingebrannten Hand des Bauernknaben, ohne ihn anzusehen, entgegen und kehrt zu seinem Spiel zurück.

Der Vater ist mit dem Kornwagen weiter gegangen. Der Knabe holt ihn im Trabe ein, mit seinen zeretzten Halbstiefeln über den staubigen Weg schlotternd, und sie fahren zusammen vor die herrschaftliche Tenne, die voll von Kornwagen ist. Der hin und her laufende Inspektor, in durchgeschwitztem Leinenrock, eine Gerte in der Hand, empfängt den Vater des Knaben mit Schimpfwörtern, weil er nicht richtig vorgefahren sei. Der Vater entschuldigt sich, schreitet müde einher, zerrt an den Leinen das abgequälte Pferd und fährt von der anderen Seite vor.

Der Knabe tritt an den Vater heran und fragt: „Vater warum fahren wir ihm unser Korn hin? Wir haben uns doch damit gequält?“

„Darum, weil es sein Land ist“, antwortet mürrisch der Vater.

„Wer hat ihm denn das Land gegeben?“

„Frag mal den Inspektor. Der wird Dir schon sagen, wer. Siehst Du die Gerte?“

„Und wohin werden sie denn das Korn thun?“

„Werden es dreschen und verkaufen.“

„Und das Geld?“

„Dafür kaufen sie sich Pasteten. Hast sie doch gesehen, auf dem Tisch, als wir vorbeifuhren?“

Der Knabe schweigt und verfällt in Gedanken.

Aber zum Nachdenken ist keine Zeit. Auf den Vater wird eingeschrien, warum er nicht seine Fuhre näher an den Fehm heranschiebe. Der Vater rückt die Fuhre heran, klettert hinauf und bindet sie mit Mühe auf, wobei er seinen

Bruch immer schlimmer macht, und beginnt, die Garben auf den Fehm hinaufzuwerfen. Der Knabe hält inzwischen die alte Stute, die er schon das zweite Jahr zur Weide reitet, jagt von ihr die Bremsen weg, wie es der Vater befohlen hat, denkt dabei aber immerfort darüber nach und kann es nicht begreifen: Warum gehört das Land nicht Denen, die darauf arbeiten, sondern den herrschaftlichen Knaben, die in gestickten Hemden Ball spielen, Thee trinken und Pasteten essen? . . Er denkt darüber nach, wenn er arbeitet, wenn er die Pferde hütet und wenn er schlafen geht, — und er findet keine Antwort. Alle sagen, daß es so sein müsse; und Alle schiden sich drein.

Und der Knabe wird groß, heirathet, wird selbst Vater; und seine Kinder fragen und staunen eben so und er antwortet ihnen eben so, wie ihm sein Vater geantwortet hatte. Und in eben solchem Elend wie der Vater arbeitet er demüthig für fremde, müßige Menschen.

So lebt er und so leben Alle um ihn her. Wohin er auch geht oder fährt: überall — Das bestätigen ihm Leute, die viel gewandert sind — überall ist es das Selbe. Ueberall arbeiten die Bauern (oder andere Arbeiter) über ihre Kräfte hinaus für fremde, müßige Menschen, bis sie Brüche, Athembeschwerden, die Schwindsucht bekommen, sich dem Trunk ergeben und vorzeitig sterben. Die Weiber strengen ihre letzten Kräfte an, um zu kochen, das Vieh zu besorgen, zu waschen, die Männer zu kleiden, und auch sie werden vor der Zeit alt und fiebern dahin, bewältigt von über ihre Kräfte gehender, schlecht eingetheilter Arbeit.

Und überall schaffen sich die Leute, für die diese Menschen arbeiten, Wagen, Fußgänger, Hunde an, erbauen sich Gartenpavillons und legen Spielplätze an, puzen sich täglich wie an Fiertagen, spielen und essen und trinken so, wie es die Armen, die für sie arbeiten, nicht einmal an dem größten Fest thun können.

Woher ist Das so?

Die erste Antwort, die sich dem arbeitenden Ackerbauern bietet, ist: es komme daher, daß ihm das Land weggenommen und Jenen gegeben sei, die nicht darauf arbeiten. Er und seine Familie müssen essen. Land aber hat der Bauer entweder gar nicht oder nur sehr wenig, so wenig, daß es ihn und seine Familie nicht ernähren kann. So muß er also vor Hunger sterben oder das Land nehmen, das gleich hier neben seinem Hof liegt, aber den Müßiggängern gehört; er muß das Land nehmen und auf die Bedingungen eingehen, die ihm gestellt werden.

Anfangs scheint es so; aber es ist nicht die einzige Ursache. Es giebt Bauern, die Land genug haben, um sich davon ernähren zu können. Es stellt sich aber heraus, daß auch diese Bauern, Alle oder fast Alle, sich zu Sklaven der Besitzenden machen lassen.

Woher kommt Das?

Daher, daß sich die Bauern für Geld kaufen müssen: Pflugeisen, Sensen, Hufeisen, Baumaterialien, Petroleum, Thee, Zucker, Schnaps, Stricke, Salz, Ständhölzchen, Zeug, Tabak; das Geld aber, das der Bauer durch den Verkauf seiner Erzeugnisse erhält, wird ihm wieder abgenommen in der Form von direkten und indirekten Steuern, und die Sachen, die er kauft, muß er oft noch über ihren Werth bezahlen. So kann denn die Mehrheit der Bauern das nothwendige Geld nur erhalten, wenn sie zu Sklaven Terer wird, die das Geld besitzen. Das thun denn auch die Bauern sammt ihren Frauen und Töchtern. Manche

verkaufen sich in die Nähe, Andere auf weitere Entfernungen, in die Städte, wohin sie sich mit ihrer ganzen Familie begeben: als Lakaien, Kutscher, Kinderwärterinnen, Ammen, Stubenmädchen, Bedienter, Kellner und hauptsächlich als Fabrikarbeiter. Haben sich aber die Landbewohner einmal in die Städte in solche Stellungen verkauft, so entwöhnen sie sich der Landarbeit und der Einfachheit des Lebens, gewöhnen sich an städtische Nahrung, Kleider und Getränke und ziehen durch diese neuen Gewohnheiten ihre Sklavenketten noch fester an. So ist denn nicht nur der Mangel an Land schuld daran, daß sich die Arbeiter in der Sklaverei der Reichen befinden; schuld sind die Steuern, die Ueberschneidung beim Waareneinkauf und die städtischen Lebensgewohnheiten, die die Arbeiter, wenn sie ihre Dörfer verlassen haben, annehmen.

Begonnen hat die Sklaverei auf dem Lande damit, daß das Land den Arbeitern weggenommen wurde, aber aufrechterhalten und verstärkt wird diese Sklaverei durch die Steuern und dadurch, daß die Menschen sich der Ackerbauarbeit entwöhnen und sich an den städtischen Luxus gewöhnen haben, den sie nur befriedigen können, wenn sie sich in die Sklaverei Derer verkaufen, die Geld haben. Und so verbreitet und befestigt sich diese Sklaverei mehr und mehr.

Auf dem Lande leben die Menschen halb hungernd, in unaufhörlicher Arbeit und Noth, in der Sklaverei der Grundbesitzer. In den Städten und Fabriken leben die Arbeiter in der Sklaverei der Fabrikbesitzer und da werden sie physisch und moralisch durch eine dem Menschen unangemessene, einförmige, langweilige, ungesunde Arbeit zu Grunde gerichtet. Und mit den Jahren wird die Lage der einen wie der anderen Gattung schlimmer und schlimmer. Auf dem Lande werden die Menschen immer ärmer, weil immer mehr Arbeitskräfte in die Fabriken abziehen. In den Städten aber werden sie — wenn auch nicht ärmer, sondern, im Gegentheil, scheinbar reicher, dafür aber — immer unmäßiger und zügelloser, immer unfähiger zu jeder anderen Arbeit außer der, an die sie sich gewöhnt haben, dadurch aber auch immer mehr zu Sklaven der Fabrikanten. So nimmt also die Gewalt der Grund- und Fabrikbesitzer und überhaupt der Reichen immer mehr zu; die Lage der Arbeiter aber wird immer schlechter.

Welchen Ausweg bietet diese Lage? Und giebt es überhaupt einen Ausweg?

Man sollte meinen, die Befreiung von der Bodensklaverei müsse sehr leicht, dazu müsse nur nöthig sein, daß anerkannt wird, was eigentlich selbstverständlich ist und woran die Menschen nie gezweifelt hätten, wenn sie nicht betrogen worden wären: daß jeder Mensch am Tage seiner Geburt das Recht erhält, sich durch den Boden zu ernähren, eben so wie Jeder ein Recht an der Sonne oder an der Luft hat, und daß daher Niemand, der den Boden nicht bebaut, das Recht hat, ihn für sein Eigenthum zu halten und ihn der Bearbeitung durch Andere zu entziehen. Aber diese Befreiung von der Bodensklaverei wird die Regierung nie zulassen, da die Mehrheit der Personen, die die Regierung ausmachen, selbst Boden besitzt und auf diesen Boden ihre ganze Existenz gründet.

Etwa vor dreißig Jahren hatte Henry George ein nicht nur verständiges, sondern auch durchführbares Projekt zur Aufhebung des Grundeigenthumes vorgeschlagen. Aber weder in Amerika noch in England (in Frankreich spricht man davon überhaupt nicht) nahm man seinen Vorschlag an, sondern suchte ihn auf jede Weise zu widerlegen und schwieg ihn, da Das nicht ging, schließlich tot.

Wenn aber in Amerika und in England dieses Projekt nicht angenommen wurde und nicht angenommen wird, so ist noch viel weniger Hoffnung vorhanden, daß es in monarchischen Staaten, wie Deutschland, Oesterreich und Rußland, durchbringen könnte. Bei uns in Rußland sind ungeheure Länderstrecken im Besitz von Privatpersonen, des Kaisers und der kaiserlichen Familie, und es ist nicht zu erwarten, daß diese Menschen, die sich ohne das Recht auf den Boden so hilflos fühlen wie junge Vögel außerhalb ihres Nestes, diesem Recht entsagen oder auch nur daran rütteln ließen; sie werden für dieses Recht mit allen Kräften kämpfen. Und daher wird, so lange die Gewalt bei einer aus Grundbesitzern bestehenden Regierung ist, eine Aufhebung des Grundeigenthumes nicht möglich sein.

Eben so wenig oder noch weniger möglich ist die Aufhebung der Steuern. Von den Steuern lebt die ganze Regierung, von dem Haupt des Staates — dem Monarchen — bis zum letzten Schutzmann. Es ist wahr: manche Regierungen bemühen sich jetzt scheinbar, die Last der Steuern von dem Volk ab auf das Einkommen zu wälzen, wobei der Steuersatz je nach der Höhe des Einkommens steigt. Aber eine solche Uebertragung der Steuern auf das Einkommen kann das Volk nicht entlasten, da die Reichen, also die Kaufleute, die Grundbesitzer und die Kapitalisten, je nach Erhöhung der Steuern auch die Preise für die Waaren und den Boden, die die Arbeiter brauchen, erhöhen und dabei die Arbeitslöhne herabsetzen. So müssen denn die ganze Last der Steuern wiederum die Arbeiter tragen.

Zur Befreiung der Arbeiter von der Sklaverei, die davon herrührt, daß die Kapitalisten sich die Werkzeuge zur Produktion angeeignet haben, wird von den Gelehrten eine ganze Reihe von Maßregeln vorgeschlagen, die das Steigen der Löhne und zugleich das Sinken der Arbeitszeit herbeiführen sollen. Auf diese Weise, meinen sie, müssen alle Produktionswerkzeuge in die Hände der Arbeiter übergehen, die dann, im Besitz aller Fabriken und Industrieanstalten, nicht mehr einen Theil ihrer Arbeit an die Kapitalisten abzugeben brauchen und sich alle nöthigen Gegenstände des Konsums anschaffen können. Dieses Mittel wird in England, Frankreich und Deutschland schon seit mehr als dreißig Jahren gepredigt, aber bis jetzt sieht man nicht den geringsten Anlauf zur Verwirklichung solcher Hoffnungen.

Es giebt Arbeitervereine und Strikes werden organisirt, die den Arbeitern weniger Arbeit und mehr Lohn verschaffen sollen. Aber da die Regierungen mit den Kapitalisten verbündet sind und ihnen die Produktionswerkzeuge sichern wollen, so bleiben die Zustände in ihrem Wesen schließlich doch unverändert.

Die Sklaverei der Arbeiter hat die Existenz der Regierungen zur Basis. Soll sie beseitigt werden, so sind neue Regierungen nöthig, unter denen die Befreiung des Bodens vom Eigenthumsrecht, die Aufhebung der Steuern und die Uebergabe des Kapitals und der Fabriken in die Gewalt und Verwaltung der Arbeiter möglich wäre

Es giebt Menschen, die diesen Weg für gangbar halten und sich darauf vorbereiten. Aber zum Glück — denn solches Handeln, das immer mit Gewaltthat und Mord verbunden wäre, ist unsittlich und für die Sache selbst schädlich, wie die Geschichte oft gezeigt hat — ist dieser Weg heute in Wirklichkeit nicht mehr gangbar. Die Zeit ist vorüber, wo die Regierungen noch naiv an ihre für die Menschheit wohlthätige Mission glaubten und keine Vorsichtsmaßregeln gegen Empörungen ergriffen (es gab damals auch keine Eisenbahnen und Telegraphen). So wurden

ſie denn damals auch leicht geſtürzt, wie es in England im Jahre 1640, in Frankreich zur Zeit der großen Revolution und ſpäter in Deutschland im Jahre 1848 geſchah. Seitdem hat es nur eine Revolution — 1871 — gegeben und auch die nur unter Ausnahmeverhältniſſen. Heutzutage ſind Revolutionen einfach unmöglich, weil die Regirungen, die wiſſen, daß an die Heiligkeit ihrer Miſſion Niemand mehr glaubt, ſich nur vom Selbſterhaltungstrieb leiten laſſen und mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln ſich gegen Alles zu ſchützen ſuchen, was ihre Gewalt ſtürzen oder auch nur erſchüttern könnte.

Jede Regirung hat heute eine Armee von Beamten, die durch Telegraphen, Telephone und Eiſenbahnen in Verbindung erhalten wird; ſie hat Feſtungen, Gefängniſſe, mit allen neuſten Vervollkommnungen, wie Photographien und anthropometriſche Einrichtungen; ſie hat Minen, Kanonen, Flinten, alle Werkzeuge der Gewalt, und dieſes Arsenal wird durch jede neue Erfindung bereichert. Sie hat ein organiſirtes Spionageſyſtem, eine bezahlte Weiſlichkeit, bezahlte Künſtler, eine bezahlte Preſſe. Vor Allem aber verſüßen die Regirungen über eine Menge durch Patriotismus, Biſtechung und Hypnoſe demoralisirtter Offiziere und über Millionen von phyſiſch ſtarken und moralisch unentwickelten Kindern (die Soldaten) oder von gedungenem Pack, — und alle dieſe durch die Diſziplin hypnotiſirten Menſchen ſind zu jeder That, die ihnen die Vorgeſetzten befehlen, bereit. So iſt es heutzutage unmöglich, eine Regirung, die über ſolche Mittel verfügt, durch Gewalt zu vernichten. Keine Regirung wird es dazu kommen laſſen.

Jede Regirung aber wird den Grund- und Kapitalienbeſitz protegiren und Steuern erheben, da die Großgrundbeſitzer, die Beamten, die ihre Gehälter aus den Steuern beziehen, und die Kapitaliſten eben Theile der Regirung ſind. Jeder Verſuch der Arbeiter, ſich des im Privatbeſitz befindlichen Bodens zu bemächtigen, wird enden, wie er ſtets geendet hat: Soldaten werden kommen, Alle, die ſich des Bodens bemächtigen wollten, züchtigen und auseinanderreiben, das Land aber den früheren Beſitzern zurückerſtatten. Eben ſo wird auch jeder Verſuch enden, die verlangten Steuern nicht zu zahlen: Soldaten werden kommen, die Steuern mit Gewalt einziehen und die Widerſpenſtigen züchtigen. Das Selbe wird auch mit Denen geſchehen, die verſuchen werden — nicht, ſich der Fabrik und der Produktionwerkzeuge zu bemächtigen, nein, nur —, einen Strike ſtreng durchzuführen und fremden Arbeitern zu verwehren, die Löhne zu unterbieten.

... Weder die Revolution noch der Sozialismus bieten einen Ausweg. Wenn es einen giebt, ſo iſt es der, der bis jetzt noch nie benutzt worden und dennoch allein geeignet iſt, die ganze, ſo komplizirt und geſchickt eingerichtete Regirungsmaschinerie zu zerſtören: die Verweigerung des Waffendienſtes.

Kein Kampf der Gewalt gegen Gewalt, keine Aneignung der Produktionwerkzeuge, keine Parlamentsmehrheit kann helfen; Hilfe iſt nur möglich, wenn jeder einzelne Menſch die Wahrheit erkennt, ſie bekennt und in ihrem Sinn handelt. Die Wahrheit aber, daß der Menſch ſeinen Nächſten nicht töten darf, iſt der Menſchheit und den einzelnen Menſchen längſt bekannt. Wenn die Menſchen ihre Kräfte nicht an äußere Erſcheinungen vergeudeten, ſondern ſie gegen die Ursaſchen dieſer Erſcheinungen wendeten: wie Wachs am Feuer würde dann die Macht der Gewalt und des Böſen zerſchmelzen, die jetzt die Menſchen knechtet und quält.

Kunstaustellungen.

Was wären unsere Kunstaustellungen ohne die Franzosen! Es ist nicht anders: die sehenswerthen deutschen Bilder, die im Lauf eines Arbeitjahres entstehen, reichen gerade für die „Sezession“. Die Kunstsalons wären der besten Langeweile preisgegeben, wenn nicht manchmal für einen temperamentvollen Franzosen oder Belgier Platz geschaffen würde. Die kurze Zeit der letzten Ungezogenheiten, der berlinischen Kunstrevolten nach pariser Muster ist längst vergessen. Nur ein paar starke Talente sind damals erfolgreich gehoben worden. Der deutsche Maler ist erst Staatsbürger, dann Künstler und darum erträgt er nicht die Einsamkeit; er braucht einen Bezirksverein geist- und stamverwandter Männer; im Klub ist er heilig überzeugt, daß man aus hundert Kaninchen ein Pferd machen kann. Was die Franzosen gewagt haben, so ungefähr vor ein paar Jahrzehnten, Das wagt er nach, mit Löwenmuth; weiter geht er keinen Schritt. Ihn tröstet das Bewußtsein, dem welschen Können die deutsche „Seele“, das sogenannte „Gemüth“ gefellen zu können. Natürlich: wer nicht kann und gern möchte, ist immer sentimental. So stand denn „Seele, die Jungfrau“ wiederum entsezt vor den Malereien der Neo-Impressionisten, die bei Keller & Meiner zu sehen waren.

Es ist nöthig, einer Verständigung über diese seltsame Kunst die Bemerkung vorauszuschicken, daß nur wenige deutsche Namen neben oder gar vor den Neo-Impressionisten genannt zu werden verdienen, denn sonst ist die Mittelmäßigkeit sofort bereit, fremde Unzulänglichkeit als Lob der eigenen Art zu empfinden. Es handelt sich hier um Künstler, die mit allen Rasseninstinkten Maler sind, deren unbedenklicher Eifer ein gutes Stück Weges hinter sich gebracht hat. Man muß sich endlich bemühen, die Entwicklungen von Millet über Manet bis zu van de Velde, von Ingres über Delacroix bis zu Böcklin als Manifestationen sozialer Lebensinstinkte zu betrachten. Wenn jedes Kunstwerk für sich beurtheilt wird, wenn man nur die formalen Anregungen der nächsten Vorgänger berücksichtigt, so erscheint der Neo-Impressionismus als eine geniale Wahnsinnsthat. Vom höheren Standpunkt aus aber sehen wir gerade hier das Phänomen, daß eine intelligente Energie Zwecken dient, die nicht auf dem Wege der Absicht liegen, daß der individuelle, sich frei dünkende Wille der getreue Arbeiter einer tieferen Kulturbewegung ist.

Merkwürdige Erinnerungen kommen Einem vor diesen Bildern. Auf den ersten Blick überrascht die Aehnlichkeit dieser mühsamen Lichtanalysen mit den im farbigen Holzschnitt festgehaltenen Impressionen der Japaner. Ich meine natürlich nicht eine Aehnlichkeit in den Motiven, sondern die stilistische Verwandtschaft. Geht man diesen Eindrücken nach, so findet man, daß die Silhouette hier wie dort das Wesentliche ist. Die Neo-Impressionisten, die

ausgehen, die Prinzipien Monets konsequent zu verfolgen, gerathen in die dekorative Malerei und stellen unbewußt, von der Technik gezwungen, die Linie, den Komplex wieder her. Die farbige Stimmung des Wetters ist auf einigen Bildern bewältigt; aber man wird finden, daß es immer die im heißen Sonnenschein flimmernde und zitternde Natur ist, vor der es gelingt, diese Technik ganz zu rechtfertigen. Sie ist zu schwerfällig, um eine mannichfache Verwendung zuzulassen. Sie zwingt den Künstler, der das farbige Wunder erschöpfen will, zu starken Stilisierungen in Form und Farbe, sie weist dem Beschauer einen so entfernten Standpunkt an, daß scharfe Gegensätze nothwendig werden, die mit Linie und Silhouette motivirt werden müssen.

Die Japaner haben den Vortheil, bewußte Zeichner zu sein. Sie beweisen sehr lustig, daß man auch mit Holzschnitten Impressionen geben kann, daß die Farbe für dieses Problem nicht das einzige Kunstmittel ist. Jede Impression läuft darauf hinaus, daß die Natur dem jäh Hinblickenden eine Frage schneidet, sei diese trübselig, ernst oder grausig. Stets wird das Gespenstische der Natur gesehen, Das, was den Menschen angloht und überwältigt. Da nun die Temperamente der modernen Erkenntnikünstler durch einen sozialen Fatalismus verwandt sind, ist auch ihre Natur immer die selbe und es herrscht in dem weiten Kreise der Impressionisten eine auffallende Familienähnlichkeit. Bei den Pointillisten, wo noch der Zwang der wissenschaftlichen Technik dazu kommt, geht die Ähnlichkeit so weit, daß die Individualität fast verschwindet.

Aber seltsam: die mit höherer Klarheit gesehene Natur, die eine gläserne, empfindungslose Wahrheit kündigt, gewinnt etwas Märchenhaftes unter der Hand dieser Maler. Das Schillern der hellen, scharfen Komplementärreize, das herb stilistische Moment geben den realen Dingen etwas Unwirkliches, Phantastisches. Auf dem höchsten Punkt überschlägt sich die Erkenntnikunst und eine streng logische Gedankenfolge führt zur Mystik; das Problem wächst aus den Niederungen der Erkenntnikunst in die Höhen einer Phantastekunst hinauf. Es ist nicht Zufall, daß der Beste der kleinen Gesellschaft, der treffliche Nyffelberghe, ein selbständiger Ornamentiker der neuen angewandten Kunst ist. Alle diese heißen Malerinstinkte gehören dem Uebergang, der Vorbereitung, sie künden die große dekorative Malerei an. Diese Technik ist Freskotechnik: Linie, Silhouette, Komplex und weithin leuchtende Farbe; sie drängt zur Einfachheit, zum Stil. Die dekadence will sich selbst überwinden, nachdem sie der Zukunft werthvolle Wahrheiten entdeckt hat.

Oder werden Wahrheiten erfunden? Doch wohl nicht; denn wie könnte sonst der alte Daumier, auf den die retrospektive Ausstellung in Paris wieder aufmerksam gemacht hat, noch so stark wirken? Die wenigen Bilder, die bei Cassirer hingen — andere Werke kenne ich nur aus Reproduktionen —

sind hinreichend durch die Sicherheit, Menschen mit wenigen Pinselstrichen erschöpfend zu charakterisieren. Es ist eine Wohlthat, nach all den Landschaften der philosophischen Verallgemeinerer wieder einmal Menschen gemalt zu sehen. Wie wenig dann doch die „wahre“ Farbe ist! Hier giebt es nur einen dunkelbraunen Galerieton; aber aus den schwärzlichen Schatten löst sich plastisch eine kleine Welt. Nur ein Franzose konnte zur Zeit der Februar-Revolution so malen; jetzt kann Liebermann es auch. Die Charaktere und ihre Situationen sind auf den kleinen Bildern im Moment erfaßt, doch ist der Augenblick gewählt, der sowohl vorwärts wie rückwärts weist. Eine Seite der Menschennatur erklingt, andere schwingen mit und machen das Einzelne zum Vielfältigen.

Daumier ist vom Stamm der Balzac, ein Mensch der revolutionären Zeit. Ein Satiriker, den das Leben aber enthußtasmirt. Muther nannte Millet neulich in einem Vortrag den „Daumier der Bauern“. Nach Dem, was diese Ausstellung zeigt, trifft das Wort nicht die Sache. Millet ist der Mann der pathetischen Silhouette, der mit wuchtigen, getragenen Linien seine Evangelistenstimmung ausspricht, er hat das ehrfürchtige Genie alter christlicher Meister; Daumier ist ein Zergliederer, Psycholog und darum Verächter. Darum aber auch zu vielseitig, als daß eine einzige Tendenz ihm genügen könnte. Er hat die rechte Mischung des Satirikers: sittlichen Eifer und geistvollen Skeptizismus zu gleichen Theilen. Die Karikaturen für den Charivari zeigen, wie er die ihm wichtig scheinende Wahrheit einer Menschennatur konsequent zu steigern weiß, bis hinter der bitteren Lustigkeit der Wahnsinn und das Ewig-Animalische hervorgrinsen. Niemals treibt er anthropologischen Unsinn, etwa wie die Zeichner des Simplizissimus, mit Ausnahme Heines. Unser Liebermann hat ein ähnliches Temperament wie Daumier, er ist eben so skeptisch, auch so empfänglich für die ungewaschene Wahrheit des Lebens: sozial determinierend. Nur ist bei Liebermann der Kreis nicht geschlossen: er sieht den Menschen richtig, Daumier kennt ihn.

Es wäre sehr wünschenswerth, daß wir auch die Werke des Franzosen kennen lernten, die Eschudi in Paris an Michelangelo erinnert haben; das Bild der Persönlichkeit würde sich dann merkwürdig vollenden.

Von Daumier zu Strathmann ist ein Sprung, der nur akrobatisch beweglicher Kunstbetrachtung mit Grazie gelingt. Zwar: Strathmann versucht auch, satirisch zu sein; aber welche banale Satire ist's, welcher hagestolze, unerträgliche Humor! Es war nicht klug, das Räthselhafte, das ihm die starke stilistische Eigenart giebt, durch solche fliegende Blätter-Lustigkeit von Grund auf zu zerstören. Denn nun erscheint das Mystische, das allen ornamentalen Figurenkompositionen eigen ist, im wahren Licht: als Formalismus. Der zählt immerhin noch mit. Der Münchener zeichnet sehr elegante

Ornamente und spielt so hübsch mit den Stilllaunen seiner reichen Begabung, daß man dem seltsamen Klingling gern zuhört. Erotische Frauenköpfe mit Blumen und Arabesken im Haar, Wiesengründe, mit tausend japanischen Sternblümchen, ein rhythmisches Gewirr von Nesten, Stengeln und Gewändern, dazu ein heller Farbdislant: das Ganze wirkt dann wie ein Stück Tapete aus einem Zauberfloß. Ein natürlicher Geschmack ist hier in Experimenten nervös gemacht, eine große Begabung auf halbem Wege stehen geblieben. Strathmann hätte einer der Besten unserer neuen dekorativen Bewegung werden können; jetzt erinnert er an den „grünen Heinrich“, der vor seiner Staffelei sitzt und unendlich kunstvolle Spinnengewebe zeichnet, worin die Gedanken mit ihren schillernden Flügeln hängen bleiben.

Wenn man von hier in den Saal gelangte, wo Gleichen-Rußwurm eine größere Ausstellung veranstaltet hatte, athmete man stark, wie erfrischt von den gesunden Landschaften. Aber nur im ersten Augenblick. Es ist zum Verzweifeln: auch dieser prachtvolle alte Herr ist problematisch. Ein Opfer des Impressionismus, — oder doch beinahe. Seine gemüthliche deutsche Art kommt in Konflikt mit der französischen Analyse. Wer von solchen herzlichen Wallungen nicht loskommt, im Grunde des Wesens eine beschauliche, kindliche Natur ist, Der muß die Konsequenz eines Thoma haben — von dem, wie zum Vergleich, der schöne „Rheinfall“ da ist — und zum dunklen Kontur, zur altmeisterlichen Technik zurückkehren. Denn jedes Temperament will seine eigene Kunstform. Mit prismatisch aufgelöstem Licht läßt sich nicht die Gartenpforte malen, die den Weg zu den heimlichen Büschen und Verstecken der Kindheit öffnet. Das „Gemüth“ allein thut's freilich nicht; und es macht den Enkel Schillers zu einer unserer liebsten Malergestalten, daß er sich so gar nicht darauf beruft und den Ehrgeiz hat, malen zu können. Das kann er wirklich. Man scheidet von diesem Alten, der so jung geblieben ist und alle Sinne aufs Wirkliche gerichtet hält, mit einem Gefühl der Ehrfurcht. Sein Irrthum war für die deutsche Malerei wohl nothwendig.

Die poetischen Schlüsse der Malerei zieht ja Thoma und — weiterhin — Böcklin, dessen Tod uns eben in tiefes Nachdenken versetzt hat. Vor wenigen Wochen konnten wir eine Büste seines prachtvollen Kopfes, vom Bildhauer Engelmann modellirt, bei Keller & Reiner sehen. Die Arbeit, die im Dezember erst in Fiesole entstanden ist, gab einen sehr lebendigen Begriff vom Wesen des Alten und ist eine werthvolle Ergänzung zu der Portraitbüste von Hildebrand. Die seltene Gelegenheit verdankt der junge Künstler der persönlichen Theilnahme Böcklins. Ein paar sehr graziose kleine Bronzen, in denen man endlich einmal wieder Rhythmus und Naivität entdecken konnte, machen das Interesse wohl verständlich. Es bleibt abzuwarten, ob diese unaufbringliche Begabung sich entwickeln wird, ohne zu zersplittern.

Selbstanzeigen.

Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas. Mit 6 Illustrationen, einer Karte von China und dem Bildniß des Verfassers. Preis 5 Mark. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1901.

Schon 1895, nach meiner Rückkehr aus Madagaskar, erregten die Verhältnisse in Ostasien meine Aufmerksamkeit. Im Frühjahr 1896 habe ich, die dringende Nothwendigkeit eines baldigen Stützpunktes für unseren Handel im Osten Asiens einsehend, maßgebenden Kreisen hierüber Vortrag gehalten. Nachdem ich Land- und Seelarten Ostasiens durchgesehen hatte und zu dem Vizekönig Li-Hung-Tschang, der sich damals in Deutschland aufhielt, in persönliche Beziehungen getreten war, packte ich meine Koffer, um ohne Sang und Klang auszuführen, was ich mir vorgenommen hatte. So weit es in meinen Kräften stand, habe ich, unbekümmert um Jahreszeit, Wind und Wetter, Fährlichkeiten des Klimas, Mißgunst der Eingeborenen, Neid und mitunter auch Verleumdung aus dem Kreise meiner eigenen Landsleute, dieses Vorhaben ausgeführt. Hier biete ich dem Leser meine Erlebnisse, wie sie in meine Tagebücher eingetragen sind, ohne Zuthaten, ohne Streichungen, offen, ehrlich und gradaus, wie ich die Dinge erlebt, die Sachen gesehen und die Verhältnisse beurtheilt habe. Es ist das erste Buch, das ich, trotz langen, langen Reisejahren über und um den Erdball, der Oeffentlichkeit übergebe. Was ich damit bezwecke, ist nicht etwa materieller Gewinn, günstige Kritiken, Popularität oder Eintagsruhm; vielmehr ist mein inniger Wunsch, mein sehnliches Hoffen, daß dieses Buch in bescheidenem Maße dazu beitragen möge, in erster Linie bei unserer Jugend das Interesse für außereuropäische Länder mehr und mehr zu wecken, weil ich annehmen darf und muß, daß aus dem Interesse der Wunsch und das Bedürfniß erwachsen werden, fremde Erdtheile kennen zu lernen und zu bereisen. Mehr und mehr sollen wir Deutsche dadurch in den Stand gesetzt werden, nicht nur Berather der Völker über den ganzen Erdball, nicht nur die Berufensten in der hohen Politik zu sein und zu bleiben, sondern auch im Welthandel die allererste Stelle zu erreichen und zu behalten. Ich hoffe, daß Kultusministerien, Universitäten, Vorstände höherer Bildungsstätten, technische Hochschulen, Lehrer aller Anstalten bis zur Volksschule die Uneigennützigkeit meiner Bestrebungen einzusehen geneigt sind und mich in dem Bemühen unterstützen werden, die Liebe für ein größeres Deutschland zu wecken. Dann bin ich entschädigt, belohnt und zufrieden.

Eugen Wolf.



Mignon. Goethes Herz. Schleudis-Leipzig, Verlag von W. Schäfer. Preis 4,50 Mark.

Es handelt sich hier nicht um eine Spezialfrage der Goethe-Forschung, sondern um eine Gesamtwürdigung der Person, der ganzen seelischen Anlage, des Lebens und Schicksals unseres größten Dichters und um deren Ab- und Ausdruck in seinen bedeutendsten Schöpfungen. Deshalb wendet sich das Buch auch weniger an die Goethe-Spezialisten, die immerhin in manchen Anmerkungen

und Einzelnachweisen auf ihre Rechnung kommen werden, sondern an die weiteren Kreise der Gebildeten, die zu den Schätzen ihrer Bildung vor allen das Verhältnis rechnen, das sie zu der Persönlichkeit und den Werken Goethes zu erlangen vermögen. Ueber die Erforschung und Schilderung des Milieus hat man bisher das Seelenproblem, das sich uns in Goethes komplizirter Künstlernatur darbietet, fast ganz vernachlässigt und den Mythos von einem von Anfang an feststehenden Apollo- und Jupitertypus gebildet, zu dem er sich doch nur sehr allmählich, unter Kämpfen, durch andauernde Selbstzucht und Selbstläuterung zu entwickeln vermochte. Auch Mignon und der Harfenspieler, diese geheimnißvollen, seltsamen Gestalten, um deren willen er nach eigenem Geständniß seine umfangreichste und neben Faust bedeutendste Dichtung schuf, sind als ein Theil seines eigenen Wesens zu verstehen, den er, wie er im Roman diese Figuren, nach seiner eigenen Bezeichnung „Genien“, sterben läßt, erst von sich abstoßen mußte, um der „Olympier“ zu werden, als den er sich doch auch später, wie die Wahlverwandtschaften, der Divan, die Marienbader Elegie beweisen, nur durch seine große sittliche Energie unter fortdauernden Kämpfen behaupten konnte. Die Schrift ist mit vier Bildern Goethes und mit den Bildern Katharinas und Johans Zimmermann, die der Verfasser als die den Reflex in der Seele des Dichters auslösenden Urbilder Mignons und des Harfners nachweist, ausgestattet, sämmtlich nach den Originalen von Jarndes Goethebildersammlung in der Leipziger Stadtbibliothek.

A. Matthes.



Ernst Haedel und der „Spiritismus“. Ein Protest. Verlag von D. Neugebauer in Leipzig, 1901. Preis 1 Mark.

In seinem „Welträthsels“-Buch hat Haedel geglaubt, wie mit anderen Weltanschauungen, auch mit dem Okkultismus Abrechnung halten zu müssen. Ueber die Art, wie er es that, habe ich mich bald nach dem Erscheinen jenes Werkes in verschiedenen Zeitschriften geäußert. Darauf wurde mir von einem Schüler Haedels (Heinrich Schmidt: „Der Kampf um die Welträthsels“) in einer Weise erwidert, die mich — abgesehen von der großen Wichtigkeit, die ich dem Okkultismus beimesse — veranlaßt hat, meinen Protest in Form einer Brochure etwas ausführlicher zu begründen. Um welche weitgehende Unkenntniß es sich handelt, davon ein Beispiel. Ich hatte in einem meiner Aufsätze bemerkt: „Für Haedel ist der Okkultismus (ein großes Ganzes) identisch mit dem Spiritismus (einem kleinen Theil jenes Ganzes); diese überlebte Anschauung spukt nur noch in Köpfen, die in ihrer Bildung um Jahrzehnte zurückgeblieben sind.“ Darauf antwortet Heinrich Schmidt: „Nun, ich wage auch, diesen Leuten anzugehören. Spiritismus ist auch für mich identisch mit Okkultismus, Beides ist nichts als Gespensterglaube, daher das Wort Spiritismus ganz wohl geeignet, den ganzen Schwindel zu bezeichnen.“ Bedenkt man, daß zum Okkultismus Probleme gehören, wie Unverletzbarkeit gegen Feuer und Gift, plötzliche Heilungen, Stigmatisation, Versehen der Schwangeren, Weiße und Schwarze Magie, Fernsehen in Zeit und Raum, Fernwirken, Somnambulismus, animalischer Magnetismus, Hypnotismus, forcirtes Pflanzenwachsthum, Finden von Quellen mit Hilfe der Wünschelruthe u. s. w., dann kann man mit Nietzsche nur bedauern, daß die Schriftsteller

nicht als Missethäter angesehen werden, die nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdienen. Mein Protest wendet sich nun gegen die durchaus unwissenschaftliche, apriorische Leugnung der okkulten Thatfachen und dagegen, daß ein ehrlicher Wahrheitssucher, als den Haedel sich hinstellt, über Dinge spricht, die er nicht kennt. Der Umstand, daß der Okkultismus, wie er von du Prel vertreten wurde, zur Begründung einer monistischen Seelenlehre geführt hat, legte es ferner nah, diese Art Monismus dem Haedels entgegenzusetzen und die Werthe der beiden Weltanschauungen gegen einander abzuschätzen.

München-Basing.

Hofrath Professor Max Seiling.



Belfort. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. Verlag von Krabbe in Stuttgart. Preis 1. Mark.

Mit dieser Erzählung der Kämpfe im Osten Frankreichs, die ich einem französischen Offizier in den Mund lege, schließt endgiltig die Serie meiner Schlachtenbilder aus dem deutsch-französischen Feldzug, die in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet sind. Die Großthaten der Deutschen wie die namenlosen Leiden der unglücklichen Milizarmee werden ins rechte Licht gestellt. Vom letzten Untergang bei Pontarlier ausgehend, führe ich den Leser rückwärts und wieder hin und zurück, um das ganze innere Gewebe der gewaltigen Operationen zu entwirren. Scharfe Streiflichter fallen auf Garibaldi und Bourbaki, während neue Begründungen für die Unschuld der „Civilstrategen“ am Scheitern der Unternehmung eingeflochten werden.

Wilmersdorf.

Karl Bleibtreu.



Die Furcht vor dem Weibe. Verlag Vita, Berlin 1901.

„Die Furcht vor dem Weibe! Ein pikanter Titel“, werden die bekadenten Unter-Weiblein flüstern. „Ein marktschreierischer, sensationlüsterner Name“, werden meine guten Freunde sagen, „eine Ueberschrift, die wieder auf ein Verbot ausgeht. Georg Engel hat jetzt die praktische Seite eines solchen Interdiktes begriffen, deshalb unternimmt er nun auch auf dem Gebiete des Romans seinen „Ausflug ins Sittliche“. Meine armen guten Freunde! Ich könnte ihnen so Vieles darauf entgegenen! Ich könnte ihnen zum Beispiel vorhalten, daß Ausflüge in die sittlichen Regionen des Ministeriums und der Polizei ein so zweifelhaftes, marternbes Vergnügen sind, daß selbst meine bestaffectionirten Gönner ein gewisses grausendes Mitleid mit mir empfinden müßten. Doch ich will meine Freunde nicht zum Mitleid für mich zwingen, sondern ihnen nur noch schamhaft bekennen, daß sie auch mit der „Furcht vor dem Weibe“, wenn sie dort etwa Trüffel und andere pikante Gewürze suchen sollten, nicht recht auf ihre Kosten kommen werden. Nur ein stilles, in einfachsten Zügen gehaltenes Seelengemälde ist es, das sich von pommerscher Erde abhebt. Der Kern allerdings, um den es sich handelt, dürfte wohl eine der tiefsten oder, wenn man will, auch peinlichsten Fragen innerhalb unserer modernen Ehe darstellen. Der schwache Mann und das starke Weib! Ob mir Das gelungen ist: darüber verehrter Leser, schönste Leserin, erwarte ich Ihr Urtheil.

Georg Engel.



Trebertrocknung.

Als Zielscheibe für den Spott der Witzblätter ist der Großaktionär sehr beliebt. Ein Mann mit fettem Gesicht, Gbnermiene, goldenem Rneifer, im Genre des Bankdirektors oder „Aussichtsraths“. In Wirklichkeit pflegt der Großaktionär überhaupt nicht eine physische, sondern eine juristische Person zu sein, nämlich eine Aktionärgemeinschaft, die in der Form eines industriellen Unternehmens, am Häufigsten als Aktiengesellschaft, in die Erscheinung tritt. Die Freuden und Leiden des Großaktionärs, namentlich seine dauernden Schmerzen, neben denen die kleinen Freuden verblaffen, verkörpert trefflich die vielberufene Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in Rassel, die längst schon die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, denn Wenige bauen so viel an der Straße wie sie. Ihr Name ist innig verquidrt mit der Geschichte der Holzdestillation. Durch das von der Gesellschaft erworbene Bergmann-Patent wurde die Möglichkeit geschaffen, Holzabfälle, die früher als werthlos angesehen worden waren, zur Destillation zu verwenden; sie wurden, künstlich getrocknet und in Ziegelform gepreßt, der Verkohlung zugeführt. Die Gesellschaft konnte sich eine besondere Berechtigung zum Erwerb der Bergmann-Patente zuschreiben; denn sie besaß von je her Apparate, die zum Trocknen von Biertrebern und Schlempe bestimmt waren; durch Anwendung des neuen Verfahrens hoffte sie, diesen Apparaten ein neues, weites Verwendungsgebiet eröffnen zu können. Nachdem sie so einmal der Holzdestillation näher getreten war, strebte sie eine führende Stellung auf dem Markt für die Erzeugnisse dieser Industrie an. Das Gebiet, dessen sie sich auf diese Weise zu bemächtigen hoffte, umfaßt weite Kreise der Technik: Holzkohle, die entweder direkt für Hochöfen, Schmiedefeuer, gewerbliche und häusliche Zwecke und zur Karbidherzeugung verwandt wird oder in Brikettform der Heizung von Bahnen und Trockenanlagen dient; Holzalk, der zur Erzeugung von Essigsäure, sogenannter Essigessenz für Speisezwecke und essigsauren Salzen, aber auch zur Herstellung von Aceton bestimmt ist; Holzgeist, der durch Rektifikation auf Methyl-Alkohol verarbeitet und in dieser Form hauptsächlich in den Anilinfabrikanten, außerdem als Denaturierungsmittel für Spiritus und als Ausgangsprodukt für die Gewinnung von Formalin Verwendung findet; schließlich Theer, der entweder zur Gewinnung von Ölen für Imprägnierungszwecke destillirt oder in den Anlagen verfeuert wird. In großem Umfange wurde die industrielle Holzdestillation, die so viele Erzeugnisse aus bisher wenig beachtetem Material schaffen sollte, eingerichtet. Um für sie die regelmäßige und reichliche Beschaffung des Rohstoffes, des Holzes, sich zu sichern, um aber auch nicht durch Einzelabgaben von Lizenzen den Markt in Destillationprodukten auf eine ungesunde Grundlage zu stellen, bildete die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in rascher Folge eine Reihe von Destillationgesellschaften, und zwar in walddreichen Gegenden, und ließ sie anfangs nur nach dem bergmannschen Verfahren arbeiten.

Die Aktiengesellschaft hatte dabei den schweren Fehler begangen, sich und ihre Gründungen auf eine Fabrikationmethode zu stellen; sie hatte über den

Chemiker und Techniker den Kaufmann vergessen. Rasch zeigte sich denn auch, daß bloße Patente nicht als Grundlage für kapitalstarke Unternehmen genügten. Theils ergab sich, daß die am Experimentirtisch erfolgreichen Verfahren nur unter besonders günstigen Naturverhältnissen für die Praxis eine größere Bedeutung beanspruchen konnten, theils, daß die Leute, in deren Hand die Ausbeutung der Patente gegeben war, in allzu großem Vertrauen auf deren selbstschöpferische Kraft die für eine junge Fabrik doppelt nothwendige Initiative der Leiter und die Unermüdblichkeit der organisatorischen Arbeit vermiffen ließen. Nun war Holland in Noth. Die Aktiengesellschaft für Treibertrocknung beeilte sich, neue Methoden zu erproben, so daß schließlich das Bergmann-Verfahren entweder ganz bei Seite geschoben oder aber — bei einzelnen Unternehmungen — nur noch als ein Theil der ganzen technischen Durchbildung des Holzdestillationprozesses behandelt wurde. Welcher heiße Streit darob unter den Technikern entbrannte, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Es bildeten sich Parteien für und gegen Bergmann. Der große, hitzige Kampf wurde überflüssig, als sich die Kaffeler Gesellschaft selbst gegen ihren früheren Liebling erklärte; sie verhüllte diese Auffassung hinter dem Eingeständniß, daß das Bergmann-Verfahren mit unbedingt großen Vortheilen nur Hartholzabfälle verarbeite, während die Rentabilität bei Verarbeitung von Weichholzabfällen und insbesondere von künstlich zerkleinertem Buchenholz, das früher bevorzugt worden war, nur bescheiden und von einem lohnenden Absatz der hierbei gewonnenen, nur schwer gut verwerthbaren Kleinkohle abhängig sei. Der Schaden ließ sich noch ausbessern. Die Aktiengesellschaft für Treibertrocknung hatte ihren Tochterunternehmen die Lizenzen der Destillationverfahren verkauft, lieferte die zur Ausrüstung der Anlagen erforderlichen Maschinen und Apparate und erzielte dabei beträchtliche Gewinne. Diese Gewinne waren aber nur berechtigt, wenn die Arbeit Erfolge brachte. Die Muttergesellschaft blieb Großaktionär ihrer Gründungen und behielt auf deren Geschäftsgebahren lange Zeit maßgebenden Einfluß. Dadurch hatte sie sich zugleich aber eine hohe moralische Verantwortlichkeit auferlegt. Sie behauptete unablässig, daß es ihr höchstes Bestreben sei, die vielen Gesellschaften und Werke, die ihr das Dasein verdanken, dauernd an sich zu fesseln und und sie nach und nach unter eine einheitliche technische und kaufmännische Leitung zu bringen. In der That stellte sie Ingenieure, Chemiker und ein ausgezeichnet eingerichtetes Laboratorium in den Dienst der Tochtergesellschaften, überließ ihnen kostenlos neue Verfahren und bemühte sich um Herabminderung der Herstellungskosten. Leider hütete sich die Kaffeler Gesellschaft vor dem Höchsten, was billiger Weise beansprucht werden konnte, nämlich vor einer Garantie für die Rentabilität der Werke; sie beschränkte sich auf die Sicherung von Ausbeuten aus der Gewichtseinheit des Destillationmaterials. Jede weitergehende Forderung wies sie mit dem Bemerkten zurück, daß eine mangelnde Rentabilität nicht nur auf Fehlern oder Irrthümern im Verfahren, sondern auch auf eigenthümlichen örtlichen und persönlichen Verhältnissen, auf Schwierigkeiten in der Rohmaterialbeschaffung oder im Absatz der Produkte beruhen könne, für die sich eine Verantwortung schwer übernehmen lasse. Dabei wurde und wird immer wieder verschwiegen, daß die Anordnung dieser Faktoren im Grunde von der Treibergesellschaft selbst abhängig war, da sie die Einrichtung der Tochterunternehmen selbständig in die Hand

genommen und nach jeder Richtung hin die culpa in eligendo, bei der Auswahl der Personen wie der Gegenden und der Anlagen, zu tragen hatte.

Wohlweislich sorgte die Aktiengesellschaft für Trebertrochnung dafür, daß sich nicht die Konkurrenz in den Besitz der Tochtergesellschaften setze; sie sicherte sich bei Kapitalvermehrungen die Option auf junge Aktien. Die Henne verlor trotzdem die Ueberficht über die Küchlein; und jetzt sucht sie sie von Neuem unter ihre Flügel zu bringen. Sie bietet einen Spottpreis: der ganze Ramsch soll ihr um neun Millionen Mark feil sein, obwohl eine wesentlich höhere Summe während der Einrichtung und allmählichen Ausstattung in die vielen Werke hineingesteckt worden war. Das ist der wunde Punkt bei dem großen Finanzgeschäft, das jetzt im Anzuge ist. Die technischen Fragen sind allmählich vollständig in den Hintergrund getreten und haben den kaufmännischen den Vorrang eingeräumt, was übrigens nur recht und billig ist; denn wenn ein chemisches Unternehmen vorwärts kommen will, muß es mit vielem Gelde, und zwar mit um so größeren Summen, je tiefere Wirkung es sich auf einen wichtigen Gewerbebezweig anmaßt oder zumuthet, nach klugen kaufmännischen Grundsätzen arbeiten.

Als Großaktionär hatte die kasseler Gesellschaft die Pflicht, gerade in den Zeiten, in denen auf ihre Methoden und die mit den Tochterunternehmen abgeschlossenen Verträge scharfe Angriffe niederprasselten, im Feuer zu stehen und die Ohren steif zu halten, wenn sie wirklich von der Grundlosigkeit des Ansturms und der Beunruhigung überzeugt war. Statt so zu handeln, veräußerte sie ihren Besitz an Effekten der Tochtergesellschaften oder lombardirte ihn, was sie übrigens selbst nicht zugeben will, wofür ich aber unwiderlegliche Beweisdokumente in der Hand habe. Jetzt erwacht das Gewissen. Aengstlich merkt die Aktiengesellschaft für Trebertrochnung nach dem Verlauf der ihr die Mehrheit in den Generalversammlungen sichernden Antheile, daß die Gesellschaften, deren Großaktionär zu sein sie aufgehört hat, sich ihrem mütterlichen Einfluß nach und nach immer mehr entziehen und sie um die Erfolge langer, in der Hoffnung auf späteren Gewinn ihnen umsonst überlassenen Arbeit bringen. Sie findet nur noch einen Weg, um den mütterlichen Einfluß wiederzugewinnen: die Erwerbung der Destillationanlagen und der mit ihnen in organischem Zusammenhang stehenden Unternehmen. Die Konzentration im Großgewerbe feiert einen neuen Triumph: eine Riesengesellschaft wächst sich ins Ungemessene aus. Kaufmännisch ist solche Entwicklung zu billigen; die bisher unsystematische und unwirthschaftliche Art der Erzeugung und besonders des Absatzes kann aufhören; nur die Frage hat noch zu gelten, wo und wie die der jeweiligen Marktlage entsprechenden Produktionen am Billigsten und Zweckmäßigsten gewonnen werden können; bei der Behandlung der Roh- wie der Zwischenerzeugnisse können die Marktbedürfnisse und die Frachtverhältnisse gleichmäßige Beachtung finden. Dieses Ziel hätte die Aktiengesellschaft für Trebertrochnung aber leichter, einfacher und billiger erreicht, wenn sie von vorn herein selbständig vorgegangen wäre und Zweigniederlassungen, statt besonderer Aktiengesellschaften, gegründet hätte. Die durch den ursprünglichen Organisationsfehler verschuldeten Kapitalverluste können nun nicht wieder eingebracht werden.

Synkus.



Notizbuch.

Ergendwo in oder bei Berlin muß ein Mann sitzen, ein Beamter oder ein Zeitungschreiber, dem die Aufgabe eines Meisters der offiziellen Meute anvertraut ist. Vielleicht ist's ein verbrauchter Zeitungschreiber, der sein Leben als Staatspfründner beschließen möchte. Ungeschickt ist der Mann jedenfalls nicht. Er füllt, ohne nach Art und Namen der Herde zu fragen, alle Füttertröge und durch sein weises Wirken ward erreicht, daß ein Tadel des Offiziösenthums, das doch schlimmer als je sein Wesen treibt, kaum noch hörbar wird. Seit ein paar Monaten nun ist der Unermüdliche fast nur mit der Sorge beschäftigt: täglich mindestens einmal nachzuweisen, daß die deutsche Politik nicht etwa Rußland entfremdet, Großbritannien zu nah gerückt ist. Er hat, um an dieses Ziel zu kommen, schon die wunderbarsten Luftsprünge gemacht; und die ganze Meute, die auf das Erschnappen von Nachrichten dressirt ist, springt ihm natürlich nach. Jetzt hat er die Lösung ausgegeben, dem Deutschen Reich werde die leidige Pflicht, zwischen Rußland und England optiren zu müssen, erspart bleiben, weil Rußland durch den schlechten Stand seiner Finanzen gehindert sei, einen Krieg zu führen. Der Mann ist offenbar müde geworden. Das ist begreiflich. Erst hatte er gesagt, was jetzt getrieben werde, sei die Fortsetzung der bismärckischen Politik; da wurde er ausgelacht und ihm gesagt, Bismarck würde sich im Grabe umbrehen, wenn er von dieser Politik hörte, die noch zehnmal schlimmer sei als die von anno Narwa-Helgoland. Dann kam er mit der berühmten „Neutralität“, die der Burenkrieg uns aufzwingt. Auch nicht übel. Ein englischer Minister erklärt im Parlament, aus Deutschland seien den Briten Waffen und Munition geliefert worden; nach englischen Siegen flogen Glückwunschdepeschen über den Kanal; englische Verwundete werden vom Deutschen Kaiser besucht; Eduard der Siebente wird als Träger der „Civilisation“ gefeiert, Salisbury, Roberts in ungewöhnlichster Weise ausgezeichnet; die Verleihung des Ranges eines Feldmarschalls im britischen Heer, dessen Söldnerhaufen sich so schlecht bewährt haben, wird als ein „Kompliment“ bezeichnet, das die deutsche Armee „höchlich würdigen“ werde; der alte Krüger aber darf nicht nach Berlin. Schade, daß die Engländer 1870 den Begriff der Neutralität nicht so verstanden. Und nun, da Alles nicht wirkt, heißt es, Rußland sei zu arm, könne keinen Krieg führen und das Deutsche Reich brauche deshalb nicht zu fürchten, vor eine Entscheidung gestellt zu werden. Solche Ubernheit ist nur durch Ermüdung der Phantasie zu erklären. In der Politik, Herr Oberoffiziosus, sollte sich nie um heute und morgen handeln; nicht einmal nur um übermorgen. Die Hauptöffnung, durch die der britische Einfluß ins Barenreich sicerte, ist seit dem Tode der alten Victoria verstopft. Wenn die Friedenssehnsucht Nikolais entschlummert oder ein neuer Zar die Mühe der Monomachen aufs Haupt stülpt, wird Geld zu einem Kriege schon aufzutreiben sein. In Europa und den umliegenden Welttheilen giebt es immer noch Leute, die Politik für eine ernste, ernsthaft zu betreibende Sache halten. Diese Leute sehen, daß sich das Deutsche Reich innig an Englands Seite schmiegt, Geheimverträge mit ihm schließt, ihm alle erdenklichen Artigkeiten erweist, die antibritische Volksstimmung als *quantité négligeable* behandelt, und sie glauben, dahinter müsse irgend eine verborgene Absicht stecken. Auch solcher Glaube kann, selbst wenn er irrt, gefährlich werden und heischt die Beachtung des Politikers. Bismarck, den allerlei Portefeuilletonisten jetzt gern im Munde führen, hat ein Jahr vor dem Franzosen-

Krieg, als Herr Professor Virchow ihn der „Schwarzseherei“ ziele, gesagt: Es ist mein Trost, daß dieser Herr Abgeordnete Hunderttausende von Bajonetten, als sie schon erkennbar in der Luft schwebten, auch nicht gesehen hat. Der schlafrunkene Rämmerling des Königs Duncan sah den Dolch des Macbeth auch nicht; die Aufgabe der Regierung eines großen Landes ist es aber, die Augen offen zu haben und wach zu sein.“ Wie wärs, wenn wir uns entschlossen, die Dinge wieder einmal ein Bißchen ernst zu nehmen? Während des Karnevals war die offiziöse Schnitzeljagd mit ihrem Geklaff ja recht nett und unterhaltend; jetzt aber, Herr Oberoffiziosus, steht der Aschermittwoch vor der Thür und es wird Zeit, auch für Sie, daran zu erinnern, daß wir im ganzen Verlauf der preußisch-deutschen Geschichte von England nur Hochmuth, Treulosigkeit, Verrath und Schädigung jeglicher Art erfahren haben, immer, ausschließlich, und daß eine Politik, der die Intimität mit England *suprema lex* ist, dem Deutschen Reich früh oder spät nur verhängnißvoll werden kann.

* * *

Die Kanalvorlage ist nach Debatten, die nichts Neues mehr bringen konnten, einer Kommission des Abgeordnetenhauses überwiesen worden. Ueber den Werth des „großen Kulturwerkes“ wird noch immer gestritten, — nicht nur im Kreis der Agrarier. Aus Köln erhielt ich den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Garten, in der zweiten Morgenausgabe der Kölnischen Zeitung vom ersten Februar ist zu Gunsten der Kanalvorlage eine Rede abgedruckt, die der Abgeordnete Dr. Beumer in einer Versammlung zu Düsseldorf von sich gegeben hat. Er hebt da unter Anderem hervor, daß die Wasserstraße, ‚auf der Schiff an Schiff sich reiht‘, die Unbequemlichkeiten beseitigen würde, die die rheinisch-westfälischen Eisenbahn-Engpässe darbieten; statt des Kanals eine Schlepfbahn zu bauen, sei nicht rathlich, da diese den Verkehr noch mehr zusammendrängen würde; nicht zu vergessen seien die großen Kapitalaufwendungen, die der Eisenbahnverwaltung erwachsen würden durch Erweiterung der baulichen Bahn-Anlagen, wenn der Kanal nicht gebaut würde. Auch wurde darauf hingewiesen, daß neuerdings, namentlich auf natürlichen Wasserstraßen, die Regelmäßigkeit und Schnelligkeit des Verkehrs so sehr gestiegen sei, daß der Stückgutverkehr auf Rhein und Elbe mit größerer Pünktlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt werde als von den Eisenbahnen. Die Versammlung belohnte den Redner mit lebhaftem, lange anhaltendem Beifall; Einwendungen gegen irgend einen Punkt seiner Darlegungen scheinen nicht laut geworden zu sein. Es sei gestattet, hier einige Kanalbedenken zusammenzustellen:

Daß der Kanal von Dortmund etwa nach Magdeburg zu sehr viel mehr Millionen kosten würde als eine in der selben Richtung anzulegende Güterbahn, wird wohl eben so wenig bestritten wie die Annahme, daß der Bahnbau viel müheloser und rascher auszuführen sein wird als die Herstellung der Wasserstraße, die zwischen dem rheinisch-westfälischen Bahngewirr durchzulegen ist. Nimmt man an, daß Bahn und Kanal in gleicher Linie geführt werden, so wird die Zahl der erforderlich werden- den Bahnanschlußlinien zu jener Hauptlinie, wenn sie die Güterbahn darstellt, nicht größer sein, als wenn sie den Kanal bedeutet, nur daß für den Güterumschlag am Kanal viel mehr Zeitaufwand und namentlich weit umfassendere und kostspieligere Anlagen nöthig sind als bei dem Uebergang von den Anschlußgleisen zur Hauptgüterbahn und umgekehrt. Das angeführte Beispiel der Güterschnelldampfer auf Rhein

und Elbe, die in rascher Beförderung der Waaren den Wettbewerb mit dem Bahneilgut aufnehmen können, paßt für den Kanal mit seinen vielen Schleußen und den nur hier und da zum Ausweichen einander begegnender Rähne erweiterten Ufern gewiß nicht. Ein Güterzug auf der nur für Güterbeförderung angelegten Bahn wird seine Ladung aus Dortmund längstens in einem Tage in Magdeburg abliefern; das Schiff, das kaum das selbe Waarengewicht wie ein mäßiger Güterzug fassen kann, sagen wir: dreihundert Tonnen, wird mindestens acht Tage unterwegs sein. Und wie wir's im Winter? Der Kanal, der sich durch ein Land erstreckt mit weit strengere Klima, als wir es am fast stets offenen Rhein haben, wird durchschnittlich drei Monate lang zugefroren sein; und während der Rhein bei eintretendem Thauwetter seine Eismassen in wenigen Tagen fortgeschwemmt hat, werden auf dem nicht oder fast nicht bewegten Wasser des Kanales die Eisschollen, wenn nicht einen ganzen ferneren Monat, so doch Wochen hindurch, nachdem der Frost gewichen ist, die Schifffahrt hindern. Man darf wohl annehmen, daß durchschnittlich fast vier Monate im Jahre der Kanal nicht befahrbar sein wird. Daß die viel billiger herzustellende Güterbahn dem Staate neue hohe Einnahmen erschließt, während die Rentabilität des Kanales für den Fiskus überhaupt bezweifelt werden darf, darüber sei hier kein Wort mehr verloren. Auch die Frage, ob die Kapitalanforderungen, die der Eisenbahnverwaltung nach Herstellung der Güterbahn erwachsen, durch die Aufwendungen für Instandhaltung des Kanales und seiner Schleußen nicht weit übertroffen werden, bleibe unberührt. Hoffen wir, daß die berufenen Vertreter des Volkes die Kanalvorlage recht sorgsam, sine ira et studio, erwägen und bei allen chauvinistischen Deklamationen, die noch zu erwarten sind, kaltes Blut behalten!

Ihr sehr ergebener

Michaelis.“

* * *

Herr Hofrath und Professor Seiling schreibt mir aus Pasing:

„Im Anschluß an den begeisterten Ausruf des Herrn Dr. Karl Peters, Arthur Schopenhauer in Berlin oder Frankfurt am Main ein Denkmal zu errichten, sei es mir gestattet, die nachstehenden Bemerkungen zu machen. Frankfurt besitzt schon — wenn ich nicht irre, seit 1888 — ein Schopenhauer-Denkmal, das jedoch an einem sehr versteckten, in gewisser Hinsicht freilich sehr passenden Plaze steht, nämlich nah bei der an der Schönen Aussicht gelegenen Wohnung Schopenhauers am stillen Rechenegraben, einem Theil der Obermain-Anlage. Das durchaus würdige Denkmal, eine Büste auf hohem, symbolisch verzierten Sockel, scheint nach den Grundsätzen entworfen zu sein, die Schopenhauer aufgestellt und (natürlich vergebens!) zur Befolgung empfohlen hat, als es sich im Jahre 1837 in Frankfurt um die Errichtung eines Goethe-Denkmal's handelte. Vermuthlich würden übrigens auch die Mittel zur Herstellung einer ganzen Figur Schopenhauers nicht ausgereicht haben. Mit dem frankfurter Denkmal scheint mir nun aber Schopenhauer keineswegs ausreichend geehrt, falls die Deutschen nicht nachgerade darauf verzichten wollen, für das Volk der Denker zu gelten. Beachtet man, daß viele Denkmäler, die Geisteshelden (Dichter, Philosophen, Künstler und Gelehrte) darstellen, von Fürsten und nicht vom Volk errichtet wurden, dann würde eine Denkmalstatistik in Deutschen Reich schon jetzt sicher das Resultat ergeben, daß die Deutschen zwar ‚monarchisch bis in die Knochen‘ sind, daß

ste aber ihre großen Denker nicht allzu eifrig ehren. Ein stattliches und weites Volkstreffen sichtbares Schopenhauer-Denkmal gehört nach Berlin. Vielleicht könnte es zu dem dort endlich geplanten Richard Wagner-Denkmal in irgend eine Beziehung gesetzt, wenn auch nur auf den selben Platz gestellt werden. Die gemeinsame Ehrung dieser beiden verwandten Geister hätte jedenfalls sehr viel mehr Sinn als die Verewigung von Goethe und Schiller — dieses ‚und‘ war der horror Schopenhauers! — auf dem gemeinschaftlichen Piedestal zu Weimar.“

* * *

Graf Ballestrem, der Reichstagspräsident, hat am Tage vor der Preußenfeier die folgenden Worte zum Kaiser gesprochen:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät wollen huldreichst gestatten, daß sich an dem heutigen, für die preußische Monarchie und das Allerhöchste Hohenzollernhaus so bedeutungsvollen Gedentage auch der Deutsche Reichstag, vertreten durch seine drei Präsidenten, bei Allerhöchstdenselben als Glückwünschender einfindet. Wenn auch die zweihundertjährige Gedentfeier des Bestehens des Königreichs Preußen in erster Linie ein spezifisch preußisches Fest ist, so hat doch auch der Deutsche Reichstag alle Veranlassung, an demselben aus vollem Herzen theilzunehmen mit hoher Freude und dankbarem Aufblick zu dem gütigen Gott, welcher die Geschichte unseres Vaterlandes so wunderbar gnädig geleitet hat. Es ist freilich nur die Konstatirung einer allbekannten geschichtlichen Thatsache, wenn ich ausspreche: Ohne die zweihundertjährige Königsgeschichte Preußens gäbe es kein Deutsches Reich, keinen Deutschen Reichstag. Auf den mächtigen Quadern zweihundertjährigen hohenzollernschen Königswaltens ruht fest und unerschütterlich der stolze Bau des Deutschen Reiches. Eurer Majestät glorreicher Ahnherr, der Begründer der preußischen Königswürde, König Friedrich I., muß schon vor zweihundert Jahren etwas Dergleichen geahnt und vorgefühlt haben. Dieser erlauchte Monarch ließ nämlich zur Erinnerung an die Ordnungfeier zu Königsberg eine Denkmünze prägen, welche auf der einen Seite sein Brustbild, auf der anderen Seite aber eine Königskrone zeigte, mit der bedeutungsvollen Umschrift: Prima mea gentis. Schwebte dem Geiste des soeben gekrönten Monarchen schon damals eine zweite, eine Kaiserkrone, vor, welche im Laufe der Zeiten die Häupter seiner erlauchten Nachfolger schmücken sollte? Jedenfalls ging diese Vorahnung 170 Jahre später in Erfüllung, als Euer Majestät unvergeßlicher Herr Großvater, König Wilhelm I., der Große, noch vor Beendigung eines an herrlichen Siegen beispiellos reichen Krieges im alten Königsschloß zu Versailles, unter Einverständnis und auf Wunsch aller deutschen Fürsten, die deutsche Kaiserwürde annahm und dadurch symbolisch die deutsche Kaiserkrone auf sein edles Haupt setzte. Altera mea gentis hätte er auf eine Denkmünze im Jahre 1871 um die Kaiserkrone prägen lassen können, wenn Dieses seiner schlichten Art entsprochen hätte. In wehmüthvoller Ergebenheit gedenke ich des zweiten Trägers der beiden Kronen, Eurer Majestät edlen Herrn Vaters, des Kaisers und Königs Friedrich Majestät. Nach Gottes unerforschlichem Rathschluß hatte er außer der Kaiser- und Königskrone noch eine dritte Krone zu tragen, und zwar nach dem Vorbilde des göttlichen Heilands die Dornenkrone des königlichen Dulders. Auf Eurer Majestät erhabenem Haupt sind nunmehr die beiden Kronen vereinigt, deren Glanz und Macht Allerhöchstdieselben in zwölfjähriger glorreicher Regierung treu erhalten und kräftig

gewahrt haben; dazu gesellt sich eine dritte liebliche Krone, gebildet durch sechs blühende Prinzen, welche den Thron Eurer Majestät und Ihrer Majestät der Kaiserin umstehen und die Zukunft des Hohenzollerngeschlechtes sowie des deutschen und preussischen Vaterlandes sicherstellen. Möge der gütige Gott Eure Majestät, Ihre Majestät die Kaiserin, Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich, Seine Kaiserliche und Königl. Familie auch ferner schützen und segnen! Dieses ist der Wunsch des Deutschen Reichstages.“ Als des Kaisers Geburtstag gefeiert wurde, hielt Graf Ballestrem wieder eine Rede, in der er den Machtkrieg gegen China verherrlichte und dann fortfuhr: „So hat nun unser Kaiser eigentlich einen schönen Rückblick auf das letzte Jahr seines Lebens. Und wenn wir ihn bei allen diesen Gelegenheiten betrachten, und nicht nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten, sondern auch zwischen denselben im täglichen Leben, so sehen wir, daß unser kaiserlicher Herr immerfort im Dienste ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend — so einen Herrn kann man ja verfolgen, denn es wird uns in den Zeitungen genau berichtet, was er thut —: er ist immer im Dienst des Vaterlandes, im Dienst der Allgemeinheit, sei es als Kriegsherr zu Lande und zu Wasser, sei es als Regent seiner Staaten, sei es als Protector der Wissenschaft, sei es als Maecen der Künste. Immer ist er im Dienst, immer thut er seine Schuldigkeit, immer ist er ein hohes, hehres Beispiel treuer Pflichterfüllung für jeden Deutschen.“ Graf Ballestrem ist der Abgeordnete, der dem Fürsten Bismarck im Reichstage zurief: „Pfui!“ Bismarck hat darauf geantwortet: „Pfui!“ ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren: glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen.“

* * *

Der Zusammenbruch der berliner Hypothekenbanken hat das deutsche Nationalvermögen um Hunderte von Millionen geschädigt. Am sechsundzwanzigsten Juni 1899, als die Schrift des inzwischen verstorbenen Dr. Voigt schon auf die bei der Preussischen Hypotheken-Aktienbank herrschenden Mißstände hingewiesen hatte, sagte Herr von Hammerstein-Vogten, der preussische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, im Landtag, „gegen die gegenwärtige Sicherheit der Hypothekenpfandbriefe könnten begründete Bedenken nicht erhoben werden.“ Der Bericht der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses sagt darüber: „Bereits im Frühjahr und Sommer 1899, als sowohl der Chef des die Aufsicht führenden Ministeriums wie der Dezerent für die Beaufsichtigung der Hypothekenbanken alle Hypothekenbank-Pfandbriefe für gleichmäßig sicher erklärten, herrschten mindestens bei einer dieser Hypothekenbanken die allertraurigsten Verhältnisse.“ Seit dem ersten Januar 1900 besteht für die Hypothekenbanken das Institut des Treuhänders. Auch diese Beamten haben nicht, wie man doch zu erwarten berechtigt war, rechtzeitig ihre warnende Stimme erheben. Sie werden, wie der Centrumsredner im Landtag sagte, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise von den Hypothekenbanken besoldet“, von den Banken also, deren Geschäftsführung sie als unbefangene Kritiker beaufsichtigen sollen. Und woher werden diese Beamten genommen? Herr Eugen Richter hat im Hause der Abgeordneten gesagt: „Ich habe mir die Liste der Treuhänder der berliner Hypothekenbanken geben lassen und daraus entnommen, daß man hier neue Sinekuren für die Vortragenden Räte aus den Ministerien einrichten zu können geglaubt hat. Vortragende Räte aus dem Finanzministerium, dem Landwirthschaftsministerium, der

Centralgenossenschaftsklasse, der Seehandlung sind hier mit einbegriffen. Ob die Herren mit ihrer Stellung im Ministerium dabei nicht unter Umständen in Konflikt kommen, will ich dahingestellt sein lassen.“ Der konservative Abgeordnete von Arnim meinte, ein solches Doppelverhältniß sei „in hohem Grade unerwünscht und dem Ansehen der Staatsbehörde schädlich.“ Preußen amerikanisirt sich recht schnell. Immerhin wird es unmoderne Leute geben, die von dieser Entwicklung nicht entzückt sind und finden, wir brauchen wie das liebe Brot ein Gesetz, das die Verantwortlichkeit der Minister feststellt und dem durch Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit eines besoldeten Staatsbeamten Geschädigten den Regressanspruch sichert. Ein solches Gesetz hat schon Lagarde verlangt und Bismarck hat in seinen letzten Lebensjahren die gesetzliche Fixirung der Ministerverantwortlichkeit sehr oft als eine der dringendsten politischen Aufgaben des Landtags bezeichnet. Sie ist seitdem noch dringender geworden.

* * *

Dem Brief der Frau eines adeligen Offiziers entnehme ich die folgenden Sätze über den — hier schon einmal besprochenen — Neujahrserlaß, in dem der Kaiser als oberster Kriegsherr den in Berlin garnisonirenden und hierher kommandirten Offizieren neue Vorschriften über das Anlegen von Civilkleidern gemacht hat: „Nicht die Androhung einer hohen Strafe bei Mißachtung des Befehls wird am Meisten besprochen, sondern der Passus, daß von einer Verwendung der wegen unerlaubten Civiltragens bestrafte Offiziere in höheren Stellen abgesehen werden solle, ferner die Begründung, daß die Anschaffung theurer Civilkleider die Ausgaben unbestimmter Offiziere erhöhe, und schließlich die Veranlassung, die die so wesentliche Verschärfung des Strafmaßes für Civiltragen hervorgerufen haben soll.“

Lauscht man den Gesprächen militärischer Kreise über dies für sie so wichtige Thema, dann muß man unwillkürlich die unseren Offizieren in Fleisch und Blut übergangene Disziplin bewundern. So schwerwiegend und unangenehm dieser Erlaß ihres obersten Kriegsherrn für die Offiziere sein mag: man hört doch nie ein abfälliges Urtheil über die kaiserliche Verfügung, ja, vielfach wird die Nothwendigkeit eines solchen Verbots gegenüber gewissen Ausschreitungen der „oberen“ — zwar nicht Zehntausend, aber doch — Hundert anerkannt, wobei man allerdings dies „obere“ nicht auf die Charge, sondern mehr auf Stand und Portemonnaie der Einzelnen oder die dem Thron nähere Stellung ihrer Regimenter beziehen darf. Nur eine Bemerkung vernimmt man immer und immer wieder, in welchen militärischen Kreisen man — abgesehen von den „obersten“ — sich auch bewegen mag: „Civiltragen macht doch das Leben gerade billiger!“ Das ist unbestreitbar richtig. Betrachtet man die monatlichen Einnahmen unserer jüngeren Offiziere, um die es sich hier hauptsächlich handelt, so erscheinen sie im Vergleich zu den Einkünften der ihnen gleichgestellten Kreise ganz auffallend gering. Die dienstlichen Einnahmen eines Lieutenants belaufen sich im Ganzen auf etwa 125 Mark, wozu seine Zulage kommt, die bei der Infanterie 45, bei der Artillerie 70 und bei der Kavallerie 120 Mark betragen soll. Ist diese Zulage häufig auch erheblich höher, so ist doch die Zahl der Offiziere, die mit weniger, ja, oft mit gar keinem väterlichen Zuschuß in glänzendem Glend bis zum Hauptmann durchhungern müssen, verhältnißmäßig sehr groß. Die Festsetzung eines Durchschnitts-Gesamteinkommens, wenigstens für die Lieutenants der Linien-Infanterie und Artillerie, ist kaum möglich, aber mit 200 Mark sicherlich nicht zu niedrig be-

messen. Von dieser zu ‚standesgemäßen‘ Auftreten kaum ausreichenden Summe sind für militärisch wohlthätige, kameradschaftliche, für das Regiment repräsentative und ähnliche Zwecke noch etwa 20 Mark abzuziehen. So soll der junge Offizier mit etwa 180 Mark Wohnung, Kleidung, Ernährung und alle Nebenausgaben bestreiten. Was, fragt man unwillkürlich, wird zu größeren Ausgaben verleiten: die Anschaffung eines Civilanzuges, der mindestens drei Jahre getragen werden kann, oder die Verleihung von goldenen Bizen und ähnlichem Schmuck und Neuanschaffungen, wie sie der Armee durch die geplante Einführung der Akaki-Waffenröcke, Ritemken, Diensthelme, Schärpen und Bandeliere in Aussicht stehen?

Rechnet man Wohnung und Kleidung sehr billig zu 80 Mark, so soll unser vielbeneideter Lieutenant mit, gut geschätzt, monatlich 100 Mark, Das heißt: pro Tag 3,50 Mark, sein Essen und alle die vielen kleinen Nebenausgaben bestreiten. Er soll damit überall „patent“ auftreten, Wohlthätigkeitsbazare mit seinen Tanzbeinen verschönern, eine große Geselligkeit mit dem obligaten Obolus des ‚Fünfsroschenstücks‘ an den dienstbaren Geist pflegen, auf Straßenbahnen und in ‚Lokalen‘ gute Trinkgelder geben und so weiter. Was aber der theuerste Nachtheil seiner Stellung ist: er darf in Uniform nur sogenannte ‚anständige‘ Lokale besuchen. Das ‚anständig‘ heißt im militärischen Jargon: ‚Wo ältere Kameraden mit ihren Damen verkehren‘. Das ist eine für die meisten mittelgroßen Provinzstädte zutreffende Definition, die aber in Berlin, im Verein mit dem von der ‚Klozig wohlhabenden‘ Garde eingeführten Brauch, die Zahl der für Offiziere in Uniform erlaubten Restaurants in ungerechtfertigtem Maße beschränkt. Abgesehen von den ganz großen bayerischen Bierlokalen der Friedrichstadt, den bekannten Schultzeiß-Restaurants und ganz wenigen Cafés, ist so der Offizier moralisch mehr oder weniger gezwungen, in feinen, aber auch theuren Weinstuben oder ‚auch Bier‘-Restaurants mit entsprechenden Preisen zu verkehren. Daß unter diesen Umständen der vielleicht das einzige Mal in seinem Leben und nur kurze Zeit in Berlin weilende künftige Feldherr keine ‚elenden Maravedis‘ zur Bezahlung von theuren Parquet- oder Ersten Rang-Plätzen der Theater übrig hat, ist nicht verwunderlich. Die Folge ist also: er ist gewissenhaft, kauft sich keinen Civilanzug, geht nur in Uniform — also aus Sparsamkeit fast nie — aus und kehrt in seine großstadtlustleere Garnison eben so weltunkundig zurück, wie er sie verließ. Oder er spart sich durch Benutzung der dritten Wagenklasse auf den Reisen von und in die Garnison und andere kleine Finanzcoups die Gelder für ‚ein Civil‘, stillt im Gewande des einfachen Bürgers seinen Appetit in Restaurants mit ‚gutem Mittagstisch zu einer Mark‘, behält genug übrig, um hin und wieder auf billigerem Platz ein Theater oder Konzert besuchen zu können, und . . . läuft unglücklicher Weise einem besonders streng fühlenden Vorgesetzten in die Arme, der ihn wegen unerlaubten Civiltragens zur Bestrafung meldet. So sehen wir den vielleicht hoffnungsvollen jungen Menschen, weil er (durch die Verhältnisse zu einem Ungehorsam gezwungen, der wegen seiner allgemeinen Ueblichkeit kaum noch als solcher galt) das Pech hatte, ‚gefaßt‘ zu werden, aus seinem eigentlichen Beruf verabschiedet, einen kümmerlichen, seinen bisherigen Standesansichten meist sehr fern liegenden neuen ‚Broterwerb‘ suchen.

Und fragt man, wer dies Alles verschuldet hat, dann wird man hören, daß einige pekuniär außerordentlich gut gestellte ‚Kameraden‘, die ihren regelmäßigen Mittagstisch im Hotel de Rome einnehmen, die für ‚Offiziere in Uniform‘ verbilligten Abonnementspreise auch ‚in Civil‘ ausnuzten, daß Gardebataillone, im

rothen Rod', dem Barforcejagdanzug, eine Abendgesellschaft mitmachten, der Mitglieder des Hofes beiwohnten, und daß ein in höherer Stellung befindlicher Gardeoffizier nach englischer Sitte — die doch von Auswärtigen Amtes wegen bei uns maßgebend sein mußte — auf seine Einladungsarten zu einem militärischen Diner statt ‚bitte: Gesellschaftanzug‘ oder ‚bitte: Ueberrod‘ geschrieben hatte: ‚bitte: Grad‘.

Auf der einen Seite Ermahnung durch Ordres zu billigerer Gestaltung der Lebensführung in den militärischen Kreisen, auf der anderen Seite Zwang der Mitglieder des selben Standes zu den verschiedenartigsten großen Ausgaben: Das ist die Tendenz, in der das Leben unserer Offiziere von oben beeinflusst wird. Der Monarch kann solche nebenbei eintretende und unbeabsichtigte Folgen gut gemeinter, im Prinzip anerkenntenswerther Erlasse unmöglich überschauen, da von seiner Höhe der Blick nicht in die Winkel der ihm fremden Tiefen dringen kann. Warum aber erheben nicht die Berather, die aus der selben Tiefe sich zur Throneshöhe heraufgearbeitet haben, ihre Stimme, um ihrem Herrn die heimlichen Spaziergänge eines Harun al Raschid zu ersetzen? Das soll zwar, wie man in dem Thron besonders nahe stehenden militärischen Kreisen flüstert, in dem Fall des Civilanzug-Erlasses verspätet geschehen sein und der Kaiser sich für in der Praxis mildere Auffassung des im Wortlaut so strengen Verbots ausgesprochen haben; aber was hilft's? Dann bleibt Alles beim Alten, — mit dem Unterschiede, daß das Offiziercorps zu bewußtem, ungerügt bleibendem Ungehorsam gegen ausdrückliche Befehle seines obersten Vorgesetzten täglich gezwungen wird und daß Jeder, in Folge der Zeitungsnutzen, beim Anblick eines Civil tragenden Offiziers — man erkennt sie bekanntlich sofort — sich sagt: ‚Das ist die berühmte Disziplin unserer Armee.‘ Also Verschlechterung der Disziplin und Verminderung des Prestiges der Offiziercorps ist die Folge solcher impulsiv gegebenen Ordres.“ Diese Auffassung scheint mir sehr richtig. Uebrigens ist seit Neujahr den Offizieren auch verboten, den Kaiser vom Wagen oder von der Droschke aus zu grüßen; sie sind angewiesen, sobald sie den Kaiser sehen, aus dem Wagen zu springen und Honneurs zu machen. Ältere Offiziere lassen seitdem den Kutscher nur in Nothfällen noch durch die Linden fahren.

* * *

Scherls „Tag“ meldete neulich, „der Volksmund sei weise berathen gewesen, als er den Freiherrn von Stumm zum König von Saarabien salbte“. Ein weise berathener Mund ist ungewöhnlich, ein salbender Mund unappetitlich. Uebrigens stammt der Scherz aus den Mandschu-Briefen, in denen der Herausgeber der „Zukunft“ den edlen Si-Hung-Tschang, dem damals die berlinische Plutokratie sub auspiciis des Herrn von Boetticher huldigte, erzählen ließ, im Reichstag sei ein von Ministern umringter Herr ihm als der mächtige König von Saarabien bezeichnet worden, dem Lande, in dessen Erdreich man die berühmtesten Schleifsteine finde. Daß sich das Wort, eben so wie der auch aus der „Zukunft“ stammende „Caprivismus“, eingebürgert hat, wird dem Reichsretter an der Saar unangenehmer sein als mir.

* * *

10396 Orden hat im Lauf des Jahres 1900 der König und Kaiser verliehen. Der für soziale Verdienste gestiftete Wilhelmsorden wurde zweimal, der Orden Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst einmal verliehen.

* * *

Max von Pettenkofer hat sich erschossen. Der große Hygieniker war dreiundachtzig Jahre alt geworden, er fühlte des Geistes Kraft schwinden, glaubte, auf der Erde nichts Nützliches mehr wirken zu können, fürchtete, eines nicht fernem Tages zum Kind oder zum Tollen zu werden, — und machte ein Ende. Das hat, in ähnlicher Bedrängniß, Otto Mittelstaedt gethan. Das thun zu dürfen, war in den letzten Lebensjahren Bismarcks liebster Wunsch. Wie oft seufzte er, der beinahe böß wurde, wenn seine Johanna dem Gesinde Traktätchen zusteckte, über unsere christliche Verzärtelung und über die Last einer Tradition, die ihm diesen Weg zu beschreiten verbot! Die Alten, sagte er, waren vornehmere Leute. Der jüngere Cato, der erst noch im Phaedon las, ehe er sich entleibte. Rein großer Politiker; aber sehr anständig, den Tod der Gnade eines Caesar vorzuziehen. Und Seneca, der Philosoph und Monarchenerzieher, den Intriganten aus der Gunst seines jungen Herrn verdrängt hatten und der sich von dem Ungnädigen nicht richten lassen mochte. Der dachte: Doppelt hält besser; und schnitt sich im erstickenden Dampfbad die Adern auf. Jammervoll, daß man uns diese Freiheit nicht gönnen will. Daß wir, zu nichts mehr nützlich, im Krankenstuhl warten sollen, bis wir nach und nach geistig und körperlich absterben. Einen alten Hund, der sich nur noch so hinschleppt, schleßt man nieder. Aber wir!... Pettenkofer hat es gethan. Mit der weisen Ruhe eines Schülers der Stoa. Mit der unbeirrbaren Logik des naturwissenschaftlich gebildeten Geistes, über den Theologie und Teleologie nichts vermochten. Er hat die Menschen Reinlichkeit gelehrt, ihnen, wo ers vermochte, den Boden gesäubert, hat den Bacillus nicht gefürchtet, den Allerschreckter, fürchtete jetzt nicht den Tod. In seiner Weltanschauung war bis zum letzten Wank Einheit. Er ließ den Mikroben, den nie ganz zu bannenden, Licht und Luft, ließ dem Menschen, der gegen solchen Feindes Wüthen sich selbst unverwundbar machen sollte, das Recht, nach seiner Wahl seinem Leben die Grenze zu setzen. In ernster Stimmung steht jeder Empfindende an diesem Grab. Und durch den Sinn geht ihm wohl Schopenhauers Wort: „So viel ich sehe, sind es allein die monotheistischen, also jüdischen Religionen, deren Bekenner die Selbsttötung als ein Verbrechen betrachten ... Wenn in schweren, grauenhaften Träumen die Bedrängstigung den höchsten Grad erreicht, so bringt eben sie selbst uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verschwinden. Das Selbe geschieht im Traum des Lebens, wenn der höchste Grad der Bedrängstigung uns nöthigt, ihn abzubrechen.“

* * *

In den vom Grafen Hochberg versandten Einladungen zum Subskription-Ball wird um rasche Rücksendung der Listen gebeten, damit die General-Intendantur der Königl. Schauspiele „hiernach eine Billet-Vertheilung entwerfen könne, die weder den Raum noch das für die verschiedenen Stände gegebene Zahlenverhältniß überschreitet.“ Das Ballbillet kostet fünfzehn Mark; es ist also nicht anzunehmen, daß allzu viele Proletarier mit Frauen und Töchtern ins Opernhaus kommen. Trotzdem glaubt die General-Intendantur, von einem „für die verschiedenen Stände gegebenen Zahlenverhältniß“ reden zu sollen. Und die stolzen Bürger mit dem berühmten steifen Rückgrat führen ihre Gesponsen und Sprossen zu einem Fest, auf dem sie nur in einem „gegebenen Zahlenverhältniß“ gebuldet werden.

* * *

Herr Professor Bietsch, der leider nicht nur über decoletirte Damen, sondern noch immer auch über Kunst schreibt, schildert, wohl ohne zu ahnen, was er thut, den Freunden der Tante Bofz sehr anschaulich, wie es auf den bourgeoisen Bällen der „guten Gesellschaft“ zugeht und welche Rolle dabei die gefeierten Poeten spielen. Er erzählt von einem öffentlichen Kostümball, von den Erfolgen des als österreichischen Dragoner verumminten alten Romoedianten Haase und fährt dann in seinem sonderbaren Deutsch fort: „Freilich zeigte sich dem Glattrafirten mit der Gabe des ‚Herzbrechens‘ der bartprangende Dichter der ‚Ehre‘ und der ‚Heimath‘ mindestens gleich reich gesegnet wie dieser glattrasirte Dragoner. Es war höchst amüsant, zu beobachten, wie ihn die jungen Schönen umringten, mit verlangenden und verheißungsvollen Blicken und hold stammelnden Worten um seine Namensunterschrift auf überreichten Postkarten flehten; wie eine gar, das schwarzäugige Gesicht von Entzücken verklärt, das dunkelloedige Köpfchen, es vor dem Angebeteten in verehrender Demuth neigend, ihm als Stehpult oder Unterlage für die mit dem unsterblichen Dichternamen von ihm eigenhändig zu schmückenden Zierrathen freudig darbot. Auch der hünengestaltige Helbensänger Kraus erhielt kaum geringeren Anlaß zur Zufriedenheit mit der Wirkung seiner Persönlichkeit auf junge, gefühlvolle weibliche Seelen. Ueberhaupt gleicht das Verhalten der schöneren, zarteren Hälfte der Gesellschaft dem bei einem Tanz mit ‚Damenwahl‘. Die sonst so zurückhaltenden und kühl bis ans Herz hinan scheinenden wohlerzogenen jungen Frauen und Fräulein werfen an diesem einen Abend und der ihm folgenden Festnacht die sonst selbstverständlichen Zügel und hemmenden Schranken von sich. Sie ergreifen die Initiative; und eine Art Gewohnheitsrecht, von dem sie willig Gebrauch machen, gestattet ihnen, hier sich, ohne Anstoß zu geben und zu nehmen, dem fröhlichen Uebermuth zu überlassen und sich auch einmal, wie sonst nur die Herren von heute, als ‚moderne Menschen‘ zu fühlen und zu benchmen, denen erlaubt ist, was — ihnen — gefällt.“ Das Schauspiel, Herrn Sudermann im Schweiß seines Angesichtes auf Kostümbällen für seine Unsterblichkeit arbeiten zu sehen, findet Herr Bietsch „höchst amüsant“. Hoffentlich liest kein Antisemit den Bericht.

* * *

Der Deutsche Kaiser hat in England nicht nur die im Burenkrieg verwundeten Soldaten besucht: er hat auch dem Lord Roberts den höchsten preussischen Orden — den vom Schwarzen Adler, der als die Ordnung eines Feldherrn- und Ministerlebens gilt — verliehen und sich höchst erfreut über die „Ehre“ ausgesprochen, daß es ihm, als britischem Feldmarschall, vergönnt sei, die selbe Uniform zu tragen wie der Herzog von Wellington und Lord Roberts. Wie die Zeiten und die Anschauungen sich ändern! Eben noch wurde Roberts in der deutschen Presse als ein scheusäliger Barbar hingestellt. Und über Wellington liest man in Treitschkes Deutscher Geschichte: „Was verschlug es ihm, wenn die Bundesgenossen durch seine Schuld eine Schlappe erlitten? Es waren ja doch nur Deutsche; und auf die fremden Nationen, mit denen ihn sein Kriegerleben zusammenführte, hatte er nie Rücksicht genommen, mochten sie nun Hindus, Portugiesen oder Preußen heißen ... Wellington sprach mit unerquidlichem Hochmuth von seinem wahrlich bescheidenem Siege; ‚wir haben geschlagen, die Preußen sind geschlagen‘, wiederholte er mehrfach. Er fand kein Wort der Dankbarkeit für die Preußen, deren uneigennützigte Aufopferung ihm doch allein die Annahme des Gefechtes bei Quatrebras ermöglicht hatte ... Wellington ging auf den schönen

Gedanken (die Schlacht nach dem Hof La Belle Alliance zu nennen), der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerthe Hilfe gebracht hätten . . . Wellington vollendete unterdessen einen Meisterstreich britischer Diplomatie, der dem gewandtesten Londoner Stockjobber zur Ehre gereichte.“ Er ließ nämlich, noch ehe die zum Befreiungskrieg verbündeten drei Monarchen in Paris eintrafen, den Bourbonen in die Tuileries einziehen und „vereitelte dadurch die gerechten Forderungen der deutschen Nation“. Ohne Wellingtons Intervention, meint Treitschke, hätte Deutschland schon im pariser Novembefrieden Elsaß-Lothringen zurückgehalten. „Die Abtrennung von Elsaß-Lothringen war möglich, wenn die Allirten sich zunächst unter sich einigten und dann den Bourbonen in das verkleinerte Königreich zurückriefen; sie war unerreichbar, wenn man darüber mit einem befreundeten König verhandeln mußte. Mit gutem Grund klagte Hardenberg, das eigenmächtige Verfahren der Briten habe die Koalition in einen ‚amphibischen Zustand‘ versetzt.“ Es mag danach zweifelhaft sein, ob, wie der Kaiser annimmt, das „Kompliment“, das dem höchsten deutschen Kriegsherrn ermöglicht, die selbe Uniform wie Wellington und Roberts zu tragen, von der „Armee höchlich gewürdigt werden wird.“ Aus der politisch bedeutamen Zeit der englischen Trauerfesttage sind nur zwei Meldungen noch nachzutragen. Eine aus dem höfischen Kleinen Journal: „Der londoner Financier Sir Ernest Cassel (deutscher Abkunft, später in England geabelt) wurde nach Windsor befohlen, wo der Kaiser sich mit ihm im Park erging.“ Zweitens: Lord Roberts ist zu den Kaisermandövern nach Ostpreußen eingeladen und auch Eduard der Siebente kommt nächstens nach Deutschland. Daß der König von England seine totkranke Schwester besucht, ist selbstverständlich. Er aber und sein Feldmarschall würden sich täuschen, wenn sie etwa erwarteten, bei ihrem Besuch von deutschen Menschen mit Jubelrufen begrüßt zu werden.

* * *

Dem Herrenhaus ist „der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Ergänzung der Gesetze über die Errichtung von Marksteinen“ zugegangen. Sollte es nicht möglich sein, auch durch ein Reichsgesetz die in den letzten Jahren streitig gewordene Frage zu entscheiden, wer im Deutschen Reich Marksteine zu errichten hat?



Hette Guilbert.

Heinrich Heine hatte in sentimentaler Stimmung beseufzt, daß er über die Baudevillegrisetten nicht lachen könne, weil er immer daran denken müsse, wo solche Schwänke in der Wirklichkeit enden: in den Gassen der Prostitution, in den Hospitalsälen von Saint-Lazare, auf den Tischen der Ana-

tomen. Das Klang 1837. wahrscheinlich sehr komisch und Niemand hätte damals geglaubt, daß aus solchen Narrenlaunen einmal ein Genre entstehen könnte. Aber die Bourgeoisie wurde älter und trübfuniger und eines Tages regte sich ein neues, schwächliches, müdes und mitleidiges Geschlecht, dessen einzige Freude noch war, Werthe abzuklopfen und das Innere des Spielzeuges von gestern mit prüfendem Finger zu durchwühlen. Die sonderbaren Heiligen aus diesem Geschlecht verzichteten nicht etwa auf solches Spielzeug — durchaus nicht —, aber sie waren stets bereit, nach der Benutzung heiße Thränen über das Schicksal des armen Lustobjektes zu vergießen. Sie nahmen die Dirnen-dienste willig an, sprachen dann aber also zu den Mißbrauchten: Ihr Aermsten endet in den Gassen, im Hospital, auf den Tischen der Anatomen; und Das ist die Folge eines fluchwürdigen Gesellschaftszustandes. Es fanden sich Dichter für diese Decadencegefühle, Ekdichter natürlich, die das große Mitleiden der Dickens und Dostojewskij für den Kleinverlehr aushöferten, die sozialistische Weltstimmung kam hinzu, — und das Genre Yvette Guilbert wurde Mode. Eine kluge Sängerin, ganz einfach gekleidet, ohne Schmuck, die mit vollendeter Kunst und mit wehmüthig nasalem Ton den Jammer der Prostituirten und ihrer Zuhälter singt: Das war neu, war gräßlich „zeitgemäß“, die liebe Note fehlte bei Yvette natürlich auch nicht und ganz besonders prickelte noch der Gedanke, daß die schluchzende Artistin mit Hunderttausenden auf dem Goldminenmarkt engagirt war. Der Kapitalist, der vor Kapitalisten über die irdische Noth der Elenden und über das Weh der schwachen Geschöpfe, die er für seine Luste doch braucht und weiter zu brauchen entschlossen ist, bitterliche Zähren vergießt: Das ist das vorläufig letzte Bild aus der populären Ecke der französischen Literatur . . . Vor sechs Jahren, als der Besuch der Frau Anna Judic den Anlaß bot, der französischen Volkskunst, der *gaya scienza*, die unter den lustigen Meßzelten einst entstand, ein Bißchen nachzustöbern, schrieb ich diese Zeilen. Wie froh bin ich heute, daß ich zum Ruhm der Frau Guilbert nicht höhere Töne anschlug, der damals so laut gepriesenen *divette Yvette*! Die Versuchung war groß. Sehr feine Franzosen hatten sie gelobt; und als ich zum ersten Male den Stern sah, der von Belgien her über den Nachthimmel gezogen war und lange leuchtend über den *Büttes Sacrées* von Montmartre stand, war ich, wie Alle, von seinem Glanz geblendet. Eine sehr schlanke, sehr hoch aufgeschossene Dame mit unregelmäßigen Zügen, rothem Haar und lebhaften, listigen Augen. Weißes Kleid, schwarze *Mitaine*-Seidenhandschuhe bis zur Schulter. Eine, die „anders“ war als sonst die *Tingeltangelköniginnen*. Sie sang auch andere Sachen. Soziale Satire von der äußersten Frechheit. Maurice Donnay hatte ihr *Les vierges* und *Les vieux messieurs* gedichtet. Da höhnte sie allerliebste die unschuldig scheinenden Engel, die thun, als glaubten sie noch an den Klapperstorch, und dabei bis auf Eins Alles gewähren, *tout, mais pas ça*,

und wurde schon wilder, wenn sie von den alten Perlen sprach, die auf den Boulevards den kleinen Ladenmädchen nachbirschen. Ihr Bestes aber gab sie in den Liedern von Kanroff und Jules Jouy. Ihre Soularde war beinahe groß und ihre Pierreuse von fast erhabener Schensfähigkeit. Sie hatte da einen Pfiff, den Pfiff, mit dem die Prostituirten einander vor dem Schutzmann warnen, die Zuhälter andere Gildenbrüder herbeilocken. Das gellte durch Markt und Wein. Und mit wundervoller Anschaulichkeit beschrieb sie, wie die arme Strichgängerin ihren petit homme, der sie gewiß oft braun und blau geschlagen hat, hinrichten sieht. Das wirkte, im Vorstadtargot, wie der Ausdruck einer starken Persönlichkeit. Zola und Antoine hatten uns abgehärtet und die Guilbert wurde als Exponentin des Naturalismus gefeiert, der nun sogar die Singspielhallen erobert habe. Jetzt ist sie wieder bei uns. Im Metropol-Theater tritt sie auf. Vorher quälten sich arme Komödianten, die leuchten, um komisch zu wirken, redlich mit einer Cirkuspoffe ab. Es ist zum Weinen. Das wäre vor zehn Jahren im berliner Westen noch nicht möglich gewesen. Im letzten „Bild“ die übliche Parade feister Mädchenschentel in schlecht abgetönten Tricots. Neben mir saß eine Dame aus dem gallischen Sprachgebiet, die ganz entsetzt, ganz verstört vor sich hinstarrte. Der Platz kostete sieben Mark. Und es gab Leute, die klatschten. Nun kam Yoette. Endlich! Erste Enttäuschung: sie ist dick geworden. Das sollte eigentlich nur die Leser des Börsencouriers interessieren. Hier aber ist's wichtig. Das Beste, was die Guilbert früher zu geben hatte, war der Ausdruck nervöser Erregtheit und proletarischer Wuth. Das paßt nicht für eine dicke Dame. Die hat keinen Ton für eine auf dem Pflaster verkommene Säuferin, eine gehezte Hure, eine Proletarierin, deren schriller Hornruf die schmutzige Bande in den Palästen beschimpft. Sie singt diese Sachen auch nicht mehr. Bérangers Großmutterlied; recht nett und grazios, aber nicht besser als andere pariser Chansonfängerinnen, deren Name nicht über Montmartre hinausbringt. Richepins gräuliche Verhuzung eines bretonischen Volksliedes von des Mutterherzens Liebe, die stärker ist als der Tod, die den Tod überlebt; mit einem Aufwand von Geberden, Grimassen und Kehlkopfkünsten, als sei sie bei Marie Laurent, der großen Melodramenspielerin, in die Schule gegangen. Sehr wirksam natürlich, aber sehr unnatürlich, sehr unfein; wo ist die alte Yoette, deren stärkster Reiz die phrasenlose Schlichtheit war? In der Légende de Saint-Nicolas zeigt sie sich fünf Minuten lang. Eine kleine, himmlisch dumme Geschichte im Stil der Noëls von Maurice Bouchor. Drei Kinder haben sich beim Aehrenlesen verspätet und suchen beim Dorfschlächter für die Nacht Unterschlupf. Den lockt das zarte Fleisch der Kindlein: er schlachtet und pökelet sie. Aber Sault Nidel ist in der Nähe. Der braucht nur drei Finger zu reden und das kleine Volk ist wieder auf munteren Beinchen und weiß nicht einmal, was ihm geschah, hat gar noch

lieblich vom Paradiese geträumt. Das macht die Guilbert mit weifester Anmuth. Reiz und Klug, wie der Legendengeist es verlangt. Sehr hübsch ist namentlich die bedächtige, ein Bischofen eitle Würde des heiligen Mannes, dem sie den feierlich tänzelnden Greisenschritt eines Oberhofmarschalls giebt. Dann aber wird es Nacht. Kein Stern ist mehr zu sehen. Das Couplet eines vom Wein erheiterten Jüngferchens, das Unsinn stammelt; die lustig schielende Odette Dulac in Fursys Bolte würde es geistreicher vortragen. Eine unsäglich alb.rue Parodie auf die Barrisons; hier sinkt die Vortragskunst auf das Niveau der talentvollen Nichte herab, die an Bolterabenden, zum Staunen der Gäste, von Tantes Gnade losgelassen wird; Dilettantismus, der ohne den Nimbus des Namens nicht für den Wintergarten genügen würde; dessen Publikum hat die Fougère mit kederen Karikaturen verhöhnt. Schließlich, als Zugabe, das grobe Lied von einer lachenden Wittwe, die des Heuchelns müde ist und auf dem frischen Grab ihres Quälers in hellen Jubel ausbricht; wieder ein großer Aufwand an Geberden, Gesichtsverzerrungen und Stimmkünsteleien, als säßen wir plötzlich im Ambigu. Muß denn aller Naturalismus im Melodramatischen enden? Schade. Frau Guilbert macht ihre Sache ja noch immer gut. Sie hat die große Tradition, die in langjähriger Übung erworbene Routine und die Sprachtechnik, die ihr einst den Namen der grande diseuse eintrug. Lang ist's her. Die Stimme, von der nur rauhe Reste erhalten sind, würde man nicht vermiffen; aber der Reiz der Persönlichkeit ist dahin und ich begreife jetzt, daß die Pariser den alternden Liebling von früher nicht mehr sehen mögen. Remaltre zog ihr schon lange die frischere, weniger stilisirende Balthy vor und jetzt herrscht im Reich der Chansons die Polaire, ein merkwürdiges, spindeldürres Weib, das sich einen assyrischen Kopf macht und mit der grotesken Leidenschaft einer eben vom Bloßberg kommenden Hexe wüfte Boten singt, — Boten, wie selbst in Lutetias Mauern kaum noch ein Menschenohr solche vernahm. Nette möchte um jeden Preis die Gunst der Pariser zurückgewinnen; sie fleht Guyssmans um Legenden fürs Tingeltangel und versucht sich an Baudelaires tränklichen Liedern. Ob's ihr mit dem Neuen, nie Dagewesenen glücken wird? Einstweilen ist sie qualité d'exportation geworden. Sie zieht als Virtuosiin umher und muß, vor Hörern, die ihre Sprache nicht verstehen, mit plumpen Mitteln Wirkung erstreben. Die Mode der gigolos und gigolettes ist vorbei, die behende, lacertenhaft muntere Méaly gilt an der Seine jetzt mehr als die divette von 1890, historische und romantische haben die naturalistischen Stücke von den Bühnen verdrängt und sogar die sechzigjährige Judic darf wieder, wie einst im Mai der dritten Republik, Niniche singen. Die Gilbert aber ist vieux jeu. Und die Pariser werden lächeln, wenn sie jetzt im Figaro lesen, daß auch dieser ramponirte Ruhm die guten Berliner noch in Rausche festtäglichen Entzückens versetzt. M. S.



Berlin, den 23. Februar 1901.

Moritz Levy.

König, die armselige westpreussische Kreisstadt, hat am Abend des sechszehnten Februartages ein die Gemüther der Mehrheit froh stimmendes Volksfest erlebt. Ein Mensch war verurtheilt worden, vier Jahre lang im Zuchthaus zu faulen und, wenn er lebendig herauskommt, vier weitere Jahre der bürgerlichen Ehrenrechte beraubt zu sein; ein junger, noch nicht dreißigjähriger, bisher unbescholtener Mensch. Und seine Mitmenschen jubelten. Als der Verurtheilte heulend zusammensank, lachten sie laut; als er abgeführt wurde, riefen sie ihm zu, man sei noch zu mild mit ihm verfahren, viel zu mild, denn eigentlich habe er zwanzig Jahre Zuchthaus verdient. Die so thaten, waren Christen und gewiß nicht weniger fromm als der Vorsitzende und der Staatsanwalt, die den lieben Gott recht häufig in den Schwurgerichtssaal bemühten. Doch stärker als das mitleidige Regung heischende Christengefühl war in ihnen wohl der Haß gegen den Missethäter. Der war früher zwar im Städtchen beliebt gewesen. Eines jüdischen Schlächtermeisters Sohn, der dem Vater als Geselle half, beim Bierstat seinen Mann stand, durch gefellige Talente in der Kneipe und am Familientisch sich hervorthat und von den Mädchen, auch den rein arischen, recht gern gesehen ward. Diese behagliche Stellung verlor er erst nach der Ermordung des Gymnasiasten Ernst Winter. Auf die Schlächterfamilie Levy wurde seitdem mit anklagendem Finger gewiesen; sie habe, hieß es, Ernst Winter in ihren Fleischkeller gelockt und, um sich Christenblut zu verschaffen, nach allen Regeln des Ritus geschächtet. Und als nun in einem der königlichen Prozesse Moritz

Levy als Zeuge vernommen und gefragt wurde, ob er Winter gekannt habe, da schwor er: Nein, ich habe ihn nicht gekannt. Noch zweimal wurde er unter dem Eide danach gefragt; immer wiederholte er: Nein; es ist nicht unmöglich, daß ich mit ihm, wie mit vielen Gymnasiasten, mal gesprochen habe, bewußt aber habe ich ihn nicht gekannt. Der Schlächtergeselle wurde verhaftet, des dreifachen Meineides angeklagt und von den Geschworenen nach ganz kurzer Berathung schuldig gesprochen. Am Liebsten hätten die Koniker illuminirt. Vielleicht thaten-sies nur nicht, weil der Gerichtshof nicht auf das höchste zulässige Strafmaß erkannt hatte.

Die Berichte über die Hauptverhandlung waren lesenswerth. Ein Kulturbild und ein Bild deutscher forensischer Sitten am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. In Konitz scheint den Gymnasiasten der Studentenrang eingeräumt zu sein. Da werden diese Knaben in Wirthshäuser mitgenommen, zum Bier und zum Kartenspiel, da bändeln sie mit unbescholtenen und bescholtenen Mädchen an und Niemand wundert sich, wenn er hört, daß Tertianer oder Untersekundaner in Grüppchen allabendlich die Thür eines Nähmaschinengeschäftes belagern, wo ein auffallend hübsches Ladenfräulein angestellt ist. Dieser Heldenchaar Flügelmann war Ernst Winter. Der körperlich sehr entwickelte, geistig zurückgebliebene Schüler soll mit Christen- und Judenmädchen geschlechtlich verkehrt haben und den paar Winkelprostituirten der Kreisstadt ein guter Kunde gewesen sein; sicher ist, daß er die Gewohnheit hatte, ein sittenpolizeilich kontrolirtes Frauenzimmer auf der Straße zuerst zu grüßen. Wäre er lebend irgend eines Vergehens beschuldigt worden, dann hätte der Ankläger ihn wahrscheinlich einen faulen, lüderlichen, moralisch verkommenen Burschen genannt, der auf seines ehrbaren Vaters greises Haupt Schmach und Schande häufe. Nun ist er tot; und nun tauchte im Plaidoyer sein Schatten als der eines „unschuldigen Jünglings“ auf. Dieses Plaidoyer war überhaupt merkwürdig. Die Preußenfeier und der Hohe Orden vom Schwarzen Adler wurde darin erwähnt; Lord Roberts nicht, aber um so öfter der Herrgott. Auch von sich selbst sprach der Erste Staatsanwalt ungewöhnlich viel. „Was in meinen bescheidenen Kräften steht, will ich versuchen, um dieses Verbrechen aufzuklären.“ „Ich bin ein völlig unparteiischer Mann und decke diese Dinge auf, gleichviel, ob sie von jüdischer oder von der entgegengesetzten Seite kommen.“ „Ich führe eine kühne Sprache und weiß genau, daß ich alle möglichen Angriffe zu gewärtigen habe.“ „Ich führe den Kampf mit regulären Waffen, nicht gemeinsam mit jenen Schlachtenbummlern.“ „Die gegen mich und die Behörde gerichteten

Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen mögen, weise ich zurück.“ „Ein königlich preussischer Staatsanwalt kennt keine Furcht“. Und so weiter. Kein Wort streift die dem Angeklagten günstigen Ergebnisse der Beweisaufnahme; der Staatsanwalt muß sie also für unerheblich halten. Auch der Vorsitzende verbirgt nicht, daß er in Levy einen Schuldigen, schon Ueberführten sieht. Es ist der selbe Landgerichtsdirektor, der den jetzt Angeklagten als Zeugen verhaften ließ. Er hält die Vertheidiger fest im Zügel. Von ihrem Frage-recht dürfen sie nur den allerbescheidensten Gebrauch machen und jedes auf Wahrnehmungen, Eindrücke und Kritik deutende Wort wird ihnen als „nicht hierher gehörige Deduktion“ abgeschnitten. Der Vorsitzende aber läßt die vor ihm sitzenden Laienrichter seine Eindrücke deutlich sehen. Dreier Zeuginnen Aussagen sind nicht zu vereinen. Zwei Judenfräulein beschwören, sie seien nie mit Winter und Levy zusammengewesen; ein christliches Dienstmädchen beschwört, es habe Winter und Levy in der Gesellschaft der beiden Jüdinnen gesehen. Alle Drei bleiben unerschütterlich bei ihren Aussagen. Schließlich fragt der Vorsitzende die Christin — nur sie —, ob sie unter Anrufung des allmächtigen und allwissenden Gottes noch immer behaupten könne, die Wahrheit gesagt zu haben. Antwort: Ja. Wirkung auf die Geschworenen: der im Saal höchste Richter hält die Aussagen der Jüdinnen für unglaubhaft. Winters bester Freund, der Gymnastast Hans Boeck, wird vernommen und bekundet, er habe nie irgend einen Verkehr zwischen Winter und Levy gesehen, Winter habe ihm, trotzdem sie Levy sehr oft trafen, auch nie angedeutet, daß er den Schlächtergesellen kenne. Dieses Zeugniß eines christlichen Schülers, einer der „unbefangenen kindlichen Seelen ohne Falch“, auf deren Bekundungen der Staatsanwalt das Hauptgewicht legen möchte, ist der Anklage ungünstig. Der Staatsanwalt erhebt sich und fragt: „Können Sie bestimmt behaupten, daß Sie Winter und den Angeklagten niemals zusammen gesehen haben, oder wollen Sie sagen, daß Sie sich nicht daran erinnern?“ Der Schüler, der eben ganz bestimmt ausgesagt hatte, wird schon ein Bißchen ängstlich, antwortet aber noch, er halte für ausgeschlossen, daß er jemals Winter mit dem Angeklagten zusammen gesehen habe. Wieder fordert der Staatsanwalt eine ganz bestimmte Antwort, diesmal in schärferem Ton. Durch das Hirn des verschüchterten Schülers zuckt der Gedanke, was aus ihm werden solle, wenn morgen vielleicht zehn, zwanzig Zeugen beschwören, sie hätten ihn im Verkehr mit Winter und Levy gesehen. Er sagt nun: „Ich erinnere mich nicht mehr.“ Das ist bequemer, ist ungefährlich. Und nun resumirt der Vorsitzende: „Sie sagen also, Sie haben

einen Verkehr zwischen Winter und Levy nicht wahrgenommen, geben aber die Möglichkeit eines solchen Verkehrs zu?" Antwort: „Jawohl“. Jeder gewissenhafte Mensch müßte diese Möglichkeit zugeben. Die wichtige, dem Angeklagten anfangs höchst günstige Aussage des dem Ermordeten befreundeten Zeugen ist aber für den Entlastungsbeweis nicht mehr zu brauchen. Als ein großer Theil der Belastungszeugen aufmarschirt ist, fragt der Vorsitzende den Angeklagten, ob er unter dem Eindruck so vieler einwandfreien Zeugenaussagen nicht lieber ein offenes Geständniß ablegen wolle. Wirkung auf die Geschworenen: der Vorsitzende sieht den Schuldbeweis als geführt an.

Friedrich Hebbel schrieb einmal in sein Tagebuch: „Indem ich eben im Neuen Pitaval die Gräuelgeschichte vom Magister Tinius lese, drängt sich mir eine Betrachtung auf, die der Kriminalist, wie mir scheint, kaum genug beherzigen kann. Wie viel hängt bei solchen Prozessen von den Zeugenaussagen ab, — und bei den Zeugenaussagen wie viel von genauer Ermittlung und Feststellung solcher Dinge, über die vielleicht kein Mensch in Wahrheit etwas Bestimmtes anzugeben vermag! Wenn ich nun zum Beispiel über eine einzige der vielen Personen, mit denen ich auf meiner letzten Reise zusammenkam, ja, über einen meiner intimsten Freunde angeben sollte, zu welcher Zeit an einem gewissen Tage ich ihn gesehen habe, wie er bekleidet gewesen sei, und Aehnliches mehr: ich würde unfähig sein, es zu thun. Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!“ Solche Strupel und Zweifel plagen die guten Königer nicht, weder Richter noch Laien. Ein Eid ist ihnen ein Eid und ihr Gedächtniß leistet mehr als das des Dichters der Nibelungen. Ernst Winter ist fast ein Jahr schon tot. Noch heute aber können einunddreißig Zeugen, Schüler, Lehrlinge, Handwerker, Nachtwächter, höhere Töchter, Dienstmädchen und Dirnen, beschwören, daß sie an dem und dem Tage um die und die Stunde den Gymnasiasten, der damals doch keine interessirende Persönlichkeit war, im Gespräch mit dem Schlächtergesellen gesehen haben. Kein Freund und kein Lehrer Winters weiß von solchem Verkehr, keiner hat je nur davon gehört, doch jeder muß die „Möglichkeit“ zugeben. Und die Zeugen sind standhaft. Zwar haben sie anfangs, als sie von Kriminalkommissaren vernommen wurden, nichts von dem Verkehr gewußt; jetzt aber erinnern sie sich. Zwar giebt es in Konig drei junge Leute, die Winter ähneln; aber die Zeugen sind doch nicht blind und ein Irrthum ist bei ihnen ganz ausgeschlossen. Zwar hat ein Gymnasialprofessor mit eigenen Ohren gehört, wie die Hauptzeugin auf offener Straße zu einem Bekannten sagte: „Wir müssen Moriz Levy meineidig

machen.“ Das war aber nur Mädchengeschwätz. Ein Eid ist ein Eid; und wenn zwei Menschen über die selbe Thatsache unter dem Eid verschieden aussagen, muß Einer einen Meineid geschworen haben. Das sei nicht nöthig? Jeder von Beiden könne seine Aussage in gutem Glauben beschworen haben? Und man müsse auch die Macht der Suggestion und das Walten der Phantasie wägen, namentlich in einer Stadt, wo zwei Fanatismen aufeinanderstießen und nur Wenige sich die ruhige Klarheit des Auges bewahrten? Unfinn! Mit solchen modernen Schrullen haben wir nichts zu thun. Es giebt nur eine Wahrheit und nur einen allwissenden, allmächtigen, allgütigen Gott. Zu Dem beten wir. Dem müssen wir helfen, damit der Verbrecher endlich gefaßt und bestraft wird. Wir sind überzeugt, daß Moriz Levy, wenn er nicht selbst der Mörder war, dem Mörder Beihilfe geleistet hat. Und diese Ueberzeugung hat unser Gedächtniß so gestärkt, daß wir uns jetzt ganz genau erinnern, Winters Verkehr mit Levy gesehen zu haben . . . „Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!“

Es ist möglich, daß der Schlächtergeselle dreimal einen Meineid geschworen hat. Er und sein Vater war von den koniger Judenfeinden des Mordes beschuldigt worden. Moriz konnte sich sagen: Gebe ich überhaupt zu, daß ich Winter kannte, dann bin ich, ist mein Vater verloren; dann schlagen die zornigen Christen uns auf offener Straße tot; oder, im besseren Fall, wird vor Gericht von uns der Beweis verlangt, daß wir Winter nicht ermordet haben. So schwor er zum ersten Male. Trieb ihn zur strafbaren Handlung dann nicht „eine unwiderstehliche Gewalt oder eine Drohung, die mit einer gegenwärtigen, auf andere Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib und Leben seiner selbst oder eines Angehörigen verbunden war“, und mußte er deshalb, nach dem zweiundfünfzigsten Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches, nicht straflos bleiben? Als er zum zweiten und dritten Mal schwor, war er durch den ersten Eid gebunden. So kann es gewesen sein; daß es so gewesen ist: dafür geben die Aussagen der einunddreißig Zeugen dem modernen Kriminalisten nicht die geringste Gewähr. Wo aber sind diese modernen Kriminalisten? Sie schreiben dicke Lehrbücher, deuten den Studenten das geltende Recht and merken gar nicht, daß die Strafrechtspflege jeden Zusammenhang mit der Wissenschaft und der Weltanschauung unserer Tage verloren hat. Wenn sie, statt am Schreibtisch zu sitzen, in die Gerichtssäle gingen und hörten, wie „thatsächlich festgestellt“, argumentirt und judizirt wird, dann würden sie ihres Lebens Ziel nur in der Erfüllung der einen Forderung noch sehen: die Gerechtigkeitspflege möge auf völlig neue Fundamente gestellt werden.

Reichstagsstenogramm. *)

Abgeordneter Wolfgang Heine (Sozialdemokrat): Eine Aeußerung des Herrn Staatssekretärs erfordert noch ein Eingehen meinerseits. Der Herr Staatssekretär hat es nämlich für nöthig gehalten, hier mit großer Emphase die Unabhängigkeit unserer Richter zu betonen. Ja, wenn wir unsere Gesetze ansehen und die Stellung, die den Richtern danach eingeräumt ist, und die Menge von Kautelen, die gegeben sind, um sie vor Beeinflussung zu schützen, dann muß man sagen: sie können vollkommen unabhängig sein und kein Richter braucht um äußerer Vortheile willen, um Karriere zu machen, eine Entscheidung zu fällen, die nicht richtig ist. Nöthig hats Niemand, Jeder kann Widerstand leisten und ich verlenne auch gar nicht, daß eine große Reihe von Urtheilen, ja, ich will sagen, die meisten — die große Mehrzahl der Urtheile kommt hier natürlich überhaupt nicht in Betracht — vollständig ohne jede Beeinflussung vor sich gehen; aber vollständig unabhängig ist die Justiz bei uns doch nicht, völlig unabhängig sind unsere Gerichte nicht; und sie sind da nicht unabhängig, wo schon in der Natur der Sache ein Druck liegt oder auf sie von oben her geübt wird, vor allen Dingen nicht in den Majestätbeleidigungsprozessen. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.)

Ich habe nicht die Absicht, Ihnen hier alle die falschen Urtheile, die in dieser Beziehung in den letzten Jahren gefällt worden sind, vorzuführen. Nur mit wenigen Worten muß ich auf ein paar Fälle eingehen. In Erfurt ist am zweiundzwanzigsten März 1898 ein Redakteur wegen Majestätbeleidigung verurtheilt worden, weil er Folgendes geschrieben hatte:

Der sozialdemokratische Antrag

— nämlich der auf Aufhebung des Majestätbeleidigungsparagraphen —

will also nur den unerhörten Zustand beseitigen, daß ein Monarch fortgesetzt durch Angriffe auf einzelne Personen, ganze Parteien und parlamentarische Mehrheiten zu Gegenäußerungen geradezu herausfordert, aus dem dann strebsame Staatsanwälte immer und immer wieder, auch bei mildester und vorsichtigster Ausdrucksweise, den Strick zu einem Majestätbeleidigungsprozeß zu drehen versuchen.

Dieser „Zustand“ ist also als „unerhört“ bezeichnet worden und darauf hat das erfurter Gericht gesagt, darin läge eine Majestätbeleidigung; denn

*) Wörtliche Wiedergabe des amtlichen stenographischen Berichtes über die Majestätbeleidigung-Debatte des Deutschen Reichstages (dreiundvierzigste Sitzung vom siebenten Februar 1901).

dadurch, daß diese gesetzlichen Zustände als unerhört erklärt würden, werde auch der Zustand, daß ein Monarch, Das heißt: der Kaiser, durch die Angriffe auf einzelne Personen ganze Parteien und parlamentarische Mehrheiten zu Gegenäußerungen herausfordere, ebenfalls als unerhört erklärt; und Das sei eine Majestätsbeleidigung. Dieser Schlußfolgerung wird man auch mit dem schärfsten Denken nicht nachkommen können. Sie supponirt einfach den Zustand und verwechselt die Kritik des durch das Gesetz geschaffenen Zustandes mit der der Person und erklärt diese Kritik dann für strafbar. Daß die dort genannte Persönlichkeit Angriffe auf einzelne Personen, ganze Parteien und parlamentarische Mehrheiten gerichtet hat, ist ja wohl notorisch.

Dieser Redakteur kam damals mit zwei Monaten Gefängniß davon; ein anderer, in Magdeburg, wurde wegen des selben Artikels zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Bei der Strafkammer des Amtsgerichts in Brandenburg wurde ein Redakteur, der ebenfalls wegen des selben Artikels angeklagt war, freigesprochen; das Reichsgericht bestätigte alle drei Urtheile. (Heiterkeit links.) Also in Brandenburg war der Artikel straffrei und in Magdeburg und Erfurt war er strafbar. Daß das Reichsgericht diese einander widersprechenden Urtheile bestätigte, war die Folge der Art, wie unser Revisionsrechtsmittel eingerichtet ist. Während nämlich das Gericht in Brandenburg erklärt hatte, es stelle als nicht erwiesen fest, daß der Angeklagte mit dem Worte „unerhört“ den Kaiser selbst beleidigen wollte, sagten die Gerichte in Erfurt und Magdeburg: Wir stellen fest, daß der Angeklagte sich bewußt gewesen ist, den Kaiser zu beleidigen, daß er Das auch gewollt hat und wenigstens eventuell in seinen Willen mit aufgenommen hat, wie die schöne Formel jetzt immer lautet. Darauf konnte das Reichsgericht nicht anders, als sowohl das freisprechende wie das verurtheilende Erkenntniß zu bestätigen. Daß eine derartige Divergenz der Entscheidungen und dieser Zustand, daß an dem einen Orte Das strafbar, an dem anderen Das straflos ist, nicht dazu beiträgt, Achtung vor der Justiz zu erwecken, wird Ihnen wohl klar sein.

Das selbe Gericht in Erfurt hat aber im vergangenen Jahre auch noch ein ähnliches Urtheil gefällt. Die selbe Zeitung, die „Thüringische Tribüne“, hatte einen Witz aus dem „Süddeutschen Postillon“ abgedruckt. Der lautete:

Der Menschenfreund. Bergwerksdirektor:

Sie sind also Ihrer Sache ganz sicher, daß alle Verschütteten tot sind.

Ingenieur:

Ganz sicher; was nicht sofort erschlagen wurde, ist erstickt.

Bergwerksdirektor:

Gut, dann setzen wir einen Preis von hundert Mark aus für Jeden, der lebend aus dem Schacht befördert wird. So Etwas macht sich immer gut nach außen.

Unmittelbar darauf folgt ein weiterer Witz über Kapitalistenhumanität, der eben so die Gesinnung eines kapitalistischen Unternehmers wiedergab. Da hat das Landgericht in Erfurt gesagt: „Menschenfreund“, „Preis von hundert Mark“: Das soll der Kaiser sein; und hat in der That festgestellt, daß der Angeklagte das Bewußtsein gehabt hätte, der Witz ginge auf Seine Majestät den Kaiser, und daß der Angeklagte diese Auffassung gewollt oder mindestens eventuell in seinen Willen aufgenommen hätte, daß Andere den Scherz so verständen. Vergebens hat der Angeklagte den Beweis dafür angeboten, daß er sich in seinem Blatt zu der Zeit, wo die Sache mit der Auslobung von tausend Taeln pro Kopf vorgekommen war, jeglicher Kritik darüber enthalten habe. Inzwischen waren noch dazu Wochen ins Land gegangen. Das Gericht aber hat darauf keine Rücksicht genommen, es ist dabei geblieben: „Bergwerksdirektor“ „hundert Mark“ „Preis“, — Das muß der Kaiser sein und kein Anderer. Eine derartige Justiz, eine derartige Feststellung von Majestätbeleidigungen grenzen selber an eine Majestätbeleidigung. (Sehr richtig! links.) Der arme Teufel von Redakteur in Erfurt ist für diesen Scherz, der, selbst wenn man ihn als auf den Kaiser gerichtet ansehen wollte, wirklich etwas harmlos war, mit einem Jahre Gefängniß bestraft worden. (Hört! Hört!) Diese Kammer will offenbar den Ruhm erwerben, das Blutgericht in Deutschland zu sein.

Wenn diese beiden Urtheile, die ich eben erwähnt habe, trotz den traurigen Folgen, die sie für die Betheiligten hatten, nicht eines gewissen scherzhaften Beigeschmacks entbehren, so gilt Das nicht von der letzten Entscheidung, die ich hier erwähnen will, von dem Urtheil gegen den Schriftsteller Maximilian Harden, das hier in Berlin am achten Oktober gefällt worden ist. Dies Urtheil, das nicht einen Parteigenossen von mir betrifft, das einen Mann betrifft, zu dem ich weder persönliche noch politische Beziehungen habe, der meine Partei oft in der heftigsten Weise und in einer Weise, die uns durchaus nicht immer gefallen hat, angegriffen hat, — dieses Urtheil erwähne ich hier lediglich, weil mein Gefühl empört worden ist durch die Art, wie dieses Urtheil mit dem Recht der freien Meinungsäußerung, mit dem Recht auf Wahrheit und Gerechtigkeit umgeht.

Harden hatte in der „Zukunft“ am zehnten August vorigen Jahres einen Artikel geschrieben, mit der Ueberschrift „Der Kampf mit dem Drachen“. Es war nach der bekannten sogenannten „Hunnenrede“ und der Artikel wird wahrscheinlich den Meisten von Ihnen gegenwärtig sein. Ich will mich nicht darüber verbreiten, daß dieser Artikel meines Erachtens von einem höchst monarchischen Standpunkt aus geschrieben war; denn ich bin für diese Sache vielleicht nicht kompetenter Sachverständiger. Aber es handelt sich hier auch nur um die Untersuchung, wie auf diesen Artikel das Gesetz angewendet

worden ist. In dem Artikel findet sich eine Stelle, die lautete — wenn ich sie verlesen darf —:

Junge Männer, hinter denen die Beschwerden einer langen Seefahrt liegen und deren Hirn von dem Gräuelruf chinesischer Grausamkeit erfüllt ist, werden im Rausch der Schlacht gewiß nicht zu mild verfahren; es ist nicht nöthig, schon vorher von höchster Stelle ihnen einzuschärfen, daß die deutsche Sittlichkeit und die deutschen Kriegsartikel für diesen Kampf nicht zu gelten haben.

In der Berufung auf die deutsche Sittlichkeit und die deutschen Kriegsartikel, in dieser gewiß außerordentlich milden und achtungvollen Kritik der kaiserlichen Rede hat das berliner Landgericht eine Majestätbeleidigung gesehen.

Weiter heißt es an einer anderen Stelle des Artikels:

So unwisperm Schwärmer und schlaue Spekulanten den Herrn und es ist nur natürlich, daß er, der die wahren Lehren der Geschichte und des bedrängten Lebens nicht kennt und nicht kennen kann, solcher lockenden Rede glaubt.

Davon sagt das Gericht: Das ist eine Majestätbeleidigung; und es begründet Dies wörtlich:

Wenn von dem Deutschen Kaiser Wilhelm dem Zweiten gesagt wird, er kenne die wahren Lehren der Geschichte nicht, also nicht etwa nur die historischen Begebenheiten und Geschichtszahlen nicht, so will der Angeklagte, dem übrigens wohl bekannt ist, daß Kaiser Wilhelm II. das Gymnasium in Kassel eben so wie jeder andere Gymnasiast vollständig absolviert hat

(Heiterkeit links),

damit sagen, dem Kaiser mangle es an Einsicht und Intellekt, aus den Ereignissen der Geschichte diejenigen Schlüsse und Nutzenwendungen zu ziehen, die jeder verständige Mensch aus ihnen ziehen muß.

Also, weil gesagt ist, der Kaiser kenne die wahren Lehren der Geschichte nicht, sieht das Gericht darin eine Majestätbeleidigung; denn der Kaiser habe ja das Gymnasium besucht, also müsse er doch wohl die wahren Lehren der Geschichte kennen. (Heiterkeit.) Meine Herren, ist Das nicht lächerlich? Wenn Jeder, der das Gymnasium besucht hat, die wahren Lehren der Geschichte kennt, — o mein Gott, wie klug müssen wir da in Deutschland sein! Aber ich meine, die Sache ist wirklich ernst genug.

Der Angeklagte hatte noch hinzugefügt, daß der Kaiser auch die wahren Lehren der Geschichte nicht kennen könne, und hierbei hat das Gericht nun wirklich das Gras wachsen hören; es sagt nämlich:

Gerade diese wohlberechnete, vorsichtige Ausdrucksweise, die ist für die Strafkammer mit bestimmend gewesen zur Erlangung der Ueberzeugung, daß der Angeklagte an dieser Stelle den Kaiser, indem er seine Ge-

ringschätzung zum Ausdruck brachte, an seiner Ehre kränken wollte. Vgl. Entsch. des Reichsgerichts (Bd. XXX S. 272).

Dieses Allegat einer Reichsgerichtsentscheidung habe ich mit Absicht mit verlesen; denn Das ist eben charakteristisch dafür, wie diese Art von Justiz unanfechtbare Urtheile zu Stande bringt. Es wird der Wortlaut irgend einer Reichsgerichtsentscheidung hergenommen, die einmal erklärt hat, zur Feststellung eines Delikts gehören die und die Requisite, und dann wird flugs in das Urtheil hineingeschrieben: Wir stellen hiermit fest, daß alles Das und Das vorhanden ist. Diese Citirerei tritt dann an die Stelle einer eigenen Prüfung des Sachverhaltes und des Sinnes des Gesetzes.

Was soll man von einer Rechtsprechung sagen, die jeden Versuch eines Angeklagten, sich recht vorsichtig und gewissenhaft auszudrücken, auch der Gegenpartei ihr Recht werden zu lassen, wie hier vom Kaiser betont worden ist, daß man ihm ja gar nicht zumuthen könne, die wahren Lehren der Geschichte zu kennen, gerade als den Beweis dafür ansieht, daß der Angeklagte eine böse Absicht gehabt habe? Das ist nicht mehr Auslegung, das ist Unterlegung und zwar der böartigsten Sorte. (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.)

In dieser Art geht es in dem Urtheil weiter; ich will Sie aber damit nicht aufhalten, daß ich noch weitere Proben aus dem Urtheil vorlese. Aber ich muß Ihnen doch erklären, warum ich gerade diesen Fall gewählt habe, um dem Herrn Staatssekretär Dr. Nieberding auf sein Diktum von der Unabhängigkeit unserer Justiz eine Antwort zu geben. Gerade in dem Falle der Verurtheilung des Herrn Maximilian Harden läßt sich eine direkte Beeinflussung der Justiz der erkennenden Richter von oben feststellen

(Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten),

wenn ich auch nicht gerade behaupten will, daß auf die fünf Richter, die an diesem Urtheil mitgewirkt haben, persönlich eine Beeinflussung ausgeübt worden sei. Sie wissen, daß vor einer Reihe von Jahren der damalige Angeklagte Harden schon einmal angeklagt war, und zwar wegen des Artikels „Monarchenerziehung“, und daß er durch ein Urtheil der ersten Strafkammer des Landgerichts I. damals freigesprochen worden ist. Vorsitzender dieser Strafkammer war damals der Landgerichtsdirektor Schmidt, der seit vielen Jahren diese Kammer geleitet hat und der bei seinem oft auch sehr scharfen Vorgehen gegen die Sozialdemokraten bei der Behörde, wie ich glaube, außerordentlich beliebt war. Er gehörte zu den sogenannten schneidigen Strafkammerdirektoren, war übrigens ein kluger und gebildeter Mann. (Heiterkeit.) Als Schmidts Kammer dies Urtheil gefällt hatte und als er es begründet hatte mit würdigen Worten, in denen er das Recht der freien Kritik und der freien Meinungsäußerung auch Fürsten gegenüber betonte, da ereignete es sich, daß beim nächsten zulässigen Termin dieser Landgerichtsdirektor Alexander

Schmidt von seinem Posten entfernt wurde. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Wir wissen auch ganz genau, wie Das geschehen ist. Die Geschäftsvertheilung erfolgt bei den Landgerichten bekanntlich durch das sogenannte Präsidium des Landgerichts, durch die Direktoren, den Präsidenten und den ältesten Landgerichtsrath. Als es nun wieder zur Vertheilung der Geschäfte kam, da wurde dem Präsidium mitgetheilt, daß „der Wunsch bestehe“, Herrn Alexander Schmidt von dieser Strafkammer zu entfernen und wo anders hinzubringen. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.)

Daß dieser Wunsch bestanden hat und geäußert worden ist, darüber ist gar kein Zweifel erlaubt. Das steht fest. Herr Alexander Schmidt wurde also von den Mitgliedern des Präsidiums des Landgerichts I gefragt, ob er einverstanden sei, von seiner bisherigen Stelle zurückzutreten. Darauf sagte er: Nein. Nun hat das Präsidium, was ich anerkennend hervorhebe, zunächst die Zumuthung, den Herrn Landgerichtsdirektor Schmidt an eine Civilkammer zu versetzen, abgelehnt. Die Herren erklärten Herrn Direktor Schmidt: Wider Ihren Willen wollen wir Sie nicht von Ihrer Strafkammer wegdrängen. Das war der erste und, wie ich zugebe, sehr erfreuliche Theil dieses Aktes. Nun pflegen aber nach diesen Sitzungen des Präsidiums kleine Soupers stattzufinden, bei denen die Herren freundschaftlich zusammenbleiben, und bei diesem freundschaftlichen Zusammensein wurde Herr Alexander Schmidt von seinen Kollegen gedrungen, er möchte doch nun, nachdem er die moralische Genugthuung hätte, nicht hinausgeworfen worden zu sein, doch „freiwillig“ von dem Vorsitz der Strafkammer weggehen. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Der alte Herr, der auch nicht mehr einer der Stärksten war und vielleicht auch in einer Stimmung war, in der man nicht so ganz stark zu sein pflegt, ließ sich breitschlagen und gab sich dazu her, selbst den Antrag auf Versetzung an eine Civilkammer zu stellen. Als er nun merkte, welche ungeheure Thorheit er begangen hatte, nahm er nach einigen Wochen ganz den Abschied und zog sich in das Privatleben zurück. Dieser Hergang steht authentisch fest; darüber ist, wie gesagt, kein Zweifel. Wenn nun auch Herr Schmidt, dem Drange seiner Kollegen folgend, sich schließlich freiwillig dazu bereit erklärt hat, von seiner Kammer abzutreten, so ändert Das nichts an der Thatsache, daß zunächst eine Beeinflussung, ein Druck von oben versucht worden ist (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten), der nachwirkt nicht nur für diesen Fall, sondern auch für alle späteren und alle anderen Fälle gleicher Art. (Sehr wahr! links.)

Als diese Geschichte ruchbar geworden war, hat man versucht, die Version zu verbreiten, daß Herr Alexander Schmidt nicht gestolpert wäre über dieses Urtheil, wodurch Harben freigesprochen wurde, sondern über ein Urtheil gegen den Redakteur des Berliner Tageblatts, Herrn Harig, der eine beleidigende Notiz über die Entführung einer brandenburgischen Offiziers-

tochter in seine Zeitung aufgenommen hatte und deshalb angeklagt worden war. Es handelt sich um den Fall, der zu dem bekannten Vorgang mit dem General Kirchhoff geführt hatte, der Harig mit einem Revolver zu verletzen suchte. Es ist eine Darstellung verbreitet worden, als ob man Herrn Alexander Schmidt deshalb hätte verlesen wollen, weil er in dem Urtheil gegen Harig, übrigens gerade in einer den brandenburger Offizieren günstigen Absicht, es abgelehnt hatte, einen Beweis über die von Harig behauptete Entführung zu erheben. Das Urtheil hatte nämlich gesagt: selbst wenn die Behauptung Harigs bezüglich des Fräuleins Kirchhoff wahr wäre, so würde der Artikel des Berliner Tageblatt immer noch eine gröbliche Beleidigung der anderen Offizierdamen in Brandenburg enthalten. Herr Alexander Schmidt hatte damit Das gethan, was man im Juristenjargon „als wahr unterstellen“ nennt und was gewöhnlich den Zweck hat, einen Angeklagten erst recht zu verurtheilen. Selbst wenn nun die Maßregelung Schmidts aus diesem Grunde versucht worden wäre, selbst dann wäre es ein Eingriff in die Unabhängigkeit der Justiz. Auch die Leute, die diese Version verbreitet haben, thun der Justiz einen sehr schlechten Dienst, — zumal, da sie noch behaupten, daß auf Anordnung des Kaisers in dieser Weise in die Justiz eingegriffen worden wäre.

Aber die ganze Geschichte ist überhaupt nicht wahr. Es mag ja sein, daß auch wegen dieser Angelegenheit von Harig und Kirchhoff an hohen Stellen eine Mißstimmung vorhanden gewesen ist. Es steht aber fest, daß Landgerichtsdirektor Schmidt gerade wegen des hardenschen Falles weggekommen ist, und es giebt darüber die Aussage eines ganz wohl informirten Zeugen. Ich stelle die Behauptung auf, die Herr Maximilian Harden schon vor Monaten in seiner Zeitung aufgestellt hat und die völlig unwidersprochen geblieben ist: nachdem Herr Alexander Schmidt auf diese Weise von der Stellung weggeschafft worden war, hat der damalige Landgerichtsrath Felisch, eine in Berlin sehr bekannte Persönlichkeit, selbst zu Maximilian Harden gesagt, als über das erste freisprechende Urtheil gegen Harden gesprochen wurde, es sei nicht angenehm in der Kammer, vor die Harden komme. Herr Felisch hat wörtlich hinzugefügt: „Ich habe gemacht, daß ich weglam; der alte Schmidt, na — man kommt ja in Teufels Küche“. Er hat also deutlich Herrn Maximilian Harden bestätigt, daß Alexander Schmidt in erster Reihe wegen des Urtheils gegen ihn weggeschafft worden ist.

Es wird noch mehr gesagt und es wird von ganz vertrauenswürdiger Seite erzählt, daß über dieses freisprechende Urtheil gegen Maximilian Harden gesagt worden sei: „Es ist eine Schweinerei“, — und daß dieses Wort gefallen sei von Jemandem, dessen Worte hier sonst nur in Verbindung mit dem „Reichsanzeiger“ genannt werden. (Weiterleit.)

Wie es nun auch mit diesem Diktum stehen mag: sicher ist, daß hier eine Beeinflussung der Justiz erfolgt ist; darüber ist gar kein Zweifel; und die Beeinflussung hat ihre Früchte gezeitigt. Der selbe Herr Felisch, der als Landgerichtsrath gemacht hatte, daß er von der ersten Strafkammer des Landgerichts I wegtam, gelangte nachher als Direktor wieder an diese Strafkammer und hatte den von ihm selbst gewiß sehr bedauerten Vorzug, bei der zweiten Anklage gegen Harden den Vorsitz führen zu müssen. Damals sind in der Verhandlung gegen Harden drei Tage lang mehr als vierzig frühere Artikel, die gar nicht zur Anklage standen, verlesen worden und schließlich ist Harden verurtheilt worden. Sie werden auch dieses Urtheil in der Erinnerung haben; sechs Monate Festungshaft war sein Effect. Die Verurtheilung war genau so unbegründet wie die jetzige. Genau so wurde eine wohlwollend, mit bester Absicht, gefällte Kritik zum Grunde des Schuldspruchs gemacht, weil man unterlegte, der Angeklagte habe schon längst die böse Absicht, dem Kaiser Etwas am Zeuge zu fliehen.

Meine Herren, bei derartigen Entscheidungen wirkt ja Allerhand mit. Wenn der Herr Staatssekretär davon gesprochen hat, daß die Richter ganz unabhängig wären, so hat er wohl nicht gemeint, daß sie unabhängig wären auch von politischer Leidenschaft. Davon ist schließlich kein Mensch ganz frei, und wenn die ab und zu einmal durchbräche, so würde ich mich darüber nicht besonders aufhalten. Freilich muß ich sagen, wenn jetzt vor ein paar Tagen wieder — irre ich nicht — die Berliner Neuesten Nachrichten der sächsischen Justiz ein besonderes Lob daraus hergeleitet haben, daß sie planmäßig die Sozialdemokraten besonders scharf behandle, so scheint mir ein solches Lob als ein recht schlechtes Zeichen für diese Justiz. Indessen habe ich heute nicht die Absicht, mich über die sächsische Justiz zu verbreiten. (Zuruf.)

Ich bedaure sehr, Herr Abgeordneter Dertel, — aber ich habe gerade genug von der sächsischen Justiz. Wie gesagt, wenn es bloß das politische Vorurtheil wäre, das einmal bei einer richterlichen Entscheidung durchbräche, so wäre die Sache nicht so arg; aber schlimmer ist die allgemeine Willensschwäche, durch die derartige Urtheile, wie ich sie vorhin erwähnt habe, zu erklären sind. Man fühlt, was nach oben einen unangenehmen Eindruck macht. Ich glaube nicht, daß einer der Herren, die jetzt gegen Harden das verurtheilende Erkenntniß gesprochen haben, davon einen Vortheil erhofft hat. Aber sie haben sich nicht dazu aufraffen können, zu sagen: Nein, wir wollen nicht, nachdem ihnen von einer hohen Stelle Etwas zugemuthet worden ist, und da sie wissen, daß, als Harden das erste Mal freigesprochen worden war, die Folge eine solche Animosität gegen die Richter gewesen ist. Den Richtern wird Das fürchterlich unangenehm und peinlich gewesen sein, wie es dem Landgerichtsdirektor Felisch „fürchtbar unangenehm und peinlich“ ge-

wesen ist, daß er über Harden, zu Gericht sitzen mußte. In solchem Falle werden Richter sich hin- und herwinden, sie werden sagen: Es ist sehr unangenehm; und schließlich werden sie doch thun, was die Anklage verlangt. Nur so erklärt sich solches Urtheil. So wird ein Druck geübt im einzelnen Falle mit einer brutalen Zumuthung, und selbst wenn in diesem Falle die brutale Zumuthung zurückgewiesen worden ist, so wirkt sie nach. Die Richter fühlen sich unter dem Druck, sie wissen sich in der fatalen Situation, daß, wenn sie recht von freiem Herzen eine Anklage wegen Majestätbeleidigung zurückweisen, sie von oben unangenehm angesehen werden; vielleicht fürchten sie auch, es könnte unangenehmes Aufsehen erregen, wenn die Staatsbehörden solchen Schoc erleiden. Darum geben sie nach. Das Alles wird nicht dadurch beseitigt, daß es eine große Anzahl von Gerichten giebt, die nicht auf solche Zumuthungen eingehen.

Ich habe Ihnen vorhin selbst erwähnt, daß die Richter der Strafkammer des Landgerichts in Brandenburg auf den selben Artikel, der der „Thüringer Tribune“ zwei Monate Gefängniß eingetragen hatte, auf Freisprechung erkannten. Die haben sich nicht beugen lassen; aber andere sind vielleicht etwas weniger willensstark und diese allgemeine Willensschwäche ist leider ein Zug unserer Zeit. Daher ist es so bedenklich, wenn von oben Beeinflussungsversuche auch nur in der zartesten Form gemacht werden, — und daß es zart gewesen wäre, wie man mit Alexander Schmidt verfahren ist, kann doch wohl kein Mensch behaupten.

Es ist Sache der Reichsjustizbehörde, der Landesjustizverwaltung, zu sagen, daß es mit dem Wortlaut und Geist der Strafprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes nicht vereinbar ist, wenn auf Richter ein Druck ausgeübt wird, wie sie entscheiden sollen. Aus diesem Grunde glaube ich, hier die Sache erörtern zu dürfen.

Und wie wirken solche Entscheidungen? Ich berufe mich auf einen Artikel der Münchener Neuesten Nachrichten, wahrlich eines Blattes, das uns Sozialdemokraten nicht nah steht, sondern uns bei jeder Gelegenheit mit Gift und Galle überschüttet. Sie haben angesichts des letzten Urtheils gegen Harden gesagt:

Heute gilt es, zu fragen, wohin das Vertrauen auf die deutsche Rechtsprechung noch kommen soll, wenn Urtheile wie im Fall Harden möglich sind und voraussichtlich sich noch öfter wiederholen.

Das ist die Form, in der sich die Stimmung gegen die Justiz in Kreisen ausspricht, die uns nicht nah stehen. Wie aber die Stimmung im Volke in Wahrheit ist, meine Herren, steht noch auf einem ganz anderen Blatt. Das sind Dinge, die ich, um nicht unparlamentarisch zu werden, gar nicht wiederholen kann. Nun wird man fragen, ob uns ein solcher Zustand unangenehm ist.

Meine Herren, wenn wir die Politik der Bosheit treiben wollten, wenn es uns bloß darauf ankäme, diesen Staat, dieses Reich, die bestehende Gesellschaft so schnell wie möglich untergraben und ruinirt zu sehen, dann könnten wir recht damit zufrieden sein. Man sagt sich ja im Volke: Eine Institution, die derartige Mittel zu ihrer Stütze nothwendig hat, eine Institution, die mit solchen Mauern umgeben werden muß, die vor jeder freien Kritik, vor jedem Worte des Tadels so behütet werden muß, wie es in diesen Urtheilen mit der Institution der Monarchie und des Kaiserthums geschieht, — eine solche Institution ist morsch und faul bis ins Innerste.

(Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.

Zurufe rechts.)

Es kommt aber dabei auch das Interesse der Rechtspflege in Betracht. Wir wünschen nicht, daß die Rechtspflege so diskreditirt wird, wie sie durch solche Majestätbeleidigungsprozesse und Majestätbeleidigungsurtheile in der That diskreditirt werden muß; wir haben den Wunsch, daß im Deutschen Reich Gerechtigkeit geübt werde, und wissen, daß eine Nation zu Grunde gehen muß, wenn in ihr nicht die Gerechtigkeit herrscht, und deshalb berühren uns solche Urtheile unangenehm. Wir wünschen nicht, daß sie sich wiederholen, wir machen sie hier zum Gegenstande der Kritik und hoffen, daß wir durch unablässige Kritik doch einmal erreichen werden, daß das freie Wort in Deutschland wieder eine Stätte finden werde auch außerhalb dieses Hauses.

(Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Bevollmächtigte zum Bundesrath, Staatssekretär des Reichs-Justizamts, Wirkliche Geheimer Rath Dr. Nieberding.

Dr. Nieberding, Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär des Reichs-Justizamts, Bevollmächtigter zum Bundesrath: Meine Herren, der Herr Redner hat gegen eine bestimmte Strafkammer des berliner Landgerichts, die er so genau durch Anführung eines gewissen Prozesses bezeichnete, daß kein Zweifel sein kann, welche gemeint war, den Vorwurf erhoben, daß diese Strafkammer in dem fraglichen Prozeß unter amtlichem Drucke, Das heißt doch: gegen ihre innere Ueberzeugung, Recht gesprochen hat. Meine Herren, Das ist ein Vorwurf gegen die Ehre und gegen die Persönlichkeit dieser Richter, wie ich ihn mir schwerer kaum denken kann. Denn Leute, die unter dem Drucke des amtlichen Einflusses gegen ihre Ueberzeugung Recht sprechen, sind wehrliche Leute; und dieser Vorwurf wird von dem Herrn Abgeordneten gegenüber bestimmten Richtern hier auf der Tribüne des Reichstages erhoben. Meine Herren, wenn ich den Drang in mir fühlte, die Mitglieder einer Strafkammer wegen eines in meinen Augen nicht ehrenhaften Verhaltens zur Rechenschaft zu ziehen, so würde ich meinerseits den Weg wählen, diese Rechenschaft zu fordern an anderer Stelle, wo ich Mann gegen Mann

stehe und wo der Eine seine Behauptung vertreten mag, der Andere aber auch seine Ehre vertheidigen kann. (Sehr richtig! rechts und in der Mitte.) Das ist hier ausgeschlossen; und ich glaube, wenn die Verhandlung dieses Hohen Hauses über den Gegenstand draußen bekannt wird, dann wird man Das auch erwägen und danach auch die Gerechtigkeit des Herrn Vorredners beurtheilen, der soeben hier sagte, daß er so sehr nach Gerechtigkeit dürste. (Sehr gut! rechts.) Meine Herren, ich würde zur Wahrung der Ehre dieser Richter und des betheiligten Gerichtshofes mehr sagen, wenn die Ausführungen des Herrn Vorredners nicht selbst mildernde Umstände einschlossen. Der Herr Vorredner hat uns ja ganz deutlich die Art des Einflusses, der auf diese Richter geübt wurde, dargelegt; und danach ist es — ich möchte Das nochmals feststellen — so gewesen.

Vor einer Reihe von Jahren — ich weiß nicht, wie lange es her ist, aber es sind Jahre darüber vergangen — soll hier der Vorsitzende einer Strafkammer wegen eines mißliebigen Urtheils amtlich schlecht behandelt und unter die Nöthigung gestellt worden sein, die von ihm bekleidete Stelle mit einem anderen Posten zu vertauschen. Dieser von dem Herrn Vorredner behauptete, mir nicht bekannte Versuch ist fehlgeschlagen, wie er selbst dargestellt hat; der Richter und der Plenarvorstand des Gerichts sind diesem Versuche nicht unterlegen; er ist gescheitert. Aber, meine Herren, nun haben diese Richter das Unglück, des Abends freundschaftlich zu soupiren, und es tritt das weitere Unglück hinzu, daß der betreffende Richter, wie der Herr Vorredner sagt, in eine Stimmung geräth, die ihn freundschaftlichem Zureden besonders geneigt macht, und darauf kommt schließlich am Ende des Soupers das Resultat heraus; daß der Richter in sich geht und — zwar nicht unter amtlichem Drucke, dem er ja nicht gewichen ist, aber unter dem freundlichen Zureden seiner Freunde und unter der Einwirkung dieses Soupers — doch auf die Stelle verzichtet. Nun vergeht eine Reihe von Jahren, dann kommt der Prozeß zur Verhandlung, von dem der Herr Vorredner gesprochen hat, der im Herbst vorigen Jahres sich abspielte. Da handelt es sich zwar um eine ganz andere Strafkammer, aber gleichwohl soll nun in dem Vorgang der früheren Jahre, den er und ich Ihnen geschildert haben, der Grund amtlicher Beeinflussung der Richter liegen, einer Beeinflussung, der diesmal die Richter unterlegen sind. Meine Herren, wenn Sie sich diesen Vorgang vorhalten, dann, glaube ich, werden Sie über nichts sich mehr wundern als über die blühende Phantasie des Herrn Redners. (Sehr richtig! rechts. Na! Na! links.)

Präsident: Das Wort hat der Herr Abgeordnete Heine.

Heine, Abgeordneter: Meine Herren, ich würde nicht nochmals das Wort ergriffen haben, wenn nicht der Herr Staatssekretär Dr. Nieberding mich dazu genöthigt hätte, durch die Art, wie er hier formell und inhaltlich

gegen mich losgegangen ist. Er hat gesagt, es werde auf die Beurtheilung meines Vorgehens nicht ohne Eindruck bleiben, daß ich hier an einer gesicherten Stelle meine Vorwürfe vorgebracht hätte, anstatt den Leuten, die ich angriffe, an einer Stelle entgegenzutreten, wo wir Beide gleich wären. Er hat gewissermaßen unter der Blume zu verstehen gegeben, daß Das ein Mangel an Muth wäre. Dies zwingt mich zu einer Erwiderung.

Wenn ich draußen, außer diesem Hause, „Vorwürfe“ erhebe, dann erhebe ich sie als Privatmann, dann haben sie kein Gewicht; und mich mit Leuten, mit denen ich persönlich ganz gute Beziehungen habe, als Privatmann herumzustreiten, dazu habe ich keinen Anlaß. (Sehr richtig! links.) Wenn ich aber hier spreche, spreche ich kraft des Auftrags, den mir meine Wähler ertheilt haben (Sehr richtig! links.), kraft meiner Stellung als Vertreter des deutschen Volkes und kraft der Pflicht, die mir eine solche Stellung anferlegt. Da kann persönliches Wohlwollen gegen die Männer, gegen die ich als Mensch nicht das Geringste habe, zum Schweigen nicht veranlassen; hier muß ich reden, auch wenn es mir persönlich so unangenehm wäre wie irgend möglich. Ich muß die Tribüne benutzen, weil es meines Amtes und meine Aufgabe ist. Außerdem, — man zeige mir doch den Ort, wo ich Angriffe erheben könnte und wo ich dem Anderen gleich gegenüberstünde! Man zeige mir im Deutschen Reich die Arena, wo Luft und Licht für derartige Zweikämpfe gleich vertheilt sind! Das macht sich ja ausgezeichnet, hier zu sagen, man solle ein anderes, gleicheres Kampfgebiet auffuchen! Das macht sich ganz ausgezeichnet aus dem Munde eines Vertreters der deutschen Behörden, in diesem Reiche, wo durch die Praxis der Behörden es in der That dahin gekommen ist, daß nur noch diese Tribüne der Ort ist, wo man der Wahrheit die Ehre geben kann.

(Sehr richtig! links.)

Meine Herren, der Herr Staatssekretär Dr. Nieberding hat noch etwas Anderes gesagt, was ich auch nicht unwidersprochen lassen kann. Er hat behauptet, ich hätte der Strafkammer des Landgerichts I in Berlin, die das Urtheil gegen Harden gefällt hat, den Vorwurf gemacht, daß sie wider bessere Ueberzeugung das Urtheil gesprochen hätte. Meine Herren, auch Das habe ich nicht gesagt; ich konstatiere, daß ich sogar im Gegentheil ausdrücklich hervorgehoben habe, ich glaube durchaus nicht, daß einer dieser Richter das Urtheil gefällt hätte, weil er davon irgend Etwas für sich gehofft hätte. Ich bin loyal genug gewesen, Das gerade zu betonen, eben weil ich die Herren kenne.

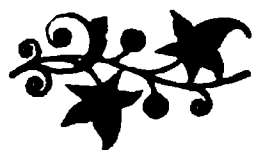
Was der Herr Staatssekretär Dr. Nieberding aber ausgesprochen hat, Das ist eine Unterstellung, die ich zurückweisen muß. Meine Herren, ich kann mich ja nicht wundern — und ich nehme es dem Herrn Staatssekretär durchaus nicht allzu übel —, daß er in dieser Weise verfährt. Sehen Sie, er ist ja hier in der Lage eines Advokaten in einer verzweifeltten Sache. (Heiterkeit links.)

Und dann: er ist eigentlich von Beruf kein Advokat. (Heiterkeit links.) Nun liegt die Sache so: in früheren Jahrhunderten, wie vielleicht noch bis in dieses hinein, hielt man es für eine der hauptsächlichsten Tugenden und Vorzüge eines Advokaten, immer einer jeden Sache eine solche Wendung zu geben, daß man den Gegner dadurch scheinbar ins Unrecht setzte, Stöße zu führen und Paraden vorzunehmen, die nach außen sich sehr schön machten, um damit Stimmung zu machen. Das hielt man früher für ein Zeichen advokatorischen Talents und daher sind die sogenannten Advokatenstücke in einen üblen Ruf gekommen. Nun weiß aber Herr Dr. Nieberding, da er selbst nicht Anwalt ist, nicht, daß diese Sorte von Advokatenpraxis längst in Mißcredit gekommen ist, weil heute bei der Justiz und in der Öffentlichkeit die Bildung viel zu groß ist, als daß man sich durch derartige Wendungen beeinflussen und imponiren ließe. Es ist ein bei Advokaten gänzlich außer Gebrauch gekommenes Vorgehen, dem Gegner Etwas zu unterstellen, was er nicht gesagt hat. Man kommt nämlich in der Praxis mit einem derartigen Verfahren auch nicht einen Schritt weiter. Und sehen Sie, eben darum, weil der Herr Staatssekretär die Waffe des Advokaten doch nicht so gewandt zu führen weiß und Das auch nicht zu wissen braucht, nehme ich ihm sein Vorgehen nicht persönlich übel, trotz aller Schärfe, mit der ich meinen Widerspruch dagegen hier erklären mußte.

Damit nun aber kein Mensch mich in dem Verdacht hat, daß ich hier Männern außerhalb des Hauses einen Vorwurf machen wollte, den sie nicht verdienen, und damit Niemand behaupten kann, meine Worte hätten auch nur zu dem Mißverständniß Anlaß gegeben, will ich nochmals erklären: ich habe die Anschuldigung, die Richter hätten wider besseres Wissen ein Urtheil gefällt, nicht nur nicht erhoben, sondern auch nicht erheben wollen, will sie auch jetzt nicht erheben.

Der Herr Staatssekretär wird wahrscheinlich sagen, ich hätte ja gesprochen von dem Druck, unter dem die Richter geurtheilt hätten. Ich habe festgestellt, daß vor einer ganzen Reihe von Jahren ein Druck geübt worden ist. Ich habe mit Interesse aus der Entgegnung des Herrn Staatssekretärs entnommen, daß er an den von mir angeführten Thatsachen auch nicht ein Wort bemängelt hat, nicht hat bemängeln können, — bloß meine Meinung darüber bestreitet er als ungerechtfertigt. Er könnte auch nichts bestreiten, denn was ich gesagt habe, ist gar nichts Neues, Das weiß in Berlin seit Langem jeder Mensch; es wäre ein recht vergebliches Beginnen, Dies abzustreiten. Es ist also vor Jahren ein Druck geübt worden; und ich habe gesagt — nicht mit diesen Worten, aber dem Sinne nach —, daß ein derartiger Druck latent weiter wirkt und nicht wirkungslos bleiben kann. Es ist wahr: ich habe selbst constatirt, daß die einzelne da versuchte Professionaktion

als solche zunächst zurückgewiesen worden ist. Die Direktoren des Landgerichts I waren Männer, die sich in ihrem Herzen aufs Schwerste gekränkt fühlten durch die schimpfliche Zumuthung, einen Kollegen wegen eines nach bestem Wissen und Gewissen abgegebenen Urtheils auf eine andere Stelle zu verweisen. Ich weiß sehr genau, daß die Richter in Berlin entrüstet gewesen sind über den damaligen Versuch des preussischen Justizministers, sie zum Werkzeug einer politischen Intrigue zu machen. Aber trotzdem, wie es so geht: der Widerstand hat nicht so lange gedauert; man hat nachher auf gütlichem Wege nachgegeben und ist sich im Augenblick nicht klar gewesen, daß dadurch erreicht worden ist, was der Druck von oben eigentlich erreichen wollte. Ein solcher Druck aber wirkt nach. Ich denke nicht daran, es so aufzufassen, als ob die Richter sich gesagt hätten: jetzt wollen wir einmal eine rechte Rechtsbeugung begehen. Das kommt überhaupt nicht vor, daß sich Einer die Toga aufstreift und erklärt: Nun mal los, nun mal recht das Recht gebeugt! Nein, Gott sei Dank, solche Verbrecher giebt es wahrscheinlich nicht. Aber was vorkommt und was nicht ausbleiben kann, Das ist, daß nach und nach Stimmung gemacht wird durch ein solches systematisches Bearbeiten von oben her, durch eine Reihe drängender Prozesse, immer und immer wieder gegen den selben Mann, mit dem selben Vorgehen, ihm schon in der Anklage Allerhand unterzustellen, was dem klaren Wortlaut widerspricht. So Etwas kann schließlich auf Menschen nicht ohne Wirkung bleiben, — und die Richter sind auch Menschen. Gewiß haben die Herren nach bester Ueberzeugung gehandelt; aber daß die Ueberzeugung da war, ist eben das Unglück; und Das ist erreicht worden durch einen latenten Druck; wenigstens hat der dazu mitgewirkt. Jedes richterliche Urtheil ist — Das hat man oft gesagt — nicht bloß eine Handlung des Intellectes, sondern ein Willensakt: der Richter muß sich zu irgend Etwas entschließen. Es wird manchmal schwer genug, eine Entschließung zu finden. Wenn nun auf eine solche Entschließung ein Jahre langer Druck, mag er in der Form noch so mild sein, ausgeübt wird, so findet der Wille sich in eine bestimmte Richtung gedrängt. Das ist nicht der Vorwurf bewußter Rechtsbeugung, sondern der Schwäche; und damit man auch nicht denkt, ich wolle mich feige zurückziehen, so erkläre ich, eben so wie vorhin: der Vorwurf der Rechtsbeugung wider besseres Wissen ist nicht begründet, aber der Vorwurf der Schwäche ist begründet; und den halte ich aufrecht.



Glossen.

Herr Wilhelm Bölsche hat sich mit seinem Büchlein „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert“ den nicht mehr zu zählenden Festrednern zugesellt, die das neue Jahrhundert damit einläuten, daß sie aus dem alten das Fazit ziehen und darauf ihre Zukunftsideale gründen. Fast mit Bedauern sehen wir ihn unter dieser Schaar, in der natürlich die Unberufenen überwiegen. Denn wer weiß oder fühlt, welche geistige und sittliche Höhe Der erklimmen haben muß, der sich anmaßt, die Betrachtung menschlicher Kulturbethätigung innerhalb großer Zeitabschnitte geschichtlich fruchtbar zu machen; wer in seinem Forscher- oder Denkerleben die Widerstände schmerzlich empfunden hat, die unseres Bedürfnisses nach kausalen Zusammenhängen spotten, und dennoch festrednerische Gelüste im angeedeuteten Sinne nicht niederzuzwingen vermag: Der ist entweder ein eitler Narr, der in der Fähigkeit, behend ab- und zuzusprechen, die advocatorische oder journalistische Meisterschaft erlangt hat, oder ein Genius, den ein ungestümer Erkenntnißdrang zu den höchsten Aufgaben treibt. Gerade, weil Herrn Bölsche Talent und ernster Wille, Zucht des Kopfes und der Feder, vor Allem aber die treue Liebe zu den Gegenständen seiner literarischen Arbeit von den Prostituirten des deutschen Büchermarktes meilenweit trennt und das Wissen um die Voraussetzungen einer fruchtbaren Jahrhundertbetrachtung an ihm vorausgesetzt werden muß, nimmt es Wunder, daß er nicht die Bescheidung geübt hat, „frei improvisirte“ Festvorträge zu Arbeitern und Giordano Bruno-Bündlern überhaupt nicht oder wenigstens nicht unter dem anspruchvollsten aller Titel zu veröffentlichen. Schon die Form ist keine der Aufgabe angemessene. Das frei gesprochene Wort kann, von intensivster Empfindung belebt und von vorhergehender Uebersetzung zu augenblicklicher Bedeutsamkeit erhoben, den Hörer packen, kann seine Gefühlswelt in Wallung bringen und seine Gedanken in eine gewollte Richtung treiben, ja, sogar eine die einstündige Suggestion des Vortrages überdauernde Anregung üben, aber es kann sich nicht vermessen, ein Thema auszuschöpfen, das, wie „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert“, zu allen menschlichen Werthen in Beziehung steht und darum durch die aufgezwungene Bündigkeit der Behandlung nothwendig um einen Theil dieses Reichthums an Beziehungen gebracht wird, so daß es ärmer scheint, als es ist. Goethe ist kein Thema, sondern ein Bündel von Themen, die erst einzeln behandelt werden müssen, um dann auf Einheit und Zusammenhang geprüft werden zu können. Bölsches Absichten gingen — vermuthlich aus pädagogischen Gründen, weil er zu Arbeitern und Bruno-Bündlern sprach — jedenfalls auf Darlegung dieser Einheit, darum stellt er den Denker Goethe in den Vordergrund, den Erkenntnißsucher, dessen Lebenszweck bewusst in der

Schöpfung einer Weltanschauung aufging. Vor langen, langen Jahren that Carlyle das Selbe, Matthew Arnold und dieses meines Bedünkens weit überschätzten Kritikers Schule folgten ihm, Franzosen (Paul de Saint-Victor und Andere) und Deutsche schlossen sich an; der Künstler, der weniger stark mit dem Kopfe als mit den Sinnen, fast könnte man sagen: mit dem physiologischen Apparat auf die große und kleine Umwelt reagierte, trat zurück und die Seele, deren Regungen sich zunächst doch zu Bildern und Gestalten verfinnlichten und die Begriffswelt doch zunächst nur zu Zwecken einer Gefühlssymbolik ausnutzte, wird ihrer spezifisch dichterischen Beschaffenheit entkleidet und vorwiegend von ihrer logischen Funktion her aufgefaßt. Ich halte diese Auffassung für höchst einseitig, obwohl sie sich dem unkünstlerischen Sinn der Massenleser und Durchschnittsinterpreten besonders empfiehlt; denn die überreich begnadete Natur Goethes spiegelt während ihrer langen Entwicklung viele jener Auffassungsmöglichkeiten, die einzeln vom philosophirenden Verstande zu einander widersprechenden oder ausschließenden Interpretationen der Wirklichkeit ausgebeutet zu werden pflegen, und darum darf man nicht überrascht sein, in den dichterisch bedeutsamsten Bekundungen Goethes, in seinen sozusagen impressionistischen Schöpfungen, jene Fälle von Möglichkeiten wiederzufinden, die in der Natur und ihrem Spiegel, der großen Dichterseele, einträchtig neben einander bestehen. Erst in der Epoche des überwiegend reflektirenden Schaffens, wo die Eindrucksfähigkeit auch der für Außenreize Empfänglichsten nachläßt, beginnt der Konstruktionstrieb, sich mächtig zu regen: er läßt nun den Dingen nicht mehr ihre „reine Farbe“, er ist nicht mehr positiv, er mischt von dem Seinen hinzu, er idealisirt.

Herr Bölsche hat sich hauptsächlich an die Periode des überwiegend reflektirten Bewußtseins gehalten; der Wechsel der Stimmungen und Gedanken, die in Goethes Leben sich wie die Jahreszeiten ablösen und die ungeheure Weite vom Sinnlichen zum Sittlichen, von naiver Intuition zur reflektirten Interpretation, vom Positivismus zum Idealismus — um durch Schlagwörter anzudeuten — durchmessen, interessirt ihn nicht; Andere erkennen darin gerade das ewig Fesselnde dieses Einzigen. Bölsches Betrachtung begiebt sich deshalb des eindrucksvollsten Mittels, zu beweisen, wie wundervoll gerade die Entwicklungslehre zu Goethes Natur stimmt. Schön ist, wie Bölsche über Goethes Schuldbegriff denkt; aber daß er über seine Stellung zum geschichtlichen Menschen, über seine Ansichten zu den politischen und wirthschaftlichen Bildungen in Vergangenheit und Gegenwart, ja, über sein Verhältniß zur Antike lautlos hinweggleitet, als ob sie ewige Wahrheiten enthielten, zeigt doch nur, daß er auf Goethe selbst den so sehr gepriesenen Entwicklungsbegriff nicht anzuwenden wagte und den literaturgeschichtlichen mit dem kulturgeschichtlichen Standpunkt verwechselt. Es ist betrübend, zu sehen, daß Bölsche sich

über die Anschauungen gewisser Goethephilologen, für die ja die sittlichen, sozialen und ästhetischen Ideale seit des Meisters Tode keine Erschütterungen und Bereicherungen erfahren haben, nicht zu erheben vermocht hat. Oder ist auch an diesem Grundübel seines Goethebekenntnisses, wie an dessen Stil, wieder die „frei improvisirte“ Rede schuld? Ja, der Stil! Er ist so ungoethisch wie möglich. Gesucht, geschraubt, überladen mit unklaren Bildern und geschmacklosen Vergleichen, unruhig, pathetisch übersteigert, wie aus dem unreifen Gemüth eines noch gährenden Enthusiasten geboren, gleicht er den Windungen eines Alltagsmenschen, der einen Ausflug ins Schwärmerische unternimmt. Wenn wir lesen, daß der sozial entlastete Mensch der wahrhafte Champagnermensch der Zukunft sei; wenn wir von der wilden Sternengröße des Moses (von Michelangelo) hören und erfahren, daß wir selbst im nächsten Jahresring der Kultur als Nindenpunkte stecken, die nicht über den Horizont der Krümmung hinwegschauen, Goethe aber sich unserem Rückblick darstelle als „der erste feste Punkt, wo die Pappeln der Menschheit zusammenlaufen“ —: so sind wir versucht, diese stilistischen Verirrungen mit den Mängeln des Gedankens in Zusammenhang zu bringen und Beides durch die eigenthümlichen Umstände ihrer Geburtsstunde zu entschuldigen. Hoffentlich bleibt diese unzulängliche und unerquickliche Leistung Voelsches vereinzelt, so daß wir an seinem sonst so sympathischen Talent auch in Zukunft uns erfreuen dürfen.

Eine spaßhafte Geschichte ging jüngst durch deutsche Zeitungen. Die sehr angesehene englische Wochenschrift *The Academy*, die es sich zur Aufgabe macht, ihren ziemlich großen Leserkreis auch über die literarischen und wissenschaftlichen Ereignisse des Continentes fortlaufend zu unterrichten, wandte sich zu Informationszwecken auch an Herrn Karl Blind: er solle begutachten und bekunden, welche im verflossenen Jahr erschienenen deutschen Bücher die Merkzeichen dauernder Geltung trügen und bestimmt seien, dem Leben erhalten zu bleiben. Blind, der neben seiner achtundvierziger Spezialität noch deutsche Literatur und Wissenschaft pflegt, daneben vergleichende Sagenkunde (folklore), daneben Sprachvergleichung, daneben politischen Radikalismus, daneben Wirthschaftslehre und alldeutsche Weltpolitik treibt, zögerte nicht, als beste deutsche Buchleistung des Jahres 1900 Eugen Reichels „Gottsched-Denkmal“ zu nennen; die *Academy* säumte nicht, dieses Gutachten abzu drucken; die deutsche Berichterstattung in London beeilte sich, es herüber zu melden, — und so vollendete sich der Kreislauf der Belehrung zu Nutz und Frommen Derer, die im Glauben an die Segnungen der Gutenberg-Kunst felig sind. Die Geschichte hat aber neben der spaßhaften auch eine betrübliche Seite, sie zeigt nämlich, wie beschaffen die Leute sind, von denen die deutsche Presse in fremden Ländern sich vertreten läßt. Entweder es gebrach

ihnen an dem gewiß nicht überreichen Maß von Wissen und Bildung, das nöthig ist, um zu erkennen, welchen Gipfel der Thorheit der ehrliche Blind mit seiner Behauptung erklimmen hat; oder, was noch schlimmer ist, an dem bescheidenen Maß von Takt und Feingefühl, das hingereicht hätte, zu verhindern, durch diese zwecklose Notiz einen Mann wie Karl Blind, der als ehrwürdige Ruine des verflossenen deutschen Idealismus im Nebellande seine Tage beschließt und dessen sich die Volksgenossen in der Heimath nur in Verehrung erinnern sollten, unsterblich lächerlich zu machen. Und doch steht er, mit all seinen Mängeln, thurmhoch über den deutschen Geldprogen der City, den armseligen Bildungsphilistern von Hampstead und Maida Vale und gar über den Jammergestalten der meisten deutschen Berichtersteller, die wie Ausgestoßene der Gesellschaft in den billigen Reporterklubs des Westends herumlungern, um ihre theuer bezahlten, im Grunde unbezahlbar düstigen Informationen aufzulesen. Ohne Bildung, ohne Haltung, ohne eigene Meinung, ohne alle Beziehungen nicht nur zur offiziellen Welt, sondern zur besseren Gesellschaft, zu den Vertretern von Kunst und Wissenschaft, bleibt den Herren ja weiter nichts übrig, als ihren strengen Auftragnebern durch die üblichen Flunkereien im Depeschensstil oder den Bericht von Nichtigkeiten nach Art der eben mitgetheilten zu „dienen“. Auf sie blickt der gebildete Engländer mit kaum verhüllter Geringschätzung herab; er kann sich nicht entschließen, diese Söldlinge der Presse als die echten Vertreter der Heimath Goethes, Schopenhauers, Beethovens und Wagners zu betrachten, und so ist es fast noch als Glück zu schätzen, daß er sich an den schlecht unterrichteten Achtundvierziger wendet, — mit Fragen freilich, die verrathen, wie tief der englischen Gelehrsamkeit dilettantische Denkgewohnheiten im Fleische sitzen.

Wäre die Academy auf den Gedanken verfallen, sich von einem leidlich intelligenten Buchhändler über die Erfolge deutscher Bücher in den letzten Jahren unterrichten zu lassen, so hätte sie jedenfalls erfahren, daß zu der nicht allzu reichen Liste der vielbegehrten einige musikwissenschaftliche Werke gehörten, nämlich der Joseph Joachim von Andreas Moser (Behrs Verlag, Berlin), der Beethoven von Theodor von Frimmel (Verlags-gesellschaft Harmonie) und Dr. Oskar Bies Buch „Das Klavier und seine Meister“ (F. Bruckmann, München). Die Bücher gingen, wie der technische Ausdruck lautet, reizend ab, sie wurden nicht nur gelesen, sondern — o Wunder! — auch gekauft; schon hat sogar, kaum aus Licht getreten, der theure Bie, der mit allen Kostbarkeiten modernen Buchdrucks und Buchschmucks verziert ist und trotzdem angenehm und ohne augenschmerzliche Folgen zu lesen ist, die zweite Auflage erklimmen. Vielleicht darf man diese Thatsache zu den mancherlei Anzeichen dafür rechnen, daß die Musik in deutsch sprechenden Ländern ins bedenkliche literarhistorische Stadium getreten sei. Es liegt wie

Greisenhaftigkeit auf dem Betrieb der Musik in unseren Konzertsälen. Die Interpretation darf die Grundlagen philologischer Kritik nicht verletzen; die Interpretation der musikalischen Meisterwerke, die noch zu Rubinstein's Zeit (die etwa 1890 ablief) zwar allen Willkürlichkeiten selbstherrlichen Virtuosenenthums ausgesetzt, aber doch von der Lust überquellenden Lebendranges genährt war und daher ihre unnachahmlichen Reize empfing, wird zusehends gebildeter, gezähmter, vergeistigter und vergrübelter. Die reisenden Kultvirtuosen wetteifern in Auffassungen, die nach Nietzsche-Lecture schmecken, sie überbieten einander in Ausklügelungen, sie verblüffen durch Entdeckungen unerschöpflich neuer Lesarten, die sogar schon in Tagesblättern zu unerquicklichem Gezänk zwischen den Kritikern führen, und betrachten die Tage, an denen sie ihre Nachdichtungen frei nach Beethoven, Berlioz, Wagner „vertonen“, als historische; es ist, als ob etwa Mahlers Verhältnis zu Beethovens Neunter ähnlich wäre dem Paul Lindaus und Benno Jacobsohns zu den — meist französischen — „Ideen“ ihrer dramatischen Meisterwerke. Und die Vokal- und Instrumentalvirtuosen, die wie Heuschreckenschwärme unsere Säle überfluthen, verfallen, um das übersättigte, toumüde Publikum anzulocken, auf Mittel, die anzuwenden die Helden und Heldinnen vom Brett als mit ihrer Würde unverträglich erachten würden. Einfache Tonreihen werden durch Terzen- und Sextenläufe ersetzt; mehrere Etuden Chopins in einander gearbeitet und zugleich auf einmal vorgetragen, während der Vortragende es hartnäckig meidet, die Tasten anzusehen; Bach und Weber für den Virtuosengebrauch „umgeschrieben“. Aber trotzdem „zieht“ heute kaum noch Jemand, höchstens noch ein Sänger ohne Stimme; die Träger berühmter Namen, darunter erstaunliche Zauberünstler, spielen vor halb versenkten, halb leeren Häusern; sie sinken oft zum zierenden Zuhörer eines Provensalons herab und sind froh, im Hafen einer Konservatoriumsprofessur ihre sensationellen Anfänge zu begraben. Und es ist in allen Großstädten fast das Selbe. In London und Paris blüht der Kultus der Freibillets so gut wie in Berlin und Wien; in London und Paris so gut wie in Berlin und Wien werden die Aufführungen der musikalischen Meisterwerke mehr mit dem Auge als mit dem Ohr genossen: die Aufmerksamkeit wird zwischen der gelehrten Analyse des Programmbuches und der Aufnahme der gehörten Tonfolgen getheilt. Der amerikanische Markt hat, abgesehen von einigen Trillerköniginnen und dem ans hysterische und Ewig-Weibliche appellirenden Paderewski, sichtlich keine Dollar-Millionen mehr zu vergeben; er ist lange schon flau und bietet ungewöhnliche Chancen kaum noch den Tastengewaltigen, die als commis voyageurs der großen Klavierfirmen die Welt durchqueren und daher stets sicher sind, wenigstens ihre Hotelkosten bezahlen zu können. Zugleich aber — und Das ist das bedenklichste Alterszeichen unserer musikalischen Kultur — machte die

Analyse des Tonbewußtseins, die Kunst, den so flüchtigen Eindruck zu zerfasern, erstaunliche Fortschritte. So feine Psychologen der musikalischen Nachempfindung wie Sie, der mit vollkommener Sachkennerschaft über sprachliche Ausdrucksmittel von subtilster Andeutungsfähigkeit verfügt, müssen, um von den Vielen gewürdigt werden zu können, Produkte weit verbreiteter musikalischer Reflexion sein; sie sind Spätlinge der Entwicklung. Und wie gebildet unsere Musiker geworden sind! Wie sie die Literaturen auszuplündern, wie geschmackvoll sie zu citiren verstehen, wie vertraut mit allen Flitterkünsten der Schriftstellerei! Wahrlich: dieser Kunst scheint der Winter nah.

Wenn man die Männer der That durchmustert, die, nach Bruno Schönlanßs Erläuterungen zum Erfurter Programm, „über Bußprediger, Sektirer und Kleinbürgerliche Kompromißnaturen hinweg“ das Proletariat für seine weltgeschichtliche Aufgabe erziehen, so fällt Paul Singer entschieden auf. So lange er dem öffentlichen Leben seine Kraft gönnt — es ist nun schon ein Menschenalter her —, wurzelt dieser aufrechte Volkserzieher fest und unentwegt in dem durch das Kommunistische Manifest (1847) offenbarten Glauben: fanatisch im Bekenntniß, unfrei in der Auslegung, unduldsam, gehässig gegen die Andersdenker im eigenen Lager, deren Phantasie den tausendfachen Nuancen einer gedruckten Lehrmeinung auf die Spur zu kommen und sie vor der Erstarrung im Buchstabenbekenntniß zu bewahren vermag. Aber darauf, wie sich in Singers Kopf der Marxismus malt, kommt es am Ende gar nicht an; und wenn sich der mit makelloser Treue und unermüdblicher Betriebsamkeit seiner Partei dienende Mann bescheiden in den Grenzen hielte, die das politische Leben eines großen Volkes solchen Naturen setzt, so ließe sich gegen seine öffentliche Wirksamkeit nichts Tristiges einwenden. Aber die Thatsache, daß ein solcher Mann aus Reihe und Glied der organisirten Proletarierarmee so sichtbar in den Vordergrund treten und auf einen hervorragenden Befehlshaberposten berufen werden konnte, daß er in den gesetzgebenden Körpern von Staat und Stadt zu den beachteten Erscheinungen und führenden Persönlichkeiten gezählt wird und gerechnet werden muß: diese Thatsache ist, deucht mir, ein höchst betrübliches Zeichen für den Rückstand unserer allgemeinen politischen Bildung und unseres politischen Lebens. Die Leistung Singers auf der Konferenz der sozialdemokratischen Gemeindevertreter, der er präsidirte, bewies von Neuem, wie berechtigt solche Einschätzung des Mannes ist. Auf der Tagesordnung stand die Wohnungsnoth und die kommunale Wohnungspolitik. Fast alle Reden, die gehalten wurden, auch das Referat, waren vernünftig, maßvoll und besonnen. Es ist freilich auch kaum möglich, von dem gemeingefährlichen Treiben der Bausppekulanten und dem unsagbar schimpflichen Zinswucher in den Industrie- und Handelscentren ein

übertriebenes Bild zu entwerfen; in diesem einen Punkte begegnen einander Gesellschaftskritiker der verschiedensten Ordnung, weil unter der Wohnungsnoth und der unabsehbaren Tendenz zur Miethsteigerung auch die gebildeten und beamteten Mittelklassen, also die treuesten Stützen der Gesellschaft, leiden. Die Wohnungsfrage ist vielleicht das einzige Mittel, diese politisch so stumpfen, in der Behaglichkeit eines bescheidenen, aber gesicherten Einkommens der Theilnahme an Vorgängen von öffentlichem Interesse abholden Mittelklassenphilister zu einer Art produktiver Begeisterung aufzupeitschen. Die Forderungen nun, in denen die Berathungen gipfelten, sind keineswegs verstiegen. Erwerbung von möglichst umfangreichem Grundbesitz in oder nahe den Städten; Errichtung von Häusern mit Wohnungen, deren Malagen und Ausstattung den Grundgesetzen der Hygiene und Aesthetik entspricht und deren Miethpreis auf eine angemessene Verzinsung und Schuldentilgung des aufgewendeten Kapitals berechnet ist; Erweiterung des Zwangsenteignungsrechtes der Gemeinden; Aenderung des Kommunalabgabengesetzes (§ 27) in der Richtung, daß den Gemeinden die Einführung einer durchgreifenden, die Spekulation in unbebautem Grund und Boden verhindernden Bauplatzsteuer ermöglicht wird: Das sind so bescheidene, nach dem Vorbilde des plutokratisch regirten England aber so wirksame Ansätze einer Kommunalpolitik, daß die mit ähnlichen Reformplänen sich tragende Staatsregierung sie ohne Zweifel mit allen Mitteln fördern würde, wenn sie nicht fürchtete, den Schein der Selbstverwaltung zu Gunsten einer wirklich organisirten Demokratie zu verflüchtigen und sich selber um den napoleonischen Nimbus patriarchalischer Allgüte zu bringen. Wer aber glaubte, Herr Singer wäre der Aussicht froh gewesen, an einer Bewegung theilzunehmen, die nicht nur von proletarischer Verbrossenheit genährt wird, hatte die Rechnung ohne Kenntniß dieses ideenlosen Ideologen gemacht. Flugs war er auf den Beinen, um seinen im „opportunistischen“ Fahrwasser befindlichen Genossen den Ewigkeitsstandpunkt seiner Weltanschauung vor die Augen zu rücken, die es sogar verbietet, städtische Miethhäuser für städtische Arbeiter zu errichten. Diesen dürfe keine „Extrawurst“ gebraten werden; die Gesamtheit baue für die Gesamtheit. Das nur sei sozialdemokratisch. Diese Aeußerung könnte als charaktervoll doktrinär gelten, wenn nicht die That, gut behauste Arbeiter stumpften gegen die Reize des Lohnkampfes allzu leicht ab und wären für die „Bewegung“ verloren, ihre wahre Herkunft verriethe. Also spricht der angesehene Führer der einzig wahrhaft volksthümlichen Partei im Deutschen Reich, einem solchen Mann vertraut sie den Hort ihrer Gedanken, den Schutz ihrer Interessen an und unter solcher Führung durfte inmitten eines als tiefkönnig und geistvoll gerühmten Volkes eine aus deutschem Idealismus geborene, mit deutscher Philosophie genährte Bewegung das Jahrhundert beschließen, das einst so glorreich begonnen hatte.

Dr. Samuel Saenger.

An Böcklin. *)

Wie der göttliche Titane, doch mit ernstem Egoskranze,
 Stehst Du kämpfend und erschaffend, wie im eignen Feuerglanze;
 Leuchtest mit der Gluth, die Kühnheit nur den Himmeln kann entrafen,
 Ueber lachend neuen Welten, die Du sel'gen Griffs geschaffen.
 Von den Auserles'nen bist Du, die der wundervolle Dante
 Einst mit königlichem Worte Meister des Jahrhunderts nannte.
 Wenigen, wie Dir, Erlauchter, ist der stolze Gruß zu gönnen:
 „Meister Derer, die da wissen, Meister Derer, die da können!“
 Deine mächt'gen Wälder leben; ob sie im Perlmutterglanze
 Zarter Lenzesfrühe stehen; ob in hingeriss'nem Tanze
 Englein um beglänzte Stämme ihre hellen Glieder schwingen
 Oder aus dem Grase haschen einen Kranz von Sonnenringen;
 Ob im Himmelslicht des Mittags Sommerblumen leuchtend flimmern,
 Oder aus der ferne Bäche hell wie Freudenthränen schimmern;
 Ob in blauen Juninächten, unter frohem Sternenreigen,
 Sich die blüh'nden Aeste dehnen, wie bedrängt vom heißen Schweigen;
 Ob Du auf entrücktem Hügel, wie aus sommertollen Launen,
 Spielen läßt erschrockne Elfen mit den wildgeschmückten Faunen;
 Oder ob der Sturm entfettet rast durch scharfe Abendröthen
 Und die Herbsteswolken tanzen, wie nach Pans gewalt'gen Flöten!

Wem sich jene Thore aufthun streng verschlossner Zaubergärten,
 Zu dem Auserwählten treten leise seines Wegs Gefährten:
 Lust und Leiden, deren Blicke wie vom Lebensräthsel brennen,
 Die ihn Beid' erfassen müssen, soll er Kunst und Welt erkennen, —
 Und da bist Du von dem Einen, mit dem Mund, dem jubelfrohen,
 Mit den Augen, die da locken und wie von Entzücken lohen,

*) Frau Alberta von Puttkamer wünscht, die Verse, die ihr vor Jahren im Betrachten böcklinischer Kunst entstanden, auch den Lesern der „Zukunft“ zugänglich zu machen, denen die Erfüllung des Wunsches der feinen Dichterin in diesen Tagen des Gedenkens an den einstweilen letzten Bringer einer großen Weltvision gewiß willkommen sein wird.

fester wohl ergriffen worden als von jenem blassen Andern,
 Der Dich leise nur berührte, um dann weinend mitzuwandern,
 Der nur manchmal düstre Spuren läßt in Deinen heitren Reichen,
 Wo von ragenden Standarten weht der Freude Königszeichen.

Wohl, es kennen Deine Welten auch den jähen Todeschauer
 Und es schleicht an blassen Küsten wie ein Dämmerzug von Trauer.
 Durch verlass'ne Meeresschlösser geht es wie ein leises Sterben,
 Unter diesen Grabcypressen ging vielleicht ein Glück zu Scherben
 Wer das Inseland der Toten, starrend, fern entrückt im Meere,
 Wo erbarmunglos die Lüfte lasten wie mit Gräberschwere,
 Schaffen und erfassen konnte und mit tiefem Blick erschauen,
 Den berührten Erdenleiden und Der kennt das leere Grauen.
 Und wer jene grimmen Zweie schuf, die fürchterlichen Männer,
 Den, der blicklos ist, und Jenen auf dem zügellosen Renner,
 Denen Feuer gierig zeichnet ihres bösen Wegen Bahnen, —
 Wer Vernichtung also schaute, kennt der letzten Dinge Mahnen.

Aber rascher scheint Dein Pinsel, hingegebener zu wirken,
 Wenn Du aus den Finsternissen eilst zu goldenen Bezirken.
 Und dann scheinen Deine Farben wie von Morgenroth entglommen
 Und das blaue Licht der Meere scheint aus Himmeln hergenommen,
 Aus gar seltenen Muscheln schöpfen Deine heitren Fabelwesen,
 Drinnen edle Perlen glimmen, die sie aus den Wogen lesen;
 Und die flechten sie im Spiele Meeresmädchen in die Locken,
 Welche vor den Tollen fliehen, fischgeschmeidig und erschrocken.
 Jubelnd schallen auf den Wassern Hörnerrufe der Tritonen
 Und auf ihrer heitren Stirne schwanfen breite Schilfeskronen.
 Sel'ge Lust schwimmt auf den Wellen, in den Blicken, auf den Lippen,
 Während Deine blauen Meere lachend donnern an die Klippen —
 Und Du weckst sie nicht, die schlummern drunten auf der Welt: die Sorgen,
 Denn der Frohsinn fährt auf Wolken in den großen Lenzesmorgen.

Straßburg i. E.

Alberta von Puttkamer.



Die Göttin für Alles.

Das nun vollbrachte Lebenswerk Böcklins hat uns Europäern zum ersten Male wieder, nach Jahrhunderte langem Vakuum in der großen Kunst, Naturgesetzliches offenbart: das wahre Verhältniß der Geschlechter in der künstlerischen Psychologie. Ich setze dabei voraus, daß ich unter „großer Kunst“ überhaupt nur das Schaffen (jeder Art) begreife, das sich mit „Psychologie“ oder vielmehr mit Seelischem befaßt, das Schaffen eben, das unsere Seele wirklich angeht, auch wenn deren irdischer Repräsentant „zufällig“ (möchte ich fast sagen) kein künstlerisches oder literarisches Metier betreibt.

„Psychologen“ haben behauptet, Kunstschaffen sei nur verfezierter Geschlechtstrieb; und obgleich ich ein blauer Idealist bin, möchte ich Das vom Standpunkt der symptomatischen Naturwissenschaft vorerst mal zugeben. Dann aber wären die führenden Künstler nach Michelangelo und Dürer bis heute meist pervers gewesen, so weit sie überhaupt mit merklichen psychologischen Problemen uns vor die Augen traten. Und nicht nur die bildende Kunst, nein: auch die irgendwie allegorische Dichtung krankt noch heute an einer perversen Verdrehung des Verhältnisses der Geschlechter. Wem wäre nicht die Formel „Die Göttin des . . .“ sofort vor Augen oder Ohren, wenn es sich um sinnbildliche Kunst oder Dichtung handelt? An und für sich wäre ja an dem Dasein solcher Göttinnen gar nichts auszusetzen; erstens, wenn man noch an Götter glaube, und vor Allem, wenn man auch mal Götter auftreten und . . . handeln ließe. Aber nein: die Göttin ist allmächtig, sie hat immer die Hosen an, auch wenn sie (mit Vorliebe) nackt ist; sie handelt, präsidiert, richtet, jagd, droht, ist bewaffnet, gepanzert und dient unter diesem Schutz auch wohl zur Vertretung der Reiche im Völkerkonzert. Die Männer sind immer Statisten, die sich Alles gefallen lassen, oder blinde Schergen.

Man nennt solche Darstellungsweise allegorisch, neuerdings, bei etwas verfeinerter Empfindung, oft symbolisch. Ich aber möchte gerade diese Auffassung, wenn sie überhaupt mit gedankentiefer Absicht gepaart wäre, allzu realistisch nennen; denn sie schildert im Grunde mehr die pantoffelige Wirklichkeit (abgesehen von technischen Neußerlichkeiten), als sie eigentlich wollte. Und wenn diese Vorstellungsgebilde wirklich der Ausfluß elementarer Triebe (wie bei großer Kunst) wären, so müßte man viele Künstler geradezu, nach Krafft-Ebing, Masochisten nennen. Zum Glück ist es nicht so schlimm, denn diese Künstler glauben gar nicht mal an solche Gedankengebilde, die sie ererbt haben und in Ehren weitergeben.

Dem seit Michelangelo und Dürer hat die europäische Kunst aufgehört, lebendige Triebe in lebendige Formen zu fassen, an die man glauben mußte und die deshalb die religiöse Kraft in sich hatten, die kirchlichen Vorstellungen zu gestalten und zu bereichern. Nach dem sittlichen Verfall der (künstlerisch allein fruchtbaren) katholischen Kirche aber hätte ein schaffender Künstler gar nicht mehr aufkommen dürfen; er wäre als Störenfried vernichtet worden. Allmählich sank die Kunst, die Schwester der Religion, zur Dienerin der Fürsten, zur Magd der herrschenden Kirche und — bis heute — allmählich zur Sklavin von Staat und Kunsthandel herab*), von der Vergangenheit zehrend. Daß in solchem Niedergang sich männliche, positive Triebkräfte kaum entwickeln konnten und, wo sie aufkeimten, nicht zur Blüthe kamen, ist natürlich. Der nährnde Boden des Volksthum und die Luft der Geistesfreiheit war ihnen genommen. Ein Aufrassen zu wenigstens begrifflicher Göttlichkeit in Cornelius erstarrte bald wieder an eben seiner Begrifflichkeit. Ich sagte hier: Göttlichkeit, weil Männlichkeit an und für sich eine Energie ist, der künstlerische Geisteskraft auch fremd sein kann. Und Dies ist gerade der Fall gewesen in dieser langen Zeit der Entartung des künstlerischen Empfindens. Die männliche Energie brauchte einen Abfluß ihrer sinnlichen Phantasie, und da sie zur Schilderung männlicher (geistiger, göttlicher) Probleme und der dazu unbedingt nöthigen seelischen wie körperlichen Nothheit — oder wenigstens Rücksichtslosigkeit — in der Haltung, auch zum Weibe, keine Erlaubniß oder keinen Muth mehr hatte, verfiel sie auf die einseitige Kultur des Weiblichen, sowohl als des Nackten wie als Ausdruck des geschwächten und verdemüthigten Allgemeinempfindens. Die verlogene „Allegorie“, die die Geschlechter und Dinge nicht in ihren natürlichen, elementaren Lebensverhältnissen zeigt und nennt, sondern in sanktionirten, willkürlich abstrahirten Begriffen, sie war der . . . Abort, den man der zeugenden Sinnenkraft der Künstler gelassen hatte.

Hatte, sagte ich? Nein: es ist noch so; und was sich heute „Symbolik“ nennt, ist meist nur eine in allerlei subjektiven Empfindungswerthen verfeinerte Allegorie, nicht aber Offenbarung kosmischer „Gedanken“. Und trotzdem Böcklin seit einem halben Jahrhundert wirkliche Natursymbolik offenbarte — allerdings mit starkem Uebergewicht der weiblichen, empfindenden Seite der Natur —, trotzdem man ihn dafür mit Recht verehrt, finde ich noch wenige Antriebe — und noch weniger öffentliche Erlaubniß —, natursymbolische Darstellungen, also große Kunst, wenigstens, wo sie männlich geistige, positive „Tendenz“ haben, zu gestalten. Um nicht dem Vorwurf des Luftsechters zu verfallen, will ich Beispiele nennen: Sascha Schneider, ein Alle-

*) Wie Alfred Lichtwark kürzlich bei der Böcklin-Feier der Neuen Gemeinschaft so vortrefflich auseinandersetzte.

goriker in naturalistischem Gewande, ist schon offiziell möglich, Rlinger, der Bollmensch, dagegen noch kaum (ich weiß nicht, wie weit die leipziger Museumsfrage schon gediehen ist); seine größten Sachen konnte er nur aus eigenen Mitteln drucken und der Zukunft erhalten.

Und ich selbst? Warum ich hier so vorlaut „rede, statt zu bilden“, statt meinen „Erkenntnissen glaubhafte Gestalt“ zu geben? Je nun: ich sehe erstens nicht ein, warum ich denn nicht auch theoretisch Verständniß für neue Kunst mit anbahnen helfen soll, da ich sie doch mindestens auch verstehen muß. Dann aber gerade, weil ich mir gar nicht als sicher einbilde, daß ich meine Ziele erreichen müßte, aber doch die Tendenzen dahin heiß liebe und für unumgängliche Entwicklungsnothwendigkeit halte. Praktisch gesprochen: ich kann noch gar nicht meinen Vorstellungen greifbare Gestalt geben, weil ich noch von der Nachfrage abhängig bin; und die ist ja so beschaffen, daß man einseitig fast nur von meinen „süßen“ Sachen nimmt und bestellt — warum soll man nicht auch Liebliches bringen! —, aber meine schon bestehenden ernsteren Werke so lange zurückweist, bis ich vielleicht mal in die private Lage komme, deren Vollendung oder Ausführung in geplanter Größe selbst bewerkstelligen zu können. Dieser Vorwurf der einseitigen Genehmigung trifft sogar modernste Kunstorgane. Sie sind dazu zu ästhetisch oder zu kritisch pessimistisch; geistig-männliche Kunst ist aber Keins von Beidem: sie sucht Naturgesetzliches zu enthüllen.

Wilmersdorf.

Fidus.



Rentenjubel.

Etwas plötzlich hat das Vergnügen der Börse an den verschiedenartigsten Rentenwerthen sein Ende gefunden. Aber nur um Unterbrechung, nicht um Schluß handelt es sich. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß nicht nur die Bankiers, sondern namentlich auch das große Publikum aktienmüde geworden ist. Die Gründe dafür sind so offenkundig und so zahlreich, daß es wirklich verlorene Zeit und Liebesmühe bedeuten würde, wollte man sie noch einmal aufzählen. Sonst pflegt in den Zeiten, da die selben Leute, die einst im Uberschwange des industriellen Hochgefühls Schränke und Kisten mit Aktien bepacten, ihren Besitz wieder zu den Schranken der Kursmaller schleppen, die Rente zu neuem Ansehen zu gelangen. Trotz allen Verlusten, die im Laufe der letzten Zeit zu verzeichnen waren, ist ja schließlich immer noch reichlich Kapital

vorhanden, das auf die eine oder die andere Weise Anlage finden muß. Und ganz von selbst muß von dem Tage ab, wo das Erträgniß der industriellen Unternehmungen sinkt, die allgemeine Aufmerksamkeit sich wieder den soliden Anlagepapieren zuwenden, die bei erheblich geringerem Risiko eine nur unerheblich geringere Verzinsung gewähren.

Rente und Aktien sind ja die beiden Grundelemente des Börsenverkehrs, die in ewiger Fehde mit einander liegen. Der Kursstand der Aktien ist gewissermaßen der Spiegel, aus dem uns in wechselnder Farbenpracht und Kraft das Leben der großen Wirtschaft draußen entgegenleuchtet. Die Aktie bestimmt den Zinsfuß, den die industrielle Arbeit zuläßt, und dieser Zinsfuß wiederum regulirt, wie der Drahtzieher hinter dem Puppentheater den Gang seiner leblosen Akteure bestimmt, das Auf und Nieder der Rentenkurse. Wenigstens ist es bei uns in Deutschland so, wo man der Rente nur geringe Privilegien eingeräumt hat und wo nicht, wie in Frankreich, Anlageverpflichtungen für die großen öffentlichen Körperschaften bestehen, die in den Kursgang eingreifen können. **S**

Allen Anzeichen nach scheint also der Tag der Rente angebrochen. Und deshalb kann Keiner sich darüber wundern, daß wir in den letzten Wochen einen allgemeinen Rentenjubel vernahmen und daß selbst die lange völlig unbeweglich gebliebenen Kurse wieder stiegen. Aber wie es eine alte Regel der Entwicke-
 lunglehre ist, daß nichts in der Welt sich auf gradem Wege zum Ziele findet, so war auch für den Kenner der Verhältnisse der augenblickliche Stillstand, der sehr leicht zu einem Rückgang werden kann, nichts Unerwartetes. In viel zu vielen Köpfen entstand die selbe richtige Idee von der neuen Rentenära. Jeder nahm an, daß sich die Menge bald für unsere sicheren Anlagen wieder begeistern müßte, und man kaufte deshalb nicht nur für den Tagesbedarf, sondern man erwarb größere Posten, um gelegentlich davon an gute Bekannte und Geschäftsfreunde Etwas ablassen zu können. Die armen Spekulanten glaubten, sich für die Wochen lange Stagnation auf dem Montanmarkte dadurch entschädigen zu müssen, daß sie sich auf die Rentenwerthe warfen. Und so sah man denn das so lange nicht mehr erlebte Schauspiel, daß in Deutscher Reichsanleihe und in sächsischer Rente umfangreiche spekulative Zeitgeschäfte abgeschlossen wurden. Selbstverständlich muß auf eine solche Treibhausgeschwindigkeit ein Rückschlag folgen. Und der sachliche Vorwand dazu war ja kaum jemals leichter zu finden als gerade heute. Man kann wohl annehmen, daß der größte Theil des augenblicklich vorhandenen reellen Anlagebedürfnisses durch die mit glänzendem Erfolg durchgeführten Subskriptionen der badischen, bayerischen und sächsischen Anleihen befriedigt worden ist. Dadurch war dem Rentenmarkt ein kräftiger Anreiz gegeben, der zu großen Engagements förmlich antrieb. Aber nun kommt die Rehrseite. Während der Entschluß zur Abkehr von den Aktien und zur Umkehr zur Rente in den Massen natürlich nur langsam heranreift, steigt das Kapitalangebot unverhältnißmäßig schneller. In der Zeiten Hintergrunde schlummert noch die neue Anleihe des Reiches, die uns der Weltmachtikel beschert hat; diese 300 Millionen Mark werden eine recht erhebliche Belastung des Geldmarktes zur Folge haben, — eine um so höhere, als ein niedliches Pöfchen englischer Kriegsanleihe zur selben Zeit mitstartet. Wenn jene 300 Millionen nur noch recht lange schlummern möchten! Aber leider werden sie sich uns wahrscheinlich schon in der allernächsten Zeit präsentiren. Denn der

Reichstag hat schon gestattet, daß die bisher als bedenklicher Reichsprivatpump figurirenden als legitime Kinder anerkannt werden. Solche Aussicht muß naturgemäß die Siegesfluth der Rente wieder etwas zurückdämmen.

Und wie den heimischen Markt solche Erwägungen quälen, so wird auch der Markt für ausländische Anleihen durch mancherlei Zweifel und Sorgen in seiner Zuversicht beschränkt. Charakteristisch für die Rentenfeststimmung auf diesem Gebiet war ja besonders die Kurssteigerung der argentinischen Anleihen. Sie wurde mit zweierlei Gründen motivirt: erstens mit den günstigen Ernteaussichten, dann aber auch mit der voraussichtlich bald erfolgenden Unifizirung. Unifizirung ist ein schönes Wort, das insofern auch für die Besitzer fremdländischer Anleihen einen guten Klang hat, als gerade bei exotischen Staaten die einfachste Finanzgebarung die sicherste ist. So stiegen denn auch mit einer gewissen Berechtigung die argentinischen Anleihen. Allein es darf immer Mißtrauen erregen, wenn ein Staat von der Art des argentinischen plötzlich anfängt, Ordnung in seine Verhältnisse zu bringen. Das heißt bei den faulen Zahlern in den meisten Fällen, daß sie neue Schulden zu machen versuchen. Und so dürfte es wohl auch diesmal in Argentinien sein.

Doch diese und ähnliche Beschwerden, die sich sicher noch in großer Zahl einstellen werden, sind nur vorübergehender Natur. Täuschen wir uns nicht darüber, daß die Götterdämmerung für die industrielle Welt gekommen ist. Die Midgardschlange der Beschäftigungslosigkeit speit schon ihr sicher tödendes Gift gegen die industriellen Aßen und über der versinkenden Industrie bauen die Rentenriesen bereits ihre Herrschaft auf. Freilich: später wird das Wechselspiel von Neuem beginnen. Auf die Götterdämmerung folgt ein neues Frühroth für die Industrie. Und schon jetzt, wo die Renten sich noch nicht zur Riesenhaftigkeit ausgewachsen haben, kann man deutlich den Todeskeim wahrnehmen, der die Riesenleiber einst fällen wird. Mehr als je wird sich das Reich und werden sich die deutschen Bundesstaaten die günstige Konjunktur nutzbar machen, in beispielloser Fülle werden die neugeschaffenen Anleihen auf die Märkte strömen. Aber auch Das droht, was bisher stets das Ende jeder Rentenhauße war, nämlich: die Ueberfüllung mit neuen exotischen Anleihen, die der neue argentinische Geldbedarf einleiten wird. Doch was kümmert uns jetzt solche cura posterior! Einstweilen steht uns eine lange, wenn auch nicht ununterbrochene Reihe von glücklichen Tagen für die Rentenbesitzer bevor, die in den Zeiten der Hochkonjunktur auf schmale Freudenkost gesetzt waren. Wenn nur erst die letzte Hoffnung auf eine baldige Wiederbelebung des Geschäftes geschwunden sein und das graue Dividendenelend sich deutlicher enthüllen wird, dann wird die Rente wieder zur Herrscherin über alle Papiere des Kurszettels berufen werden. Traurig abseits stehen wird dann nur Miquel, der Superkluge, weil er dem Privatkapital durchaus seine „Dreiprozentigen“ zu Schleuderpreisen aufhängen wollte, statt die Rentengier für den Staatsfädel durch Ausgabe von vierprozentigen Anleihen auszunutzen, die man nach wenigen Jahren so schön hätte konvertiren können. Johannes: denke an die Erfolge Deiner süddeutschen Kollegen! Noch ist es Zeit!

Plutus.



Notizbuch.

Die Leser finden in diesem Heft den amtlichen Bericht über die Majestätbeleidigung-Debatte aus der Reichstagsitzung vom siebenten Februar. Der Abgeordnete Wolfgang Heine, den ich persönlich kaum kenne — ich habe ein einziges Mal etwa zehn Minuten lang, nicht über meine Sache, mit ihm gesprochen — und der politisch einen anderen Glauben bekennt, hat da, der Sache, nicht der Person wegen, Einiges aus der Geschichte meiner Prozesse erzählt. Ich darf ihm, der mir nicht dienen wollte, nicht danken und möchte seinen Worten einstweilen, bevor ich dazu genöthigt bin, nicht viel hinzufügen. Daß mein Drachenartikel „von einem höchst monarchischen Standpunkt aus geschrieben war“, haben, außer diesem Sozialdemokraten, auch verpflichtete Männer, hohe Beamte, Generäle, hat, wie vor Gericht beschworen wurde, sogar ein Mitglied des Kaiserhauses anerkannt. Daß der Landgerichtsdirektor Schmidt, weil er mich mit ehrender Begründung freigesprochen hatte, aus dem Amt geärgert worden ist, hat der frühere Landgerichtsrath Felisch, der Schmidt befreundet war, vor Zeugen recht häufig erzählt. Und Herr Heine wird als Anwalt und gesuchter Strafverteidiger wohl wissen, wie sich die Vorgänge bei Schmidts Rücktritt abgespielt haben. Uebrigens giebt es Aufzeichnungen des inzwischen verstorbenen Landgerichtsdirektors, die jeden Zweifel beseitigen. Der Staatssekretär Dr. Nieberding kennt diese Vorgänge offenbar nicht. Sonst hätte er nicht gesagt: „Nun vergeht eine Reihe von Jahren, dann kommt der Prozeß zur Verhandlung, von dem der Herr Vorredner gesprochen hat, der im Herbst vorigen Jahres sich abspielte. Da handelt es sich zwar um eine ganz andere Strafkammer, aber gleichwohl soll nun in dem Vorgang früherer Jahre, den er und ich Ihnen geschildert haben, der Grund amtlicher Beeinflussung der Richter liegen, einer Beeinflussung, der diesmal die Richter unterlegen sind“. Diese Darstellung ist objektiv unrichtig. Erstens verging nicht eine Reihe von Jahren und zweitens handelte es sich nicht um „eine ganz andere“, sondern immer um die selbe Strafkammer. Schmidts Entfernung aus dem Vorsitz dieser Kammer war im Dezember 1893 im Landgerichtspräsidium „angeregt“ worden und „die Motive jener Anregung, meine unfreiwillige Versetzung an eine Civilkammer herbeizuführen, bestimmten mich“, so schrieb er, „meinen Abschied zu erbitten“. Daß Schmidt meinetwegen mißliebig geworden war, wußte ich, außer von anderen Eingeweihten, von dem damaligen Landgerichtsrath Felisch, der dann Direktor wurde, den zweiten gegen mich geführten Majestätbeleidigungsprozeß leitete und mich zu sechsmonatiger Festungshaft verurtheilte. Er ist jetzt Syndikus des Reichsmarineamtes und trägt den Titel eines Wirklichen Admiraltätrathes. Fünf Tage nach seiner Beförderung auf diesen Posten wurde zum dritten Mal vor der selben Strafkammer wegen des selben Delictes gegen mich verhandelt. Vorsitzender war nun Herr Landgerichtsrath Dieß, der schon vor sieben Jahren mit dem selben Titel in der selben Strafkammer gesessen und Schmidts und Felischs verschiedenes Scheiden als Beisitzer gesehen hatte. Wieder wurde ich zu sechsmonatiger Festungshaft verurtheilt. Das ist, nüchtern und einfach, der erweisliche Sachverhalt, den Herr Dr. Nieberding inzwischen wohl selbst festgestellt haben wird.

Drei Briefe. Herr Geheimrath Eulenburg schreibt mir:

„Hochgeehrter Herr Garden,
in der ‚Zukunft‘ hat Dr. Karl Peters neulich in schönen und warmen Worten die

Errichtung eines Denkmals für einen unserer hervorragenden Geisteshelden, für Schopenhauer, angeregt und begründet. Dem verdienten Mann, den selbstgewählter Beruf und Schickjal so viele Jahre vom Vaterland fern gehalten haben und noch halten, ihm braucht nicht bekannt zu sein, daß seinem Wunsche schon längst in gewissem Umfange Erfüllung geworden ist und daß ein Denkmal des Philosophen in Frankfurt am Main, nicht fern von dem Hause, das er neunundzwanzig Jahre (bis kurz vor seinem Tode) bewohnte, vor sechs Jahren enthüllt wurde. Die Bestrebungen zur Errichtung eines Schopenhauer-Denkmal's reichen übrigens (wie ich gewissermaßen zur Ehrenrettung der älteren Generation von Schopenhauer-Berehrern bemerken möchte) sehr viel weiter hinauf. Mit dem ersten und ältesten der Schopenhauer-„Apostel“, dem Herausgeber seiner Werke, Julius Frauenstädt, habe ich in den siebenziger Jahren in brieflicher Verbindung gestanden, um ihn zu bewegen, bei diesen Bestrebungen, wie es die Natur der Sache erforderte, persönlich die Führung zu übernehmen. Frauenstädt theilte mir damals mit, daß auch von anderer Seite schon gleiche Aufforderungen an ihn herangetreten seien, er hielt aber den richtigen Zeitpunkt noch nicht für gekommen, meinte vielmehr, unsere Ungeduld auf die nicht mehr in allzu weiter Ferne liegende Centennialfeier des Philosophen (1888) vertrösten zu müssen. Er selbst ist bald darauf (1879) gestorben, ohne diesen Termin selbst noch zu sehen, und Andere haben in der Folge an seiner Stelle die Initiative ergriffen. Wenn man nun der Meinung sein sollte (worüber sich ja reden läßt), daß mit dem frankfurter Denkmal der Größe Schopenhauers noch nicht gehuldigt sei, daß dieses Denkmal noch nicht weit genug über alle Gauen des deutschen Vaterlandes seinen Schatten werfe, so könnte man ja geneigt sein, in diesem Sinn der Aufforderung des Dr. Peters weitere Folge zu geben. Wenn vielleicht auch im Verlauf der drei letzten Dezennien in der anfangs so mächtigen Schopenhauer-Strömung ein gewisses Zurücksinken unverkennbar sein möchte, das erst an die geistvolle, aber scharfe Kritik seines Fortbildners Eduard von Hartmann, dann an die so völlig entgegengesetzte Gedankenwelt Nietzsches Anschluß zu nehmen schien, so dürfte doch immer (innerhalb und außerhalb Deutschlands) die Zahl Derer noch ansehnlich genug sein, die ihrer bewundernden Verehrung eines unserer originellsten und tiefsten Denker, unserer vollendetsten Schriftsteller gern wohl auch einen weithin sichtbaren monumentalen Ausdruck verleihen möchten. Ein zweites Denkmal Schopenhauers könnte aber aus naheliegenden Erwägungen nirgend andershin als in den deutschen Nordosten, in seine Geburtsstadt, die Stätte seiner Kindheit- und Jugenderinnerungen, in das vornehme, stattliche „deutsche Benedig“ am Ostseestrande gehören. Vielleicht entschließen sich hervorragende Persönlichkeiten Danzigs, der Anregung des Dr. Peters zu Ehren des größten und gefeiertsten Sohnes ihrer Vaterstadt weitere Folge zu geben. In bekannter Ergebenheit

Ihr

Albert Eulenburg.“

Herr Ernst Mumm schrieb mir aus Altona den folgenden Brief:

„In den ‚Grenzboten‘ wurde neulich Klage darüber geführt, daß dem deutschen Volk das geltende Privatrecht herzlich wenig bekannt sei, daß die meisten Menschen hier erst durch Schaden klug würden, den sie durch Verletzung privatrechtlicher Gesetzesbestimmungen erlitten. Dann wurde der Vorschlag gemacht, bei jedem Amtsgericht eine Auskunftsstelle für die Angelegenheiten auf dem Gebiet des Privatrechts ein-

zurichten und auf das Vorhandensein der Auskunftstellen — auf denen nur solchen Leuten Rath ertheilt werden dürfte, die sich im Besitz eines Armuthzeugnisses befänden — durch häufige Veröffentlichungen in den Zeitungen hinzuweisen. Diese Ausführungen, die von zutreffenden Erwägungen ausgehen und auf einen in der That vorhandenen Mißstand aufmerksam machen, erscheinen in einigen Punkten verfehlt und bedürfen der Ergänzung und Berichtigung.

Sicher ist, daß bei uns in Deutschland das Recht nicht volksthümlich ist und daß in weiten Kreisen, und zwar auch bei unterrichteten, gebildeten Leuten, eine oft ganz wunderbare Unkenntniß der einfachsten juristischen Dinge und Begriffe herrscht. Hier ließe sich dadurch eine Besserung erzielen, daß auf den Schulen Rechtsunterricht ertheilt würde. Der schwierigen Frage, womit sich dieser Unterricht zu befassen, welchen Umfang er einzunehmen und ob er sich auf die höheren Lehranstalten zu beschränken hätte, müssen erfahrene Juristen und Schulmänner die Antwort suchen. Ich will darauf jetzt nicht eingehen, möchte hier nur die Anregungen mittheilen, die vor einiger Zeit Schellhas über den Rechtsunterricht auf den höheren Schulen in der ‚Deutschen Juristenzeitung‘ gegeben hat. Er sagt: ‚Sollte nicht eine gewisse Kenntniß von den Grundlagen der Rechtseinheit Deutschlands als ein Erforderniß der allgemeinen Bildung anzusehen sein? Sollte man nicht verlangen können, daß jeder angehende Staatsbürger, der eine höhere Schule besucht hat, wenigstens ganz im Allgemeinen die Entwicklungsgeschichte und die Bedeutung der Rechtseinheit Deutschlands kennt? Diese Kenntniß läßt sich mit Leichtigkeit erwerben, wenn zum Beispiel einmal im Geschichtunterricht nur eine halbe Stunde auf den Gegenstand verwendet wird. Daß der Gegenstand an Wichtigkeit der politischen Geschichte nur wenig nachsteht und im Anschluß an diese am Besten erörtert werden kann, dürfte einleuchten. Es darf nicht vorkommen, daß ein Abiturient eines Gymnasiums, wie es jetzt die Regel ist, über die solonische Verfassung im alten Athen Bescheid weiß, aber die Frage nicht beantworten kann, welches Recht in Deutschland gilt. Das mag bei den früheren Zuständen entschuldbar gewesen sein, jetzt nicht mehr. Jedermann, der als gebildet gelten will, muß über die Entstehung und Bedeutung des B. G. B. das Nothwendigste und Allgemeinste wissen.‘

Der rechtsgeschichtliche Unterricht — wie ihn Schellhas im Auge hat — würde für sich allein die Kenntniß des Privatrechtes allerdings nicht genügend fördern. Daneben müßten die wichtigsten Theile des materiellen Rechts gelehrt und die Grundzüge des Verfahrens vor Gericht besprochen werden.

Daß sich die Volksschule immer nur mit Wenigem zu begnügen hätte, ist selbstverständlich. Aber wenn von dem Kinde des gemeinen Mannes etwa bloß die neue Lebensregel aus der Schule mitgebracht würde, daß es niemals seinen Namen unter eine Urkunde schreiben dürfe, deren Inhalt ihm nicht bekannt oder nicht verständlich sei, so wäre Das bereits ein großer Gewinn, würde dadurch allein schon viel, unendlich viel Unheil verhütet.

Unzweckmäßig und undurchführbar erscheint der in den ‚Grenzboten‘ gemachte Vorschlag, an den Amtsgerichten Auskunftstellen für arme Rechtsuchende zu errichten. Wer soll bei dem Amtsgericht die Rechtsauskunft ertheilen? Doch Niemand als eine juristisch gebildete, das materielle und das Prozeßrecht gründlich beherrschende Person. Bei vielen Hunderten von deutschen Amtsgerichten, die nur mit einem Einzelrichter besetzt sind, ist nun der einzige Jurist der Amtsrichter. Daß Der aber in den

in das Gebiet der streitigen Gerichtsbarkeit fallenden Rechtsangelegenheiten einer Partei Auskunft ertheilen und demnächst in eben dem von ihm instruirten Prozesse Recht sprechen könnte, ist unmöglich. Das ist so selbstverständlich, daß man den Satz nur auszusprechen, nicht erst zu begründen braucht. Bei Hunderten von Amtsgerichten wäre also die Einführung einer Auskunftsstelle überhaupt nur dann ausführbar, wenn man an ihnen einen zweiten richterlichen Beamten einsetzte. Dies wird natürlich nicht geschehen.

Anderes liegt der Fall bei den mit mehr als einem Richter besetzten Amtsgerichten. Hier könnten Auskunftstellen ohne Weiteres in der Weise eingerichtet werden, daß einzelnen Richtern die Auskunftsertheilung in den Sachen übertragen würde, die nachher ihrer Entscheidung nicht unterliegen. Aber wäre Das ein erwünschter Zustand? Ich glaube es nicht. Es ist hier nämlich zu bedenken, daß das Civilrecht kein silberhell fließender Bach ist, aus dem Jeder, der nur das Schöpfen gelernt hat, in gleicher Weise klares Wasser entnehmen kann, daß vielmehr der Sinn mancher, ja sogar recht vieler Gesetzesbestimmungen höchst dunkel ist, daß der Eine sie so, der Andere völlig anders auslegt. Das Streiten und Deuteln gehört in gewissem Maße mit zum juristischen Beruf. Das war so längst vor Justinian, ist nach ihm trotz seinen ernstesten Auslegungsverboten nicht anders geworden und wird so auch künftig unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuches bleiben. Bedenkt man Das aber und bedenkt man weiter, daß auch der sorgfältigste Richter über die Möglichkeit eines Irrthums nicht erhaben ist, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß die Entscheidung des erkennenden Richters häufig ganz anders ausfallen wird, als sie nach der Auskunft seines Rath ertheilenden Kollegen zu erwarten war. Das aber würde nicht nur leicht zu Reibungen und Mißstimmungen unter den Richtern des selben Gerichts führen, sondern darunter müßte auch das Rechtsbewußtsein schwer leiden und die Justiz würde so wiederum ein gutes Stück ihres ohnehin schon erheblich geschmälerten Ansehens im Volke verlieren.

Das zeigt, daß der in den ‚Grenzboten‘ vorgeschlagene Weg nicht gangbar ist, daß ein anderer, besserer gesucht werden muß. Viele mögen aus Ziel führen. Mir scheint der Gedanke an eine Erweiterung der Vorschriften über das Armenrecht oder an die Einsetzung staatlich angestellter Armenanwälte am Nächsten zu liegen. Dadurch wäre, ohne daß der Eintritt der geschilderten Anzuträglichkeiten zu erwarten wäre, die Gewähr gegeben, daß auch der arme Mann sich über die für ihn wichtigen Fragen aus dem Rechtsleben Aufschluß verschaffen, daß auch er in allen seinen Rechtsangelegenheiten einen möglichst richtigen, sachdienlichen Rath erhalten könnte.“

* * *

Sehr geehrter Herr Harden,

ich stehe unter dem Eindruck eines Ereignisses, mit dem ich allein so schlecht fertig werden kann, daß ich mich entschlossen habe, an Sie zu schreiben. Mein Brief soll nicht mehr als eine Ergänzung sein zu einer Reihe von Zeitungberichten, die Sie gleichzeitig empfangen werden. Diese Berichte enthalten die schlecht erzählte Geschichte einer Gerichtsverhandlung, leicht und nachlässig im Ton, fast überlegen, durch kolportageromanhafte Ueberschriften in kleine pikante Bissen zerschnitten; und man würde sich gar nicht die Mühe nehmen, diese stoßweise vorgebrachten Zeugenaussagen, Einwürfe und Widerrufe durchzulesen, wenn nicht am Ende ein Todesurtheil stünde: still, unwiderleglich und streng. Da wird

man aufmerksam und versucht, vorsichtig die Wege zurückzugehen von diesem unheimlichen Rande der Gesellschaft und des Staates. Und wenn man wieder am Anfang angekommen ist, bei den zitternden Händen eines jugendlichen Menschen, da kann man doch nicht begreifen, wie das Netz kleiner winkliger Wege dort-hinausführen konnte zu jenem letzten Platz, auf dem das letzte Recht sich vollzieht an den wirklich Ungerechten.

Der Zeitungsträger Joseph Ott ist des Mordes beschuldigt an seinem am vierundzwanzigsten April 1895 geborenen Sohn Joseph. Seine Frau Karoline, geborene Maß, ist, laut Eventualfrage, der Vorschubleistung bei diesem Morde schuldig. Joseph Ott ist zum Tod durch den Strang, Karoline Ott zu zwölf Jahren schweren Kerkers, verschärft durch einen Tag Dunkelhaft am vierten Mai jedes Jahres, verurtheilt. Die Beweise ruhen auf einer Reihe von Zeugenaussagen. Die meisten dieser Zeugen sind Frauen, Nachbarinnen der Familie Ott. Sie wissen erstaunlich viel, haben ungewöhnlich viel durch die Wände gehört und reden wie Leute, denen die Worte billig sind. Eben so geschwätzig benimmt sich der alte Lokomotivführer Kub, Otts Vormund, der sich als Warner aufspielt, dessen einstige Prophezelung sich nun an dem verkommenen Mündel grausam erfüllt. Der redliche Alte verdient den Beifall des Publikums. Belastend wirkte auch die Mutter Otts, die zwar nicht aussagte („Ich kann nicht“, meinte sie, abermals zur Freude des Publikums), aber von der man wußte, daß sie das Haus des Sohnes nicht mehr betrat, weil sie das grausame Benehmen der beiden Eltern gegen den kleinen Joseph nicht mit ansehen konnte. Man wußte Das im Hause, man ist überzeugt, daß der letzte Vorfall, der den Vater vor Gericht gezogen hat, nur das letzte Glied in einer ganzen Kette von Verbrechen ist, die den Tod des Kindes zum Ziel hatten. Dieser letzte Vorfall ist aber nicht etwa die nachgewiesene Ermordung des Knaben Joseph durch Ott, sondern der Umstand, daß er sein totes Kind zerschnitten und im Kochherd Stück für Stück verbrannt hat. Dies gesteht der Angeklagte ein; und er bedauert wiederholt, sich durch diese That des einzigen Zeugen beraubt zu haben, der, weniger geschwätzig als die eifrigen Nachbarinnen, mit seinem toten, stummen Mund ihn vielleicht entlastet hätte. Und wie begründet er seine That?

Hier muß gesagt werden, welche Stellung Joseph Ott in dem kleinen Haushalt einnimmt. Er ist immer zu Hause, er kocht, er sorgt für die Kinder (es sind noch drei Mädchen außer dem kleinen Papi, dem zweitgeborenen, vorhanden) und es scheint, daß er dies Alles nach besten Kräften thut. Groß sind seine Kräfte nicht. Er ist kränklich, von leichten epileptischen Anfällen heimgesucht, momentan ohne Stellung. Er ist nicht ohne eine gewisse Bildung; ärztliche und juristische Bücher hat er sich verschafft und verbankt ihnen allerhand zufällige Fragmente eines oberflächlichen Wissens, das er gelegentlich auch anwendet. Die Frau hat mit diesem Haushalt wenig zu thun. Sie beginnt früh mit dem Zeitungstragen, findet vormittags wohl noch einen anderen Verdienst und kommt nur vor dem Erscheinen der Abendblätter manchmal einen Augenblick nach Hause, stumpf, müde, ohne Theilnahme an den Kindern und an dem Mann, für die sie arbeitet und denen sie ja eben dadurch, besser als durch Bärtlichkeiten, ihre Zugehörigkeit und ihr Herz beweist. Hat sie endlich auch die Abendwege hinter sich, so wirft sie sich aufs Bett und schläft lange vor den Anderen ein, die ihre Schlafstelle immer schon leer finden, wenn sie morgens aufstehen.

Ähnlich fremd in dieser kleinen Gemeinschaft war auch der kleine Pepi. Er war erst kürzlich von den Eltern zurückgeholt worden und hatte seine ersten Jahre (er kam zur Welt, noch ehe Joseph Ott und Karoline Maß gesetzlich verheirathet waren) bei guten fremden Leuten verbracht, die eine andere Sprache sprachen und in etwas anderen Verhältnissen lebten. Mit seinem Böhmisches wird ihm das Spielen mit den Kindern recht schwer und auch sein Verhältniß zum Vater (die Mutter sah er wohl selten) wird unter dem schwierigen Verstehen gelitten haben. Diese Ueberfiedelung allein, die ungewohnte und fremde Umgebung kann Ursache genug sein, daß das Aussehen des Kindes sich verschlechterte, und man muß auch für seine Vernachlässigung keinen anderen Grund suchen als den, daß er aus den gelübten Händen seiner Ziehmutter in die ungeschickten Hände eines Mannes kam, in Hände, die ihn vielleicht manchmal strasten oder ungeduldig anfaßten, wenn dem nervösen Mann die kleinliche Beschäftigung zum Ueberdruß wurde. Der beste Vater, dem kleine Kinder mit allen ihren Bedürfnissen und Nothdürften zur Last liegen, würde solche Augenblicke der Ungeduld kennen lernen. Zu allen täglichen Anforderungen kommt, daß sich bei dem kleinen Pepi eines Tages ein Abszeß zeigt. Der Vater, der ja einige medizinische Kenntnisse hat, entschließt sich, selbst einzugreifen. Er öffnet den Abszeß und wäscht die Wunde mit Karbolwasser. Er legt auch, nach bestem Vermögen, einen Verband an, der sich freilich später verschoben haben muß, denn auf dem Bett des Knaben fand man Blutflecke. Am nächsten Morgen ist der Knabe tot. Der Vater ist von wahnsinnigem Schrecken erfaßt. Unerwartet wälzt sich eine bergeschwere Verantwortung auf ihn, sein Eingriff, dem er kaum irgend welche Wichtigkeit zugeschrieben hat, erweist sich vor den Sachverständigen, die nun die Leiche besichtigen werden, als Ursache des Todes und auf ihn selbst fällt die ganze Wucht einer unabsehbaren Anklage. Im Zustande der heftigen Erregung wird ihm nur das Eine klar, daß Niemand das tote Kind sehen und untersuchen darf, daß es, da es nun mal gestorben ist, so rasch wie möglich zu den Toten muß, sich auflösen muß, zerfallen muß. Dieser Gedanke hat ihn vielleicht abgehalten, den Leichnam in die Donau zu werfen, in der man ihn finden und erkennen kann; ein einziger Weg war ihm geblieben. Ein Element, das rascher als die Erde und besser als das Wasser lauen kann, mußte diesen kleinen blutigen Körper verzehren: das Feuer. Und ihm war kein anderes Feuer zu willen außer der kleinen Flamme seines täglichen Herdes. So stand ihm die grausame Aufgabe bevor, diesem engen Mund die Bissen zuzuschneiden, sein Kind zu zerkleinern und Stück für Stück zu verbrennen. Und die Flamme, die ihm diesen Dienst that, konnte doch nicht befreit werden von der Pflicht, das tägliche armselige Mahl den Lebenden zu wärmen. Sie mußte wie ein gewöhnliches Feuer gebraucht werden, sollte sie den aufmerksamen Nachbarn nicht auffallen, die ohnehin schon nach dem Kinde fragen. Der Frau und den Anderen sagt Joseph Ott, er habe den Pepi ins Spital gebracht. Er hätte ihnen wohl einige Tage später erzählt, daß der Kleine im Spital verstorben sei... Dazu kam es nicht; er wurde verhaftet.

Nach dieser Darstellung, die sich bemüht, sich an wenige einfache Thatfachen eng anzuschließen, hätte also Joseph Ott durch eine Operation, die er an seinem Kinde vorgenommen hat, dessen Tod verursacht. Seine Verwirrung war begreiflich, seine That deren unmittelbare Folge. Hier ist keine Råde erkenn-

bar. Die Geschichte ist voll von Beispielen dafür, in welchen Zustand von Verwirrtheit und zu welchen wahnsinnigen Handlungen nicht nur Ausrufwörter, sondern sogar Aerzte durch die unerwartete Folge eines operativen Eingriffs getrieben werden, und gerade die wiener Gerichte hätten Gelegenheit gehabt, an einem eben erst verhandelten Fall hierher Passendes zu lernen. So liegen die Dinge, falls wir der Aussage Otts, daß sein Sohn eines natürlichen Todes gestorben sei, glauben wollen. Außer dem Vater könnte nur das Messer, mit dem die Operation vollzogen wurde, Etwas über diesen Punkt aussagen. Man hat aber versäumt, dieses Instrument vorzulegen; dagegen war ein imitirter Kinderschädel und ein Modell des betreffenden Kochherdes aus Otts Wohnung zum angenehmen Gruseln des Publikums aufgestellt.

Aber selbst für den Fall, daß Ott sein Kind getödtet hat, liegen Umstände vor, die ihn zum Theil entlasten, wenn man versucht, sich seine Verfassung vorzustellen in der Nacht, wo der Zustand des Kindes sich, in Folge der Operation, verschlimmert. Ob es da nicht nah lag, einen zweiten Eingriff zu versuchen, mit erregten, bebenden Händen tiefer zu schneiden als vorher, sinnlos tief? Wer will Das entscheiden?

Wer will ferner in so ungewöhnlichen Verhältnissen nicht die nervöse, kränkliche Natur dieses Mannes besonders in Rechnung ziehen? Mir ist in den letzten Nächten eine ungewisse Erinnerung gekommen an Ereignisse aus der Kindheit, die ich nur in unsicheren Umrissen aussprechen kann, aber doch so, daß die Sensation, um die es sich handelt, fühlbar wird. Bei nervösen Kindern kommt es vor, daß sie, im Gefühl starken Mitleidens, einen kranken Vogel oder eine wunde Katze in die Hand nehmen und in ihrer Hilflosigkeit eingreifen in den kranken Organismus, so gut sie wissen. Die Wirkung kann eine unerwartete sein, in manchen Fällen eine der guten Absicht entgegengesetzte. Etwas Häßliches passiert, vielleicht treten die Gedärme des Thieres aus, — und das phantastisch hilfreiche Gefühl des Kindes stößt unvermuthet an Wirklichkeit, an eine nie gesehene, Ekel und Abscheu erregende Wirklichkeit. Es kommt dann wohl vor, daß die Kinder das Thier fortwerfen und bebend vor Entsetzen fortlaufen zu irgend einem Ahnunglosen, der Das nicht gesehen hat, was sie gesehen haben. Es giebt aber auch Kinder, die das zerrissene Thier in Wuth, Enttäuschung, Haß und Abscheu (nicht aus Leid über das Leiden des Thieres!) gegen die Wand schlagen, bis es tot ist. Ich will keinen Kommentar zu dieser Erinnerung geben, die sich eingestellt hat, mit großer Deutlichkeit für mein Gefühl, aber nicht nah an den Worten, mit denen ich sie mitzutheilen versuche.

Gegen Ott steht noch die schwache Stimme der kleinen Polbi, seines Töchterchens. Sie war bei der Operation zugegen und kann natürlich nicht vergessen, wie schrecklich Das war, als der Vater dem „kleinen Pepi ein Stück Fleisch herauschnitt.“ Sie sieht den Vater seitdem ganz im Lichte dieser Menschenfressergeberde. Und die Nachbarinnen helfen ihr in dieser Auffassung. Ebenso zweifelhaft im Werth sind die Aussagen von Leuten, die mit Ott die Untersuchung theilten. Die Reden, die er im Augenblick nach seiner Verhaftung geführt hat, tragen selbstverständlich den Charakter großer Erregtheit, die sich gemäß seiner angelesenen Bildung in Prahlereien äußert, in denen er sich als wissend, den Gerichten und Gesetzen überlegen, hinzustellen versucht.

Der Gang der Verhandlung macht, nach den mir vorliegenden Berichten, einen zerfahrenen Eindruck. Es geschieht viel für die Heiterkeit des Publikums und der Präsident sucht dem Verhör diesen gemüthlichen Charakter zu erhalten durch Bemerkungen wie die folgende: „ . . . Gerade für Nervenleidende ist das Zerstückeln von Leichen gar keine passende Beschäftigung . . .“ Wie gesagt, man merkt nicht, daß es auf ein Todesurtheil zu geht. Erst das Plaidoyer des Staatsanwaltes brüstet sich mit einem rasch angenommenen Ernst, mit einer Hoheit und Strenge, die zu dem Verlauf des Verhörs in eigenthümlichem Widerspruch steht. Diese Rede ist einfach aufgesetzt und könnte gut auch am Ende eines ganz andern Prozesses stehen. Sie würde auf die Geschworenen jedesmal wirken. Sie hat diesmal auch auf die Vertheidigung gewirkt. Sie hat Leichtigkeit und Schwung. Sie ist nicht tief, aber elegant. Sie ist ganz: Wien. Sie versäumt nicht, Egypten und „das graueste Alterthum“ zu erwähnen, sie enthält alle erprobten Phrasen der letzten zwanzig Jahre von der „Majestät des Todes“ bis zur „Tragik in der Vergeltung.“ Sie citirt Gott-Vaters Worte gegen Cain in der geschmackvollen Variation: „Wo habt Ihr Euer Kind?“ Sie stellt sich groß vor dem Angeklagten auf und schreit ihm die rethorische Frage zu: „Du nervöser Mann! Haben Deine Hände nicht gezittert, als Du Dein Kind Stück für Stück zerfleischtest . . .“ Woher weiß der Herr Staatsanwalt, daß Joseph Ott nicht mit bebenden Händen das Furchtbare vollbracht hat?

Aber der Herr Staatsanwalt bemüht sich gar nicht, Näheres von diesem besonderen Fall zu wissen. Er hat gerade jetzt eine Reihe von Verbrechen zusammenfassen gelernt unter einem gemeinsamen Namen, der dem Kolportageromanstil trefflich angepaßt ist: „Wie man Kinder mordet.“ Der Herr Staatsanwalt befindet sich in der glücklichsten Stimmung über diese geniale Zusammenfassung, die den Verlauf vieler Prozesse vereinfachen wird. Er preist in geschickter und glänzender Weise seine Erfindung. Er prägt Schlagwörter wie die „Herbeiführung des Zufalles“ und läßt in bescheidener Weise seine Erfahrung und Ueberlegenheit durchblicken; er fühlt sich als besonders vorgeschrittenen Vertreter einer Gerechtigkeit, die er gar nicht zu Wort kommen läßt. Er bemerkt nicht einmal, daß es sich nicht darum handelt, Kategorien von Verbrechen zu schaffen, Zusammenfassungen und Einordnungen. Daß, im Gegentheil, das unvermeidliche Vorhandensein solcher Kategorien eine Gefahr ist, weil jedes Verbrechen, wie jedes Kunstwerk, ein Einzelfall ist, mit eigenen Wurzeln, eigenem Wachsthum, mit einem eigenen Himmel über sich, der regnet und scheint über den fremdartigen Reimen unbegreiflicher Thaten. Er faßt zusammen und ist zufrieden. Man hat das Gefühl: er hat Schlaf und Appetit. Er bescheidet sich auch gar nicht damit, der wichtigste Bestandtheil jener tabellos funktionirenden Maschine zu sein, als die eine geordnete Gerechtsame erscheinen soll. Bewahre: er lebt. Er benimmt sich, wie ein älterer Bruder des verstorbenen kleinen Pepi in weniger kultivirten Landstrichen sich benehmen würde; er ruft: „Aus der Asche des hingemordeten Kindes ist die Rache erstanden!“ und fühlt sich als Träger und Vertreter dieser Rache, als staatlich besoldeten Rächer. Er schließt seine Rede mit einer Apotheose der Leidenschaft, in dem Augenblick, wo den Geschworenen Eins noththut vor Allem: möglichst leidenschaftlose Beurtheilung eines einzelnen Falles, den sie kaum mehr erfassen, da er vor ihren Augen eben

alles Konkrete verloren hat, neben anderen Fällen eingereiht unter dem geschmackvollen Titel: Wie man Kinder mordet.

Die Reden der Bertheidiger machen nach dieser glänzenden Leistung natürlich keinen Eindruck mehr. Beide stehen unter dem Einfluß des Staatsanwaltes. Der Bertheidiger Otts macht schüchtern die Bemerkung, daß „Rache“ vernichtet, zerstört, mordet, aber nicht richtet. Sonst redet auch er von der Sache fort; und der Bertheidiger für Karoline Ott bediente sich des lebenswürdigen Stiles von „Unter dem Strich“, plaudert von der Pyramide des Sesostris und von Charlotte Corday und von der Venus genetrix.

Und der Eindruck des Ganzen: daß Kinder „hängen“ spielen und zum Schluß wirklich eins in der Schlinge bleibt, schwer, regunglos. Und da merkt man erst, daß Erwachsene gespielt haben, daran, daß sie nicht fortlaufen, sondern sich würdig begrüßen und mit Ernst und gegenseitiger Werthschätzung auseinandergehen.

Der quälende Eindruck, von dem ich mich lange nicht befreien konnte, hat mich veranlaßt, Dies aufzuschreiben und es Ihnen, sehr geehrter Herr Harden, vorzulegen. Sie werden beurtheilen, ob Sie die Stimme eines Unerfahrenen und Laien brauchen können im Dienst einer Sache, die Sie jedenfalls vertreten wollen. Glauben Sie mir, daß ich von diesem Brief zaghaft und bescheiden denke; trotzdem würde ich ihn gern veröffentlicht sehen. Er kann der Anlaß sein, daß einer von den erfahrenen, sachverständigen Mitarbeitern der „Zukunft“ sich mit diesem Fall beschäftigt und Stellung nimmt zu dem Todesurtheil in Wien, als Bertheidiger oder Ankläger. Ich bin Keins von Beidem.

In ausgezeichnete Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Rainer Maria Rilke.

Schmargendorf.

* * *

Wieder sind in Wien Lieder des deutschen Botschafters Fürsten Philipp Eulenburg gesungen worden. Die in Oesterreich lebenden Bürger des Deutschen Reiches haben beschlossen, in einer Petition den Reichstag zu bitten, den Chefs deutscher Missionen möge von Reichs wegen untersagt werden, durch private Bethätigungen im Ausland das Ansehen der Staaten, von denen sie beglaubigt sind, zu schädigen.



Theater.

In einer großen mitteldeutschen Universitätsstadt ist ein neues Schauspielhaus gebaut worden. Erstens, weil das alte Stadttheater die Leute beinahe hochbergisch gelangweilt hatte; zweitens, weil ein paar angesehene Bürger Geld verdienen wollen; drittens, weil der mächtigste Mann der Stadt seinen Fambendramen eine das p. t. Publikum lodende Stätte sucht. Dieser Mächtige, Herr Ferdinand Jansen, ist Stadtrath; doch einer von ganz besonderer Art. Er schreibt Theaterstücke im Stil Rudolfs von Gottschall und ähnlich erlauchter.

Epigonen, giebt eine Zeitschrift, den „Globus“, heraus und belämpft mit Mund und Feder den, wie es scheint, in großen mitteldeutschen Universitätsstädten annoch lebenden Naturalismus. Wohl deshalb hat er, als dem Theaterbauverein Vorsitzender, den berühmten Naturalistenführer Dr. Hermann Rosenberg aus Berlin für den Direktorposten gemiethet. Das war sehr verständig. Die Revolutionäre haben als Theaterdirektoren immer eine ganz besonders gute Gesinnung und ehrfürchtige Pietät gezeigt, von Dingelstedt bis herunter zu Schlenther. Auch Rosenberg wird froh sein, wenn er, statt noch länger ein schlecht bezahlter Mitternachtkritiker bleiben zu müssen, in Ruhe was Gutes schmausen darf, über Theaterbillets und Theatermädchen frei verfügt und die Arbeit für sein Mäthchen von Anderen leisten läßt. Und Rosenberg hat ein Riesenglück. Kaum ist er in der Universitätsstadt gelandet, da hat er auch schon ein Genie entdeckt. Andere Naturalistenführer a. D. sind ihrem Gelübde, nie ein von einem Unbekannten eingereichtes Stück zu lesen, in jeder Noth und Gefahr treu geblieben. Rosenberg aber hat einen „feinen, bedeutenden Kopf und scharfe, ironische, aber auch gütige Augen“. Mit diesen Augen hat er sich tapfer durch den Dramenberg gelesen und ein Schauspiel gefunden, aus dem ein ganz ungewöhnlich begabter Dichter spricht; „Nachtfalter“ heißt es und der Verfasser hat sich nicht genannt. Mit diesem Stück will Rosenberg sein Theater eröffnen. Da stellt sich heraus, daß es von dem dreißigjährigen Journalisten Fritz Goldner verfaßt ist, dem Sohn Leopolds Goldner, der Jansens „Globus“ redigirt. Dieser Fritz ist ein böser Mitbürger und Zeitgenosse. Daß er die Nächte durchbummelt und vor Elf nicht aus den Federn kriecht, ginge noch hin; man ist nicht umsonst ein ganzmoderner Geist und ein Genie obendrein. Aber er hat als Theaterbesprecher die stadträthlichen Dramen arg verhöhnt und gescholten und den ehrenwerthen Herrn Jansen, dessen Tochter er heimlich verlobt ist, persönlich angegriffen, sogar in dessen eigener Zeitschrift, die Vater Leopolds Kinder Gemüth dem pseudonym schreibenden Sprossen geöffnet hat. Und mit dem ersten Stück dieses Menschen soll das neue Schauspielhaus eingeweiht werden, dessen Gründer und Oberleiter Ferdinand Jansen ist. Der schlaue Rosenberg würde vielleicht des Gewaltigen Einwilligung erschmeicheln; sein Freund Fritz aber sagt dem Stadtrath rasch noch die größten Grobheiten und ist dann sehr erstaunt, da er hört, die Aufführung seiner „Nachtfalter“ sei vertagt und das Nationaltheater werde mit „Hamlet“ eröffnet werden. Nicht erstaunt nur, nein: im Innersten als Mensch und als Künstler empört. In ihm ist die ganze „neue Richtung“ beschimpft; ihn hat der Stadtvater, der dem Publikum so lange „Apfelfuchen mit Schlagsahne“ vorgesetzte, ausgesucht, um sein Mäthchen zu fühlen. Das muß gerochen werden. Welche Schamlosigkeit, ein Haus, in dem die Nachtfalter aufflattern könnten, mit Hamlet, dem alten Schmarren, zu eröffnen; welche Brutalität, einem

lästern nach Tantiemen langenden Dichter nicht das erste Wort in dem Hause zu gönnen, dessen Erbauer er Jahre lang geschmäht und lächerlich gemacht hat! Fritz Goldner brütet Rache. Nach der ersten Vorstellung soll, wie die Sitte es will, ein Festmahl die Spitzen der Stadt den Theaterleuten vereinen. Der Dichter der „Nachtfalter“ ist offiziell eingeladen, nachher aber offiziös gebeten worden, lieber nicht zu kommen. Wenn er dennoch hinginge, wie Banquos Geist an Macbeths Tafel erschiene? Er thut's; und hält als Tischgast des Theaterbauvereins gegen dessen Präsidenten eine Rede. Eine Strafgerichtssrede gegen alles Alte und Ueberlebte. Das werdende preist er und fordert Wahrheit, unerbittliche, für Leben und Kunst. Sein Vater, seine Schwester — sie malt natürlich naturalistisch —, seine Braut sind entzückt. Sogar der kalte Spötter Rosenberg, der doch die Oratorien des berliner Goethebundes kennen muß, zerdrückt ein Thränlein im scharfen, ironischen, aber auch gütigen Auge. Leopold Goldner legt, trotzdem er arm ist wie eine Kirchenmaus, die Redaktion des „Globus“ nieder und zieht mit Fritz, der erst recht nichts hat, hinaus in die weite Welt. Schwester Bertha, das Malweibchen, wird sie begleiten, Grete, die heimliche Braut, beschließt, „ein Mensch zu werden“ und nicht eher ihren Poeten bräutlich wieder zu umfassen, als bis dieses hohe Ziel erreicht ist. Das hat mit seiner Nachtschrede der junge Herr Goldner gethan. Hermann Rosenberg aber bleibt Theaterdirektor und wird sich bemühen, künftig nur noch sanfte Genies zu entdecken, die ihre Lebensaufgabe nicht gerade darin sehen, Herrn Stadtrath Ferdinand Jansen Sottisen zu sagen.

Angenehm ist's nicht, diese jämmerliche Coulißengeschichte, die mit zehn Zeilen im Theaterklatschtheil der Tagespresse abgethan sein sollte, ernsthaften, beschäftigten Menschen erzählen zu müssen. Aber es ging nicht anders; und die gelangweilten Leser werden mich entschuldigen, wenn ich ihnen sage: Was ich Euch vortrug, ist der Inhalt einer im Deutschen Theater — nicht lange — aufgeführten „Komoedie“ des Herrn Georg Hirschfeld, der einst eine Hoffnung war. Einer spottschlechten Kinderkomoedie, deren gedunsene Armseligkeit ich hier nicht umständlich beleuchten möchte. Vielleicht findet der junge Hirschfeld, eh es zu spät ist, einen Rosenberg, der ihn nicht, wie den jungen Goldner, zärtelt, sondern in deutscher Fraktur zu ihm spricht. Der würde ihm sagen: „Wahrheit willst Du, mein zappelnder Junge, grausamste Wahrheit in Leben und Kunst? Die sollst Du haben, sollst Du selbst zuerst einmal hören und fühlen. Du bist nun achtundzwanzig Jahre alt. Mit der Wunderkindlichkeit, der man die ‚Mütter‘ als Geniethat ankreidete, ist's vorbei. Auch mit dem komoediantischen Kaffeehausliteratenthum, das neben dem großen Strom des Lebens seine Schale Melange schlürft und die Welt aus den Angeln gehoben zu haben wähnt, wenn es den Monolog von der Bühne verbannt, ein paar Schlagwörter aufgeschnappt und die Geronten des Parnasses

mit überlegenem Lächeln verhöhnt hat. Jetzt mußt Du endlich was lernen. Lies mal Kleins Geschichte und Freytags Technik des Dramas, Hebbel, Ludwig und Hettner, Taines Englische Literatur, Sainte-Beuves Lundis, die kritischen Studien Lemaitres, Archers und Brunetières, Laubes und Sarceys Theaterrezepte. Vorläufig; damit Du das Handwerk der Kunst wenigstens kennen lernst, die Du meistern möchtest, und nicht länger mehr glaubst, die vorbrahmische Zeit habe Dich nichts zu lehren. Und sieh Dich, wenn Dich vom Lesen die Augen schmerzen, in der wirklichen Welt um und suche die Mächte zu fassen, die unser Leben gestalten. Du willst modern sein; schön. Dann lerne empfinden, daß alles Menschenhandeln determinirt ist, und finde in großem, innerlich großem Geschehen die der Kurzsicht verborgene Kette der Kausalität. Dann schwaze nicht, in kindischem Schülerstolz, nach, was Andre Dir vorgeschwätzt haben, Brahlhänse und Theaterpächter, sondern suche, in ungeblendeter Ehrfurcht, aus dem Vermächtniß der starken modernen Geister Dir die Möglichkeit eigener Weltanschauung zu gewinnen. Hast Du die erworben, dann magst Du versuchen, auf den Brettern Deiner Landsleute eine neue Welt zu erbauen. Bis dahin, mein Junge, verschone uns; bringe nicht fürder in jedem Jahr pünktlich Deine kümmerlichkeit auf den Markt. Du hast uns nichts zu sagen und willst doch mehr sein als ein Lieferant gangbarer Stücke. Deine Erfinderkunst ist gering, Deine Lebenskenntniß die eines altklugen Schülers. Du weißt, wie es in den Häusern der berlinischen Mittelstandsjuden zugeht, und triffst den Ton Deiner Leute, triffst haarscharf die zwischen zärtlichster Bethulichkeit und leidenschaftlicher Roheit jäh wechselnde Art eines familiären Verkehrs, dem der sichere Grund einer ruhig erworbenen Kultur und die alles Empfinden tragende Tradition fehlt, die krankhafte, im Ghetto der Geister erworbene Sucht, sich selbst in jeder Lebenslage zu beobachten und höchst interessant zu finden, und die künstliche, falsch und unrein klingende Kindlichkeit einer unter den völlig verschiedenen Eindrücken der Schule und des Hauses erwachsenden Jugend, die der ringsum heulende Haß in verschüchterte Wehleidigkeit gescheucht hat. Das kennst und kannst Du, — wenn Du nicht gerade die Absicht hast, einen wirklichen Juden auf spannlose Füße zu st. Uen. All Deiner Menschen Rede ist mildes Mauseln; nur Herrn und Frau Elkan kannst Du nicht die Zunge lösen. Und alle anderen Welten sind Dir so fremd, so unfasßbar wie einem Konitzer Schächter die Mandchurei. Wahrheit willst Du geben, ungetünchte, und hast keine blasse Ahnung von dem Leben, den Verkehrsformen der ‚großen mittel-deutschen Universitätsstadt‘, die Du uns schildern willst. Einen Bürgermeister läßt Du wie einen Idioten, einen Lieutenant wie einen Brudelwitz der sechziger Jahre reden. Sahst Du Solche je? Auf die französischen Stückeschreiber blickst Du wohl mit der ganzen Verachtung des Schlenterschülers herab und merkst gar nicht, wie genau die Courteline, Brieux, Lavedan, Donnay und Capus

das Denken und Handeln der Menschheit kennen, die sie uns im Spiegel der Bühne zeigen. Dein Blick dringt nicht über des Literatenreiches papierne Schlagbäume hinaus und ihm fehlt die unschätzbare Gabe des sicheren Augenmaßes. Deshalb hältst Du einen jungen Herrn, der sein Stück im Hause eines von ihm Beschimpften aufgeführt sehen will und sich, trotz der ausdrücklichen Bitte, fern zu bleiben, dreist in eine geschlossene Gesellschaft drängt, für einen Helden und stellt ihn himmelhoch über den Stadtrath, der mittelmäßige historische Romane und Dramen schreibt, immerhin aber für seine Kommune Etwas geleistet und ihr eben erst das neue Schauspielhaus verschafft hat. Deshalb fütterst Du uns immer wieder mit den abgestandenen Knabenphrasen von der neuen Zeit, neuen Kunst, neuen Jugend, die schon anno Agnes Jordan ausgelacht wurden, und erniederst Dich nun gar zu dem albernen, beinahe parodistisch klingenden Ruf: ‚Der modernen Jugend ist das Theater ein hohes Symbol des Lebens, das einzige, das sie haben und das ihnen Klarheit geben kann!‘ Nietzsche, dessen Namen Du auch manchmal unnützlich führst, hätte Dir ob solcher Schuljungenweisheit und Bildungsphilisterei die Hosen stramm gezogen und Dich dem Baselschwinger der Obertertia zurückgeschickt, wenn er Dein Deutsch gelesen und Sätze wie diesen gefunden hätte: ‚Durch diese Zwischenrufe explodirend, bricht plötzlich ein Sturm unter den Gästen los‘. Du bist, seit ein Klüngel Dich unter die neuen Geniesreihete, läberlich geworden, mein Sohn, so läberlich, daß Du, statt wenigstens im Großen Meyer nachzuschlagen, Deinen gebildetsten Herrn das berühmte mot de Cambronne, das Manche dem General Michel zuschreiben, Davout in den Mund legen läßt. Oder war Das ein feiner Zug, der die gräßliche Unwissenheit der auf Theaterthronen getrohenen Naturalistenführer enthüllen sollte? Einerlei: Du hast viel zu lernen und blutwenig zu lehren. Sonst hättest Du Dich Deiner armen Coulistengeschichte geschämt, die jeder Kozebue oder L'Arronge wirksamer vorgetragen hätte und deren dünn aufgepinselte Modernität uns nicht täuscht. Wir sind der Knabenlitaneien und des Literaturschwages längst schon müde, können die großmäuligen Klariden, die über die Philisterei hinausstreben und wider die Konvention einer Welt reiner Manschetten wettern, die Malerinnen mit dem Altruistenflämmchen im dürren Busen, die moralinsäuerlichen, überfinnlich-sinnlichen Jungfern, die ihr Menschenthum und ihr Wunderbares suchen, nachgerade nun nicht mehr ertragen. Du hast's erfahren. Wer's gut mit Deinem schwächtigen Poetentalent meint, muß Dir rathen: Lerne das Leben und lerne die Kunst und warte geduldig, bis der Geist, der Gott — oder wie Du das Ding nennen magst — mit unwiderstehlichem Zwange Dich treibt, Deinen Mitmenschen Etwas zu sagen. Das sprich dann so aus, wie es nur in den Formen der von Dir gewählten Kunst, der dramatischen, ausgesprochen werden kann, und klemme nicht in Akte und Szenen, was der Roman, die Novelle besser,

eindringlicher, intimer dem Einzelnen zu sagen vermöchte. Dann wirst Du siegen, wirst Du Deine Lebensvision, und sei sie noch so dürftig, auf Andere übertragen. Dann wirst Du auch ein moderner Mensch sein, nicht ein Modecaséliterat, sondern Einer, der reisenden Sinnes durch das Leben geschritten ist, dessen innerste Zusammenhänge, dessen determinirende Mächte erkannt hat und nun den Versuch wagen darf, die Polyphonie der ringsum jubelnden, jammernden, rannenden Stimmen in eine Einheit ausklingen zu lassen, die nie noch vernommen ward, die fein ist und keines Andern. Gute Nacht, mein Junge; arbeite, erlebe . . . Du wolltest Wahrheit. Du hast sie gehört.“

Herr Ludwig Fulda braucht keinen solchen pädagogischen Rosenberg, könnte leicht selbst einer sein. Er ist gründlich gebildet, hat sich an allerlei Kulturen und Literaturen gerieben und wittert fast immer, was die Pundtschaft gerade verlangt. Er ist schwächlich, aber geschmackvoll, arm, aber sparsam, ohne Heldennuth, aber gescheit. Als Jüngling seufzte er, Alles könne man leichter werden als ein Lump von Gottes Gnaden. Er wärs gern geworden, — nicht ein Schuft natürlich, sondern ein Perl, der Tafeln zerbricht, led über Bäume setzt und der Menschheit Grenzen verrückt. Ein schöner Traum, der dem feinen Pedanten aus gutem frankfurter Hause nie Wirklichkeit werden konnte. Statt alte Rechtstafeln zu brechen, ließ der Korrekte an festlich geschmückten Tafeln sich als Schnelldichter und Schüttelreimer bewundern; statt in frechem Schwung über Bäume zu setzen, wurde er in Stärkerer umzäuntem Bezirk ein schmiegsamer Uebersetzer. Molière und Kofstaud hat er mit Anmuth in erlesenes Deutsch verzierlicht und verschwächt und, während er mit der Mode ging und, je nach der Witterung, heinish oder heynisch sich verummunte, Andersen oder Grillparzer, den alten Sachs oder den neuen Ibsen in Goldschnitt band, sein Handwerk beherrschen gelernt. Er giebt Surrogatkunst in hübscher, sauberer Verpackung und läßt dem Theater weißlich, was des Theaters ist. Kleine Konflikte, kleine Gefühle, artige Satire und flink über Oberflächen huschender Scherz: Das ist sein Bereich. Seinem Mähen, ein Kulturmärchen, einen Schlaraffenstaat, eines neidischen Progonen herostatische Künstlertragoedie mit Phantasiekraft zu gestalten, lachte kein Lohn. Jetzt hat er den guten Einfall gehabt, sich über die Phantasie, das zarte Flatterseelchen, das bei ihm nicht hausen mag, lustig zu machen, und jetzt fand er den lange vermißten Erfolg. Er kennt Shakespeare, Calderon, Lope und Platen, kennt auch seines stärkeren Stadtgenossen Jordan Verßpiel „Durchs Ohr“. Da verkleidet sich ein Mann und verwirrt eines Mädchens Gefühl. Wäre eine verkleidete Dame nicht wirksamer? Frau Agnes Sorma, die kluge Grazie einer — der großen Sarah abgelauchten — nie gemeinen Sinnlichkeit vereint und mit dem ganz persönlichen Charme ihres Wesens, mit der plastischen Kraft eines Temperamentes, das Goethes Gretchen und Ibsens Regine,

Shakespeares Räthe und Grillparzers Jüdin Leib und Leben zu schenken vermag, alle deutschen Spielerinnen von heute um Haupteslänge überragt, — diese zum Entzücken seine Virtuosa sucht eine Gastrolle. Und Herr Fulda mißt sie ihr an. Sehr geschickt. Frau Sorma kann lachen und weinen, kosen und schmollen, wie ein brünstiges Kästchen sich rädeln und wie ein zärtlich sorgendes Thierweibchen das Junge lecken. Sie spielt, in einem Märchenitalien des sechzehnten Jahrhunderts, eine Edel dame, der, seit sie Mutter ward und über die Mutterpflicht die nicht minder wichtige vergaß, täglich mit neuer lenzlicher Inbrunst um des Gatten Liebe zu werben, der Mann sich sacht entfremdet hat. Im Kleid ihrer Zwillingsschwester gewinnt sie den halb schon Verlorenen zurück: die neckende Phantasie täuscht ihm fremde, unberührte Reize vor, läßt in seines Knaben Mutter die einst mit Himmelswonnen und Höllenpein Geliebte ihn wiederfinden. Er wird das Flattern und die Jungfernbirsch aufgeben, sie wird ihm nicht mehr den Geruch der Kinderstube ins Ehebett bringen und nie wieder vergessen, daß die Phantasie, der man das legitime Futter versagt, auf amtlich verbotenen Wegen den Hunger stillt... Eine erotische, doch höchst moralische Geschichte. Hundertmal ward sie in Jahrhunderten erzählt und noch ist ihr Reiz nicht verblüht. Herr Fulda erzählt sie in glatten, scheinbar mühlos gereimten Versen. Ist nicht sehr nett, daß er seine Heldin, die den Mann kirren will und, während ihr Tugendtroß flugt, die verlangende Regung der Weibesinne spürt, nach der biblischen Bethulierin Judith nennt? Nicht sehr angenehm, zuzusehen, wie er seine Knötchen in zierlichem Spiel schürzt und löst? Als Judith im Nummenschanz den Mann verloren und den verliebten Freier wiedergefunden hat, ruft sie:

O Schmach! O Glück! O Schändlichkeit! O Wonne!
 Bervehmit, vergöttert! Mond zugleich und Sonne!
 Sturz und Triumph! Betrogen und begehrt!
 O Männer, Männer, unerhörte Sippe,
 All miteinander keinen Heller werth
 Und alle scheiternd an der selben Klippe!
 Du Lächerlicher, Theurer! Narr und Held!
 Wie dumm, wie schön, wie spaßhaft ist die Welt!

Das ist für deutsche Verhältnisse doch sehr gutes Kunsthandwerk; und ich sehe keinen Grund, der dem Betrachter der heiteren Spielerei das Recht gäbe, Herrn Fulda zu schelten, weil er nicht mehr zu bieten hat. Er ging ja nicht aus, der Welt bange Räthsel zu lösen, suchte nicht, wie Herrn Hirschfelds thörichte Jugend, im Theater „das hohe Symbol des Lebens“. Ihm ist die Theaterkunst die Zwillingsschwester der hohen, himmlischen Göttin, die Jener decolletirtes Kleid anlegt, wenn sie die Phantasie einer schläfrigen Masse wecken und mit dem Licht einer kurzen Abendstunden leuchtenden Sonne der Durchschnittsmenschheit Leben und Lieben wärmen und hellen will. M. S.



Berlin, den 2. März 1901.

Diagnose.

Undersöhne Artikel sind während der letzten Wochen in den Musterbetrieben hergestellt worden, denen die hohe Obrigkeit die Meinungsfabrikation anvertraut hat. So fleißig waren die Offiziösen selten; ohne Ueberstunden kanns nicht gegangen sein. Alle Tonarten wurden gespielt, alle Register gezogen. Zuerst erklang eine sanfte Weise. Der Deutsche, hieß es, habe zu politischer Verstimmung doch gar keinen Grund. Sei ringsum nicht eitel Sonnenschein? Der Dreibund ist unerschütterter und, mögen in Oesterreich und Italien Freunde oder Feinde der Politik Andrassys, Robilants und Crispis herrschen, unerschütterlich. Mit Rußland stehen wir so gut, daß der General von Werder, der frühere Botschafter, mit dem Zaren auf die Jagd geht. Von besonderer Intimität mit England kann im Ernst nicht geredet werden; das Verhältniß, auf das familiäre und dynastische Rücksichten natürlich nicht die geringste Wirkung üben, ist genau so, wie es zu Bismarcks Zeit war, und wird allein und ausschließlich vom deutschen Interesse bestimmt. Im Burenkrieg ist die „Regierung des Kaisers“, die sich von Volksleidenschaften nicht fortreißen lassen darf, in den Grenzen strengster Neutralität geblieben und hat nicht eine Sekunde vergessen, daß jeder Versuch, zu Gunsten der Holländer zu interveniren, dem Deutschen Reich die Gefahr völliger Isolirung heraufgeführt hätte; das erste Symptom deutscher Unfreundlichkeit gegen Großbritannien hätte die franko-russisch-britische Koalition geschaffen. In China entwickeln die Dinge sich ganz nach Wunsch. Graf Waldersee blickt auf große strategische und noch größere diplomatische Erfolge zurück

und schon naht den christlichen Großmächten die frohe Stunde, wo alle schuldigen Mandarinen hingerichtet oder zum Selbstmord gezwungen sein werden. So sieht es draußen aus. Und im Reich selbst? Beim Abschluß neuer Handelsverträge werden die berechtigten Wünsche der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie „thunlichst“ erfüllt, jedenfalls wird kein Stand dem anderen vorgezogen werden. Internationale Verwickelungen sind von der neuen Handelspolitik um so weniger zu fürchten, als wir mit allen Kontrahenten in ungetrübter Freundschaft leben. In Preußen ist das gewaltige Kulturwerk des Mittelstandes fast schon gesichert, das Abertausenden auf Jahre hinaus lohnende Arbeit geben und die üble Wirkung des wirtschaftlichen Niederganges mildern wird. Mehr als irgend ein anderes Volk hat das deutsche Grund zur Zufriedenheit. Doch dieses merkwürdige Volk verstopfte den Flötentönen plötzlich das Ohr und wollte sich von seiner Glückseligkeit nicht überzeugen lassen. Da packte der Diffidösen Herzen heiliger Born und sie wurden grob. Edwards des Siebenten erhabene Majestät wenigstens solle man nicht antasten. Der Kaiser verehere seinen Ohm und nur Gesinnungsgroßheit könne sich gegen den Herrscher einer befreundeten Nation mit Haß und Hohn waffnen. Love's Labour's lost. Den groben antworteten gröbere Stimmen und riefen, die offiziöse Schilderei sei alberner Schwindel. Vom Dreibund sprächen Erwachsene überhaupt nicht mehr; der werde in dem Augenblick versagen, wo er in Aktion treten solle. Das ostasiatische Abenteuer und das Gefosse mit England habe die Russen so geärgert, daß auch der alte Werder in Petersburg nicht viel ausrichten werde. Mit dem Geschwätz von der strengsten Neutralität möge man uns endlich verschonen; materiell und moralisch sei England von uns unterstützt worden. Vor fünf Jahren haben die Offiziere der Royal Dragoons das Bild des Deutschen Kaisers beschmutzt, die Volunteers das von Wimmer im Auftrag des Monarchen gemalte Portrait gegen die Wand gekehrt, — und jetzt solle der Deutsche jubeln, weil Wilhelm der Zweite zum Feldmarschall des wahrlich nicht glorreichen Britenheeres ernannt worden ist. Carl Roberts hat den Schwarzen Adler bekommen, dem alten Krüger aber ist abgewinkt worden. Das nenne man heutzutage Neutralität. In China wird unsere Lage von Woche zu Woche unbehaglicher. Waldersees Oberbefehl will sich Keiner mehr fügen, um Chinesenschädel wird wie um Rohlköpfe geschachert und der ganze Haß der aufgescheuchten Konfuzianerschaaren wendet sich gegen Deutschland, das die Folgen spüren wird, wenn es in Ostasien seinen Geschäftskreis erweitern will. Und zu diesen Komplikationen kommt nun noch eine Handelspolitik, die

Alles über den Haufen werfen will, was im Anfang der neunziger Jahre mit lange nachfühlbarem Kraftaufwand geschaffen wurde. Die Russen werden, wie Wittes heftiger Artikel beweist, schon sehr ungemüthlich. Wozu denn die künstliche Exportförderung und die hastige Flottenvermehrung, wenn wir wieder in die Politik eines Agrarstaates zurückfallen wollen? Schließlich sind wir doch keine Kinder, die sich, je nach der Regirenden Laune, rechtwärts oder linkwärts leiten lassen. Die hohen Herren mögen nur herumhorchen: überall werden sie den Ausdruck unmüthiger Verstimmung hören.

Die so sprechen, fälschen die Wahrheit nicht. Seit Jahren traf man in den deutschen Grenzen nicht so viele politisch verdrossene Menschen wie jetzt. Keinem offiziellen — und erst recht keinem offiziellen — Wort wird mehr geglaubt. Ueber Nacht ist das papierne Pantheon eingestürzt, das dem staatsmännischen Ruhm des Grafen Bülow errichtet war, und der Kanzler sollte zu klug sein, um glauben zu können, solcher Mißmuth sei durch sanfte oder gar durch grobe Artikel aus der deutschen Welt zu schaffen. Er ist in übler Lage. Den konservativen Führern hat er versprochen, seinen Abschied zu nehmen, wenn er den Kaiser nicht für höhere Kornzölle gewinnen könne. Das scheint ihm gelungen zu sein; schon aber umdräuen ihn nun andere Schwierigkeiten. Erstens ist es sehr zweifelhaft, ob er in den Verhandlungen mit Rußland und Oesterreich so hohe Kornzollsätze erreichen kann, wie unsere Landwirthe sie fordern und brauchen. Die Herren Witte und Rowalewskij haben heute, nachdem der Caprivismus der russischen Industrie zu rascher Blüthe verholfen hat, Mittel genug, uns zu ärgern. Und wird, wie Manche wünschen, den Russen ein Vorzugstarif bewilligt, dann könnte höchstens noch auf dem im Antrag Ranitz angedeuteten Wege den deutschen Getreidebauern ein wirksamer Schutz gesichert werden. Das aber wird nicht leicht zu erreichen sein; denn — hier beginnt die zweite Schwierigkeit — die Zeit der für Deutschland günstigen Wirthschaftskonjunktur ist einstweilen vorbei, wir müssen mit beträchtlich wachsender Arbeitslosigkeit rechnen, das Massenelend wird von den geschickten Demagogen des Freihandels ins Schuldbuch der „Brotwucherer“ geschrieben werden und es ist mindestens fraglich, ob die katholischen Gewerkschaften das Centrum nicht hindern können, einer ausreichenden Erhöhung der Lebensmittelzölle zuzustimmen. Solche Erhöhung in einer Epoche wirthschaftlicher Depression ohne Gefahr durchzuführen: Das vermag nur ein müthiger, nicht nach Popularität langender, durch unbestreitbare Erfolge in seinem Ansehen gestärkter Staatsmann. Und diese unter allen Umständen schwer zu erfüllende Pflicht wird dem Kanzler in einem Augen-

blick aufgebürdet, wo der wichtigste Gegenkontrahent das alte deutschfeindliche Ressentiment wieder erwachen fühlt. Ist's nicht sinnlos, totschweigen zu wollen, was in Europa die Späßen von allen Dächern pfeifen? Das Deutsche Reich war nie in so unbequemer Bedrängniß wie jetzt, nie so sehr von der Gefahr einer übermächtigen Koalition bedroht. Es hat seinen Furcht erzwingenden Nimbus in China, den Ruf unbedingter Zuverlässigkeit in Südafrika verloren und als offen und heimlich den Briten verbündete Macht sich das moskowitische Mißtrauen zugezogen. Die Engländer haben uns, um die deutsch-russische Reibungsfläche zu vergrößern, nach China gelockt, die Engländer werden jubeln, wenn wir mit dem Zarenreich in einen Zollkrieg gerathen, jeden Funken der Zwietracht zu heller Flamme anblasen und dann die Gelegenheit zu einer Verständigung mit Rußland suchen, die — Uchtomskij sagt es schon jetzt — für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre auf Deutschlands Kosten nicht allzu schwer zu finden wäre. . . Graf Bülow hat große Fehler gemacht oder doch mit seinem Namen gedeckt. Er hat die Politik des Journalisten getrieben, der über die Eintagswirkung nicht hinausdenkt, und scheint nun nicht zu begreifen, woher die Verstimmung des Volkes stammt, das ihn vor ein paar Monaten noch wie eine Hoffnung begrüßte.

Ein politischer Aetiologe könnte ihn aufklären. Das Volk ist enttäuscht und der großen Worte überdrüssig. Goldene Berge sind ihm versprochen, hohe Ziele gezeigt worden, doch die erhoffte Herrlichkeit wird immer dichter vom Nebel umhüllt. Keiner Verheißung ist die Erfüllung, keiner löblichen Rede die Schöpferthat gefolgt. Immer wieder die selben Konflikte, das selbe Schwanken zwischen agrarischer und exporthändlerischer Politik, die selbe Unstetheit im Verhältniß zu den Weltmächten im Osten und Westen, — heute wie vor zehn Jahren. Eine trostlose Bilanz, die nur verschleiert blieb, weil die Einzelnen Geld verdienten. Jetzt stockt der gleißende Strom; und jetzt versagt jedes Reizmittel. Das Interesse für politische Vorgänge schwindet allmählich. Wozu sich erhitzen? Der nächste Morgen bringt ja doch wieder ein anderes Bild. Und wozu sich um die Fähigkeit oder Unfähigkeit von Ministern kümmern, die doch nur die Bethätigung eines höheren Willens nachträglich zu rechtfertigen und mit Gründen zu versehen haben?

Die so denken, vergessen, daß sie nicht in einem Patriarchalstaat leben. Schon vor fast dreißig Jahren hat Paul de Lagarde geschrieben: „Entsagt die Nation ihrem Recht und ihrer Pflicht, selbst thätig zu sein, überläßt sie dem Staate die definitive Regelung ihrer eigensten Angelegenheiten, so dankt sie dadurch als Nation ab und unterzeichnet selbst ihren Totenschein. Ein

Vaterland gehört in die Zahl der ethischen Mächte und darum können seine Angelegenheiten nicht vom Regierungstisch aus, sondern nur durch das ethische Pathos aller seiner Kinder besorgt werden. Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: jeder Einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblick seines Lebens persönlich verantwortlich erachtet, jeder Einzelne ein Held und ein Befreier, wenn er es thut." Hätte die Mehrheit der Deutschen dieser Mahnung gehorcht, dann wären wir nicht so weit gekommen, wie wir heute sind. Dann hätte sie den Regierenden kurz und bündig gesagt: Nicht von Eurer esoterischen Weisheit, sondern von eigener Kräfte klugem Walten erwarten wir unseres Schicksals Gestaltung; Ihr seid als Bahnwärter, Weichensteller und Lokomotivenführer in unserem Sold und habt nicht die geheimnißvoll thronende Vorsehung zu spielen, die uns beglückt oder straft, streichelt oder auf die Finger klopft. Wir glauben an keinen paracelsischen Archaus mehr, der von seinem Thron aus den ganzen Lebensprozeß regelt, und verlangen von Euch nicht, daß Ihr im Handumdrehen uns von allen Leiden befreit, nach dem Muster mittelalterlicher Meßdoktoren, die auf den Märkten schrien:

Ich bin ein Doktor der Arzney,
An dem Harn kann ich sehen frey,
Was Krankheit ein Mensch thut beladn.
Dem kann ich helfen mit Gotts gnadn
Durch ein Syrup oder Rezept,
Das seiner Krankheit widerstrebt,
Daß der Mensch wider werd gesund:
Arabo die Arzney erfund.

Wir haben nicht, des von oben kommenden Segens harrend, zu Ministerfesseln aufzublicken, nicht, wenn der Segen ausbleibt, jammernd die Hände zu ringen. Die Verfassung des Reiches giebt uns die Möglichkeit, Heil zu schaffen, Unheil zu hindern. Die Leute, die seit Jahren thatlos und wortlos die wachsende Verwirrung und das Nahen des Unwetters sahen, haben jetzt nicht das Recht, in wehleidigem Greifenmarasmus über der Zeit schwere Noth zu greinen. Statt zu seufzen und über des gestern angebeteten Kanzlers Kurzsicht zu klagen, sollten sie sich kraftvoll regen und, ohne noch länger zu säumen, dafür sorgen, daß in Deutschland endlich so regirt wird, wie die Last und Folgen der Reichspolitik tragende Volksmehrheit verlangt.

Weibliche Philosophie.

In einer geistvollen kleinen Schrift, „Die Frauen in der Philosophie“, hat Professor Joel in Basel einmal die Frage nach dem Antheil des Weibes an der Philosophie untersucht und die Antwort gegeben, daß dieser Antheil, wie sich zahlenmäßig nachweisen ließe, erstaunlich gering sei. Erstaunlich, weil die Philosophie einem „Garten mit offenen Thoren“ gleicht, „wo Jeder, der Gedanken zuträgt, willkommen geheißen wird.“ Und doch scheint das Weib, das hier also keine Absperrung findet, gerade an dieser Stelle eine Art spröder oder scheuer Zurückhaltung zu üben, die mit ihrem sonstigen, auf den meisten Gebieten des Wissens wahrnehmbaren Drang der Bethätigung wenig übereinstimmt. Allmählich scheint sich aber in dieser Beziehung eine gewisse Veränderung anzubahnen. Wir begegnen seit etniger Zeit sehr viele Theosophen und namentlich sehr viele Theosophinnen. Vor mir liegt eine Monatschrift: „Der Bahan. Zeitschrift für Theosophie, Organ der Theosophischen Gesellschaft“. In der zweiten Nummer dieses Jahrgangs wird über die im Juli in London abgehaltene alljährliche Zusammenkunft der europäischen Sektion der Gesellschaft berichtet. Sie war nach dem Bericht von einigen hundert Personen besucht, die hauptsächlich dem Ausland (Amerika, Indien, Australien, Belgien, Holland, Frankreich, Deutschland u. s. w.) angehörten. Der Jahresbericht ergab, daß die Gesellschaft jetzt 8 Sektionen mit zusammen 321 über die ganze civilisirte Welt vertheilten Logen zählt. In Italien allein sind in den letzten drei Jahren 4 Logen mit 150 Mitgliedern, hauptsächlich durch weibliche Bemühungen, gegründet worden. Dort hatten eine Frau Cooper-Dalley und Frau Lloyd den Boden für die Agitation der Frau Annie Besant vorbereitet. Diese Dame steht im Mittelpunkte der Bewegung. Ihr Name übt „einen magischen Reiz“ aus. Sie gilt als „die anerkannt bedeutendste Rednerin“, die in ihren Vorträgen das theosophische Gebiet nach allen Richtungen hin bearbeitet. Aber auch als Missionarin greift sie praktisch fördernd ein. So hatte sie nach Rom zur Abhaltung von Vorträgen einen jungen Brahminen entsendet, der nach dem Zeugniß von Fräulein von Meysenbug schon „durch das reizende weiße Kostüm seiner Heimath, den malerischen Turban auf dem schwarzen Haar, die dunklen, schwärmerischen Augen auf die zahlreich herbeigeeilten Zuhörerinnen“ eine besondere Anziehungskraft übte.

Frau Besant scheint in ihrer jetzigen Stellung die Nachfolge der bekannten Frau Blavatsky übernommen zu haben, die mit dem jetzt noch den Vorsitz führenden Oberst Olcott 1875 in New-York die Theosophische Gesellschaft gründete. Ihre Schriften, namentlich die aus angeblich nur ihr zugänglichen geheimen Quellen geschöpfte Offenbarungsschrift *The secret doo-*

trine, bilden einen wesentlichen Bestandtheil des theosophischen Lehrgebäudes. Außer den vorher erwähnten Damen und Frau Besant sind aber auch noch andere weibliche Kräfte hervorragend thätig, so Frau Bessie Leo, die Gattin des Redakteurs der *Modern Astrology*, einer Zeitschrift, in der die theosophische, „esoterische“ Seite der Astrologie nach indischer Lehre und Hypothese mit Vorliebe gepflegt wird.

Woher nun dieses so sichtlich zu Tage tretende weibliche Interesse gerade für diese Richtung, woher überhaupt das Interesse, das heute unverkennbar in zunehmendem Maß einer Anschauung entgegengebracht wird, die unseren westlichen Einsichten und vorgefaßten Meinungen in den meisten Punkten direkt zu widersprechen scheint? Die Antwort darauf ist nicht leicht zu finden. Ich glaube, man hat Folgendes dabei in Betracht zu ziehen. Unsere Zeit ist voll von Protesten und die Zahl der Protestirenden vermehrt sich beständig. Mit einem solchen Protest, der sich auf das religiöse Gebiet bezieht, tritt aber auch die Theosophie auf. Sie formulirt ihn nicht ausdrücklich als solchen, aber er ist *implicite* in ihr enthalten. Sie will — nach Frau Besants Auseinandersetzungen über „den inneren Zweck der Theosophischen Gesellschaft“ — nicht als eine „besondere“ Religion angesehen sein, aber sie erhebt den viel größeren Anspruch, Religion zu sein. Darauf fußend, verneint sie keine Religion, aber sie verlangt von jeder, daß auch sie keine andere verneine. „Das ist“, meint Frau Besant, „die Botschaft für die Welt, der esoterische Zweck der theosophischen Bewegung, alle Glaubenssysteme zu vereinigen, sie als Brüder zu betrachten und nicht als Gegner, alle Religionen zu einer goldenen Kette für den Dienst der Menschheit zusammenzuschließen“. Mit anderen Worten: jede Religion soll auf Das verzichten, was bisher von ihrem Wesen unzertrennlich war: sich als im ausschließlichen Besitz der Heilswahrheit, des „wahren Glaubens“, befindlich zu betrachten, dem jeder andere Glaube als verderblicher Irrwahn gegenübersteht. Ist sie auf diesen Verzicht eingegangen, so entfällt damit natürlich auch für sie die Pflicht und die Befugniß, anderen Völkern ihren Glaubensschatz als Heilsbotschaft, die ja nun nicht mehr existirt, zu bringen. Enthalten die religiösen Vorstellungen und Behauptungen keine unbedingte, objektive Wahrheit, so sind sie nur als subjektive Vorstellungen und Annahmen zu betrachten. Auf diesem Standpunkt können sich dann die Religionen mit einander vertragen. Sie werden sich nun nicht mehr im Gewissen gebrungen fühlen können, in anderer Völker Gebiet einzubrechen und ihnen die eigenen Glaubensvorstellungen mit sanften oder scharfen Mitteln, je nach den Umständen, beizubringen oder aufzundthigen. Denn es handelt sich ja nun nur noch um subjektive Vorstellungen und Annahmen. Von diesen kann aber nicht mehr, wie von Wahrheiten, behauptet werden, daß der Irrgläubige sie zu seinem Heil durchaus erfahren und sich aneignen müsse.

Welcher erwünschte Zustand träte also ein! Wie Viele werden freudig zustimmen — namentlich auch aus wirthschaftlichen Gründen, wozu die chinesischen Wirren jetzt besonders drastische Belege liefern —, wenn es heißt, alle Religionen sollen sich mit einander vertragen, jede soll die andere gewähren lassen! Sagt man Denen, die diese Meinung vertreten: dann müßt Ihr aber auch die Wahrheit aus Eurer Religion streichen oder auf Eure Religion nicht fürder als auf einzige Wahrheit schwören, denn sonst müßt Ihr diese im Sinn der Missionthätigkeit auch den Widerstrebenden zu ihrem eigenen Heil bringen, — zieht man diese Konsequenz, so wollen allerdings die Wenigsten davon Etwas wissen. Die Meisten lieben eine direkte Verneinung nicht, wohl aber eine indirekte. Da erscheint denn der Standpunkt der Theosophie sehr annehmbar. Auch sie verneint ja keine Religion; im Gegentheil: sie umarmt Alle, freilich mit einer Zärtlichkeit, bei der ihnen der Lebensathem — die Ueberzeugung, den wahren Glauben zu besitzen — ausgeht. Sie kommt aber auf diesem Wege, sogar im Gewande einer religiösen Formel, zu dem Verlangen, das den Meisten heute als die Hauptsache erscheint: die religiösen Bekenntnisse sollen auf Belehrungen verzichten und ihr Glaubensfeuer auslöschen. Und hierin besonders dürfte für Alle, die sich mit Theosophie nicht allzu intim einlassen, sich von ihr aber doch, wenigstens oberflächlich, eigenthümlich angezogen fühlen, der stärkste Zauber liegen.

Ein Anderes tritt hinzu. Die Theosophie umfaßt Vieles, um das sich die Meisten nicht kümmern können, vor Allem aber umfaßt sie Eines, um das sich Jeder kümmern muß, der irgendwie in Beziehungen zu ihr tritt: die Lehre von der Reinkarnation. Diese ist im Grunde bei uns kein Fremdling, wenn sie auch nie einen festen Boden zu gewinnen vermochte. Schon Lessing gedachte ihrer zustimmend in seinen Thesen „über die Erziehung des Menschengeschlechtes“, Herder grübelte ihr nach und war, zeitweise wenigstens, der Ansicht, daß Unsterblichkeit nur zu denken sei als Wiedergeburt der Seele in einem anderen menschlichen Körper. In der spekulativen Periode ruhte die Unsterblichkeitsfrage fast ganz; in der materialistischen und pessimistischen ward sie wieder aufgenommen, aber in verneinendem Sinn beantwortet, die Fortexistenz der Seele in irgend welcher Form also geleugnet. Die neueste Zeit hat sich auch davon wieder abgewandt. Unbefriedigt von der Annahme der Vernichtung, unbefriedigt von den christlichen Glaubensvorstellungen, schwankt der moderne Mensch zwischen Beiden hin und her; und wie es sehr häufig in solchen Fällen geht, wählt er dann das Dritte, in diesem Fall die Reinkarnation. Ein gewisser mystischer Zug dieser Annahme ist ja nicht in Abrede zu stellen, aber in den Augen Dessen, dem die anthropomorphistische Vorstellung der christlichen Lehre anstößig ist, gereicht ihr Das kaum zum Schaden, während auf der anderen Seite der rationelle Zug,

Der Lessing zu dieser Lehre hinzog: die in der Reinkarnation sich angeblich vollziehende Selbst-Erziehung des Menschen, ihr ernsthafteste Anhänger erwirbt.

Erst im Licht solcher Betrachtung begreift man das Anwachsen der theosophischen Bewegung in der christlichen Welt. Es ruht, sehen wir ihm auf den Grund, wesentlich auf einem Schwinden der Festigkeit im christlichen Glaubensbesitz, sowohl was die Vereinigung aller Glaubenssysteme in eine Gemeinsamkeit als was die Reinkarnation betrifft. Daß bei der ersten ein logischer Widerstand mit unterläuft, der sich dem schärfer Blickenden allerdings unangenehm fühlbar macht, hat um so weniger zu bedeuten, als die Meisten ihn gar nicht bemerken werden, während sie von dem Klang der allgemeinen Friedensschalmei, in den auch alle Religionen mit einstimmen sollen, sich sehr erbaut fühlen.

Daß aber das weibliche Element sich von der Theosophie so besonders angezogen fühlt, daß es instinktiv hier seine Domäne erkennt und erfäßt, hat noch einen besonderen Grund, den man nur verstehen kann, wenn man sich den Inhalt der theosophischen Anschauungswelt im Umriss vergegenwärtigt. Da eine sachliche Prüfung nicht in meiner Absicht liegt und ich nicht in den Ozean der Theosophie*) untertauchen möchte, beschränke ich mich darauf, einige Hauptpunkte hervorzuheben. Man kann zur besseren Uebersicht drei Theile unterscheiden: die theosophische Kosmogonie, ihre Karmalehre und ihre Seelenlehre. Die Kosmogonie trägt — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der allerdings nicht streng theosophisch ist — evolutionistisches Gepräge. Die Schöpfung aus dem Nichts wird verworfen. Das Homogene differenzirt sich zum Heterogenen. Eine aufsteigende Wesensverwandlung — äußerlich betrachtet und so weit der Mensch dabei in Betracht kommt — durch alle stofflichen Formen und Qualitäten hindurch vollzieht sich bis zur Herstellung der Lebensbedingungen des Menschen. Die Zahl 7 dominirt in der Kosmogonie. Alle Welten und Wesen, auch der Mensch, haben eine siebenfache Natur. Auch die Erde ist einer siebenfachen Kette von Welten eingereiht. Die Karmalehre bildet zusammen mit der Reinkarnation eine absolute Vergeltungslehre, gegründet auf die Annahme, daß jeder Mensch in einer späteren Verkörperung erntet, was er in einer früheren gesät hat und wofür ihn die Verantwortung trifft, da er nach theosophischer Annahme sein eigenes Entwicklungsprodukt ist. Der Prozeß der Reinkarnation soll zugleich eine Läuterung darstellen, bis zur Verschmelzung mit dem Absoluten. Doch gilt Das nur für die Menschen, die sich die Unsterblichkeit in diesem Sinn durch beständige Läuterung gewissermassen erobern.**)

*) The Ocean of Theosophy. By W. Q. Judge, London 1898.

***) We say, that man and soul have to conquer their immortality by ascending towards the unity, with which, if succesful, they will be

Aus der sehr komplizierten Seelenlehre will ich nur die siebenfache Einteilung des Menschen anführen: in Körper, Lebensprinzip, Astralleib, Sitz der Leidenschaften und Begierden (Kāma Rūpa), Geist, Intelligenz, die geistige Seele, das Absolute und dessen Ausstrahlung. Die vier ersten Prinzipien bilden den niederen oder physischen, die drei folgenden den höheren oder spirituellen Teil des Menschen. Nur was durch die letzten beiden Prinzipien — im Sanskrit: Buddhi, Atma — unlöslich verbunden ward, ist unsterblich. Die Seele des Menschen, seine Persönlichkeit ist an und für sich weder unsterblich, noch ewig, noch göttlich.

Der Karmalehre, mißt die Theosophie eine außerordentlich hohe sittlich-erzieherische Wirkung bei. „Die Hauptsache“, heißt es in dem Key to Theosophy, „ist, die größte Quelle aller Verbrechen und Unsitlichkeit, den Glauben, daß der Mensch den Folgen seines Thuns entgehen könne, zu verstopfen“. Inwiefern die Reinkarnation Das zu Wege bringen kann, da doch der reinkarnierte Mensch kein Identitätsbewußtsein mit sich selbst in einer früheren Periode seines Lebens besitzt und keins in eine spätere mit hinüber nimmt, bleibt aber ein theosophisches Geheimniß. Als zur Kosmogonie gehörig mag noch der sogenannte „Cyclus des Lebens“ erwähnt werden.

Wie ich schon sagte, nimmt die Theosophie keine „Schöpfung“ an, sondern ein in periodischer Aufeinanderfolge mit Zwischenräumen von ungeheurer Zeitdauer erfolgendes Hervortreten des Universums aus dem Stande der Subjektivität in den der Objektivität. Wie die Sonne jeden Morgen an unserem objektiven Horizont erscheint und dann ihm wieder entschwindet, so das Universum aus seiner Subjektivität, in die es periodisch wieder zurückkehrt, wenn die „Allgemeine Nacht“ anbricht. In der Hindusprache heißen so die „Tage und Nächte von Brahma.“ Die westliche Wissenschaft und das an ihr gebildete Durchschnittsbewußtsein vermag selbstverständlich dem Gedankenkreis und den Aufstellungen der Theosophie gegenüber kaum einen anderen Standpunkt einzunehmen als den, daß sie diese als phantastisch und visionär, ausschweifend und unhaltbar be- und verurtheilt. Vielleicht ist Das doch nicht in allen Punkten zutreffend. Aber ein Vergleich drängt sich unwillkürlich auf. Der theosophische Gedankeninhalt macht ja nicht gerade den Eindruck von Etwas, das erklügelt und erfunden ist. Wie der Neuplatonismus, mit dem er innerlich so nah verwandt ist, muthet er mehr wie eine Eingebung an, aber allerdings wie die Eingebung eines Gehirns, das von unserem ganz verschieden ist. Welches ist nun dieses andere Gehirn? Schon lange unterscheidet die Wissenschaft zwischen einem sogenannten „Bauchgehirn“ und

finally linked and into which they are finally, so to speak, absorbed. (Blavatsky, Key to Theosophy p. 70.)

dem Kopfgehirn; unter dem ersten versteht sie hauptsächlich die intellektuelle Seite des Sonnengeflechts, das im Somnambulismus besonders hervortritt und eine eigenthümliche Gestalt erlangt. Wo eine von dem Bauchgehirn mehr oder weniger beeinflusste, also dem Somnambulismus verwandte Richtung im Geistesleben das Uebergewicht erlangt, da bildet sich eine Neigung zur passiven Beschaulichkeit für die Ergründung der Wahrheit aus. Wenn für die Arbeit des Kopfgehirns der Spruch gilt: „Sammle Dich, prüfe und ergreife“, so gilt gerade umgekehrt für die Arbeit des Bauchgehirns die Devise: „Versenke Dich, laß Dich ergreifen und schaue“. Das Alles ist echt weiblich, ist jedenfalls dem weiblichen Organismus und Seelenleben verwandter als dem männlichen; auch der Somnambulismus hat ja innerhalb des weiblichen Geschlechts seine meisten und vorzüglichsten Vertreter gefunden.

Das Bauchgehirn und das Kopfgehirn stehen einander antipodisch gegenüber. Das Kopfgehirn behält sich nur die Prüfung vor, während das Bauchgehirn einen inneren Zug zu der der Prüfung überlegenen unmittelbaren Gewißheit, der Intuition, bekundet. Es ist ungemein charakteristisch, wie die theosophische Theorie im Manas, worunter sie das eigentliche menschliche Ich (real human Ego) versteht, zwischen einem niederen und höheren Manas unterscheidet. Das höhere ist himmelaufstrebend, in edelsten Aspirationen und unsterblichen Neigungen, das niedere befaßt sich mit dem irdischen Denken und strebt in der Richtung der Leidenschaften und des Begehrens. Dadurch kommt das Denken, dem wir geneigt sein würden, eine besonders vornehme Stellung einzuräumen, nicht allein an die zweite Stelle, sondern auch in eine erniedrigte Stellung, während aller Glanz auf die Gefühlsseite fällt. Auch in dieser Neigung, das Denken dem Gefühl, überhaupt die Denkarbeit und ihre Ergebnisse der Intuition unterzuordnen, spiegelt sich ein Zug der weiblichen Natur.

Aus dem Nachweis, den ich zu geben versucht habe, daß in der Theosophie, zum Theil wenigstens, Eingebungen vertreten sind, die an den Somnambulismus streifen, läßt sich ein Schluß ziehen, der das Verhalten der exakten Wissenschaft, wie es wenigstens in Bezug auf gewisse theosophische Behauptungen sein sollte, betrifft. Das in der Wissenschaft vertretene Kopfgehirn hat sein vornehmstes Kennzeichen: ohne Ansehen der Person und Sache zu prüfen, so weit seine Mittel reichen, auch hier zu bewähren, wo es mit dem Bauchgehirn zu thun bekommt. Daß dieses aber gelegentlich in der Lage ist, namentlich im Somnambulismus, subtilste Aufschlüsse zu geben und Verborgenes, das ihm nicht verborgen ist, ans Licht zu ziehen, ist zu bekannt und durch zu viele Thatsachen belegt, als daß sich darüber noch streiten ließe. Wird man sich zu hüten haben, einer aus somnambuler Quelle stammenden Aussage und Behauptung ohne Weiteres unbedingten Glauben zu

schenken, so wird man mindestens eben so sehr davon Abstand nehmen müssen, ihnen in allen Fällen direkt zu widersprechen, nur, weil sie aus somnambulem Hellsehen hervorgegangen sind. Auf das vorliegende Gebiet angewandt, heißt Das: es wäre kurzichtig, wollte die Wissenschaft jede Behauptung der Theosophie rundweg abweisen und sie nicht wenigstens als Hypothese im Auge behalten, wo es an jeder sonstigen bündigen Erklärung fehlt. Das dürfte namentlich für viele der in den spiritistischen Circeln beobachteten Erscheinungen zutreffen, die aller Bemühungen, sie auf eine rationelle Formel zu bringen, spotten. Die mechanischen Ableitungen sind als unzureichend erkannt, die Halluzination-Hypothese hat man längst, ihrer inneren Unmöglichkeit wegen, fallen lassen, von den spiritistischen Auslegungen will man auch nichts wissen: so scheint die theosophische Zurückführung des Räthsels mancher Phänomene auf die Beschaffenheit und Thätigkeit des sogenannten Astralleibes wenigstens als Erklärungsversuch beachtenswerth, da auch er gänzlich antispiritistisch ist.

Die Theosophie hat den Muth des Tiefsinnes für sich. Das ist gegenüber der Auffassung verflachter Selbstverständlichkeit ihre starke Seite. Ihre Schwache ist, daß sie zu viel zu wissen glaubt, daß sie die Erkenntnisarbeit für abgethan hält, wo die Prüfung erst beginnen sollte. Damit wächst sie sich zu einem Uebermenschenthum auf diesem Gebiet aus, das allerdings mit dem Scheitel an die Sterne rührt, aber den Boden unter den Füßen verliert. Doch kann mancher Fingerzeig von ihr, wenn er beachtet wird, vielleicht zu besserer Einsicht in verwickelte Probleme verhelfen. Man kann von ihr lernen; freilich kann die Wissenschaft nur auf ihre Art und Weise — durch Prüfung und Untersuchung — überhaupt ihr Wissensgebiet erweitern. Auf diese Weise kann sich manchmal, ganz ungesucht und unbeabsichtigt, wenigstens in einzelnen Punkten eine Annäherung vollziehen. Wenn zum Beispiel der Professor der Physik an der Universität Liverpool, J. Lodge — kein Theosoph! — über die Bewegung von Gegenständen, die nicht berührt wurden, sagt: es sei wahrscheinlich, daß der Gegenstand, bevor die Bewegung erfolge, von irgend Etwas berührt worden sei, und dieses Etwas scheine einer zeitweiligen Verlängerung aus dem Körper des Mediums, einer Projektion oder Prolongation der „vitalen Thätigkeit ähnlich zu sein“, und wenn die Theosophie in solchem Fall den Bewegungsfaktor in eine Berührung durch den Astralkörper verlegt, so scheinen mir die Standpunkte des Physikers und des Theosophen wenigstens nicht gerade meilenweit von einander entfernt. Der selbe Gelehrte sagt über diese und ähnliche Phänomene: die spiritualistische Hypothese sei zu wenig wissenschaftlich gestaltet; jedenfalls scheine eine Erweiterung der anerkannten Gesetze der Biologie vorzuliegen. Es seien die vorausgeworfenen Schatten einer Masse neuen Wissens, die ersten Stufen eines großen Wissensgebäudes; das Bedürfniß der Zukunft sei

ein psychisches Laboratorium. Da könnte ja auch der Astralkörper in einem solchen Laboratorium ein Unterkommen finden.

Einige Jahre nach der Gründung der Theosophischen Gesellschaft verlegte sie ihr Hauptquartier nach Bombay, dann nach Adyar, einem Vorort von Madras, wo sie dreizehn acres Land erwarb. In einem äußerst malerisch gelegenen, von Rosen in üppigster Fülle umwucherten Park ist jetzt der Sitz der Gesellschaft und die Wohnung des Präsidenten, des Obersten Elcott. In dem selben Gebäude giebt es noch Räume für Gäste, deren stets eine Anzahl vorhanden ist, ferner eine geräumige, vornehm ausgestattete Lesehalle und die Bibliothek, die sehr werthvolle, im Westen noch unbekannt Manuskripte enthalten soll. Auch ein der Gesellschaft freundlich gesinnter Brahmine wohnt in einer am Ende einer Palmenallee gelegenen bescheidenen Hütte; der theosophischen Auffassung gilt er als einer der sogenannten „Meister“, die bestimmt und berufen sind, die Weisheitslehre zu verwahren und ihre Verbreitung in der Menschheit bis zum endlichen Sieg durch Lehre und Beispiel zu überwachen. Frau Besant hat ihren Aufenthalt in dem Wallfahrtsort Benares. Dort hat die Gesellschaft eine Akademie gegründet, wo Hindu-Studenten in die Lehren und Anschauungen der Theosophie eingeführt werden.

Dresden-Plauen.

Dr. Julius Duboc.



Symbolische Kunst.

Mächtiger, als man gemeinhin annimmt, ist die Bewegung angewachsen, die darauf ausgeht, unserer Gefühls- und Abstraktionwelt typische Ausdrucksformen zu verleihen; sie zeigt sich in den zahllosen Bestrebungen, die flüchtigsten Empfindungsreize in Wort oder Linie zu bannen eben so sehr wie in der Anwendung neu gewonnener formaler Ideen und Grundgesetze auf ein technisches Gebiet. Auch hier soll jede Kunstleistung in ihrer äußeren Ausprägung den inneren Sinn, das Geheimniß ihres Wachsthumes und Verdeganges dem empfindenden Auge offenbaren, soll das jedem Dinge innewohnende Immaterielle wie eine heimliche Beseelung die Körperlichkeit des Gegenstandes durchdringen. Alle Erzeugnisse der schmückenden Kunst könnten in diesem Sinn unter der Bezeichnung „symbolische Kunst“ mitinbegriffen werden, insofern sie ein innerlich Geschautes verkörpern und in der Einheitvollendung ihrer Konstruktion zum Ausdruck bringen. Das ganze stilisirende Element, das das Konkrete ins Phantastische, das geschlossen Körperhafte in Linie und Arabeske überleitet und so gleichsam

das Wesen des Gebildes bloßlegt und ausdeutet und in seinen seltsamen Bindungen und Verschlingungen eine eigene Rhythmit darstellt, ein Bewegungsspiel verfinnlichter, suggestiver Figuren, beruht auf einer abstrahirenden Tendenz, die das Stoffliche in eine vergeistigte, sublimirte Form übergehen läßt, wo es uns in seiner Grundidee berührt.

Allein dieser Erweiterung des Begriffes ins Decorative steht eine andere, tiefere Fassung gegenüber. Danach erblicken wir den Werth des Symbolischen nicht so sehr im Bildlichen, in den begrifflichen Andeutungen, die darin gesammelt sind, im Dialektischen der Motive, sondern vielmehr in einer inneren Unbegrenztheit, einem pantheistischen Grundzug seines Wesens, wodurch die schlummernden Kräfte unserer eigenen Seele in Schwingung gerathen und sich mit der vom Symbol verkörperten Natur berühren. Jedes Kunstwerk ist symbolisch, das durch die Intensität der Energien, die in ihm zusammenströmen, auf den Ausdruck seiner tiefsten Innerlichkeit gebracht ist und in einer unnennbaren allgemeinen Beseeltheit die Mächte, die unser Leben bestimmen, widerzuspiegeln scheint.

Dieser Vielseitigkeit des Begriffes „symbolisch“ entsprechen die vier typischen Erscheinungen, die Benno Rattenauer in seinem Buch „Symbolische Kunst“ zusammengefaßt hat: Felicien Rops, die Romantik; der Präraffaelismus und Dante Gabriel Rossetti; und schließlich John Ruskin.

Wollen wir das Charakteristische unserer zeitgenössischen symbolisirenden Bewegung hervorheben, so müssen wir sie im Gegensatz zu aller unwillkürlichen Symbolik der Kunst als eine bewußte, reflektirende, mit dem Gedankenmaterial aller Zeiten und Völker arbeitende bezeichnen. Die tief sinnigen Mythen und Bilder, die in der naiven oder visionären Volksseele im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, der ganze Reichthum an überlieferten Formen und Vorstellungen bildet für den modernen Künstler einen unerschöpflichen und unübersehbaren Erbschatz. Doch er macht davon einen eigenen Gebrauch. Wie auf einem Wappenschild die typischen oder vorbildlichen Eigenschaften einer Familie in heraldischen Emblemen angedeutet sind, so sind für ihn die übernommenen Symbole eine Signatur, eine Unterschrift, die sinnfällige Wiederholung oder Ergänzung der leitenden Idee, die als selbständige Schöpfung ihre dunkle oder offenbare Wahrheit verkündet. Denn die spezifische Originalität des modernen Künstlers liegt nicht im Neuerlichen, Decorativen, Aesthetisch-Spielerischen, so oft sie sich auch lediglich darin gefällt, sondern in den mystisch verworrenen Geheimgängen des Gefühls, aus denen sie bald in ekstatischer Inbrunst, bald in grotesker Vielgestaltigkeit hervorbricht.

Die vier hier zusammengestellten Strömungen — denn auch Rops kann als Repräsentant einer solchen gelten —, Differenzirungen der selben auf das Abstrakte, also über das Wirkliche hinausstrebenden Geistesrichtung, haben in der Darstellung des Verfassers einen gemeinsamen Vergleichungspunkt, aus dem sich für jede ihre besondere Farbe ableiten läßt: das Christenthum. Rops, in dem sich die Mischung von romanischem, sinnlich naivem Katholizismus und düsterem nordischen Mystizismus in einer unablässigen Negation und Umkehrung der religiösen Ideale äußert; die romantische Bewegung in Deutschland und die Nazarener, die eine Reaktion des germanisch-mittelalterlichen Geistes gegen den antik heidnischen Klassizismus sind; der Puritaner Ruskin, der seine Wirthschaftslehre und

Seine Aesthetik mit der christlichen Morallehre in Einklang zu bringen sucht; und der englische Präraffaelismus, an der Spitze Dante Gabriel Rossetti, der, mit Begeisterung den ästhetisch formalen Werthen des Christenthumes zugewandt, die alten Mythen in einfacher poetischer Vermenschlichung wieder belebt.

Rüttenauer unterscheidet zwischen romanischem Katholizismus und christlich germanischem Geist. Der erste, das Produkt phantastischer, im Temperament beweglicher, wenig zur Reflexion geneigter Rassen bildet sich im Mittelalter an mehr und mehr zu einem pomphaften, umfassenden Kultus mit unverrückbaren Dogmen aus; der germanische Katholizismus dagegen, der die Mystik eines Meisters Elhart, eines Angelus Silesius erzeugt, führt schließlich zur Reformation, dem verstandesmäßigen Ausbau der Religion, dem sprechendsten Ausdruck des eigentlichen christlich germanischen Geistes. Das Verhältniß des Romanen zur Kirche ist ein naives. Oft schlägt sein kindlicher Gehorsam in schalkhaften oder geradezu dreisten Uebermuth um und der Sohn verübt der gestrengen, aber versöhnlichen Mutter ins Gesicht Pöffen und Streiche, aus denen er sich nur halb ein Gewissen macht. Der Franzose besonders neigt zu dieser skrupellosen Rebellion. Sein burlesker Gang, die ernstesten Dinge in ihr Gegentheil zu verkehren, mit der Moral seinen Spott zu treiben, die menschlichen Schwächen zu karikiren und mit cynischer Offenheit blozzustellen, hat ihn in der Komödie groß gemacht. Doch so sehr er auch lästert und mit dem Teufel sein Spiel treibt: auf dem Grunde seines Gemüthes bleibt der Begriff der Sünde bestehen und übt eine heimliche Macht aus. Anders der Germane. Für ihn ist Religion Frömmigkeit, der Uberschwang der vom göttlichen Symbol ergriffenen Seele ihr Verzicht auf irdischen Genuß. Während also der mittelalterlich germanische Geist in seinen fernsten Ausläufern so traumhafte Blüthen wie die deutsche Romantik hervorbringen konnte, zeitigt der romanische Katholizismus, auch hier als entfernte Stammutter betrachtet, ein satirisches Genie wie Rops.

Aber es giebt verschiedene Rops, heißt es bei Rüttenauer. Da ist zunächst der Naturalist im Stil von Millet, der mit ergreifender Wahrheit in Skizzen einfache volkstümliche Szenen und Typen schildert; dann der geistreiche, ironische Gaulois, der mit besonderem Wohlgefallen das spezifische Pariserthum charakterisirt „und eine zierlich heitere Welt auf seine Kupfertafeln zaubert, qui pétille de grâce, de gaieté et de fine robustesse;“ ferner der Verherrlicher des Fleisches und der Fleischeshlust, für den, nach den Worten eines französischen Kritikers, Pradelle; das Idol, das Leben, der Zweck seiner Kunst allein das Weib ist und nicht etwa das Weib als Seele, als Poesie, als Ideal, — nein: das Fleisch, der Körper des Weibes; und schließlich der unerbittliche Wahrheitsfanatiker und finstere Apokalyptiker als Schöpfer der Sataniques und Diaboliques, der die grauenhaften Verzerrungen der Menschenseele wie ein schon hereingebrochenes Jüngstes Gericht in wilden Phantasien heraufbeschwört. Rops ist kein reiner Gallo-Romane. Er ist flandrischen Ursprungs, ein Landsmann von Karl Huyssmans, Georges Rodenbach und Maeterlinck, die sämtlich Mystiker sind. Es fließt ein Tropfen germanischen Blutes in ihm, „unter der romanischen Außenlichkeit verbirgt sich ein germanischer Urgrund.“ „Wie Shakespeare seine Tragödie nie rein hält“, sagt Rüttenauer, „sondern stets mit komischen Elementen untermischt, so spielt bei Rops die Tragik in die Komödie hinein und

dadurch unterscheidet sich Rops auffallend von seinen Vorgängern in der französischen Komödie, die eben von reinem gallischen Blut waren. Man muß bis auf die Mysterien des Mittelalters zurückgehen, um etwas den Sataniques Verwandtes zu finden.“ Es ist also eine Komödie, die ihren Ursprung im Hohnlachen der gepeinigten Kreatur hat, in der das Individuum sich gleichsam im Element seines Gebrechens auslöscht und so, über die Dimensionen der Wirklichkeit hinaus, zu dämonischer Größe anwächst, zum Symbol der Tragik selbst wird.

Wenn wir dem Einfluß nachspüren, den die Romantiker im Anschluß an Goethe auf die spätere Kunstentwicklung geübt haben, so werden wir finden, daß durch sie eine gesteigerte Subjektivität in die Literatur gekommen ist, ein Plus der Empfindung, eine fein gespannte Sensibilität, die die Seele bis zum Ueberquellen von einer Vision der Wirklichkeit zu erfüllen vermag. Aus der somnambulen Gefühlsicherheit, mit der sie die Natur erfaßten, aus dem Dämmerweben der unterbewußten Kräfte erblühte eine sanfte Mystik, ein traumhaftes Allleben. Ihre ausgesprochene Hinneigung zum Christenthum ist zwar der direkte Ausfluß jener das Symbol suchenden Verinnerlichung, aber sie ist doch nur eine der Ausdrucksformen, die zurückbleibt hinter dem Ueberschwang, der das Weltganze umspannen und sich mit ihm verschmelzen möchte. Mit Recht betont Rüttenauer, daß der Wesenskern der deutschen Romantik nicht in dem frommen Weihrauchdust, dem Gespenster- und Märchenspul zu suchen ist, auch nicht in dem Aufwand an äußerlichen Darstellungsmitteln, woran man gewöhnlich denkt, wenn von der Romantik die Rede ist, sondern in dem tiefinnigen Verhältniß zur Natur. Das lyrische Empfinden, dies unendlich liebevolle Anschauen der Welt, dies unmittelbare Empfangen und Wiedergeben, die persönlichste Ausprägung der schaffenden Seele, hatte sich der Kunst bemächtigt, war dann aus der ursprünglichen Traumathmosphäre, dem kosmisch Schrankenlosen allmählich zum menschlich Nahen, Begrenzten vorgebrungen, wie es sich uns in Eichendorff und Lenau, Rerner und Mörike verkörpert; war nach langer Verkümmern in dem Naturalismus unserer jüngst vergangenen Zeit aufs Neue herangewachsen und hat sich aus diesem wieder zu einer feinen Seelenkunst voll zartester Modulationen abgeklärt. Heute messen wir den Werth jedes Kunstwerks an seinem Stimmungsgehalt. Außer Dem, was es charakteristisch darstellt, soll es eine latente Kraft, eine stille innere Bewegtheit ausathmen, eine unsichtbare Gegenwart ahnen lassen. Was Künstler früherer Epochen im religiösen Motiv, in den Idealgestalten der christlichen Legende auszusprechen suchten, die eigenen Impulse der Inbrunst und Innigkeit: Das legt der moderne Künstler eben so in die strengen Linien einer ornamentalen Zeichnung wie in die Farbenharmonie eines Landschaftsbildes. Das einem bestimmten Formenumkreis zugewandte religiöse Gefühl der Nazarener, ja, selbst noch der Präraffaeliten, hat sich in eine stumme Andacht vor der Unendlichkeit der Erscheinungen verwandelt, das eng begrenzte Schönheitsideal Jener sich erweitert zu einem Gestaltenreichtum, der unsere gesammte Kultur, unser ganzes mannichfaches Dasein umfaßt.

Die Präraffaeliten waren allerdings nur im künstlerischen Sinne religiös. Rossetti entnahm seine Stoffe zwar den christlichen Mythen, gestaltete sie aber in profan dichterischer Weise. Von seinem ersten Bilde, *The girlhood of Mary Virgin*, sagt Rüttenauer, daß es den Zustand der Unschuld eines erwachsenen

Mädchens im Heiligthum der Familie ausdrücke, aber zugleich die allgemeine Stimmung und die beigegebenen Symbole die höchste, religiös gesteigerte und poetisch verklärte Idee von Unschuld und Reinheit, wie sie die symbolisch oder dogmatisch begriffene Jungfrau Maria für die moderne Menschheit ist, darstelle. Die Bewegung des englischen Präraffaelismus war anfangs rein ästhetischer Natur, eine Auflehnung gegen die konventionelle Malweise eines Landes, das vollkommen unter dem Einfluß der alten holländischen Schulen stand. Die Jünglinge, die zu einem Bunde zusammentraten und sich Pre-Raphaelitic-Brotherhood nannten, verlangten Rückkehr zur Natur, Rückkehr zu den alten primitiven Meistern vor Raffael. Ford Madox Brown, ein kräftiger Naturalist, hatte die Bewegung veranlaßt. Rossetti gab später diesem natürlichen Erfassen des äußeren Lebens die seelische Richtung. Eine geheimnißvolle Künstlerseele thut sich uns mit Dante Gabriel Rossetti auf. Nach zwei Richtungen drängte es ihn zur Gestaltung. Er hat als fünfzehnjähriger Knabe an den Kartons seines Landsmannes George Frederic Watts mit prophetischem Geist die Entwicklung vorausgesehen, die die moderne Kunst nehmen würde. Als Schüler zeigt er geringe Anlagen für das Handwerkliche der Malerei; und der stark geistige Zug in ihm läßt ihn auch später die technische Seite vernachlässigen. Nur um den Ausdruck ist es ihm zu thun, um die Ausprägung des intensivsten Innenlebens. Seine Bilder sollen nicht nur unmittelbar wirken durch Das, was sie darstellen, nicht allein als sinnliches Symbol erfaßt werden, sondern darüber hinaus Andeutungen von Gefühlswelten und Ewigkeitmächten, von mystischen, unklar empfundenen Zusammenhängen geben. Und diese Sehnsucht, sein ganzes Innere in die Erscheinung zu bringen, konnte sich an plastischer Darstellung allein nicht genügen: sie nahm ihre Zuflucht zum Instrument der Sprache. Rossetti war ein noch größerer Dichter als Maler. Hier war er irdischer, sinnlich gluthvoller. Er hatte einer sehr geliebten Frau, Elisabeth Siddel, die später seine Gattin wurde, einen Band Sonette gewidmet und sie ihr nach ihrem Tode mit in den Sarg gelegt. Nach Jahren öffneten die Freunde das Grab, um die Gedichte wieder herauszuholen. Leidenschaft und Fatalismus verschlingen sich in diesen Poesien zu zwiefacher Symbolik: der suggestiven Bildkraft des Wortes und der klangtiefen, lange nachhallenden der seelischen Stimmung.

Den großen Künstler nennt Ruskin Naturalisten. Die Liebe zur Natur nennt er das Herz, die Seele der Kunst. Was die gedankliche Konzeption, den Phantasietraum erst zum Abguß einer individuellen Seele macht, ist das Gefühl, dessen Eigenart, dessen Stärke, dessen Genialität zum Rhythmus, zur Melodie des Kunstwerkes wird. Und diese vom Gefühl durchdrungene Erscheinung, dürfen wir „symbolisch“ nennen.

Wir haben damit für eine Anzahl künstlerischer Gestaltungen eine Formel gefunden, die sie wie mit einem besonderen Abzeichen gegen die Fülle der übrigen Kunstschöpfungen abschließt: wir nennen „symbolische Kunst“ die Darstellung der ins Begriffliche oder phantastisch Ueberfinnliche aufgelösten sinnlichen Erscheinung, der noch gerade genug Wirklichkeitsattribute anhaften, um von uns in ihrer charakteristischen Wesensart, als Symbol der vielgestaltigen Menschen- und Weltseele, erkannt zu werden.

Edwig Lachmann.



Apfelsinen.*)

Ich sitze an meinem Fenster und blicke hinüber über das Sweelindplein.
Der Schnee stäubt.

In scharfen, schrägen Streifen jagt er über den Platz. Auf dem weißbepuderten Pflaster beginnen die braunen Räderspuren, die sich rechts und links um den Rasen nach der Brücke zu herumziehen, undeutlich zu werden. Immer flacher und breiter lagern sich weiße Wische über das kahle Gras, streichen rauhe Holmbüschel und Maulwurfshügel glatt und legen sich wie ein Flaum über die kahle Erde der Beete, aus der die Stämmchen mager und schwarz emporstarren. Die Häuserreihe jenseits hat blindgefrorene Fensterscheiben. Die Umrahmung der Thüren ist weiß, die Fensterlätze sind weiß, die Balustraden der Balkons sind weiß, durch die vielen weißen Linien und Flecke sehen die steinrothen Mauern bleich aus. Der Himmel ist grau über den beschneiten Dächern, von einem eintönigen Grau, in dem das Weiß des niederwirbelnden und des noch treibenden Schnees leicht schimmert. Der Rauch bleibt in einem langen, dünnen Streifen über den Schornsteinen hängen: er kann in der schweren Luft nicht hinaufziehen.

Auf dem Platz ist es leer. Wer es nicht nöthig hat, geht bei diesem Wetter nicht hinaus.

Nur ein schwerfälliger Müllwagen rollt bedächtig an den Häusern entlang; er macht von Zeit zu Zeit Halt. Ein Scheveninger stößt seinen Karren voll silbergrauer Fischchen vor sich her. „Frischer Stint!“ Sein Ruf klingt kläglich gedehnt, wie Windgeheul durch das Tauwerk lavirender Fischerpinten auf der Nordsee. Auf dem Kanal kommt ein Schiff, mit Sand beladen, dahorgetrieben. Bornübergebeugt, die Brust gegen die Fährstange gestemmt, Schritt vor müdem Schritt das Laufbrett entlang stapfend, wickt der Schiffer die schwere Last. Sobald er den Steven unter den Fuß bekommen hat, richtet er sich auf und zieht die Stange aus dem saugenden Lehm Boden; und schwerfällig geht er zurück, nach der Pflicht, die Stange hinter sich her schleifend durch das trübe Wasser, und treibt sie wieder in den Grund und beginnt von Neuem den endlosen Gang über das Laufbrett.

Das ist sein Leben, tagein, tagaus.

Ich sehe nach dem Mann, nach seinen müden Bewegungen, nach seiner eingesunkenen Brust, gegen die die Fährstange drückt, nach seinem fahlen, schlaffen Gesicht mit den trüben Augen. Ich habe kein Mitleid mit ihm. Mein eigenes Leben ist nicht anders. Weder meins noch das Eines unter uns. Wir Alle sind Schiffer in engen Rähnen, wir Alle wicken eine bleischwere Last fort über die dunklen Wasser der Zeit, tagein tagaus, jahrein jahraus, das ganze Leben lang. Wie er, führen auch wir Sand an, Sand und Steine für das Fundament eines weiten Gebäudes.

Wie Viele werden die Mauern stehen sehen?

Wie Wenige werden den grünen Kranz auf dem Dachstuhl sehen?

Wo ist der Vereinzelte, der den Rauch aus dem Schornstein wird aufsteigen sehen?

*) Aus dem holländischen Manuscript übertragen von Else Otten.

Aber an dem Herdfeuer, das diesen Rauch emporsendet, wird auch er nicht sitzen. . . .

Das sind noch die Allerglücklichsten unter uns, die eine solche Last fortstoßen in ihrem Kahn.

Was ist die der Anderen?

Ein Jeder kennt nur die seine, kennt nur der seinen bleierne Schwere. Ein Jeder hat seinen eigenen Namen dafür; nein: zwei Namen, einen, den er überlaut ausspricht, und einen anderen, den er nur in seinem seufzenden Innersten nennt. Manche verhüllen und verbergen ihre Last, damit die Anderen sie nicht verachten oder mit verletzendem Mitleid bedauern mögen. Manche schmücken sie mit Fahnen und festlich grünen Gewinden, auf daß Unverständige sie neidisch bewundern mögen. Manche lassen sich mit ihr in dem vernichteten Fahrzeug untergehen, weil sie diese Bürde nicht länger ertragen konnten. Denn sich losmachen von ihr: Das kann Keiner.

Und auch der Stärkste mag es wohl oft empfinden, um wie viel mächtiger diese bleierne Schwere ist als seine eigenen Arme und sein muthiges Herz.

Und Niemandes Kraft kann einem Anderen helfen.

Jeder für sich, und wenn wir uns auch in Heerden zusammendrängen, Jeder für sich wricken wir, ein Jeder von uns, unsere eigene Last fort durch das dunkle Gewässer.

Der Sandkahn ist unter der Brücke hindurchgeglitten; der vornüberge- neigte Schiffer mit der Fährstange gegen die eingesunkene Brust verschwindet in der Biegung des Kanals, gleich als hätten die einander sich nähernden Schnee- abhängen ihn aufgesogen. Nun ist Alles leer.

Und dichter fällt der Schnee. Alles ist still, weiß, tot. Ich starre hinein und fühle, wie meine verlangsamenden, vereinsamenden Gedanken einer nach dem anderen niedersinken unter den Schnee. Und er macht sie still und weiß und rot. Keiner, der jemals wieder aufstehen wird.

Wird jemals wieder Etwas aufstehen aus jener kalten, weichen Schwere?

Da, mitten in dem Schnee, plötzlich zwei rasche, kurze Flammen, — roth und gelb, zwei abwechselnd aufflackernde Flämmchen!

Was mag Das wohl sein?

Zwischen dem Aufleuchten und dem Verschwinden läuft ein kleiner Junge, in rauh beschneitem Wams und Pelzmütze, Holzschuhe an den Füßen und über den Schultern ein grünes Milchjoch, an dem statt der Eimer zwei Körbe baumeln.

Sieh nur das gelbe Flämmchen! O, und jetzt das rothe!

Die Körbe schwanke auf und nieder, nach dem Takte der stapfenden Füßchen: rothe Apfelsinen glänzen aus dem einen, kühl-gelbe Citronen aus dem anderen.

„Apfelsinen! Schöne Citronen!“

Klar und hell wie der Ruf der Amsel klingt die klare Kinderstimme über den Platz. Vor meinem Fenster macht der kleine Kerl Halt: sein rundes, frisch-rothes Gesicht leuchtet mir entgegen.

„Schöne Apfelsinen! Zuckersüße!“

Ich öffne das Fenster. Und der kleine Bub hebt seinen Korb auf den Sims und greift in die schimmernden Früchte.

„Eben aus dem Süden gekommen!“

Ich häufe sie vor mir auf. Welche Gluth plötzlich in dem graubraunen Zimmer! Und dieser Duft, der die matte Luft belebt! Ich lege mein Gesicht auf die Äpfel, um die Kühle an meinen Wangen zu fühlen und die rothe Gluth in meinen Augen, um den feinen, zarten Duft einzuathmen und ihn wie einen köstlichen Wein zu trinken.

„Eben aus dem Süden gekommen!“

Ich nehme eine der wunderbaren Früchte in die Hand. Ist es nicht, als treibe diese Berührung, so kühl sie ist, eine Empfindung von Sonnenschein und warmem Wind durch mein Blut?

Die rothe Goldgluth füllt meine Augen. Rothess Gold strömt in mich hinein, so daß es bis in die dunkelsten Traumtiefen zu leuchten und farbig zu werden beginnt. Alles wird golden, golden und roth, östliche Morgenhimmel, Fackel in wehendem Rauch, Felder voll Rosen, triefende Weinkelter, ein Flug Flamingos, glänzend aufgeflogen . . .

Während sie aufsteigen aus den grünen Sumpffeldern, zwischen denen die kleinen Kanäle funkeln wie die Schnüre eines tausendmaschigen silbernen Netzes, ist es, als schössen Funken aus dem Weiß. Und während sie wegschweben über den Nil, schwankt ihr Spiegelbild wie verstreute glühende Granatblüthen längs den dunklen Booten, die hinaussegeln aus dem Hafen von Balak. Hinter einander schwimmen sie weg, eins nach dem anderen, in langer Reihe, die majestätisch in die Ferne hineinschwenkt, schimmernd zwischen den Feldern: die weißlichen Segelpaare, starr aufrecht wie die Flügel eines Schmetterlings, der eben niedergestrichen ist, heben im Morgenwinde. Längs dem Ufer des trägen gelben Flusses blinken flach bedachte Häuser durch das Laub der Sykomoren. Der lichte Glanz dort in der Ferne ist Kairo: weißen Flammen gleich steigen, im Azur des Horizonts flackernd, Minarets daraus empor.

Ich gehe den Fluß entlang, wo die rothe Flamingo-Spiegelung treibt, ich irre durch Schatten und Sonnenschein nach einer halb verbröckelten Mauer. In dem Thorbogen sitzt ein Fellahnabe mit einem dunkelblauen zerfetzten Hemd um die Schultern und einem Korb voll goldener Äpfelchen neben sich auf der Erde. Er hat eine Tätowirung von Blumen und kleinen Schlangenlinien auf der Brust. Seine Augen sind glänzend wie ein dunkler See.

Er sieht mich an und lächelt.

„Honig! O Äpfel! Süße des Honigs!“

Er ruft es mit wohl lautendem, halb klagendem Tonfall.

„Süße des Honigs! Die reißten aus dem Hof von Matariyeh! O Äpfel!“

„Sag mir, Kleiner, wenn Du es weißt: wo liegt der Hof von Matariyeh, wo Deine honigsüßen Äpfel gewachsen sind?“

„Dies ist der Hof, hier hinter diesen Mauern. Mein Vater ist der Gärtner. Ich darf frei ein- und ausgehen in dem Garten!“

Er läßt mich durch die niedere Pforte eintreten.

Schatten wogt mir entgegen, kühler, grüner, duftender Schatten, und darin blitzt es von goldenen Lichtern. Die Orangenbäume stehen in Frucht.

Zweige voll goldener Aepfel, Kronen voll goldener Aepfel, ein Hain voll goldener Aepfel! Wie Sonnenstrahlen funkelnd und unzählig hängen sie festgebrannt in dem dunklen Laub, wie Sonnenflecken wimmeln sie in dem lichtgrünen Gras. Da sind blutrothe und orangefarbige und hellgelbe, da sind grüne, golden überglüht, da ist funkelnde Herrlichkeit überall.

Und nun kommt der Wind und fährt hindurch, daß das glänzende Blätterwerk leise erschauert und matt wird und die vielen weißen Blüthendolden, die darunter versteckt sind, hell glänzen und überall, aus dem tiefsten, verborgensten Laubdunkel, an neigenden Zweigen entlang und unter aufwehenden Blättern hervor immer mehr und mehr goldene Früchte zum Vorschein strahlen, die leicht zittern im Winde, zittern zwischen wegdämmernden Lichtern und zerfließenden Schatten.

Und mit Laub und Blüthe und Frucht, mit dem unbeständigen Licht und dem schwankenden Schatten zittert und bebt mein Herz; bebt mein von solcher Schönheit trunkenes Herz. Und nun, da schwerreife Früchte sich von ihrem Stiel lösen und mit einem dumpfen Laut in das Gras niederfallen, nun ist mir, als siele aller Reichthum der Welt mir zu, — ein Schatz für alle Ewigkeiten an Kraft und Schönheit und edelstem Glück.

Der Fellahknabe giebt mir einen Aepfel, roth und warm von lang eingefogener Sonne. Ich umfasse meinen Reichthum in der goldenen Frucht, wie ein König seine Macht umfaßt in dem goldenen Reichsapfel . . . Ich halte die Herrlichkeit von Sonne und Wind und blühender Erde in meiner Hand.

Herrlichkeit von blühender Erde und Wind und Sonne ist um mich, hier in der grauen Stadt unweit der Nordsee, unter dem niederen Schneeflug. Was kümmerst mich strenger Winter, was Einsamkeit und starr eintönige Arbeit, nun, da ich weiß, daß irgendwo in der Welt solche Seligkeit blüht! Und unveräußerlich ist mein Recht darauf und ich kann hingehen und genießen, wann immer es mich danach gelüstet!

Die Apfelsine duftet in meiner Hand. Ein Lied, das hinausgejubelt werden will, läßt meine Kehle erzittern. In mir sind die Gedanken und die Thaten Tausender von guten, schönen, glücklichen Menschen.

Der kleine Junge mit den Apfelsinen kommt wieder vorbei.

Er sieht mich an und lächelt.

Ist er es nicht, o, ist er es nicht, der ein schwarzäugiger Fellahknabe ist in dem Orangenhain von Matariyeh und wie ein blondes Kind durch die beschneiten Straßen des Haag wandert?

Ich habe Dich wohl erkannt, ich habe wohl den Götterblick erkannt in Deinem Kindergesichtchen, Genius der Poesie! Du, der Du uns entgengtrittst auf verschmachtenden Heerstraßen des Lebens, der Du uns zu Dir winkst aus winterkalten Einsamkeiten, der Du zu unserem Tagelöhnermahl goldene Aepfel aus Deiner Heimath bringst, aus dem Land, wo die Schönheit wächst!

Nur das Unsichtbare ist bleibender Besitz.

Nur die Freuden der Gedanken sind vollkommen.

O bringe sie uns!

Augusta de Wit.



Selbstanzeigen.

Moderne Essays aus Kunst und Literatur. Gose & Teplaff, Verlagsbuchhandlung. Berlin W. 1901. — Richard Strauß.

Was der Verfasser eines Buches zu sagen hat, spricht er in seinem Werk aus. Dazu bedarf er schließlich nicht der Vorrede, die nur allzu leicht zur Selbstberäucherung oder — allerdings viel seltener — zur Selbstanlage wird. Aber die tausend Kleinigkeiten, die nebenher am Wege wachsen und von denen der Verfasser nicht will, daß man achtlos an ihnen vorübergeht, haben eine liebevolle Hand nöthig, die auf sie hinweist. An dem Urtheil über Richard Strauß wird heute noch kaum zu ändern sein. Es steht — im Allgemeinen wenigstens — fest. Aber auf einen Gedanken in meiner Schrift, den ich leider des knappen Raumes wegen nicht weiter ausführen konnte, möchte ich hier aufmerksam machen. Ich glaube, damit einen Irrthum beseitigt zu haben, der für seine Daseinsberechtigung nichts vorzubringen vermag als sein hohes Alter. Es ist mit einem Wort jenes famose Axiom, daß wir erst seit der musikalischen Heiligen Dreieinigkeit Berlioz-Viszt-Wagner eine „Musik als Ausdruck“ haben. Ein sonst lezenswerthes und, von einigen Uebertreibungen abgesehen, auch recht sachliches Büchlein über Richard Strauß von Gustav Brecher hebt natürlich auch gleich mit der ehrwürdigen Weisheit an, ist dann gezwungen, Fehlschlüsse auf Fehlschlüsse zu machen und, statt aufzuklären, noch mehr zu verwirren. Die einfache Lösung des Räthfels ist, daß die Klassiker nur darum in Formen und Formeln dichteten, weil sie selbst im Innersten ihrer Seele verformt und verformelt waren. Sie also schrieben — wie es ganz selbstverständlich ist — auch „Musik als Ausdruck“. Hat man diese Erwägung erst einmal recht in sich aufgenommen, so wird man von jener unleidlichen Arroganz lassen, die unsere neuen Musikapostel den Alten gegenüber zur Schau tragen. Man wird mit mehr Liebe sein Auge auf die großen Zusammenhänge richten und nicht, wie Jene, versuchen, auf Meister geringschätzig herabzusehen, nur weil sie anders waren, aber nicht schlechter.

Essen a. R.

Erich Urban.



Der Osten. Literarische Monatschrift. Herausgegeben vom Verein Breslauer Dichterschule. Breslau. Verlag von R. Dülfer. Preis jährlich Mk. 3,60. Einzelheft 30 Pf.

Die bereits im sechsundzwanzigsten Jahrgang erscheinenden „Monatsblätter“ der „Breslauer Dichterschule“, eines Vereins, der sich besonders durch die Einführung mehrerer unserer ersten Dichter in die Literatur, wie Villencron, Hendell, Busse u. A., bedeutsame historische Verdienste erworben hat, waren schon bisher das einzige literarische Organ des östlichen Deutschlands. Sie sind jetzt unter dem Namen „Der Osten“ zu einer literarischen Rundschau größeren Stiles ausgestaltet worden, die einen Sammelpunkt speziell für alle künstlerischen Bestrebungen und Interessen Ostelbiens bilden soll. Das Programm des „Ostens“ umfaßt Dichtung in jeder Form, literarische Kritik und Wissenschaft, so weit sie

an entscheidende künstlerische und kulturelle Probleme rührt. Die Zeitschrift wird von dem Unterzeichneten im Verein mit Ludwig Sittenfeld redigirt.

Breslau.

Kurt Walther Goldschmidt.

Die Studentin. Verlag von Hermann Walther. Berlin 1901. Preis 2 Mk.

Auch als ich diese Novelle niederschrieb, verharrte ich bei meinem früheren Standpunkt, daß man stets so schreiben müsse, als ob man allein in der Welt wäre und die Vorurtheile, falschen Deutungen, kleingeistigen Urtheile der Menschen nicht zu fürchten hätte. Nur dann kann man seinen künstlerischen Zweck nicht verfehlen. Denn die gleichgiltige Masse, die für den freien Gedanken nicht reif ist, versteht uns doch nicht, mögen wir auch schreiben, wie wir wollen; und den wenigen Anderen ist es recht, daß wir schreiben, wie wir wollen, wenn Das, was wir sagen, nur Gehalt hat. Ob meine Dichtung Gehalt hat: Das zu beurtheilen, will ich Anderen überlassen. Ich habe jedenfalls das Problem der Liebe in einer Form behandelt, die meine ureigene ist. Dem Geschmack des Publikums konnte ich wieder keine Konzessionen machen; und wenn man mich fragen sollte, wie meine „Heldin“ oder mein „Held“ ausschaut, so würde ich darüber in Verlegenheit gerathen, denn ich weiß es selbst nicht genau. Ihre Seelen glaube ich jedoch Jedem, der ein Herz hat, zu fühlen, entblößt und nahegebracht zu haben. . . Ich sehe, wie mein Verleger sich hinter den Ohren kratzt, wenn er hier liest, daß mein Werk nicht der breiten Menge zugedacht ist, die im lieben Deutschland so viele Bücher . . . nicht kauft. J. G. Poritzky.

Adalbert Falk, Preußens einstiger Kultusminister. Blätter aus der Einsamkeit. Verlag von E. Griebisch in Hamm in Westfalen.

Der Nebentitel der Schrift sagt, daß ich keine Biographie des früheren Kultusministers geben wollte; ich habe nur die letzten zwei Jahrzehnte Falks geschildert. Aber es ist ein großes und erschütterndes Schicksal. Falk wird erst später ganz erkannt werden. Er hat Bismarck, der ihm nicht immer gerecht wurde, bis zum Tode glühende Bewunderung gezollt, auch dann, als der Schöpfer des Deutschen Reiches von Anderen Undank und Haß erfuhr. Ich bin von Falk, der in der Einsamkeit von Hamm zur Resignation gelangt war, gütig aufgenommen worden. Er that's nicht aus Berechnung. Als ich — der Redakteur des Westfälischen Anzeigers — Falk einen recht gehässigen Artikel über seine ministerielle Amtsthätigkeit vorlegte und um die Erlaubniß zur Entgegnung bat, wehrte er ab. „Meine Ehre kommt dabei nicht in Frage, also kann ich schweigen.“ Das und noch manches für den treuen Gehilfen Bismarcks Bezeichnende ist in meiner Schrift zu lesen. Freilich: von der Denkmals-Affaire wird man nichts finden. Sie ist mit dem Tage gekommen und wird mit dem Tage vergehen. Und die freitheitlichen Mannesseele, die in Angst und Pein der Lösung der Denkmalsfrage auszuweichen suchen, sollen im verdienten Dunkel bleiben.

Hamm in Westfalen.

Hans H. Fischer.

Handelskammer und Agenten.

Die berliner Handelskammer kommt! Das ist so ziemlich das wichtigste Ergebniß der Debatte über den Etat des Handelsministers, dessen gewunden diplomatische Erklärungen über das Börsengesetz man doch wohl nicht allzu tragisch nehmen darf. Es ist eigenthümlich, daß man dem Kampf um die Handelskammer von Berlin eine so große Bedeutung beilegen muß, obwohl es sich dabei doch, wenn man auf den Grund der Dinge sieht, um eine reine Zweckmäßigkeitfrage handelt. Durch das Handelskammergesetz vom August 1897 wurde das alte Gesetz vom Februar 1870 modernisirt und der Kaufmannschaft dadurch die Möglichkeit einer zweckmäßigen Organisation gegeben. Während die Handelskammer eine Zwangskorporation ist — also eine Organisation, zu der, sobald ihre Errichtung beschlossen ist, eo ipso jeder in das Handelsregister eingetragene Kaufmann gehört —, dürfen etwa vorhandene freiwillige Korporationen, die sich historisch entwickelt haben, weiter bestehen. Allerdings kann neben diesen Korporationen eine Handelskammer errichtet werden, sobald von einer genügend großen Zahl der handelsgerichtlich eingetragenen Firmen die Errichtung beantragt ist. Nun hat sich in Berlin schon lange eine lebhaftere Abneigung gegen die bestehende Korporation der berliner Kaufmannschaft geltend gemacht. Diese Korporation umfaßt nur einen außerordentlich geringen Theil der eingetragenen Firmen Berlins, von denen die Meisten noch dazu der Börse angehören. Unzweifelhaft ist dadurch in den Reihen der berliner Kaufleute Mißtrauen gegen diese Börsenvertretung entstanden, in solchem Maße, daß die Korporation eine außerordentlich geringe Werbekraft gezeigt hat. Ueber die Berechtigung solches Mißtrauens brauche ich hier kein ausführliches Urtheil abzugeben, sondern nur zu sagen: Ich halte es für berechtigt. Aber selbst für die Gegner meiner Anschauung müßte in dieser reinen Zweckmäßigkeitfrage entscheidend sein, daß dieses Mißtrauen nun einmal besteht und daß in Folge dieser Stimmung dem berliner Handel eine wirklich vollkommene Organisation fehlt. Die Mehrheit der eingetragenen Firmen Berlins will sich nun diese Organisation in der Handelskammer schaffen. Nach einem fast zehnjährigen Kampf hat endlich eine von einer Reihe großer kaufmännischer Vereinigungen geschickt veranstaltete Enqueté die Sachlage geklärt und auf Grund dieser Enquete ist beim Minister in aller Form der Antrag auf Errichtung einer berliner Handelskammer gestellt worden.

Man sieht also, daß es sich hier eigentlich nur um eine berliner Lokalfrage handelt. Aber diese Frage hat durch die begleitenden Umstände eine Bedeutung erlangt, die sie weit über das Reichbild Berlins hinaushebt und interessante Schlaglichter auf das preußische System wirft. Zunächst hat Herr Brafeld, der preußische Herr Minister gegen den Handel, selbst die Sache dadurch zu einer preußischen Angelegenheit gemacht, daß er dem lebhaftesten Drängen der großen kaufmännischen Vereinigungen gegenüber nicht selbständig Stellung nahm, sondern die Sache vor das Staatsministerium schleppen wollte. Was die Errichtung einer Handelskammer in Berlin den gesammten Ministerrath angeht, wird ohne Weiteres dem beschränkten Unterthoenverstand nicht recht klar sein. Dem gesunden Menschenverstand wenigstens scheint selbstverständlich, daß gerade hier, wenn überhaupt in irgend einem erdenklichen Fall, der Ressortminister selbständig vorgehen

konnte und vielleicht mußte. Aber die heutige Handelspolitik wählt ja nie den geraden Weg des gesunden Menschenverstandes; sie schlägt gern winnliche Straßen und Gäßchen ein und hat mit der Beschaffenheit eines Bodens zu rechnen, auf dem Intriguen und Samaritanwünsche gedeihen. Da liegt nun auch wohl der Schlüssel zu dem Verhalten des Herrn Bresfeld. Sein Herz gehörte den Ältesten der berliner Kaufmannschaft, in deren Mitte als allgewaltiger Herrscher der Kohlenkönig Arnhold von der Firma Caesar Wollheim thront. Herr Arnhold hat es sehr gut getroffen. Denn Herr Bresfeld und dessen Intimus Thielen, die Beide auf unser wirtschaftliches Leben augenblicklich den größten Einfluß haben, sind seine Freunde. Und so hatte er denn auch die Genugthuung, zu sehen, wie der gute Freund Bresfeld sich drehte und wandte, um es möglich zu machen, nicht gegen seine Ueberzeugung dem Wunsch des berliner Handels nachgeben zu müssen. Herr Bresfeld suchte eine Deckung; und er fand sie im preußischen Ministerrath. Was im Schoß des Staatsministeriums verhandelt worden wäre, hätte man ja wahrscheinlich nie erfahren; aber man darf wohl annehmen, daß die überaus gewichtigen Bedenken des Herrn Bresfeld gegen eine Handelskammer bei Herrn Thielen lebhafteste Unterstützung gefunden hätten. Und vor den Bedenken dieser beiden wirtschaftlichen Fachminister hätten sich die übrigen Vizeminister sicher gebeugt. So hätte dann der Antihandelsminister mit bedauerndem Achselzucken auf den Beschluß des Staatsministeriums hingewiesen, — und die Handelskammer läge heute noch in weiter Ferne. Solche schöne Absichten hat nun die vorhin erwähnte Enquete vereitelt. Es war besonders klug von den Veranstaltern, das Ergebnis sämtlichen Staatsministern zu ihrer Information mitzutheilen. Gegenüber dem nun gestellten Antrag konnte Herr Bresfeld nicht in seiner oppositionellen Stellung beharren. Plötzlich ist ihm die Erkenntniß gekommen, daß die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin eine Versammlung von Börseninteressenten bilden.

Recht interessante Erörterungen bekamen wir auch im Abgeordnetenhaus zu hören. Die Debatten zeigten wieder einmal, wie gering die Befähigung unserer Parteien zur Behandlung wirtschaftlicher Fragen ist. Zunächst hat man immer noch nicht gelernt, die kleinen politischen Gehässigkeiten vom Gebiet solcher wirtschaftlichen Fragen fern zu halten. Eugen Richter namentlich konnte sich auch diesmal nicht versagen, den Konservativen vorzuwerfen, sie trieben Bauernfang unter der Maske der Mittelstandsretter. Gewiß wollten die Konservativen durch ihr Vorgehen den berliner Mittelstand für sich gewinnen; doch wenn es eine nothwendige Maßregel durchzusetzen gilt, kommt es im Grunde doch nur darauf an, zu hören: Wie stimmt die Partei? Ganz gleichgiltig kann es uns sein, aus welchen Motiven die Abstimmung erfolgt. Aus Richters Anzapfung sprach besonders vernehmlich auch wohl der Groll darüber, daß seine Partei mit einer wahrhaft bewundernswerthen, von Tag zu Tag wachsenden Geschicklichkeit versteht, sich jeden Agitationstoff aus der Hand nehmen zu lassen. Für sie gilt immer noch das starre Dogma des laissez faire, laissez aller; was darüber hinaus geht, scheint ihr vom Uebel. Die Handelskammer ist eine Zwangskorporation; und das Wort „Zwang“ ist für Eugen Richter das rothe Tuch, das alle seine Sinne in fieberhafte Erregung bringt. Daß er so ganz nebenbei doch auch Demokrat sein will, vergißt er mitunter. Nach meiner bescheidenen Auffassung scheint mir das demokratische Prinzip nicht nur die Freiheit des einzelnen Individuums zu verbürgen,

sondern namentlich auch die Anerkennung des Mehrheitwillens, der sich in der Handelskammerfrage nun einmal für den Zwang ausgesprochen hat. Trotzdem wundert mich die Stellungnahme Richters nicht, da ja in seinem Hirn für soziale Empfindungen noch nie Platz war. Merkwürdiger ist schon die Stellungnahme des Herrn Barth, der sich doch sonst zu einer recht verständigen Auffassung sozialer Fragen durchgearbeitet hat. Die Debatte war eben charakteristisch für unsere gesammten preußischen Parlamentsverhältnisse. Sie zeigte, wie unglaublich theoretisch, lehrhaft und daher steril unsere liberalen Parteien geworden sind und wie — *horribile dictu* — die konservativen Parteien in einzelnen Fällen dem demokratischen Prinzip und dem wirtschaftlichen Fortschritt zum Sieg verhelfen müssen. Auch im sonst so dürren Gelände unseres Parlamentarismus ist manchmal eben noch Raum für ein komisches Zwischenspiel.

Die Handelskammer ist nun also gesichert und der größte Theil der berliner Kaufmannschaft begrüßt dieses Ereigniß mit heller Freude. Darüber muß man sich freilich nicht täuschen: der praktischen wirtschaftspolitischen Thätigkeit der Handelskammer sind enge Grenzen gesetzt. So lange man in Preußen fortfährt, den Handel als eine Schmarozertthätigkeit anzusehen, werden allen Petitionen der Handelskammern kaum große positive Erfolge beschieden sein. Ich erhoffe von der Handelskammer in erster Linie eine erzieherische Wirkung. Die Handelskammer steht auf dem festen Grund ihrer gesetzlichen Rechte der Regierung unabhängiger gegenüber als eine Korporation. Sie wird hoffentlich den berliner Handelsstand endlich zu energischer Selbsthilfe erziehen, sie wird, so hoffe ich bestimmt, das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten in der berliner Kaufmannschaft aus langem Schlummer wecken, ihr politische Raison beibringen und künftig ähnlichen Unfug verhüten, wie er jüngst durch die Vereine berliner Agenten in ihren Protestversammlungen verübt worden ist.

In der „Woche“, dem Wochenbilderbuch des Herrn Scherl, hat Professor Schmoller einen absolut werthlosen Aufsatz veröffentlicht, in dem er die Stellung der Agenten in unserem Handelsleben mit den Worten charakterisirte: „Die Agenten sind jüngere, oft auch bankerotte Kaufleute, vielfach auch etwas zweifelhafte Existenzen, die in anderen Orten den Auftrag haben, für ein Geschäft Kundschaft zu erwerben.“ Um gegen diese Worte zu protestiren, haben berliner Agenten zwei Versammlungen einberufen. Es ist in letzter Zeit zu einer wahren Sucht geworden, gegen Alles zu protestiren. Wenn in wirklich wichtigen Fragen die berliner Kaufmannschaft sich zu flammendem Protest vereinigte, wäre dagegen gewiß nichts einzuwenden. Doch der Protest ist eine Waffe, die man durch allzu häufigen Gebrauch nicht abnutzen sollte. Ernsthaften Männern ist der Protest etwas Heiliges, das nicht entweiht werden darf. War gegen Herrn Schmoller nun ein Protest nöthig? Zunächst: Was ist die „Woche“, in der Schmollers Artikel erschien? Ein Blatt, in dem Niemand Belehrung sucht, in dem die Professoren abladen, was ihnen zu leicht für ihre wissenschaftlichen Zeitschriften erscheint. Gewiß: auch populäres Schriftthum kann tief sein. Das pflegt aber die Wochenweisheit unserer Herren Professoren nicht gerade zu sein. Schmollers Aufsatz würde auch dem oberflächlichsten Journalisten keine Ehre machen. Seine Definition der Agenten ist schwach, — wie ja wohl überhaupt Niemand behaupten wird, Schmollers Stärke liege in der scharfen Umschreibung der Be-

griffe. Daß die Agenten jüngere Leute sind, trifft nicht zu; daß aber oft bankrotte Leute und vielfach zweifelhafte Existenzen darunter sind, wird kein Mensch bestreiten können, der die Verhältnisse wirklich kennt. Thatsächlich umfaßt der Stand der Agenten neben einer Menge hochachtbarer Kaufleute eine ganze Reihe fragwürdiger Existenzen. Das ist ganz natürlich, da jeder Kaufmann, der aus irgend welchem Grunde sein Brot verloren hat, sich recht und schlecht durch Uebernahme von Agenturen zu ernähren sucht. Hat Schmoller also mit Fug behauptet, daß es viele fragwürdige Existenzen unter den Agenten giebt, so kann dagegen nur vorgebracht werden, daß man auch viele anständige Elemente darunter findet. Das sind zwei Behauptungen, die sich sehr gut mit einander vertragen und zu deren Feststellung ein Protest absolut nicht nöthig ist. Bei aller Hochachtung vor dem Agentenstand kann ich deshalb nicht umhin, zu erklären, daß die Protestversammlungen etwas komisch wirkten und daß es besser gewesen wäre, sie nicht einzuberufen. Wenn wir eine kraftvolle Handelskammer in Berlin besäßen, dann hätte sie wahrscheinlich auch die Veranstalter darauf aufmerksam gemacht. Denn sie hat nach keines Menschen Gunst oder Haß zu fragen. Wie heute aber die Dinge liegen, waren sowohl die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft als auch der mit ihnen konkurrirende Centralausschuß hiesiger kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine gezwungen, die Versammlung zu beschicken, weil sie eben um jeden Preis sich ihre Popularität erhalten müssen. Das ist die unheilvolle Folge der von Eugen Richter so sehr gepriesenen Organisationskonkurrenz in Berlin. Ein Glück, daß dieses Zustandes Tage nun gezählt sind.

Plutus.



Notizbuch.

Die Verfassung des Deutschen Reiches kennt kein Zweikammersystem. Einzelnen preussischen Ministern scheint plötzlich aber die Sehnsucht nach einem Forum entstanden zu sein, in dem sie sich nicht so unbehaglich fühlen wie im Reichstag, und sie haben diesen angenehmeren Ort auch schon gefunden. Die Minister von Rheinbaben und Schönstedt sind zwar zum Bundesrath bevollmächtigt und haben das Recht, im Reichstagsaal, so oft es Sie nöthig dünkt, das Wort zu ergreifen. Aber sie haben keine Lust, das schlecht besuchte Frühstücksklokal am Königsplatz aufzusuchen und sich von der misera contribuens gens der Demokraten und Sozialisten da den Appetit verderben zu lassen. Das ist ihre Sache. Ein Bischen wunderlich aber ist die von ihnen eingeführte Sitte, auf Reichstagsreden im preussischen Abgeordnetenhaus zu antworten. Dagegen sollten alle Parteien des Reichsparlamentes Einspruch erheben. Wenn Preussens Minister das Bedürfnis fühlen, Reichstagsabgeordnete oratorisch zu zerschmettern, dann dürfen sie auch die schwüle Luft des Wallotbräues nicht scheuen. Schon, um an der einheitlichen Sinnesart der obersten Reichsbehörden keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Denn der Staatssekretär des Reichsjustizamtes hat erst neulich unter der Kuppel des Reichshauses ge-

Klagt, wie unschön es sei, Wortgefechte auf einem Kampfplatze zu beginnen, den der angegriffene Gegner nicht betreten dürfe.

* * *

Zwei Briefe des Herrn Karl Jentsch:

I. „Bei der Ausarbeitung des Artikels über Bernstein habe ich, um nicht zu lang zu werden, eine Reihe von Betrachtungen unterdrückt, von denen ich wenigstens zwei an dieser Stelle nachschicken möchte. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben, daß gerade die Abschnitte des ‚Kapital‘ von Marx, von denen am Meisten hervorgemacht wird, am Wenigsten werth seien. Das gilt namentlich von seiner Werththeorie. Auch Bernstein schätzt deren Bedeutung sehr gering ein. Das Werthvolle an der Werththeorie ist Das, was lange vor Marx die bürgerlichen Ökonomen erkannt haben: daß unter all den unzähligen den Tauschwerth der Waare konstituierenden Elementen die Arbeit das wichtigste ist. Vom Gebrauchswerth kann man absehen, weil Dinge, die Niemand braucht, überhaupt keinen Tauschwerth haben, mag auch noch so viel Arbeit darin stecken. Freilich hat der Begriff ‚brauchen‘ einen sehr weiten Umfang; reiche Leute zahlen für Schmucksachen, Antiquitäten und Raritäten, die sie nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit oder einer Schrulle brauchen, hohe Summen, die den Arbeit- und Kostenwerth weit übersteigen. Arbeit- und Kostenwerth sind gewöhnlich eins, weil es eben die Menge von Arbeit ist, die ein Produkt mehr oder weniger kostspielig macht, wofern nicht ein Monopol wieder den Bodenpreis erhöhende Grundbesitz in dicht bevölkerten Ortschaften und Ländern einwirkt. Wie die Arbeit die Kosten und damit den Preis verursacht, kann sich Jeder deutlich machen, wenn er sich vorstellt, Kulis müßten die oberschlesische Steinkohle auf ihrem Buckel nach Berlin schleppen. Der Centner würde nicht unter 20 Mark zu haben sein, vielleicht sogar 40 Mark kosten. Kohle würde dann überhaupt nicht in Berlin und in weiterer Entfernung vom Fundort als Brennmaterial benutzt werden können, sie würde dann überhaupt nicht gegraben werden, weil ein auf die nächste Nachbarschaft beschränkter Absatz die Kosten nicht decken könnte. Diese Erkenntniß nun, daß der Preis hauptsächlich von dem im Gebrauchsgut stehenden Arbeitquantum abhängt, ist von der größten Wichtigkeit für die Beurtheilung wirthschaftlicher Erscheinungen. Wenn sich die Agrarier klar machten, daß bei Gebrauchsgütern des Massenkonsums, die nicht zu entbehren sind, die darin stehende Arbeitsmenge der allein entscheidende Preisfaktor ist und in welchem Grade dieser durch die modernen Verkehrsmittel herabgesetzt wird, so würden sie sich nicht einbilden, durch eine Börsenreform den Getreidepreis erhöhen zu können, und auch sonst würden viele vergebliche Erörterungen und Experimente unterbleiben. So wichtig es aber auch ist, die Bedeutung der Arbeit für die Bildung des Preises — der Preis ist nichts Anderes als der in einer Geldsumme ausgedrückte Tauschwerth — anzuerkennen, so thöricht ist es, an einen vom tatsächlichen Marktpreis verschiedenen natürlichen Preis zu glauben, ihn mit mathematischer Genauigkeit berechnen und daraus den gerechten Arbeitslohn ermitteln zu wollen. Der sogenannte Mehrwerth ist nichts Anderes als der Antheil des Fabrikanten am Werthe des Produkts, zu dessen Hervorbringung er Kapital und Leitung der Produktion beigetragen hat. Da er in den meisten Fällen — nicht immer — der Mächtigere ist, kann er sich einen unverhältnißmäßig großen Antheil aneignen; aber bei welcher Summe sein Antheil das richtige Verhältniß übersteigt: Das ver-

mag Niemand zu berechnen. Daher ist alle auf solche Berechnungen verwandte Mühe unnütz verschwendet. Man bleibt auf ungefähre, mehr oder weniger willkürliche Schätzungen angewiesen und nur in dem Falle, daß der Fabrikant schwelgt oder sehr reich wird, seine Arbeiter aber elend leben, darf man zuversichtlich sagen: Hier wird ungerecht getheilt! Daß im marxischen System, dem ganz naturalistischen und materialistischen, von der Gerechtigkeit, einem ‚ideologischen‘ Begriff, keine Rede sein kann und daß Marx seine ganze materialistische Geschichtsauffassung verleugnet, wenn er von Ausbeutung spricht und die Arbeiter durch grelle Schilderung des ihnen zugesügten Unrechts aufregt: auch Das hat Bernstein hervorgehoben. An der Ueberschätzung der marxischen Werththeorie tragen übrigens die bürgerlichen Oekonomen den größten Theil der Schuld, da sie beständig auf der Werthlehre herumreiten und immer neue Werththeorien erfinden, die so werthlos sind wie die marxische; vergeht doch kein Jahr, wo nicht ein paar Duzend Bücher und Brochuren über das Werthproblem erschienen, das der Hauptsache nach für jeden Verständigen gelöst, in dem Sinn der Werththeoretiker, die den wirklichen oder natürlichen Werth finden und danach den gerechten Arbeitslohn berechnen wollen, unlösbar ist.

Eine zweite Bemerkung betrifft die englische Landwirthschaft. An der Hand des vortrefflichen Buches von König über die Lage der englischen Landwirthschaft weist Bernstein nach, daß die englische Landwirthschaft die durch den großen Preisfall hervorgerufene Krisis der Hauptsache nach überwunden hat. Das macht Königs Darstellung in der That glaubhaft; aber man darf sich nicht verleiten lassen, die Ueberwindung der Krisis nach englischem Muster für wünschenswerth oder auch nur für unbedenklich zu halten. Der Idealzustand, den England nächstens erreicht haben wird, besteht darin, daß gar keine Brotfrüchte mehr angebaut werden, sondern nur noch Viehzucht, Gemüse- und Obstbau betrieben wird und allenfalls einige Handelsgewächse gezogen werden. Dabei kann die Landwirthschaft nicht nur bestehen, sondern sie wirft gerade in dieser Form die allerhöchste Rente ab. Aus der liegnitzer Gegend wurde vor einigen Jahren berichtet, daß einem Kräuter — so heißen in Schlessien die Gemüsebauern — ein Morgen Gurkenacker tausend Thaler gebracht habe. Und natürlich gehen bei hohem Ertrage auch die selbständigen Landwirthe nicht zu Grunde, mögen sie Besitzer oder Pächter sein. Ostelbien brauchte man nur mit betriebsamen Städten zu besäen, dann würden die ostelbischen Bauern durch Gemüsebau und durch den Absatz von Viehprodukten reich werden. Aber bei dieser Organisation der Volkswirthschaft bildet die bäuerliche Bevölkerung nur noch einen kleinen Bruchtheil der Gesamtbevölkerung und muß das ganze Brotgetreide oder der größte Theil davon im Ausland gekauft werden. In diesen beiden Umständen und ihren oft beschriebenen Wirkungen liegt das Bedenkliche unserer wirthschaftlichen Entwicklung. In England konnte die Krisis leicht und schnell überwunden werden, weil dort die Landwirthschaft von Pächtern betrieben wird, denen die Landlords die Pacht ganz oder zum Theil so lange nachließen, bis sich der landwirthschaftliche Betrieb (durch Uebergang vom Ackerbau zur Viehzucht u. s. w.) dem neuen Zustande angepaßt hatte; also zeitweiliger Verzicht auf die Grundrente war das Heilmittel. Dazu bemerkt nun Bernstein, diese Rettung der Landwirthschaft sei der Demokratie zu danken. ‚Die Demokratie hat die Pächter und Landlords genöthigt, auf alle Versuche der Abwälzung der Kosten der Agrarkrisis auf die Volksmasse zu verzichten und die Heilung da zu suchen, wo überhaupt die Ursache der Schwäche Europas gegenüber den neuen

Ländern liegt: bei der Grundrente.' Daß die Grundrente die Verlegenheiten der europäischen Landwirthe erzeugt, ist richtig; dagegen wird man das Verdienst der Demokratie um die leichte Heilung der englischen Agrarnoth bezweifeln dürfen. Die Großindustriellen sind es gewesen, die, freilich mit Hilfe der von ihnen aufgeregten Volksmassen, im Jahre 1846 die Kornzölle beseitigt haben, und an dem Widerstande dieser selben Großindustriellen, die freilich wiederum die Arbeiter auf ihrer Seite gehabt hätten, würde in den achtziger Jahren jeder Versuch, die Kornzölle wieder einzuführen, gescheitert sein. Wie kommt es aber, daß die Landlords, die doch in England so wenig Heilige sind wie anderswo, so großmüthig auf die Rente verzichteten? Weil sie es konnten, ohne ihre soziale Stellung einzubüßen und zu empfindlichen Einschränkungen ihrer Lebenshaltung gezwungen zu sein; weil sie ihr Haupteinkommen schon längst nicht mehr aus der von ihren Pächtern betriebenen Landwirthschaft, sondern aus Gruben, aus Industrie und Handel und aus ihrem eine enorme Rente abwerfenden städtischen Grundbesitz beziehen, — was sie nicht könnten, wenn die Landwirthschaft nicht schon längst die ihr zukommende Bedeutung im Volkshaushalt verloren hätte und die städtische Bevölkerung nicht im Verhältniß zur ländlichen über Gebühr angeschwollen wäre. Wir Deutschen sind noch nicht so weit, deshalb wird es unseren ländlichen Grundbesitzern, die auch meist nicht Pächter sind, sondern selbst wirthschaften, nicht so leicht werden, auf die Grundrente zu verzichten."

II. „Wenn man gezwungen ist, täglich Zeitungen zu lesen, so gewöhnt man sich daran, ohne Murren das Allerwiderrwärtigste hinunter zu würgen. Ist aber die Dummheit oder Unverschämtheit, die Lüge oder Heuchelei, die Einem zugemuthet wird, gar zu grob, so verliert man die Geduld und macht seinem Unwillen einmal Luft. In der Reichstagsfikung vom dreizehnten Februar, wo die Freiheit der christlichen Religionübung in China resolvirt und Babels Zusatzantrag, daß den Missionaren Einmischung in weltliche Angelegenheiten verboten werden solle, abgelehnt wurde, erwiderte der Abgeordnete Bachem auf Babels Begründung: ‚Als die christlichen Armenier von den Türken massakrirt wurden, war alle Welt entsetzt; die Kulturenationen hätten auch eingreifen müssen, wenn sie es nur gekonnt hätten.‘ Welche Naivetät! Wer war denn die entsetzte ‚alle Welt‘? Außer den Sozialdemokraten ein paar evangelische Pastoren! Die ‚gute‘ Presse erklärte die ‚angeblichen‘ armenischen Gräucl für einen englischen Schwindel, die Armenier für nichtsnußiges, keiner Teilnahme würdiges Gesindel und die Abschächtung ‚einiger Revolutionäre‘ für einen gerechtfertigten und nothwendigen Akt türkischer Justiz. Und warum konnten denn die Kulturenationen nicht einschreiten? Ist die Türkei durch die paar preußischen Armeeinstrukture so furchtbar geworden, daß sie den verbündeten Großmächten zu trotzen im Stande wäre? Wie die Dinge liegen, weiß doch jedes Kind. Den Großkapitalisten und Großunternehmern, deren politische Geschäftsträger die englischen, französischen, italienischen u. s. w. Minister sind, ist die Niedermehzelung von etlichen tausend Christen, Juden, Türken oder Heiden so gleichgiltig, daß sie, wenn es das Geschäft so mit sich bringt, keinen Augenblick zögern, selbst ein solches Gemehzel zu veranstalten, sogar unter stamm- und konfessionverwandten Christen; wie Südafrika lehrt. Die Abschächtung der Armenier stürte kein Geschäft, dagegen würde eine Kriegserklärung an die Türkei eine Geschäftsförderung verursacht haben, wenn — was ein ganz lächerlicher und unmöglicher Gedanke ist — die Humanität stark genug gewesen wäre, die Regirungen zu gemein-

samem Einschreiten zu veranlassen. In Ostasien dagegen handelt es sich darum, das chinesische Reich der kapitalistischen Ausbeutung zu erschließen. Hier hat also die Ermordung von Missionaren und anderen Europäern, die an sich das Großkapital und die Diplomatie ganz gleichgiltig gelassen hätte, den erwünschten Vorwand geboten, durch militärisches Einschreiten auf das sich ängstlich abschließende China Zwang auszuüben. Die Gleichstellung der Chinesischen mit den armenischen Gemeheln hat Bebel nicht kräftig genug zurückgewiesen. Man muß sagen: In Armenien wurden die uralten Bewohner und Bebauer des Landes von einfallenden nomadischen Räuberbanden abgeschlachtet; in China haben sich die uralten Bewohner und Bebauer des Landes der ihr uraltes Staatswesen und ihre uralte Gesellschaftsordnung mit Umsturz bedrohenden fremden Eindringlinge zu erwehren gesucht und dabei von ihren Landsleuten Die abgeschlachtet, die es verrätherisch mit den Ausländern hielten. Der Abgeordnete Graf Stolberg wunderte sich darüber, daß Bebel uns und die Chinesen als gleichberechtigte Parteien hingestellt habe. Er soll nur — Englisch ist ja wohl jetzt Trumpf — in den Nummern 2359 bis 2362 der Saturday Review die Betrachtungen lesen, die ein John Chinaman über chinesische und westliche Kultur anstellt, und er wird sich noch viel mehr wundern. Mich selbst halte ich nicht für kompetent, in dieser Streitfrage zu entscheiden, aber die Forderung darf Jeder aussprechen, daß die Politik auf dem Standpunkte, den sie einmal eingenommen hat, auch beharren soll. Alle Schritte, die die Mächte bisher in China gethan haben, setzen voraus, daß das chinesische Reich als ein den europäischen Staaten gleichberechtigter Staat anerkannt wird. Regerehäuptlinge kontrahiren keine Anleihen bei den europäischen Banken, errichten keine Gesandtschaften an den europäischen Höfen und die europäischen Mächte schicken zu ihnen keine Gesandten mit einem Stabe von Legationssekretären und Legationrätthen. Ist nun China ein anerkannter civilisirter Staat, so hat dieser Staat auch das Recht, lästige oder gefährlich scheinende Ausländer, mögen sie Kaufleute oder Missionare sein, entweder auszuweisen oder ihnen gewisse Bezirke anzuweisen, die sie ohne Gefahr ihres Lebens nicht überschreiten dürfen. Sind aber die Chinesen Wilde, dann ziehe man aus dieser Auffassung auch die Konsequenzen. Man spare im Verkehr mit China den Plunder der diplomatischen Formen und ihre Kosten; man klage nicht über Verletzung des Völkerrechtes, wenn ein Gesandter ermordet wird (als ob Wilde einen Begriff zu fassen vermöchten, der unseren Staatsrechtslehren noch so nebelhaft vorkommt!); man verpflichte sich nicht in Programmen, die Integrität des chinesischen Reiches aufrecht zu erhalten (mit der nicht einmal rein mentalen Reservation, daß, wenn ein Staat seinen Appetit nicht zu bezwingen vermag, auch die anderen zu beißen dürfen)! Und man verfare, wie es nun einmal in wilden Ländern Brauch ist. Jeder Staat okkupire den Theil Chinas, den er auszubeuten gedenkt, nehme ihn in eigene Verwaltung und sage seinen Missionaren, Händlern und Abenteurern (dort werden es höchstens Hochstapler sein, da es in dem wohlangebauten Lande nicht einmal Hasen, geschweige denn Löwen und Elefanten zu jagen giebt): In unserem Bezirk, unter dem Schutz unserer Kanonen und Truppen, seid Ihr sicher und der Eingeborene, der Euch ein Haar krümmt, verliert seinen Kopf. Entfernt Ihr Euch aber aus unserem Gebiet und wagt Euch ins wilde Innere, so thut Ihr's auf eigene Gefahr; bildet Euch nicht ein, daß wir, um Euch zu schützen oder zu rächen, abenteuerliche Kriegszüge unternehmen und uns noch mehr blamiren werden, als wir uns schon blamirt haben. Das wäre mindestens consequent gehandelt.“

Im fünften Bande der (von Frau von Bülow bei Breitkopf & Härtel herausgegebenen) „Briefe und Schriften von Hans von Bülow“ fand ich zwei Briefe, die als documents humains ungemein reizvoll und für Bülow wie für Nießsche charakteristisch sind. Nießsche hatte aus Basel die von ihm komponirte Manfred-Musik zur Beurtheilung an Hans von Bülow geschickt. Der antwortete aus München am vierundzwanzigsten Juli 1872:

„Hochgeehrter Herr Professor,

Ihre gütige Mittheilung und Sendung hat mich in eine Verlegenheit gesetzt, deren Unbehaglichkeit ich selten in derartigen Fällen so lebhaft empfunden habe. Ich frage mich: soll ich schweigen oder eine civilisirte Banalität zur Erwiderung geben oder — frei mit der Sprache herausrücken? Zu Letzterem gehört ein bis zur Berwegenheit gesteigerter Muth; um ihn zu fassen, muß ich vorausschicken: erstlich, daß ich hoffe, Sie seien von der Verehrung, die ich Ihnen als genial schöpferischem Vertreter der Wissenschaft zolle, fest überzeugt, — ferner muß ich mich auf zwei Privilegien stützen, zu denen ich begreiflicher Weise höchst ungerne recurrire; das eine, überdies trauriger Natur: die zwei oder drei Lustren, die ich mehr zähle als Sie, das andere: meine Profession als Musiker. Als Letzterer bin ich gewohnt, gleich Hansmann, bei dem ‚in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört‘, den Grundsatz zu praktiziren: in Musiksachen hört die Höflichkeit auf.

Doch zur Sache: Ihre Manfred-Meditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquidlichste und Antimusikalischste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mußte ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewußtsein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung, ununterbrochen Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberprodukte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguirter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkt aus nur den Werth eines Verbrechens in der moralischen Welt. Vom apollinischen Element habe ich keine Spur entdecken können; und das dionysische anlangend, habe ich, offen gestanden, mehr an den Iendemain eines Bacchanals als an dieses selbst denken müssen. Haben Sie wirklich einen leidenschaftlichen Drang, sich in der Tonsprache zu äußern, so ist es unerläßlich, die ersten Elemente dieser Sprache sich anzueignen: eine in Erinnerungschwelgerei an wagnerische Klänge taumelnde Phantasie ist keine Produktionbasis. Die unerhörtesten wagnerischen Kühnheiten, abgesehen davon, daß sie im dramatischen, durch das Wort gerechtfertigten Gewebe wurzeln (in rein instrumentalen Sätzen enthält er sich wohlweislich ähnlicher Ungeheuerlichkeiten), sind außerdem stets als sprachlich korrekt zu erkennen, — und zwar bis auf das kleinste Detail der Notation; wenn die Einsicht eines immerhin gebildeten Musikverständigen wie Herr Dr. Hanslick hierzu nicht hinreicht, so erhellt hieraus nur, daß man, um Wagner als Musiker richtig zu würdigen, musicien et demi sein muß. Sollten Sie, hochverehrter Herr Professor, Ihre Aberration ins Componirgebiet wirklich ernst gemeint haben — woran ich noch immer zweifeln muß —, so komponiren Sie doch wenigstens nur Vokalmusik und lassen Sie das Wort in dem Rachen, der Sie auf dem wilden Tonmeere herumtreibt, das Steuer führen.

Nochmals: nichts für ungut! Sie haben übrigens selbst Ihre Musik als ‚entsetzlich‘ bezeichnet — sie ist in der That, entsetzlicher, als Sie vermeinen; zwar nicht gemeinschädlich, aber schlimmer als Das: schädlich für Sie selbst, der Sie sogar etwaigen Ueberfluß an Musik nicht schlechter totschlagen können, als in ähnlicher Weise Euterpe zu nothzüchtigen.

Ich kann nicht widersprechen, wenn Sie mir sagen, daß ich die äußerste Grenzlinie der *civilité puérile* überschritten habe. ‚Erblicken Sie in meiner rücksichtslosen Offenheit (Grobheit) ein Zeichen eben so aufrichtiger Hochachtung‘: diese Banalität will ich nicht nachhinken lassen. Ich habe nur einfach meiner Empörung über dergleichen musikfeindliche Töneexperimente freien Lauf lassen müssen: vielleicht sollte ich einen Theil davon gegen mich kehren, insofern ich den ‚Tristan‘ wieder zur Aufführung ermöglicht habe und somit indirekt schuldig bin, einen so hohen und erleuchteten Geist wie den Ihrigen, verehrter Herr Professor, in so bedauerliche Klavierkrämpfe gestürzt zu haben. Nun, vielleicht kurirt Sie der ‚Lohengrin‘ am Dreißigsten, der übrigens leider nicht unter meiner Direktion, sondern unter der des regelmäßig funktionirenden Hofkapellmeisters Wüllner gegeben wird (einstudirt hatte ich ihn im Jahre 1867).

Ich bin wiederum in der selben Verlegenheit wie, als ich die Feder in die Hand nahm. Seien Sie mir nicht zu böse, verehrter Herr, und erinnern Sie sich meiner gütigst nur als des durch Ihr prachtvolles Buch — dem hoffentlich ähnliche Werke bald nachfolgen werden — wahrhaft erbauten und belehrten und deshalb Ihnen in vorzüglichster Hochachtung dankergebensten

Hans von Bülow.“

Das Buch, von dem Bülow spricht, war die „Geburt der Tragoedie“. Erst nach drei Monaten, am neunundzwanzigsten Oktober, antwortete Nietzsche:

„Verehrter Herr,

Nicht wahr: ich habe mir Zeit gelassen, die Mahnungen Ihres Schreibens zu beherzigen und Ihnen dafür zu danken? Seien Sie überzeugt, daß ich nie gewagt haben würde, auch nur im Scherze, Sie um die Durchsicht meiner ‚Musik‘ zu ersuchen, wenn ich nur eine Ahnung von deren absolutem Unwerth gehabt hätte! Leider hat mich bis jetzt Niemand aus meiner harmlosen Einbildung aufgerüttelt, aus der Einbildung, eine recht laienhaft groteske, aber für mich höchst ‚natürliche‘ Musik machen zu können. Nun erkenne ich erst, wenn auch von fern, von Ihrem Brief auf mein Notenpapier zurückblickend, welchen Gefahren der Unnatur ich mich durch dies Gewährenlassen ausgesetzt habe. Dabei glaube ich auch jetzt noch, daß Sie um einen Grad günstiger — um einen geringen Grad natürlich — geurtheilt haben würden, wenn ich Ihnen jene Unmusik in meiner Art, schlecht, doch ausdrucksvoll, vorgespielt hätte: Mancherlei ist wahrscheinlich durch technisches Ungeschick so querbeinig aufs Papier gekommen, daß jedes Anstands- und Reinlichkeitsgefühl eines wahren Musikers dadurch beleidigt sein muß.

Denken Sie, daß ich bis jetzt, seit meiner frühesten Jugend, somit in der tollsten Illusion gelebt und sehr viel Freude an meiner Musik gehabt habe! Sie sehen, wie es mit der ‚Erleuchtung meines Verstandes‘ steht, von dem Sie eine so gute Meinung zu haben scheinen. Ein Problem blieb es mir immer, woher diese Freude stamme. Sie hatte so etwas Irrationelles an sich; ich konnte in dieser Beziehung weder rechts noch links sehen, die Freude blieb. Gerade

bei dieser Manfred-Musik hatte ich eine so grimmig, ja höhnisch-pathetische Empfindung, es war ein Vergnügen, wie bei einer teuflischen Ironie! Meine andere ‚Musik‘ ist, was Sie mir glauben müssen, menschlicher, sanfter und auch reinlicher.

Selbst der Titel war ironisch — denn ich vermag mir bei dem byronischen Manfred, den ich als Knabe fast als Lieblingsgedicht anstaunte, kaum mehr etwas Anderes zu denken, als daß es ein toll-formloses und monotones Un Ding sei. Nun aber schweige ich davon und weiß, daß ich, seit ich das Bessere durch Sie weiß, thun werde, was sich geziemt. Sie haben mir sehr geholfen, — es ist ein Geständniß, daß ich immer noch mit einigem Schmerz mache.

Gedenken Sie meiner, verehrter Herr, freundlich und vergessen Sie, zu meinen Gunsten, die musikalische und menschliche Dual, die ich Ihnen durch meine unbesonnene Zusendung bereitet habe, während ich Ihren Brief und Ihre Rathschläge gewiß nie vergessen werde. Ich sage, wie die Kinder sagen, wenn sie etwas Dummes gemacht haben: ‚Ich wills gewiß nicht wieder thun‘ und verharre in der Ihnen bekannten Neigung und Hochschätzung als

Ihr stets ergebener

Friedrich Nietzsche.“

* * *

„Die Chinesen sind ein stolzes — Einige sagen: ein hochmüthiges — Volk, aber sie haben sehr gute Gründe für ihren Stolz und ihr Hochmuth kann entschuldigt werden. Fern von der übrigen Welt haben sie für sich dahingelebt und ihre eigene Kultur entwickelt. Der ihren Gottesdienst beherrschende Gedanke ist kindliche Liebe; Ehrfurcht vor dem Alter, die mit jeder Generation, die sie weiter überliefert, steigt, ordnet alle Einzelheiten des Lebens in Familie, Gesellschaft, Staat. Sie sind ein vom vorwiegenden Verstand beherrschtes Volk, und wenn ein Streit entsteht, so ist es die Berufung auf das Recht, die ihn schlichtet, denn dreißig oder mehr Jahrhunderte haben dazu beigetragen, dieses anerkannte oder vererbte Rechtsbewußtsein zu bestärken, und so mächtig ist dieses Gefühl, daß, um ihnen Etwas als Recht darzustellen, es von einer Macht getragen sein muß, die mehr als Schrecken einzuflößen im Stande ist. Die Beziehungen des Herrschers zum Volk und von Mensch zu Mensch sind so lange autoritativ geregelt und anerkannt worden, daß das Volksleben durch feststehende Pflichten bis ins Kleinste bestimmt ist, während die natürliche Einteilung des Reiches in Provinzen so vorzüglich durch provinzielle und interprovinzielle Einrichtungen unter der Centralverwaltung ergänzt ist, daß überall das Gesetz herrscht und Unordnung die Ausnahme bildet. In keinem anderen Lande genießt die Bildung so viel Achtung und Ehre, bringt so viel Nutzen und trägt so hohe Belohnungen ein; auf ihrer schwanken Leiter, die breit am Fuße, schmal an der Spitze ist, kann der Sohn des ärmsten Bauern zu den höchsten Stellungen in nächster Nähe des Thrones empor klimmen; und so groß ist die Verehrung für die Schriftzüge, die einfachen Uebertragungsmittel des Gedankens, daß es als Entweihung gilt, auf ein beschriebenes oder bedrucktes Blatt Papier zu treten.“ Diese Sätze hat vor ein paar Wochen Sir Robert Hart niedergeschrieben, Europas bester Kenner chinesischer Kultur.

* * *

Herr Max Nordau, der gute Stilist und schlechte Psychologe, zeichnet sich nicht gerade durch Wohlwollen für die Gattung homo sapiens aus. Seine Welt

ist von Schurken und Schwindlern, paralytischen Verbrechern und schwachfinnigen Narren bevölkert und von allen Gestalten, die heute der kultivirten Menschheit groß scheinen, hat er keine je anerkannt. Dem Führer der Zionisten ist Zbsen ein hohlköpfiger Faselhans, Wagner ein komoediantischer Charlatan, Zola — freilich nur vor der Dreyfuszeit — ein Kopropane, Nietzsche ein tobsüchtiger Stammler mit allen Symptomen der Graphomanie, Tolstoi ein degenerirter Mummelgreis. Auch Boecklin, Robin, Maupassant, Maeterlind und unzählige Andere hat er unter Hohn- gelächter ins Dunkel gewiesen. Sieht es, so dürfte man fragen, auf dieser Erde denn keine Persönlichkeit, auf die Herr Nordau in ehrfürchtiger Bewunderung blickt, auf dem weiten Rund nicht eine einzige? Doch; an einem Februarsonntag hat er dem Kunden der Tante Boß sich als Bewunderer Milans, weiland Königs von Serbien, enthüllt. Den rettet er aus den Schleiern, in die eine Truglegende ihn gewickelt hatte. Milan, so erzählt uns Herr Nordau, war ein gekrönter Philosoph, ein Mann von ganz ungewöhnlicher Geisteskultur, eine vornehme Seele, die sich zu hoch dünkte, um der Verleumder zu achten. Er führte ein sehr bescheidenes, sehr zurückgezogenes Leben, förderte junge Künstler, verkehrte in reinsten Freundschaft mit einer Tänzerin der pariser Oper, hatte nur mit einer einzigen Dame erotische Beziehungen und „gestattete anderen Frauen nie, in seinem Leben eine Rolle zu spielen“. Wie dieser auf einsamer Höhe schwärmende Adelsmensch unter der Pflicht litt, seine Landsleute zu Duzenden morden zu müssen: Das erzählt der Retter uns leider nicht. Auch nicht, wie schwer es der vornehmen Natur ward, in weinerlichen Bettelbriefen Pumper- suchte bei der früheren Ehefrau zu machen. Schade. Immerhin aber wissen wir nun, wie sich im Hirn des Herrn Nordau das Ideal menschlicher Größe malt.

* * *

Zwanzig Mark wird nächstens jeder Reichstagsabgeordnete für jeden Sitzungstag erhalten. Die Formfrage wird noch erörtert, aber der Handel — schon vor Wochen wurde es hier erzählt — ist abgeschlossen. Da wäre es doch praktisch, die Erfahrungen anderer Völker aus den Ländern älterer parlamentarischer Kultur sich gleich jetzt nutzbar zu machen, um spätere Enttäuschungen zu vermeiden. In Frankreich ist auf die Diäten verschuldeter Deputirten von den Gläubigern oft Beschlagnahme gelegt worden. Der von Belleville abgeordnete lustige Tony Révillon, dessen Diäten stets gepfändet waren, pflegte, wenn er auf vier Jahre wiedergewählt war, zu sagen: „Meine Manichäer können lachen: ich bringe ihnen abermals sechsunddreißigtausend Francs ein!“ Augenblicklich, so erzählt man im Palais Bourbon, werden hundert- undfünfzig Abgeordnete von Gerichtsvollziehern verfolgt und auf Montmartre wird eine Posse gespielt, deren Held, ein ruinirter Lebemann, von seinen Gläubigern gedrängt wird, ein Mandat anzunehmen, weil sie kein besseres Mittel wissen, zu ihrem Gelde zu kommen. Unter solchen Umständen ist es nur natürlich, daß eine Deputirten- gruppe den Antrag gestellt hat, die Diäten — fünfundzwanzig Francs für den Tag — mögen künftig incessibles et insaisissables sein. Dann könnten die Gläubiger nicht heran. Eine solche Bestimmung könnte auch bei uns nützlich wirken und sollte sofort ins neue Gesetz aufgenommen werden. Die Ausübung des Mandates wird nun ja zum einträglichen Beruf, den das Gesetz schon im Staatsinteresse vor Störung schützen muß. Bald werden glückliche Empfänger des Einjährigenzeugnisses auf die Frage, was sie werden wollen, dem besorgten Vater antworten: Volksvertreter.

Tingeltangel.

Der Adel steigt von seinen alten Burgen. In Schlessien ist der geriebenste Kaufmann ein Fürst und in Berlin zieht der Sohn eines reichsfreiherrlichen Hauses jeden Abend jetzt hellgraue Hosen und einen braunen Frack mit Goldknöpfen an, schminkt Wangen und Wimpern und bewirthe't, gegen Entgelt, die versammelte Plebejerschaar zwei Stunden lang mit Wizen. Und dabei wird in Bezirksvereinen gewinselt, die Demokratie habe sich im deutschen Norden noch immer nicht durchgesetzt. Früher betraten nur Niggerkönige, betitelte Abenteurer und entlaufene Prinzenweiber Tabarins Narrenbrett; jetzt hat ein Edelmann ohne Fleck und Tadel sich als Tingeltangeldirektor etablirt. Herr Ernst von Wolzogen, aus der jüngeren Linie des Reichsfreiherrngeschlechtes, das vor dem Dreißigjährigen Krieg schon in Tirol und Niederösterreich saß, hat am Alexanderplatz sein Buntes Theater eröffnet, an dessen Kasse seit Wochen sich die Menge drängt. Zeigen da schöne Frauen ihrer Glieder entschleierte Pracht? Nein. Werden neue Kunststücke, nie gesehene Kombinationen vorgeführt, ungewöhnlich geistreiche Couplets gesungen? Auch nicht. Die great attraction ist der Herr Direktor. Es schmeichelt der Kleinen und erst recht der großen Bourgeoisie, den Commis und Assessoren, Butterhändlern und Kommerzienräthen, die täglich den Saal bis in den letzten Winkel füllen, daß der Herr Baron da oben sich für sie so bemüht. Und er bemüht sich wirklich; man merkt's. Er behandelt das Publikum nicht mit lustiger Herablassung, wie seine artistischen Vorfahren, die Bruant, Salis, Fursy, in Paris thaten und thun. Er tritt artig vor die Kundschaft, mit ergebenst gebeugtem Haupt, wie vor einen Souverain, servirt mit höflichem Lächeln seine Redereien und scheint selig, wenn den Gästen gefällt, was die wohlweise Censur ihm anzurichten erlaubt hat.

Es ist keine getrüffelte Post. Ein niedliches Altväterliedchen des Herrn Bierbaum: „Klingelringelrosenkrantz, ich tanz' mit meiner Frau, wir tanzen um den Rosenbusch, Klingklanggloribusch, ich dreh' mich wie ein Pfau.“ Und so weiter; fidel und harmlos. Ein paar Pierrotphantomimen, denen jeder Hauch süßlicher Lebenslust fehlt; und wie weit ist es vom Alexanderplatz erst bis zu Steinlen und Willette und deren grazilem Pierrot morne! Eine gar nicht kurzweilige Höhnung des edlen Herrn d'Annunzio, eine munterere des auf Kommando dichtenden und trachtenden Herrn Lauff. Eine dem armen, schutzlosen Anderssen auf der Hintertreppe nachempfundene Historie vom Träumen und Sehnen einer Streichholzverkäuferin, die auch gern mal knisternde Röschchen tragen möchte. Eine zierlich gereimte Redheit des Oesterreichers Hugo Salus: „Chansonnette“. Damit ist nicht, wie die Grammatik verlangt, das Lied, sondern, wie es längst leider in Deutschland Mode geworden ist, die Sängerin gemeint, die Chansonnettesängerin. Der baumeln die Beinchen so nett vom Bettrand herunter, wenn sie abends die schwarz-

Leideneu Strümpfe auszieht, und in diese Beinchen vergaffen an einem Fürstehof sich der fette Kronenträger und dessen junger Sohn; eine allerliebste Aventure. Zwei vom freiherrlichen Direktor verfaßte Couplets sind weniger nett, lassen sich aber anhören. Herr von Wolzogen selbst plaudert mit dem Publikum und trägt Gedichte vor. Eins von einem Assessor, der sich einer dürren Alten ins Ehebett verkauft hat und in der Hochzeitnacht nun, unter Italiens Himmel, nach frischem Fleisch schmachtet. Nicht sehr appetitlich; Herr von Wolzogen ist ein Mann von vielen Graden und mannichfachen Talenten, nur sind die Grazien ihm ausgeblieben und er quält sich so überhitzig um Ersatz, daß der starke Dichter des „Lumpengesindels“ oft kaum noch wiederzuerkennen ist. Grotesk und deshalb schmachhafter ist die Mär von dem uralten Karpfen, der behaglich, ohne nach Namen und Art zu fragen, am weichen Fleisch einer bläulich gedunsenen Wasserleiche herumschmaßt. Der Herr Baron trägt gut vor; für meinen Geschmack ein Bißchen zu theatralisch, mit zu vielen Kniffen des Komödianten, aber gerade darum sehr wirksam. Er hat auch seine Leute gut gedrillt. Nur darf man nicht vergessen, daß solche Leistungen auch in Dilettantenvorstellungen nicht selten sind, daß mancher Weinreisende seine Sache besser macht als irgend ein Mitglied der freiherrlichen Truppe und daß es auf Künstlerfesten viel lustiger und belustigender zuzugehen pflegt.

Das neue Unternehmen wird „Ueberbrettl“ genannt. Der Name klingt allzu stolz. Die großen Zingeltangel bieten viel mehr und viel Besseres. Da steht man die Dtero und die Guerrero, Lole Fuller und die Saharet, hört man die Collin und die Mallet, wird man nächstens sogar die Calvé hören, die in zwei Welten als feinste Carmensängerin gefeiert wird. Da stehen erste Operettenspielerinnen an zweiter Stelle. Natürlich; denn da werden Gagen bezahlt, die eines Bankdirektors Neid wecken könnten: dreitausend bis sechzigtausend Mark für den Monat; und die Abendleistung darf nicht länger dauern als fünfzehn bis zwanzig Minuten. Und welche Abwechslung von den Excentrics bis zum Kinematographen! Welcher Aufwand von Arbeit, Disziplin, Intelligenz! In keinem deutschen Theater nimmt man die Sache so ernst. Es ist eine Lust, zu sehen, wie diese Akrobaten, Jongleure, Gymnastiker ihre Leiber in der Gewalt haben und scheinbar spielend jegliche Schwierigkeit überwinden. Wir glauben an die Zauberkünste und „Illusionen“ nicht mehr, die gelbe oder weiße Hexenmeister uns vorgaukeln; aber wir müssen das System bewundern, das solche Täuschung ermöglicht, die klug erfundene und mit unermüdlichem Fleiß eingeübte Zeichensprache, die zwischen dem Zauberer und seinen Gehilfen den nie versagenden Rapport schafft. Zwei Männer sitzen mit verbundenen Augen auf der Bühne. Ein Dritter, der gebietende Magus, geht durch die Reihen der Zuschauer und läßt sich ins Ohr sagen, welche Melodie Jeder und Jede hören, welches Portrait sehen will. Dann redt er

den Arm und die Männer mit der Binde machen sich an die Arbeit: der Eine spielt Lohengrin, Mikado oder den Rixdorfer, der Andere zeichnet mit Kreide den geforderten Kopf, Bismard oder Babel, Emil Thomas oder Alfred Dreyfus, auf die Schiefertafel. Solche Tüngeltangelwunder hätte nicht einmal der alte Horaz verdammt; sie unterhalten ja und belehren zugleich. Dagegen ist das Bunte Theater, mit seinen fünf, sechs Mimen und der erkünsteltesten Lustigkeit seines Zappelpierrot, etwas eintönig. Die Liedertexte sind hier freilich nicht so albern wie dort, wo es über den Lieutenant, die Brillantentänzerin, den Pantoffelhelden und die Schwiegermutter kaum je hinausgeht. Aber die Gesamtleistung, die an guten Abenden dort den Gipfel artistischer Technik erreicht, bleibt hier in freundlichem Dilettantismus stecken.

Von den cabarets artistiques des Montmartre ist viel geredet worden; ihnen soll das Bunte Theater nachgebildet sein. Du lieber Himmel! Die Pariser, die ihre Stadt gar zu gern schlecht machen, sagen längst, Montmartre sei tot; die schönen Tage des Chat Noir sind ja auch wirklich vorbei und ein lyrisches Pöbelgenie vom Range Bruants ist noch nicht wieder erstanden. Der unverwöhnte Fremdling aber erlebt in der Bodinière, bei den Mathurins und bei Fursy heute noch Genüsse, die er nicht leicht vergißt. Enge, kleine Säle ohne Luxus schmuck. Keine Spur von Theater; weder Dekorationen noch Kostüme in den eigentlichen Cabarets. Auf dem Brettergerüst steht ein Klavier, an dem der Begleiter sitzt. Neben ihn stellt sich ein Herr, im Straßenanzug, ungeschminkt, unfrisirt, grüßt mit kurzem Nicken die Hörer und singt oder spricht ein selbst verfaßtes Lied. Keine Geste; die Meisten stecken die Hände in die Taschen. Ist Einer fertig, so nennt er den Namen des Nächsten, verschwindet, — und die Sache geht weiter. Gewöhnlich tritt auch eine Dame auf, eine einzige, aber nicht im Artistenkostüm, nicht mit nackten Beinen oder auffällig entblößter Brust. Nur das Wort soll wirken; und es wirkt. Alles wird hier behandelt; die beiden großen Gegenstände aber sind Erotik und Politik. Ein blutjunger blonder Nordfranzose peitscht mit pathetischen Versen den Haß gegen England auf; wie die bretonischen Wölfe einst die fremden Räuber ins Meer trieben, so werden sie, wenn wieder die Stunde schlägt . . . Ein Sturm, daß der Saal dröhnt; schade: hier könnte der deutsche Kanzler die pariser Stimmung kennen lernen. Noch besser aus Hyspas Burenlied mit dem Refrain: Maxim, Maxim, Dum-Dum. Mévisto der Ältere erzählt, wie Herr Emile Loubet sich im Präsidentenpalast langweilt. Das hatte der Mann aus Montélimar sich ganz anders gedacht; täglich Waldecks, des Staatsretters, Hand zu schütteln, ist ein recht bescheidenes Vergnügen. Dann werden Mounet-Sully, Sarah und Réjane kopirt; ohne jeden Apparat, aber mit grausamster Geißelung ihrer Manieren und Mätzchen. Jeder politische, gesellschaftliche, literarische, theatralische Vorgang ist eines Chansonniers flink erjagte Beute und jede An-

spielung, auch die leiseste, wird verstanden. Der Vortrag ist, selbst in Furschs berberen ohansons rosses, immer diskret, geht über Andeutungen nicht hinaus und hält sich von Coulisteneffekten vorsichtig fern. Die Vortragenden wollen nichts Anderes sein als Dilettanten, Herren aus der Gesellschaft, die so freundlich sind, für die Erheiterung der anderen Gäste zu sorgen. Alles Histrionenthum ist verbannt. Fursch trinkt mit Freunden unten am Schänktisch seinen bock, legt dann die Cigarre weg, klettert aufs Podium und singt ein paar Lieder. Und das Dichten ist da keine umständliche Sache. Was um Fünf in den Abendblättern stand, ist um Neun schon in lustige Reime gebracht und jeden Abend giebt's einen neuen Vers.

Das wäre, selbst wenn die Talente sich fänden, in Berlin nicht nachzumachen. Wir sind prüde, haben längst verlernt, Natürliches natürlich zu empfinden, und sind an politische Satire auf den Brettern nicht mehr gewöhnt. Welches Entsetzen ergriffe wohl unsere würdigen Censoren, wenn die Humenreden des Herrn von Gogler oder die Spazirgänge des Herrn Brefeld in Couplets gebracht würden oder gar ein schnöder Schreiber wagte, den Kanzler scherzend einen Camporealpolitiker zu nennen! Kann nicht geduldet werden, sagt Goethes Spießer. Wir haben das Maul zu halten, stramm zu stehen und, wenn eine Hofkutsche vorbeifährt, Hurra zu rufen. Deutsche Courteline und Brieux wären unmöglich; denn wie dürfte dreister Spott sich an die heilige Richterrobe wagen? So haben unsere Lingeltangel jeden Zusammenhang mit dem Leben des Tages verloren. Patriotismus ist ihnen erlaubt; sogar im Circus wird China seit ein paar Monaten allabendlich von deutschen Kriegern christianisirt. Auch poses plastiques und ähnlichen Stichelkram läßt die Behörde passieren und die five sisters durften Jahre lang ihr Regenlied gröhlen. Unser ganzes Theaterwesen nähert sich mit jedem Jahr eben mehr englischen Zuständen. Im Empire sind die Kostüme viel kostbarer und die Mädchen viel hübscher als im Metropol-Theater, die Farben sind feiner getönt, die Spagmacher erträglicher; im Grunde ist's aber die selbe Sache. Nur haben die Engländer noch eine nationale Komik, die namentlich in der Parodie manchmal bis zu den letzten Humoren aufsteigt; wir haben den unermesslichen Little-Carlson, die Stettiner Sänger und die Gebrüder Herrnsfeld. Raum genug ist für den Freiherrn von Wolzogen also vorhanden, trotz den Schranken, die der cant und der Büttel ringsum errichtet haben. Raum und lohnende Arbeit. Mindestens zehntausend Menschen gehen in Berlin an einem Abend in Spezialitäten-Theater. Es wäre schon eine ansehnliche Kulturleistung, wenn diese Masse sacht an geistigere Genüsse gewöhnt werden könnte. Herr Bierbaum hat in einem Brettbrief ganz richtig gesagt: wenn Künstler von Weltruf Möbel, Teppiche, Kleider und Vorhänge zeichnen, können wir Poeten auch, ohne die Würde des vates zu opfern, Variétélieder dichten. An Talenten fehlt es nicht; außer den schon jetzt dem neuen Unternehmen Gewonnenen fallen Einem noch

Viele ein: die Herren Hopfen, Fulda, Schnitzler, Bahr, Holz, Dehmel, Hofmannsthal, Avenarius, Wedekind, Busse, Blumenthal, Ernst, Goldmann, Thoma, Ostini. Von Liedern allein aber könnte, bei der herrschenden Zimperlichkeit, ein deutsches Tingeltangel nicht lange leben. Das ganze Repertoire der Bodinière müßte herangezogen, die ganze junge Malergilde mobil gemacht werden. Rudolf Salis hat, im Bunde mit Caran d'Ache, im Chat Noir das Schattenspiel zu einer Kunsthöhe erhoben, von der die feinsten Pariser heute noch entzückt sprechen. Ein Dreibund Wolzogen-Heine-Hofmann könnte vielleicht eben so Gutes leisten. Auf solcher Artistenbühne wäre auch für Maeterlincks Marionettenspiele und Bouchors zierliche Myssterien der richtige Platz. Den Pierrrot sollte man bei seiner Colombine schlafen lassen. Der lebt dem Deutschen nicht, wird auf deutschen Bühnen immer ein Fremdling bleiben. Aber für witzige Improvisatoren müßte gesorgt sein, die im Stande sind, ohne anzustoßen, Tagesereignisse rasch zu reimen. Und für nette Musik und elektrotechnische Scherze. Die Technik muß mitthun, sonst wird nichts Rechtes daraus; auf Technikerfesten werden manchmal allerliebste Säckelchen gemimt. Und das Ganze darf nie an das Alltagsstheater erinnern. Der Herr Direktor sollte sich abschminken und den Frack in die Requisitenkammer hängen.

Das Unternehmen des Herrn von Wolzogen ist, mit all seinen Mängeln, ein löblicher Versuch. Auf die Länge wird dieses intime Tingeltangel des gebildeten Mittelstandes die Konkurrenz der alten Spezialitätenbühnen aber nicht ertragen können. Das Apollo-Theater ersetzt an kalten Abenden den Nordweststrich der Friedrichstraße und unter dem Sternenhimmel des Wintergartens kann man gut essen, vor Neideraugen Sect trinken und die Effektivstärke der theureren Prostitution prüfen. Das sind starke Reize. Auch wird mehr geboten; nicht gerade Erheiterndes, aber doch manche Leistung, die der Kahlste bewundern muß. Uns fehlt ein Ort, wo man sich amüsiert, wo man lachen kann, ohne sich vor kultivirten Nachbarn der Lustigkeit schämen zu müssen. Unser Tingeltangel ist, wie unser Circus, seit Jahrzehnten unverändert geblieben. Gymnastiker, nackte Mädchen, eine tremolirende Tirolerin, musikalische Excentrics, bozende Pudel, ein Zauberer aus Indien oder China, eine spanische oder kreolische Tänzerin. Ungefähr so wars auch vor der Gründung des Reiches. Nur die Ausstattung ist üppiger geworden und das Mutoskop ist hinzugekommen. An eine Wirkung durch das Wort wird nicht mehr gedacht. Herr von Wolzogen ist resolut und, trotz der Abstammung, echtes Theatervollblut. Er geht nicht von Theorien aus; will nicht ein Genre veredeln oder den von Bierbaum entdeckten „Variéténerven“ Futter schaffen, sondern seine persönlichen Talente zur Geltung bringen und nebenbei tüchtig Geld verdienen. Ganz nebenbei natürlich nur; denn ein Freiherr, der auf Tabarins Narrenbrett klettert, sieht vor seines Geistes Auge sicher ein höheres Ziel als ein bürgerlicher Tingeltangeldirektor. M. S.



Berlin, den 9. März 1901.

Bergpredigt.

Seiner Hoheit Li-Hang-Tschang, Vicelkönig in Kuang-Tung am Peking.

Deiner großmächtigen Hoheit erhabener Bruder, der Vicelkönig von Pe-Tschili, der leidend in Peking liegt und mit der letzten Kraft, die Altersgebresten ihm ließen, des Barbarensturms verherende Wirkung zu mildern bemüht ist, hat seinem Diener ausgetragen, Deiner Weisheit Bericht über einen Vorgang zu erstatten, der unserer Herzen Hoffnung hinweggerafft hat wie Dürre eines Reisfeldes reisende Frucht. Der ehrwürdigen Tschunghwa Noth ist Dir, Herr, besser bekannt als dem niedrig Geborenen, der zu Dir zu sprechen wagt, weil der Befehl ihm ward, und besser als er auch kennst Du den Trost, der in trüben Tagen unserem fast schon verzweifelnden Sinn erwachte. Wie wäre auf Deiner Höhe Dir verborgen geblieben, was in des Thales Enge keinem Literatus entging! So schwer der Schlag war, der, seit vor sieben Monden die Faust der Vaterlandsliebe sich ballte, uns getroffen hat: weniger denn je brauchen heute wir zu verzagen. Furchtbar werden die Folgen sein, doch auch heilsam, wie jedes lässig gewordenen Volkes Heimsuchung. Dem Kaiser Weng-Wang ward, da er zu jagen ging und um seines Speeres Erfolg das Schicksal befragte, in alter Zeit einst geweissagt, keinem Tiger werde er noch einem Drachen begegnen, wohl aber einem Weisen, der würdig sei, dem größten Fürsten in den Staatsgeschäften Rath zu ertheilen. Und als des Himmels annoch herrschender Sohn zum ersten Male das gelbe Kaiserkleid anthat, hieß es, ihm sei beschieden, unter den Trümmern des Reiches die unzerstörbare Wurzel der Volkskraft zu finden. Die Weissagung ward,

heute wie damals, erfüllt. Wer ungeblendeten Auges uns den fremden Eroberern vergleicht, kann mit Fug uns nicht der Schwäche zeihen. Panzerthürme führen sie mit, Feuerchlünde und Mordwerkzeuge von jeglicher Art; und von Land und Meer steigt aus diesen Menschenvernichtungsmaschinen der Rauch, wie Opferduft, zu dem Altar ihres Gözen auf, den sie Kultur nennen und dem sie Anbetung erzwingen wollen. Doch ihrem Wesen fehlt die Einheit, die allein Kraft verleiht. Daß sie in Stämme und Staaten zersplittert sind, deren jeder dem anderen das Sonnenlicht neidet, deren keiner des anderen Vortheil ohne Scheelsucht zu schauen vermag, wußten wir längst, war uns längst eine Gewähr, die einzige beinahe, endlichen Sieges. Höhere Hoffnung aber dürfen wir aus der Erkenntniß schöpfen, daß diesen stark Scheinenden Lehre und Leben unvereinbar ist. Das Gebet, das sie auf den Lippen tragen, und die Sittlichkeit, die ihr strenges Wort fordert, wuchsen nicht in dem Lande, das ihr Wille sehnsüchtig sucht. Im schlichten Mantel der Demuth und Nächstenliebe schleichen sie um das Gehöft, in dem ihre Eier den Schlüssel zu Macht und Herrlichkeit verborgen wähnt. An solcher tiefen Unwahrhaftigkeit allen Redens und Thuns müssen sie scheitern. Ihr Göze ist thöneren, ihr Sittengesetz aus dünnen Holzfäsern gefügt. Peinigen können sie uns, auf Jahrzehnte hinaus noch die Blume der Erdmitte der zarten Frühlingsblätter berauben, doch uns nimmer vernichten. Jetzt kennen wir sie; und daß sie uns weckten, selbst uns die Binde lösten, wird eines Tages sie noch gereuen. Wir gaben uns nie anders, als wir sind: nüchtern, nur der Vernunft Vorschriften gehorsam, nur den Geschäften einer uns vertrauten Welt zugewandt; und die Welt, die wir kannten, suchten wir so zu gestalten, wie der Nutzen gebot, zu gebieten schien. Nicht reich sind wir an Vorstellungen; aber zwischen Lehre und Leben giebt es bei uns keine Kluft. Weit mehr als jetzt waren wir vor zweihundert Jahren bedroht. Da lockten die Barbaren uns mit zärtlichem Lächeln in ihre Gemeinschaft, Christenpriester nahmen unsere Ahnenverehrung in ihren Gottesdienst auf, reichten Kong-Fu-Tse in die Schaar ihrer Heiligen; der Papst Clemens, der solche Anpassung an die Asiatensitte verbot, hat uns den größten Dienst erwiesen. Keine Lockung hat über uns ferner Gewalt und niemals werden wir von dem Boden weichen, den der Väter Weisheit den Enkeln bestellte. Westländer lehrten mich das Gesetz, daß im Kampf ums Dasein der Sieg Dem sicher ist, dessen Rüstung den Bedingungen dieses Kampfes am Besten genügt. Unsere Bedürfnisse sind geringer, unsere Arbeitleistungen größer als die der Weißgesichter; unser Glaube spricht nicht aus durchhöhl-

tem Grund und wir schämen uns nicht des Geständnisses, daß der Vortheil, das Streben nach Gewinn allein uns leitet. Auch jenseits des Wassers herrscht dieses Streben; doch wie eine unreine Regung, wie das Saat in den Menschenleib werfende Glied wird es ängstlich vor allen Blicken verhüllt. Wir müssen siegen, weil wir, in unseres Wesens ungebrochener Einheit, die Stärksten sind, für die besondere Art der kommenden Marktkämpfe am Besten gerüstet. Ein Jahrhundert kann darüber hingehen; was ist's in Tschunghwas vieltausendjähriger Geschichte? Und stehen wir aufrecht, die unbezwinglichen Herren der gelben Welt, dem weißen Khan im Norden neben uns eng verbündet, können wir mit unseres Stromes Ueberfülle, wie es uns beliebt, Europas versickernde Nothflüsschen speisen: dann erst werden die Bewohner der armen Halbinsel erkennen lernen, was sie sich thaten, als ihre blinde Wuth mit Schwert und Feuer in unseren Frieden brach.

Deines Dieners Geschwätz hat Dich, so muß er fürchten, ermüdet. Verzeihe ihm, Herr, daß er auszusprechen sich erdreistete, was in Tagen bittersten Wehs ihm einziger Trost war. Von den Gräueln, von all der grausamen Willkür, die sein Auge ringsum sah, konnte er schweigen; den ersten Strahl, der nächstens des Morgens Nahen ankündet, durfte er Deinem Blick nicht verbergen. Wohl sahest auch Du ihn, früher gewiß als ich; doch schien es Pflicht, Dir zu melden, daß er auch in den Niederungen schon sichtbar ward. Und sogleich wird Deine Weisheit erkennen, wie wenig mein Weg sich von dem traurigen Gegenstande entfernt hat, über den zu berichten mir, dem unwürdigsten Diener, Deiner Hoheit Bruder befahl.

Dem Gerücht hatten wir nicht geglaubt. Jeder zwar war darauf gefaßt, daß der Feind Opfer fordern würde, und in Aller Mund waren die Namen der Mandarinen, die seiner Rache ausgeliefert werden sollten. Wie eines thörichten Weibes Erfindung aber klang uns die Mär, auch zweier Prinzen Häupter würden verlangt und die Söhne des Mandshuhauses sollten gezwungen werden, selbst Hand an sich zu legen. So unklug sind die Barbaren nicht, zwecklos den Zorn des Volkes zu reizen, dem sie ihre daheim unverwerthbaren Waaren aufdrängen wollen. Des ärgsten Irrthums muß ich mich schuldig bekennen: ich spottete des Geredes. Denn ich habe, Du weißt es, im Westen gelebt, aus den Bildungsquellen der Europäer ein paar Tröpflein in meinen kleinen Becher geschöpft, ihren Glauben und Aberglauben kennen gelernt. Wie sollten sie den Selbstmord empfehlen, der ihnen verabscheuenswerth scheint, wie eine That gewaltsam erzwingen, deren Bethelfer sie im eigenen Land unter die Anklage der strafbaren Tödtung stellen?

Wer durch Bedrohung einen Menschen zum Selbstmord treibt, verfällt in Europa des Gesetzes Strenge; und Europäer, Christen, denen jede nach ererbtem Geburtrecht herrschende Familie heilig ist, sollten Fürstenthronen den Selbstmord befehlen? Im Kriege gilt ohne Erbarmen die Macht; doch unglaublich dünkte mich, der Feind könne den Schein der Gewalt scheuen und, statt seine Hender mit dem Nachwerk zu betrauen, eine Handlung heischen, die nur der grimmigste Hohn eines freien Willens Ergebnis nennen könnte. Doch das Gerücht log diesmal nicht und auf der Lippe erstarrte der Spott, als mein Auge des Schlarlachstiftes gebietende Schriftzüge sah. Von des Himmelssohnes Hand stand es da: die Prinzen haben durch Selbstmord ihre Verbrechen zu sühnen. Ihre Verbrechen! . . . Nicht als ein blinder Knecht stehe ich anbetend vor jedes Großen That und fern sei mir, zu verhehlen, daß in der Bedrängniß auf unserer Seite zuerst gegen die Pflichten der Menschlichkeit gesündigt wurde. Welches Frevels aber sind jene Prinzen schuldig, die nicht einmal, wie Tuans finstere Hohheit, den Aufstand leiteten, die ihm nur nicht entgegentraten? In der dem Herrscherhaus gefährlichsten Stunde haben sie den Mandschustamm dadurch gerettet, daß sie die Volkswuth von ihm ab auf die Fremden lenkten. Die Dynastie war verloren, wenn die Masse an ihr keine Stütze fand, wenn um den Drachenthron alle Häupter sich feig vor dem Eindringling beugten. In Heldenliedern preist der Westen sonst solche Ketterthat. Jetzt sollten, die sie vollbracht hatten, mit eigener Hand ihres Lebens Faden durchschneiden.

Der Jüngere ließ mich rufen. Aus der Zeit, da Dein erhabener Bruder ihm noch rathend zur Seite stand, kannte er mich als einen mit der Barbaren Sitten Vertrauten. Von ihnen sollte ich nun erzählen, Herz und Hirn einer Menschheit ihm schildern, die zu so gräßlicher Forderung sich entschloß. Mehr noch als jedem Anderen schuldet dem Sterbenden man lautere Wahrheit; so hub ich denn an. Die Völker, die jetzt an unserer Küste schalten, glauben an einen sanften Gott, der sich, ohne zu zucken, in Menschengestalt von den Mächtigen kreuzigen ließ. Kein Opferthier darf ihm fallen, kein Blutstropfen seines Altars reine Stufen besudeln. Den Schwachen hat er gelebt, ist er gestorben. Denen, die friedfertig sind, dem Uebel nicht widerstreben, nach irdischen Schätzen nicht trachten. Liebe ist sein Wesen, läuternde, erlösende Liebe; und kein Vorwand, kein Nothwehrrecht entschuldigt ihm Den, der Gewalt braucht, und sei es gegen Gewalt. Des Herrn ist die Rache; dem Herrn hat der aus Erde Geschaffene sie zu überlassen. Und diesem Herrn beugen sich Alle, beugen die Könige sich an der Spitze des Heers und sein Gebot

wird von hunderttausend Kanzeln in hundert Zungen gepredigt. Einer Jungfrau Sohn ist dieser Gott und jungfräulich will er die Herzen seiner Gemeinde, die arm und keusch, waffenlos und barmherzig sein soll . . . Weiter kam ich nicht. Wie einen Irren starrte des Fürsten fahles Gesicht mich an; mühsam nur fand er seinem Zorn endlich Worte. Nun erst fühle er ganz seine Ohnmacht, da ein Knecht sich erfreue, ihm in seines Lebens letzter Stunde mit offenem Hohn zu begegnen. Vom entwertheten Leben werde so ihm der Abschied leicht. Doch bitter sei es, in dem Vertrauen auf eines oft verpflichteten Mannes Treue sich so getäuscht zu sehen. Und herrisch wies seine Hand mich hinaus. Umsonst war meine ehrerbietige Bitte, umsonst die Betheuerung, ich hätte nur Wahrheit gesprochen. Er hörte nicht mehr. Ungehindert wollte er die Straße gehen, die ihm zu wandeln befohlen war.

So zu scheiden, schien mir unmöglich. Wie oft hatte ich aus diesem Raum Gnadenbeweise mitgenommen und sollte ihm als ein Lügner nun den Rücken kehren! Der Prinz achtete meiner nicht; einsam, wohl von Mißtrauen gegen fremde Hilfe gepackt, rüstete er sich für die letzte Reise. Ein reines Gewand; und alle Ehrenzeichen, die je einem Mandtschu verliehen wurden. Schon hatten bewaffnete Boten ihn gemahnt: es sei Zeit. Scham und Schmerz brannten mir in den Schläfen. Gab es wirklich denn keine Rechtfertigung? Doch; ein kleines Buch konnte mich retten. Einem boshaft schielenden Kuli, der lüstern die Mission umschlich, hatte ich es vor dem Palast abgenommen. Drüben nennen sie es das Neue Testament und halten es heilig. Von der Hanlin-Hochschule her war mirs bekannt, seit der Zeit, da ich das Verhältniß des Kaisers Jung-Tscheng zu den fremden Lamas durchforscht hatte, die ihn belehren wollten. Nun schlug ich es auf; und während der Prinz, als sei ich gar nicht im Zimmer, seine letzten Vorbereitungen traf, entspann sich ein Zwiegespräch, dessen ich auf dem Totenbett noch gedenken werde. Er sprach nicht zu mir; und doch klang unsere Rede zusammen.

„Wir hatten versäumt, uns im Kriegsdienst zu üben. Immer habe ich gewarnt und immer wurde ich abgewiesen. Wir herrschten über ein friedliches Volk und unsere Gesittung sei zu alt, um dem Barbarenbeispiel folgen zu können; so ward von Mächtigeren mir gesagt. Jetzt sind die Mordmaschinen und Feuerschlünde auf uns gerichtet und all der hundertfach in den Schulen Geprüften Weisheit schützt nicht einmal unser Leben.“

„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

„Es war vorauszusehen. Aber wir waren zu träg und lachten über das alte Jipangu, das dem Westen nachahmte. Der Tag mußte kommen, da unseres Bodens Schätze den Neid der Fremden erweckten.“

„Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben; oder wird dem einen anhängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

„Wie durften wir Schonung hoffen, da wir doch wußten, daß drüben von je die nackte Gewalt herrscht, der Starke den Schwachen unbarmherzig erschlägt und gegen den Feind jedes Mittel gestattet ist? Ihr Sinnen geht nur auf den Krieg, an ihn denken sie früh und spät; und wenn sie zum Schwert greifen, mahnet keine Stimme sie mehr zu Milde und Menschlichkeit.“

„Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerstreben sollet dem Uebel; sondern so Dir Jemand einen Streich giebt auf Deinen rechten Backen, Dem biete den anderen auch dar. Und so Jemand mit Dir rechten will und Deinen Rock nehmen, Dem laß auch den Mantel. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch hassen, bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel.“

„Ich darf nicht klagen, nicht staunen. Wir waren die Schwächeren; und den Ueberwundenen weihen sie mitleidlos immer dem Tod.“

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, Der soll des Gerichts schuldig sein.“

Jetzt wurde er ungeduldig. Was ich da schwatzte, wolle er wissen. Buchstaben vor Buchstaben wies ich ihm nach, daß ich nicht gelogen hatte, daß er wirklich das Sittengesetz der Christenheit in Händen hielt, das Evangelium der Völkergemeinschaft, deren Panzerthürme sich draußen drohend erhoben. Als ers endlich glauben mußte, reichte er in erneuter Huld mir die Hand und sein Auge leuchtete froher. Die Hoffnung sei ihm wiedergekehrt; denn solches Feindes Sieg könne nicht dauern. Und weil ich der Bringer so guter Botschaft war, dürfe ich bleiben.

Dann that ers. Ruhig. Nicht die Wimper hat ihm gezuckt. „Du sagtest ja, daß Ihr Gott Alles sieht“, war sein letztes Wort. Und die Antwort: „Nach

ihrer Priester Lehre des Herzens verborgenste Falte". Das Siegerlächeln der stolzesten Mandschukrieger lag auf seiner Lippe. Und war er im Tod ihnen nicht gleich geworden? Auch er starb für seines Hauses Ehre.

Die Wächterschaar trat ein und blieb, bis der Leib ganz erkaltet war. Dann wurde bei Trommelwirbel der Selbstmord bekannt gemacht. Und die Männer im dunklen Kleid, die wir als Kinder schon unter uns herumhuschen sahen, gingen hin und priesen in ihren Kirchen des sanften Gottes Allmacht. Des Gottes, der gesagt hat: Die Rache ist mein; und: Du sollst nicht töten. Da schüttelte ich mein Gewand und machte mich auf, meinem Herrn das Geschaute zu melden.

Schweigend hörte in Peking Dein erhabener Bruder, des Himmelssohnes Vertreter, meinen Bericht. Den Blick schien er in weite Fernen zu schicken. Langsam hob er den Kopf von der Lagerstatt und sprach, nach einer Pause: „In seinem Zelt lauschte in alter Zeit einst ein Mongolenthan dem Glaubenszank zwischen Nestorianern und Franziskanern. Als sie sich heiser geredet hatten, sagte er: Wir gelben Menschen glauben aufrichtigen Herzens an des Himmels Macht, der, wie der Hand mehr als einen Finger, der Menschheit mehr als einen Weg zum Heil gab. Uns sandte er weise Männer, deren Rath wir gehorchen. Euch schickte er Heilige Schriften, die Ihr lest, nach deren Lehre Ihr aber nicht lebt . . . Dein Bericht ist, mein Sohn, wahrlich nicht angethan, eines Greises düsteren Sinn zu erhellen. Der Opfertod, den Du sahest, wird eines Tages vielleicht den Anfang vom Ende der Mandschuherrschaft bezeichnen. An die Unverletzlichkeit der Kaiserfamilie ist der Glaube zerstört und solchen Verlust ertrug kein Regentengeschlecht jemals lange. Doch ich selbst gab den Rath, mußte ihn geben, um zu verhüten, daß des gepeinigten Volkes Wuth in hellen Flammen aus der Asche schlug und jetzt schon des Thrones Gebälk versengte. Und mir blieb ein Trost. Diese werden mit ihres Glaubens unlebendiger Lehre Wenige nur noch aus unseren Reihen an sich zu locken vermögen. Denn Jeder muß nun merken, wie sie das Testament ihres sanftmüthigen Gottes vollstrecken. Und von unserer Küste nehmen als Erinnerung sie die Drachensaat mit, aus der langwieriger Hader ihnen erwachsen wird, Zwietracht und blutige Frucht . . . Ich erwarte die Gesandten. Erstatte meinem Bruder am Peking Bericht und melde ihm, nun sei der Friedensschluß nah.“

Also that ich. Möge Deiner Hoheit Glanz in Gnade leuchten

Deinem gehorsamen Diener

Wang-Hai-Tsü.



Die Reform der Hauswirthschaft.

Der größte Emanzipator der Frauen war nicht Condorcet, nicht Hippel, nicht Mill. Alle ihre Reden und Argumente, alle Kämpfe ihrer männlichen und weiblichen Gesinnungsgenossen hätten die Ketten, in denen das weibliche Geschlecht geistig und körperlich seit Jahrtausenden schmachtet, nicht um eines Haars Breite gelockert, wenn nicht eine wortlos wirkende Kraft dauernd die Vorarbeit leistete. Es ist die selbe Kraft, die den Hausfrauen und Haustöchtern eine Arbeit nach der anderen entriß, die Spindel durch die Spinnmaschine, die Handweberei durch den mechanischen Webstuhl, die Handnäherei durch die Nähmaschinenarbeit ersetzte und den Weg von dem primitiven Licht der schwälenden Pechfackel zur ruhig strahlenden Glühlampe, von dem durch die dauernde Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Frauen mühsam erhaltenen Herdfeuer zur Gasflamme und zur Centralheizung führte und täglich in neuen, Arbeit sparenden und die Arbeit erleichternden Erfindungen zum Ausdruck kommt.

Aber spricht nicht die wachsende Zahl der den Fabriken und Werkstätten zuströmenden Frauen gegen die befreiende Wirkung dieser Kraft? Spricht nicht auch die rasche Zunahme der weiblichen Erwerbsthätigkeit in bürgerlichen Berufen gegen sie? Vielen, die in jeder vorwärtsführenden Bewegung eine unheilvolle Zerstörerin sehen, weil sie rücksichtslos die Trümmer der Vergangenheit aus dem Wege räumt, erscheint es so; Andere, die zwar die Nothwendigkeit des Fortschrittes begreifen, sehen doch mit Schmerzen, wie er alte Ideale zerstört, und sie wagen deshalb nicht, offen in seine Dienste zu treten. Blicken wir unbeeinflusst von Vorurtheilen und Gefühlen der Pietät den Dingen ins Gesicht, so sehen wir zwar deutlicher noch als die Gegner die anschwellende Masse des weiblichen Proletariats, aber wir sehen auch auf der anderen Seite, wie es, je mehr es aus den engen vier Wänden seines physischen und geistigen Heims herausströmt, desto stärker zu geistigem Leben erwacht und in Reihe und Glied mit den männlichen Arbeitgenossen um seine Befreiung ringt. Und wir sehen, wie der Horizont der Frauen der bürgerlichen Kreise, deren Zeit der Haushalt nicht mehr ausfüllt, sich nach und nach erweitert, wie ihre Bedürfnisse wachsen, wie der dadurch gesteigerte Zwang zur Erwerbsarbeit auch sie der engen Sphäre entreißt, in der sie so lange vegetirten. Die Unzufriedenheit und das Freiheitbedürfniß, jene Schrecken aller Dunkelmänner, treiben die proletarischen wie die bürgerlichen Frauen vorwärts; Beide hätten sie niemals empfinden gelernt, wenn sie noch an dem selben Herdfeuer saßen wie vor dreitausend Jahren und noch an der selben Spindel den Faden drehten, aus denen die Kleider der Familie gewebt werden sollten.

Aber so günstig diese wirthschaftliche Entwicklung den Frauen war, so wenig haben sie bisher verstanden, sie auszunutzen. Die Frauenbewegung besonders, die mit so großem Aufwand von Lungenkraft und Druderschwärze für die Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus geistiger und rechtlicher Knechtschaft eintritt, ist auf die nothwendigen Voraussetzungen dieser Befreiung nur sehr selten und sehr schüchtern eingegangen. Es giebt Vertreterinnen dieser Bewegung, die der Ansicht sind, die Entwicklung des modernen Weibes, sein Eintreten in das Berufs- und in das öffentliche Leben lasse sich sehr gut mit den alten Formen des Frauenlebens verbinden und an dem berühmten Bilde der deutschen Hausfrau, die kocht, wäscht, stopft, näht, Kinder erzieht und unterrichtet, werde nichts verändert, wenn sie etwa den Doktorhut über das altmodische Häubchen setzt. Nur bei der Arbeiterin giebt man zu, daß ihr häuslicher Beruf unter der außerhäuslichen Erwerbsthätigkeit leide, und man beeilt sich, als einziges Hilfsmittel dagegen ihre — wenn es sein kann, durch Zwang bewirkte — Rückkehr aus Werkstatt und Fabrik in die vier Wände des Hauses herbeizusehnen.

Wer sich jedoch ohne Vorurtheil in der Frauenwelt umsieht, wer seine eigenen Erfahrungen nicht vor sich selbst zu verschleiern sucht, Der gelangt zu der Erkenntniß, daß die vermeintliche Harmonie zwischen der Hausfrau alten Stils und der modernen, geistig arbeitenden Frau eben so illusorisch ist, wie die Ansicht verkehrt ist, die verheirathete Arbeiterin müsse durch Gesetz dem Hause zurückgegeben werden. Der Konflikt zwischen den häuslichen und den Berufspflichten, der im weiblichen Proletariat deutlich zu Tage tritt, besteht auch in der bürgerlichen Frauenwelt und man erweist der Frauenbewegung einen schlechten Dienst, wenn man ihn wegzuleugnen versucht oder uns gar kühne Phantasiebilder von amerikanischen Ärztinnen oder Advokatinen vorführt, die neben ihrem Beruf ihren Haushalt selbständig führen und vielleicht obendrein zehn Kinder erziehen. Wer den Frauen, den arbeitenden Frauen natürlich, nützen will, soll lieber die brennende Wunde der Disharmonie ihres inneren und äußeren Lebens muthig entblößen, statt sie, einem Ideal zu Liebe, das längst schon schwankt und zerbröckelt wie irgend eine Weltausstellungdecoration, mit Pflasterchen zu verkleben.

Berufsarbeit und häusliche Arbeit nach alter Art sind unvereinbar. Eine Malerin kann nicht in der Küche stehen und das Mädchen beaufsichtigen, eine Schriftstellerin kann nicht jeden Augenblick aufspringen, um zu sehen, ob die Suppe anbrennt; keine einzige Frau, die es ernst nimmt mit ihrer Wissenschaft oder ihrer Kunst, die mit dem gefährlichsten Feind ihres Geschlechtes, dem Dilettantismus, gründlich aufräumen will, hat genug Verstandniß, genug Zeit und Interesse, um eine wirklich gute Hausfrau zu sein. Manche halten sich vielleicht selbst dafür und erst nach und nach dämmert

ihnen die Erkenntniß, daß auch die Hauswirthschaft gelernt sein will, daß sie Kunst und Wissenschaft zugleich ist, daß eine gute Buchführung, ein sparsames Instandhalten der Wohnung und Kleidung, eine rationelle, den Lehren der Gesundheit entsprechende Ernährung der Familie nicht nebenbei erledigt werden kann. Und nun entsteht erst der innere Widerstreit: soll die geistig strebende, in ihrem Beruf befriedigte Frau ihn aufgeben? Wird dieses Opfer von ihr und den Ihren nicht schließlich härter empfunden werden als die frühere schlechte Wirthschaft, weil sie unlustig, verständnißlos an Aufgaben herantritt, unter denen sie schließlich ihr eigentliches Wesen vergraben muß?

Nichts hätte den Frauen größeres Unrecht gethan als die Frauenbewegung, wenn thatsächlich kein Ausweg zu finden wäre oder wenn, wie Manche meinen, ihr einziges Resultat wäre, ein „drittes Geschlecht“ zu schaffen, das fern vom intimen Dasein des Weibes im Berufsleben aufgeht. Nur die bei den Deutschen besonders eingewurzelte Pietät für Althergebrachtes hat den Frauen noch immer eine Binde vor die Augen gelegt und sie verhindert, den Hebel zu ihrer Befreiung da anzusetzen, wo er angelegt werden muß: in der Hauswirthschaft. Ist es nicht, bei näherer Betrachtung, geradezu lächerlich, daß jede noch so kleine bürgerliche Familie mit einer unglaublichen Verschwendung an Arbeitskraft, an Zeit, Raum und Material ihre eigene Küche, ihr eigenes Dienstmädchen haben muß? Daß, ohne eine Ahnung von hygienischer Lebensweise, von der Chemie der Küche, von der Ausnutzung des Materials, jede Frau kochen zu können meint oder ihre Köchin, die eben so wenig davon versteht, kochen läßt? Und doch wird jede, auch eine sogenannte gute Hausfrau, wenn sie einmal in einem Hotel oder einer Pension lebt, ohne Weiteres zugeben, daß sie für den dort geforderten Preis auch nicht annähernd die selben reichhaltigen Mahlzeiten bieten kann. Und dabei werden Hotelwirth und Pensioninhaber reiche Leute! Woran liegt Das? An der rationellen Wirthschaft, der Ersparniß an Arbeitskräften und Material, der Möglichkeit, alle modernen Errungenschaften der Chemie und der Technik auszunutzen, dem Vortheil des Einkaufs im Großen und der Verwendung aller Reste. Ist Das richtig: warum halten wir dann so krampfhaft an dem „eigenen Herd“ fest? Vielleicht, weil er zur Schönheit und Gemüthlichkeit des Heims beiträgt? Das mag einst der Fall gewesen sein, als sich um das eine wärmende Feuer alle Glieder des Hauses versammelten. Heute dürfte sich kaum ein Schwärmer finden, der den Bratengeruch vor Tisch, den Geruch kalten Fettes nachher poetisch verherrlichen möchte. Oder ist es die „individuell gebratene Kotelette“, von der, wie mir gesagt wurde, der deutsche Mann nicht lassen will? Hand aufs Herz, Ihr Herren — und Ihr seid ja die allein Kompetenten! —: wann habt Ihr besser gegessen, als Ihr noch im Restaurant die Speisekarte studirtet, oder jetzt, wo Euch die Gattin mit Hilfe der Fette oder Minna häusliche Gerichte vorsetzt?

Das steht fest: die Familienküche ist theurer, ist minderwerthig und unhygienisch, verbreitet üble Gerüche, bringt Schmutz in die Wohnung, verschlingt eine Unsumme an Arbeitskraft, kurz, sie hat die Nachteile der häuslichen Wäsche, die vernünftige Leute längst aus dem Kalender der Hausarbeit gestrichen haben. Fort also auch mit ihr! Seltsam: die guten Leute, die alle meine Voraussetzungen zugeben, erschrecken vor der selbstverständlichen Folgerung, als ob die Küche die geheiligte Grundlage des Familienlebens selbst wäre und ich mit ihr dieses Leben „umstürzen“ möchte, während ich gerade an seinen Wiederaufbau denke und es der modernen Entwicklung anpassen will, statt daß es, wie heutzutage, von ihr zerrieben wird.

Der Hauswirthschaft der Einzelfamilie stelle ich eine Wirthschaftsgemeinschaft mehrerer Familien gegenüber. An die Stelle der zehn bis zwanzig Herdfeuer, die jetzt in jedem Miethhaus brennen, soll eine Centralküche treten, die der Leitung einer für ihren Beruf vollständig ausgebildeten Wirthschafterin untersteht. Eben so sollen die dreißig und mehr Heizöfen durch eine Centralheizung ersetzt werden, die zugleich alle Wohnungen mit warmem Wasser versorgt. Den Bewohnern, die sich zum Zweck einer solchen Gemeinschaft zusammengefunden haben, steht es frei, entweder ihre Mahlzeiten in einem großen gemeinsamen Speiseraum oder bei sich im Zimmer einzunehmen, wohin sie durch Aufzüge leicht befördert werden können. Die einzelnen Wohnungen sind natürlich außerdem für Krankheitsfälle oder zur Pflege kleiner Kinder mit kleinen Gaslochvorrichtungen versehen, die aber eine vollständige Küche nicht nöthig machen. Die Raum- und damit Miethzinsersparniß käme den gemeinsam zu miethenden Wirthschaftsräumlichkeiten zu Statten, mit denen die Wohnung der Wirthschafterin und der Dienstmädchen in Verbindung stehen müßte. Dabei sei noch ein anderer Vortheil der Wirthschaftsgemeinschaft kurz erwähnt: die Ersparniß an Dienstpersonal und die Möglichkeit, die Arbeitszeit der Dienstmädchen zu regeln, ihnen größere persönliche Freiheit zu gewähren und ihnen anständige Wohnräume zu sichern. Nur da, wo kleine Kinder es nöthig machen, würden die einzelnen Familien ein eigenes Dienstmädchen brauchen. Für die heranwachsenden wäre eine Kindergärtnerin, die in gemeinsamen Spielräumen im Haus oder im Garten die fröhliche Jugend für Stunden des Tages unter ihrem Schutz vereinigt, völlig ausreichend. Im Allgemeinen aber würden die von dem größten Theil zeitraubender Wirthschaftsarbeit entlasteten Mütter viel mehr Mühe finden, sich ihren Kindern zu widmen, als heute. Die hauswirthschaftliche Thätigkeit der Frauen solcher Gemeinschaft würde sich etwa auf eine wöchentliche Besprechung mit der Wirthschafterin und Uebernahme der Abrechnungen beschränken. Dem verderblichen Dilettantismus in der Küche, der sich heute überall breit macht, würde ein Ende bereitet und in der Stellung der Wirthschafterinnen ein

Beruf geschaffen, der für Wittwen oder für ältere alleinstehende Frauen besonders geeignet wäre und mit der unerträglichen Zwitterstellung, wie sie bisher die Wirthschafterinnen einnahmen, nichts zu thun haben dürfte.

Doch damit wären die Vortheile der Wirthschaftsgemeinschaft noch nicht erschöpft. Sie ließe sich nach den verschiedensten Richtungen ausbauen und könnte tiefgreifende Reformen aller Art zur Folge haben. Sie könnte nicht nur — was für den Anfang am Leichtesten und Billigsten wäre — jedes Miethhaus zu ihrem äußeren Rahmen wählen, sondern ließe sich in vollendeter Weise mit einer Villenkolonie in den Vororten großer Städte in Verbindung bringen, wodurch auch den Architekten eine neue, eigenartige Aufgabe geboten wäre. So stelle ich mir eine Reihe einfacher Landhäuser für je zwei bis vier Familien vor, die sich inmitten von Gärten um ihren Mittelpunkt, das Wirthschaftsgebäude, gruppiren. Neben den Wirthschaftsräumen und dem Speisesaal enthält solches Haus ein gemüthliches Wohn- und Lesezimmer, dem die Bewohner die von ihnen gehaltenen Zeitungen und Zeitschriften nach der Lecture zuwenden, so daß Keiner gezwungen ist, sein Ausgabenbudget der Vielseitigkeit seiner Bildung zu Liebe mit zahlreichen Abonnements zu belasten. Die Geselligkeit, unter deren Verpflichtungen und lächerlich übertriebenen Anforderungen fast alle Familien von mittlerem Einkommen heute seufzen, wird wieder zu einer Quelle der Freude, der Erhebung und Anregung. Denn Niemand braucht seine Häuslichkeit ihretwegen dann noch auf den Kopf zu stellen; die Frau des Hauses wird, statt schon abgehehrt und müde ihren Gästen entgegenzugehen und die Stunde herbeizusehnen, wo sie wieder weggehen, sie fröhlich in heiteren, dazu bestimmten Räumen empfangen. Und was dem Einfluß einer Familie heute kaum gelingt, dürfte dem einer Gruppe von Familien nicht schwer werden: die Geselligkeit wieder zur Geselligkeit zu machen, im Gegensatz zu den eines gebildeten Kulturvolkes unwürdigen Massenabfütterungen. Und nicht nur um Familien braucht es sich zu handeln; würden Alleinstehende, Lehrer, Künstler und andere Geistesarbeiter nicht solche Gemeinschaft wie eine Wohlthat empfinden? Gerade für die Alleinstehenden würden sich nebenbei ja die Kosten des Unterhalts wesentlich vermindern.

Und nun zu unseren Kindern! Wie wohlthätig für die Kleinen, wenn sie schon früh für Stunden des Tages Spielgefährten finden, statt zu Haus, besonders wenn sie die Einzigen sind, unter lauter ihnen gefügigen Erwachsenen den kindlichen Egoismus groß zu ziehen, der die Wurzel so vieler späteren Uebel ist; und wie vortheilhaft für Groß und Klein das Aufwachsen von Mädchen und Knaben neben einander! Dabei rede ich noch gar nicht von der Beruhigung der Mütter, ihre Kinder in bekannter Gesellschaft, unter guter Aufsicht zu wissen, statt daß sie auf Straßen und Plätzen spielen oder auf öffentlichen Promenaden ihre Eitelkeit steifbeinig spaziren führen.

Die Reform der Hauswirthschaft, die Umgestaltung der Einzelwirthschaften in Wirthschaftsgemeinschaften, ist demnach die Voraussetzung einer Reihe anderer tiefgreifender Reformen, die durch die moderne Entwicklung einfach zur Nothwendigkeit geworden sind. Die Dienstofffrage wird immer brennender: hier ist der Weg zur Lösung dieses Problems; die Frauenfrage greift immer tiefer und vielfach verherend in das Familienleben ein: hier kann sie sich entwickeln, ohne Schmerzen und Bitterkeit; die Erziehung der Jugend liegt überall im Argen: hier können die Reime segensreicher Neugestaltungen gepflegt werden; das Familienleben ist überall in einem gefährlichen Stadium der Zersetzung — ich erinnere nur an die übermäßige Entwicklung des Klublebens beider Geschlechter in Amerika —: hier kann es auf gesunder Grundlage neu aufblühen.

Die größte und wichtigste Wirkung, die ich mir von solchen Wirthschaftsgemeinschaften erwarte, zu schildern, habe ich aber bis zuletzt aufgespart.

Noch zäher als die Frauen der bürgerlichen Kreise halten die Arbeiterinnen an dem armseligen Nest ihres häuslichen Herdes fest. Oft wird darüber geklagt, daß sie ein schnell zusammengelochtes schlechtes Essen dem verhältnißmäßig guten und billigen der Volkstüche vorziehen. Und von einem sehr wohlwollenden Mann, der eine Reihe guter Arbeiterwohnungen schuf und eine Volkstüche mit ihnen in Verbindung brachte, hörte ich sagen, daß keine der verheiratheten Arbeiterinnen sich entschließen könne, sie zu benutzen. Das ist mir vollkommen verständlich. Jede Volkstüche ist heute noch eine „Wohlthätigkeits-Anstalt“; wer sie in Anspruch nimmt, wird in seinen eigenen Augen ein Almosenempfänger, — und davor scheut der berechtigte Stolz der Arbeiterinnen zurück. Lieber das schlechteste selbst bereitete und selbst erworbene Essen als das beste Gericht, das aus Barmherzigkeit gereicht wird. Entschließen sich dagegen die Arbeiter, etwa im Rahmen der jetzt rasch aufblühenden Baugenossenschaften, Wirthschaftsgemeinschaften zu gründen, so würden die Frauen sich rasch an die gemeinsame Küche gewöhnen, weil mit der Oberleitung darüber, die ihnen zufällt, der Begriff des Almosen selbstverständlich verschwindet. Und wenn es sich bei den Kreisen der bürgerlichen Welt, die ich zuerst in Betracht zog, vorläufig immer um verhältnißmäßig Wenige handeln dürfte, für die eine Reform der Hauswirthschaft zur Nothwendigkeit geworden ist, so ist die handarbeitende Bevölkerung fast in ihrer ganzen Masse daran interessirt. Die große Mehrheit ihrer Frauen ist gezwungen, auf eine oder die andere Weise außerhalb des Hauses thätig zu sein. Sie haben weder Zeit noch Verständniß für die Hauswirthschaft, in deren Geheimnisse sie selbst durch ihre Mutter selten eingeweiht werden konnten, weil sie, kaum der Schule entwachsen, Arbeit zu suchen genöthigt waren. Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was schon tausendfach geschildert wurde:

die Vernachlässigung der Wirthschaft, die Verwahrlosung der Kinder, die Begünstigung des Aneipenlebens, wenn die Frau in die Fabrik oder in die Werkstatt geht. Die Erkenntniß dieser Thatsachen hat zu den seltsamsten Reformvorschlägen geführt: die Einen wollen die Frauen durch Gesetz aus der Fabrik in das Haus zurücktreiben, die Anderen möchten die Ausbreitung der Heimarbeit möglichst unterstützen, weil sie kurzfristig genug sind, zu glauben, daß es für Kinder und Hauswesen genügt, wenn nur die Mutter zu Hause ist, einerlei, ob sie dabei hinter der Nähmaschine sitzt oder am Herde steht. Aber neben dem Erwerbszwang darf noch ein anderes Moment nicht außer Acht gelassen werden, über das Manche freilich nicht genug zu jammern wissen: die wachsende Unlust der Arbeiterfrauen an der lediglich hausfrau-lichen Thätigkeit. Es genügt, scheint mir, diese Thatsachen zu konstatiren, um zu dem Resultat zu kommen, daß, wenn irgendwo, gerade hier die Ersetzung der Einzelwirthschaft durch die Wirthschaftsgemeinschaft nothwendig ist, wenn wir uns nicht des Verbrechens schuldig machen wollen, aus sentimentaler Rücksicht auf veraltete Ideale die große Masse des Volkes in Folge körperlicher und geistiger Vernachlässigung einer allgemeinen entsetzlichen Degeneration entgegen gehen zu lassen.

Die ersten Versuche einer Wirthschaftsgemeinschaft könnten freilich nur die etwas besser gestellten Arbeiter unternehmen. In jeder Baugenossenschaft, jedem Arbeiterhaus, jeder Arbeiterkolonie wäre solcher Versuch möglich. Ältere Frauen würden sich auch hier zur Wirthschaftsführung finden, wie es zweifellos auch genug Frauen giebt — zum Beispiel ältere Angehörige der Bewohner —, die mit Freuden gegen geringen Entgelt oder gegen freie Wohnung und Beköstigung die Aufsicht über die Kinder übernehmen würden. Alle Vortheile, die ich für die in bürgerlichen Berufen stehenden Theilnehmer solcher Wirthschaftsgemeinschaften schilderte, würden für die Fabrikarbeiterschaft noch weit schwerer ins Gewicht fallen. Fern von der ekelhaften Stidluft der Aneipe würden Männer und Frauen in der eigenen Gemeinschaft geistige Anregung und fröhliche Gesellschaft finden und das erste Beispiel allein könnte in vielen Anderen, die jetzt noch dumpf dahin vegetiren, den Wunsch nach solchem menschenwürdigeren Leben erwecken und damit die Kraft, gegen schlechte Arbeitbedingungen, die sie daran verhindern, energisch anzukämpfen. Und noch ein anderer Kampf, der leider bisher noch kaum sichtbar geworden ist, könnte dadurch erleichtert werden: der gegen die Gesundheit und Sittlichkeit untergrabende, jeden Fortschritt der Arbeiterbewegung hemmende Hausindustrie. Erst wenn die Sorge um Kinder und Hauswesen die Frauen nicht mehr dauernd an das Haus zu fesseln braucht und dieser Vorwand auch von Denen nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, die jetzt noch in jedem gesetzlichen Eingriff in die „vier Wände“ ein Sakrilegium erblicken:

erst dann wird es auch möglich sein, mit aller Energie gesetzlich gegen diesen Krebschaden einzuschreiten.

Bedeutet das Alles nun „Umsturz“, „Zerstörung der Familie“ und wie die schönen Schlagwörter sonst noch heißen? Gibt es nicht heute schon viele sehr fromme, sehr konservative Leute, die Reformen nach dieser Richtung durchzuführen versuchen? Die Kindergärten und Kinderhorte, die Volkstüchen und Volkstascheehäuser, die Spielplätze und Lesehallen sind Einrichtungen, die meinem Plan vorgearbeitet haben. Er ist nach keiner Richtung eine welterschütternde Neuerung, auch für die bürgerliche Welt nicht: das Klubwesen, das Hotel- und Pensionleben der Amerikaner, die Settlements der Engländer sind seine Vorgänger und er ist nichts als die natürliche Entwicklung aus vielen vorhandenen Wurzeln. Daß die Kinder auf Stunden des Tages fremder Aufsicht anvertraut werden: selbst Das kann Denen kaum verwunderlich erscheinen, die ohne Kindermädchen, Nonnen und Gouvernanten gar nicht auskommen können. Keine Zerstörung, sondern eine Erhöhung des Familienlebens wird die Folge seiner Verwirklichung sein. Denn auf der volleren Entwicklung jeder einzelnen Persönlichkeit, auf dem besseren Verständniß zwischen Mann und Weib, auf dem liebevolleren, aus freierem Geist und klarerem Kopf entspringenden Eingehen auf die Individualität des Kindes beruht es und nicht darauf, daß jede Mutter die Strümpfe selbst stopft und das Mittagessen selbst bestellt und jeder Vater sich im Wirthshaus von der häuslichen Debe auszuruhen sucht.

Wer wagt es nun, in Vorurtheile und Sentimentalitäten Bresche zu legen? Nur ein lebendiges Beispiel, — und die Sache hat gefiegt! Aufathmen werden die Frauen, die sich im Widerstreit der Wünsche und Pflichten heute zerreiben, deren schönste Gaben von den kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens nur zu häufig begraben werden, die so sehr und so ausschließlich Hausmutter werden, daß sie ganz verlernen, Geliebte und Mutter zu sein. Die Männer werden den Anspruch der Frauen auf geistiges persönliches Leben mehr achten und verstehen lernen als bisher. Daß nebenbei die Küche besser und zugleich billiger sein wird, ist auch nicht zu verachten. Das junge Geschlecht aber, das unter solchen Bedingungen aufwächst, wird eine höhere Gewähr für die Zukunft bieten als die verweichlichten Mutterstöhnchen der Bourgeoise auf der einen und die verwahrlosten Kinder des Proletariates auf der anderen Seite. So würde die Familie in ihrer Gesamtheit gemüthlich, geistig und ökonomisch nur bereichert werden.*)

*) Zur Verwirklichung des Plans haben sich schon einige Familien zusammengefunden. Wer geneigt ist, sich anzuschließen, wird gebeten, seine Adresse schriftlich an Frau Lily Braun, Berlin W., Nürnbergerstraße 36, einzusenden.



Orient und Occident. *)

In halbes Jahrtausend verging seit Justinian und Heraclius, ehe die Abendländer gegen den Orient wieder zum Angriff vorzugehen wagten. Die Kreuzzüge schufen europäische Kolonien in Syrien, Cypern und am Schwarzen Meer; fränkische Ritter wurden der Schrecken des Rothen Meeres. Allein das wichtigste Land, Egypten, blieb in den Händen des Islams; und bald war die Hochfluth der Kreuzzugsbegeisterung in matte Ebbe umgeschlagen. Immerhin behaupteten sich die Gennesen gegen Seldschuken und trapezuntische Griechen unumschränkt im Schwarzen Meere und dehnten ihren Handel bis Bokhara, Persien und Indien aus. Venetianer und Blaminger gelangten nach Ostasien und die römische Kirche faßte zeitweilig Fuß in Peking. Die wesentlichste Folge dieser Beziehungen war, daß zwar nicht die Macht, aber der Gesichtskreis des Abendlandes sich gewaltig erweiterte. In der That sind hierin wir stets den Morgenländern überlegen gewesen, daß wir viel mehr von ihnen wußten als sie von uns, und nicht minder darin, daß wir uns in ihre Gefühle und Lebensauffassung hineinversetzen konnten, sie aber nicht in unsere. Der sizilische Araber Edrisi, der erklärte, der ganze südliche Halbkreis der Erde sei unbewohnbar und mit Meeren erfüllt und bloß der Norden sei für menschliche Siedlung geeignet, hatte doch vom europäischen Norden nur dunkle und unbestimmte Vorstellungen. Die Chinesen verzeichneten zwar mit realistischer Treue, was von fremden Völkern in ihren Gesichtskreis trat, ohne aber zuzugestehen, daß es neben der chinesischen Kultur eine andere, ebenbürtige geben könne. Marco Polo ist dagegen der Bewunderung voll über Das, was er in China und Indien und Iran erschaute, und nie wird das mittelalterliche Europa müde, von sarazenischen Ärzten und Philosophen zu lernen. Wir hören von keinen chinesischen und nur von sehr wenigen arabischen Abenteurern, die sich in abendländische Dienste begaben, dagegen von Hunderten und Tausenden von Europäern, die bei Arabern, Türken, Mongolen und Chinesen, bei malayischen und Negerfürsten Einfluß und ehrenvolle Stellung errangen. Die geniale Allseitigkeit der Europäer, die ihnen den Gedanken von der Kugelgestalt der Erde eingab und kraft deren sie sich in alle anderen Völker leicht schiden können, dieser Welt Sinn (nach Goethes Ausdruck) hat sie zuletzt zur Welt Herrschaft emporgetragen.

Von beiläufig 750 bis 1200 waren die Mohammedaner die geistigen

*) In Bruckmanns Verlagsanstalt wird nächstens, unter dem Titel „Volkthum und Weltmacht in der Geschichte“, ein Werk Wirths erscheinen, aus dem ein gerade jetzt besonders interessanter Abschnitt über kolonialisatorische Versuche der Europäer den Lesern der „Zukunft“ schon heute mitgetheilt wird.

Führer der Menschheit. China war hochcivilisirt und erfreute sich großen materiellen Wohlstandes, aber das schöpferische Zeitalter, die geistige Initiative lag hinter ihm. Seit 1200 steigt die Kultur Europas. Das bedeutendste Anzeichen neu erwachender Eigenart finde ich wiederum darin, daß neben dem altweltlichen Latein nun moderne Sprachen ihre literarische Stufe erreichen. Volksthümliche Rechtspiegel erscheinen, die Baukunst wird national, die Philosophie emanzipirt sich von der Kirche. So wird der politische Aufschwung vorbereitet. Unterdessen schwillt die äußere Macht des Ostens wieder bedrohlich. Die Mongolen und Türkvölker reißen die Weltherrschaft an sich; sie gründen Reiche von Birma und der Amurmündung bis nach Polen und Ungarn und erobern unter Baber im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts den größten Theil Indiens. Ein anfänglich kleiner Stamm jener kriegerischen Völker, die Osmanen, gewinnt Vorderasien und Südosteuropa; sie beherrschen, als die erste Nation nach den Römern und den ersten Byzantinern, das ganze östliche Becken des Mittelmeeres und vollbringen so eine That, die neun Jahrhunderte lang der Islam vergeblich angestrebt hatte. Der Hof der Sultane wird auf einige Menschenalter der prächtigste der Welt und Kairo und Stambul die blühendsten Städte der Erde.

Inzwischen ist jedoch die Zeit Europas gekommen. Ueberall hatten aus dem kraftlosen Chaos, in das das römische Einheitsreich des Mittelalters gerathen war, national geschlossene Staaten und Kulturen sich aufgelöst: Deutschland unter Maximilian, Frankreich unter Ludwig dem Elften, England unter Heinrich dem Achten, Portugal unter dem principe perfeito, König Joao dem Zweiten, und Spanien unter Ferdinand und Isabella, während Cesare Borgia aus Italien einen nationalen Staat zu schmieden suchte, was freilich mißlang. Diese jungen, fröhlich emporstrebenden Staaten, die, statt in einem verschwommenen Imperium sich zu verlieren, sich bewußt abschlossen und national konzentrirten, entfalteten in ihrer Gesamtheit eine weit größere Kraft, als trotz seiner nominellen Machtfülle das mittelalterliche Kaiserthum je vermochte, und erreichten, getheilt vorgehend, durch scharfen Wettstreit weit mehr, als je ein vereinigt Europa zur Zeit der Kreuzzüge zu erlangen vermochte. Zunächst gehen die Russen gegen die Tataren vor und vertreiben sie aus dem oberen Wolgabeden; das russische Reich erstreckte sich bald bis zum Ural, dessen Gipfel es gegen 1500 zum ersten Mal übersteigt. Zur selben Zeit gelingt den Spaniern die völlige Säuberung der iberischen Halbinsel von den Moslimen. Zwei bedeutende Siege gegen den Islam, die jedoch durch die unaufhaltsamen Fortschritte der Osmanen mehr als aufgewogen wurden. Der entscheidende Schritt wurde erst gethan, als man dazu überging, den Islam zur See anzugreifen. Die

Portugiesen eroberten die wichtigsten mohammedanischen Hafenplätze in Ostafrika, Südarabien, Indien und Malakka, vernichteten die verbündeten Flotten des Sultans und des Großmoguls und begründeten die europäische Vorherrschaft im Indischen Ozean. Fortan war der Islam zwischen zwei Feuern.

Inzwischen war ein noch größeres Ereigniß eingetreten; die westliche Halbkugel war, auf die isländischen Berichte fußend,*) von Columbus neuentdeckt worden. Dadurch war nicht nur eine frische, höchst werthvolle strategische Basis gegen Asien und Afrika, sondern vor Allem die Möglichkeit gegeben, den Myriaden Indiens und Chinas auch an Menschenzahl näher zu kommen. Die Besiedelung Amerikas durch die Europäer, woran sich die Besiedelung Südafrikas und Australiens schloß — drei so gut wie ohne Kampf gewonnene Erdtheile, ein unerwartetes Geschenk der Götter —, hat bis auf unabsehbare Zeiten den Fortbestand der Europäer, wenn nicht ihre Weltherrschaft gesichert. Es ist der Mühe werth, eigens zu betonen, daß die Abendländer diesen ungeheuren Zuwachs ihrer Macht nicht so sehr ihren kriegerischen Eigenschaften noch ihren staatsmännischen Fähigkeiten, worin Osmanen und Mongolen ihnen gleich, wenn nicht überlegen waren, sondern ihrer besseren Mathematik und Geographie verdankten.

An allgemeiner Kultur hatte bisher das Abendland nicht allzu viel vor dem Osten voraus. Es hat die Pyramiden an Großartigkeit, Baalbet und Persopolis an urweltlicher Wucht, den Tadsch Mahal an entzückender Anmuth niemals auch nur erreicht; die realistischen Standbilder der Egypter und die mystisch erhabenen Kolossalbüsten Buddhas sind unübertroffen; weder die Porzellanmalerei noch die Teppichwirkerei Asiens kann von uns mit Erfolg nachgeahmt werden; Pänini war der beste Grammatiker, den die Welt gesehen hat, während an philosophischer Tiefe die Hindu keinem Volke Etwas nachgeben; die Dichter des Orients sind laut Goethe größer als die des Occidents (ein launisches Urtheil, das, wenn auch nicht ganz wörtlich aufzunehmen, immerhin zu erwägen ist); die chinesischen Rechtsbücher sollen vollständiger, genauer in alle Einzelheiten eingehend sein als unsere; die Staatsweisheit war und ist in hundert Fällen auf der Seite des Ostens; den Religionbüchern Asiens hat Europa nichts Ähnliches entgegenzustellen; auch bunter Reichthum und breite Fülle des Lebens ist nicht selten in vollerm Maße des Ostens gewesen als des Westens. Die Entdeckung und

*) Die Abhängigkeit des Genuesen von den normännischen Vorgängern wird heute wieder stark angezweifelt. In einem Fragment einer späteren byzantinischen Reisebeschreibung, das, so viel ich sehe, nie beachtet wird, erzählt der Verfasser als etwas ganz Gewöhnliches, daß er auch nach Island gekommen sei (S. Krumbacher), und zeigt so, daß die Reise selbst für einen Osteuropäer nicht sonderlich schwer war.

Beseidelung dreier neuen Erdtheile hat uns jedoch, verknüpft mit dem Wiedererwachen des klassischen Alterthums und einer fruchtbaren kirchlichen Bewegung, aus ängstlicher Einseitigkeit herausgerettet und unser Leben, durch eine unendliche Reihe frischer Erfahrungen, durch die erregende Wechselwirkung ungeahnter neuer Zustände, durch die weltumspannende Erweiterung der westöstlichen Beziehungen und Verhältnisse, über das orientalische Leben hinaus und zur Allseitigkeit erhoben.

Wir errangen jedoch die Führung nicht ohne schwere Kämpfe. Auf die glänzenden Großthaten der Konquistadoren folgte die Ermattung Europas und das Wiedererstarken der Orientalen. Der Islam gewann in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts den bisher nur wenig berührten Sudan, von der Guineaküste bis nach Kordofan; den Westzipfel Tibets und Kaschmir; das Delhan; Theile Ostturkestans und der Tsungarei; den Süden der Philippinen und mehrere Molukken. Die Türken befestigten sich in Ungarn, Bessarabien, der Balkanhalbinsel und im Mittelmeer, wo sie sogar bis Korfu sich vorwagten. Im siebzehnten Jahrhundert wuchs die Macht Ostasiens, während die europäische Seeherrschaft durch den Zwist der Spanier, Holländer und Engländer geschwächt wurde. Die Tokugawa befreiten Japan von allen westlichen Einflüssen und verschlossen das Land; die Mandchu vertrieben die Holländer im Südosten und die Russen im Norden. Ueberall auf der Erde ist gegen 1680 ein Zurückweichen der Europäer wahrzunehmen, selbst auf Punkten, die nicht im geringsten Zusammenhang mit einander stehen. In Nordamerika stockt ein Jahrhundert lang die Einwanderung und die so energisch begonnene Bewegung nach Westen; der Tod Lassalles und die Einnahme New-Yorks durch die Engländer bezeichnen den Schluß der ersten großen Kolonialepoche; von da massakrirten einander Spanier, Hugenotten, Engländer und Indianer. Die Spanier hatten in der Doppelverbindung Mexikos mit Westeuropa und Ostasien eine strategische und kommerzielle Linie geschaffen, die erst in neuester Zeit durch die Verbindung London=Kanada=Hongkong wieder erreicht wurde, ließen nun aber in ihren Forschungreisen nach Kolorado und Kalifornien nach, um sie erst 1771 wieder aufzunehmen. Eben so begnügte man sich in Südamerika damit, die Küsten zu halten, während der glühende Eifer, der sich in den Durchquerungen des Erdtheils und den Entwürfen der Welser auf Venezuela offenbart hatte, gänzlich erloschen war. Völlige Apathie waltete vor bis zu den Reisen Humboldts und der Erhebung Bolivars. Höchstens unterbrachen eine jüdische Einwanderung in Peru und englische Vulkanriere die Einförmigkeit. In Afrika waren namentlich die Portugiesen rührig gewesen. Ihre Sendlinge wirkten in Abyssynien und am unteren Kongo; ihre gepanzerten Ritter suchten nach Gold bei Zimbabwe, wo sie mit Recht das Ophir Salomons vermutheten; ihre Kaufleute

durchstreiften die Nyassaländer und das Gebiet der Muata Jambo, Gegenden, wo selbst die neueste Zeit ihnen noch nicht überallhin gefolgt ist. Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts rückte die Völkerwanderung der Bantu in das untere Sambesibecken und zerstörte dort die portugiesische Herrschaft bis auf einige Forts; auch an der Guineaküste entfalteten sich einheimische Reiche, die weiteres Vordringen der Europäer erschwerten, zumal dort Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer und Preußen (Groß-Friedrichsburg) unter sich entzweit waren. Die Holländer, die um 1680 bis zum Dranjegebiet ihre Züge ausdehnten, beschränkten sich danach auf die nächste Umgebung des Kap. In Abyssynien kam eine fremdenfeindliche Richtung auf; Mombas, Aden und Ormus wurde von Arabern und Persern zurückerobert und Sansibar und Ispahan wuchsen auf Kosten der europäischen Handelsplätze. Die Franzosen gaben seit 1670 ihre Anschläge auf Madagaskar auf. In Indien wurde den Europäern die nationale Wiedergeburt des Hinduismus und das Vorrücken der Mahratten gefährlich. Tibet und Turkestan waren von mehreren Sendlingen, wie Pater Ricci, dessen höchst anziehende Reisebeschreibung fast verschollen ist und viel mehr beachtet werden sollte*), durchzogen worden, ward aber jetzt den Westleuten verschlossen. Die Russen, die Sibirien eroberten und ihre Hände nach der Mandchurei ausstreckten, hatten im Vertrag von Nerstschinsk 1687 auf das gesammte Amurbecken zu verzichten. Und die Türken rückten zum dritten Male vor Wien.

Die Uebersicht ergibt, daß die Erschlaffung des Abendlandes eine ebenso allgemeine wie gleichzeitige war. Die natürliche Gegenbewegung des Morgenlandes ist keineswegs der zureichende Grund hierfür; denn auch in Amerika, wo kein Feind von Belang ist, hört der westliche Unternehmungsgeist auf. Goethe sagt in einem Brief an Frau von Stein, er müsse noch das Gesetz herausfinden, nach dem in regelmäßiger Folge Antheil und Antheilnahmlosigkeit, Lust und Unlust bei ihm wechselten. Es ist gewagt, ein solches Gesetz auf das viel verwickeltere Leben eines Volkes oder gar einer Völkergruppe zu übertragen, allein ich weiß keine andere Erklärung der offensichtlichen Thatsache. Im Uebrigen ist die Beobachtung periodischer Kraft und Schwäche trivial genug, allein der einzig zulässige Schluß daraus wird im strotzenden Ueberschwang gegenwärtigen Kraftgefühls so gut wie niemals gezogen, nämlich: daß die Ermattung der europäischen Expansion von 1680 bis 1780 sich wiederholen muß und daß der Orient wieder emporsteigen wird. Zur führenden Rolle? Das ist nicht wahrscheinlich wegen Amerikas,**) aber

*) Die mittelasiatische Reise Riccis ist auch bei Richthofen nicht erwähnt.

***) Ein Yankee sagte mir einst: „Wenn die Chinesen bei uns frei zugelassen werden, so gebe ich uns noch hundert Jahre, dann sind wir ‚aufgeessen‘.“

sicher zu einer Macht, die zu der gewaltigsten Phase westöstlichen Zweikampfes Anlaß geben wird.

Während des genannten, ein Jahrhundert umspannenden Zeitraumes war China unter den Mandſchu das erste Reich der Erde. Immerhin blieben die Europäer nicht ganz müßig. Sie eroberten Bengal, Madras, Andh und einen Theil des Pendschab; sie schoben sich am Ohio vor, in der Kirghisensteppe und am Altai; sie befestigten sich in Australasien. Im Ganzen aber war der Zeitraum höchst arm an überseeischen Thaten und noch ärmer an dauernden Erfolgen; er hat nicht den dreißigsten Theil geleistet von Dem, was die beiden vorausgehenden Jahrhunderte, und nicht den neunzigsten von Dem, was das unmittelbar folgende Jahrhundert gethan hatten. Die meisten Kraftäußerungen dienten nur dazu, eine europäische Herrschaft durch eine andere zu ersetzen, wie namentlich in Westindien und Kanada, oder solche Länder zu besetzen wie Indien und Zelebes, wo der Europäer wohl gebieten, aber nicht durch Einwanderung sich ausbreiten kann. Ziehen wir aber die Gesamtsumme der Entwicklung seit Kolumbus, so finden wir, daß, während um 1450 der Kreis der europäischen Kultur auf beiläufig ein Zwanzigstel der Erde beschränkt war, er gegen 1780 sich auf vielleicht ein Fünftel ausgedehnt hatte. Noch waren, außer in der nordamerikanischen Seengegend und am Orinoko, nur die Küsten der Neuen Welt besiedelt; noch blieb ganz Nordafrika, ganz Ost- und Mittelasien den Europäern verschlossen; noch war kein Eiland der Südsee von ihnen besetzt. Vom ganzen dunklen Erdtheil besaßen sie sogar noch am Anfang des nächsten Jahrhunderts nicht mehr als ein Fünftel. Da begann mit frischer Kraft die Expansionbewegung, deren Fluth bis zur jüngsten Gegenwart andauerte, ohne Spuren von Erschöpfung zu zeigen. Es ist kein besonderer äußerer Grund zu ersinnen, der die Bewegung hervorgerufen hätte; unverkennbar aber ist, daß sie eben so allgemein wie plötzlich war.

Den Anfang macht Cook mit der Entdeckung der Sandwichinseln und seinen Reisen im Antarktik und dem Behringsmeer. Es folgt auf dem Fuß die spanische Besiedelung Kaliforniens, dann vier französische Invasionen Madagaskars. Die Europäisierung Australiens beginnt mit der Sträflingskolonie in Botany Bay 1788. Spanier, Russen, Franzosen, Yankee und Engländer entfalten den eifrigsten Wettbewerb im südlichen und nördlichen Pacific, besonders im Behringsmeer und an der Columbiamündung. Mackenzie vollbringt 1792 die erste nördliche Durchquerung Amerikas. Die Engländer erforschen das Nigerbecken und nehmen Tasmanien. Wellington vergrößert seines Volkes Besitzungen in Indien. Die Russen besetzen Georgien und Alaska, Napoleon Egypten und Syrien bis Haifa, die Yankee die Marquesainseln. Mit kaleidoskopischer Schnelligkeit Schlag auf Schlag.

Die napoleonischen Kriege in Europa haben dessen bestes Markt zu sehr in Anspruch genommen, um für außereuropäische Expansion viel übrig zu lassen. Auf allen Meeren wurde freilich gefochten, aber ganz überwiegend von Europäern gegen Europäer. Auch nach dem Sturze Napoleons blieb Alles ziemlich ruhig, von der endlosen Aufregung sich zu erholen. Nur Rußland, das wenig gelitten hatte, schickte sich an, den Kaukasus zu erobern und die Perser aus Daghestan zurückzudrängen. Auch nahm die Auswanderung nach Amerika rasch zu.

Einen frischen Aufschwung brachte der Ausbreitung der Europäer das Jahr 1830: Algier wurde besetzt und sofort besiedelt. Am entgegengesetzten Ende des Erdteils entschlossen sich die Buren zu dem großen Treck und erringen in heißem Mühen die Länder nördlich vom Oranje für die europäische Kultur. Die Nantees überschreiten den Mississippi und bald danach den Missouri. Während nun bisher die koloniale Ausbreitung meist als eine Frage der Macht und des kommerziellen Nutzens behandelt wurde, tritt jetzt die Frage, wie man der überschüssigen Bevölkerung des Mutterlandes neue Acker und Weiden verschaffe, entscheidend in den Vordergrund. Es ist dabei zu beobachten, daß durchaus nicht der durch den Dampf gesteigerte und erleichterte Verkehr hierbei den Ausschlag gab, sondern daß im Gegentheil die Hauptwanderungen ohne Eisenbahnen und Dampfschiffe von Statten gingen. Wie am Oranje und in Algerien, so bestätigt sich diese Beobachtung bei den mühseligen Ueberlandreisen der Nantees nach den Felsengebirgen und dem Pacific, bei den Segelschiffreisen um das Kap Horn nach Kalifornien, bei den Gold-rushes in Australien und der Besiedelung Sibiriens. Es soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der Dampf jegliche Art von Auswanderung sehr wesentlich gefördert habe; aber man darf sich eben so wenig der Thatsache verschließen, daß die grundlegenden Entdeckungen und Besiedelungen ohne den Dampf unternommen wurden. Es ist ungefähr wie bei einem Kauf. Was er nicht nöthig hat, kauft ein verständiger Mensch nicht, wenn auch Zwangsversteigerung ist und ungemein billige Preise vorwalten. Eben so geht Niemand als Kolonist über See, blos, weil Schiff- und Bahnpreise hervorragend billig sind. Der Hauptgrund war, neben politischer und religiöser Verfolgung daheim — Hugenotten-, Puritaner-, Judenvertreibung in Westeuropa, die Revolution von 1832 und 1848 in Deutschland, der Antisemitismus seit 1882 in Rußland — von je her der wirthschaftliche. Ging es zu Hause gut, wanderte Niemand aus; drückte die Noth zu heftig, konnten keine hohen Passagepreise den Auswanderer zurückhalten, der für seine Ueberfahrt sich als weißen Sklaven auf fünf und acht Jahre verkaufte. Die Wirkung der billigen Ueberfahrt ist dagegen zum Theil nur die, daß heutzutage, wenn Jemand

über See kein Glück findet oder genug gefunden hat, wie die italienischen und englischen Arbeiter, er wieder in die Heimath zurückwandert, was früher nur in den seltensten Fällen vorkam. Von der Rückwanderung, die namentlich in Argentinien und Brasilien (aus Brasilien 83 000 Italiener in einem einzigen Jahr) sich bemerklich macht, wurden in jüngster Zeit die vier großen Neu-Europas: Sibirien, Amerika, Südafrika und Australien betroffen. In Folge der nachlassenden Einwanderung nach den Vereinigten Staaten sank 1896 der Zwischenbedpreis bis auf zehn Dollars, um Kundschaft anzuziehen, aber noch schneller sank in Folge der Krisis in der Union die Einwanderung. Damit ist erwiesen, daß die große moderne Völkerbewegung im Wesentlichen von den Verkehrsmitteln unabhängig ist. Warum aber gerade mit 1830 diese Bewegung in stärkerem Maße einsetzt: Das ist für uns, die wir der Zeit noch zu nah stehen, fast unmöglich zu sagen. Die Hungersnoth in Irland und, ein Menschenalter später, die Agrarkrisen in Italien und Osteuropa haben sicher viel mitgewirkt, aber in früheren Jahrhunderten ist es doch den Bauern oft noch schlechter gegangen. Noth ist aber eine relative Sache: durch die steigenden Bedürfnisse und steigende Bildung getrieben, hält jetzt das Volk für Nothstand, was früher vielleicht für sehr erträglich galt. Genug, die letzten siebenzig Jahre haben eine Massenwanderung hervorgebracht, wie sie in der bisherigen Geschichte der Menschheit unerhört war; an zwanzig Millionen haben in diesem Zeitraum Europa verlassen. Die einzige Analogie zu diesem Kolossalphänomen liefern die Chinesen, die in der selben Epoche in Schaaren nach Kalifornien, Viktoria, Australasien, dem Amur, Westindien, Süd- und Mittelafrika zogen; doch die Gesamtzahl der chinesischen Auswanderer, von denen außerdem wohl die Hälfte zurückgekehrt ist, dürfte sieben bis acht Millionen kaum übersteigen.

Der Strom der chinesischen Emigranten folgte zum großen Theil der europäischen Erschließung der Länder. Sie nisteten sich ein, wo fremde Faust gerodet und ihnen Luft und Licht geschaffen hatte, während in China selber fremde Einwanderer nicht gediehen. Durch den Opiumkrieg war aber China wenigstens dem europäischen Handel eröffnet worden. Frankreich setzte sich im Anschluß daran in Tonkin und Annam fest; es nahm ferner die Tahiti-Gruppe. England gründete Hongkong und annektirte Nordborneo, gründete Singapur und brachte nach und nach die kleinen Fürsten Malakka unter seinen Schutz, gründete Aden und suchte sich in Südarabien und am Persischen Busen auszubreiten; es vollendete ferner die Eroberung Indiens; auch war Unterbirma ihm inzwischen anheimgefallen. In Egypten und Syrien wich Ibrahim Pascha vor Franzosen und Engländern. Die Eroberung Kaliforniens durch die Yankees machte Epoche für den amerikanischen Westen; das erste Jahrzehnt danach gehört vornehmlich der Besiedelung des Gold-

staates selber, das nächste der des Felsengebirges. In die fünfziger Jahre fällt der Völkierzug nach Australien. Neuseeland zieht die Aufmerksamkeit an sich; die Sandwichinseln gerathen gänzlich in die Hand der westlichen Missionäre. Japan wird durch die Yankees gezwungen, sich den Westleuten nicht mehr zu verschließen. Kurz darauf fällt die Nordmandschurei an Rußland und beginnen die russischen Vorstöße in Turkestan; auch waren inzwischen die Zare im Kaukasus und in Armenien glücklich gewesen und hatten die Reichsgrenze auf Kosten der Osmanen und Perser vorgerückt. In Syrien beginnt die Einwanderung der Templer, überall im türkischen Reich erstarkt das europäische Element; Griechen, Levantiner und Slaven erheben ihr Haupt. In den siebziger Jahren wird Mittelafrika den Europäern zugänglich, um ihnen nicht lange darauf zum größten Teil unterthan zu werden. Kimberley wird britisch. Samoa und der Rest der noch freien Südseeinseln werden ebenfalls den Europäern zinspflichtig. Die Engländer nehmen Cypem und Egypten und kleinere Theile Afrikas.

Das Jahr 1884 macht einen gewissen Abschnitt in der Expansion der Westvölker durch den Eintritt Deutschlands in die koloniale Bewegung. Es ist gerechtfertigt, darauf besonders hinzuweisen, denn unser thätiger Antheil an der Expansion hat zweifellos deren Verlauf beschleunigt. Im Uebrigen weichen die Ereignisse von 1884 weder von den früheren noch den späteren Vorfällen der achtziger Jahre in kolonialer Methode oder Bedeutung besonders ab; sie bilden lediglich ein Glied in einer großen Kette. Man kann die Kolonialpolitik Deutschlands eben so gut mit Samoa und 1880 beginnen lassen; und wer weiß, ob nicht der Erwerb Egyptens oder Birmas durch England 1882 und 1885 sich als wichtiger für die Weltpolitik erweisen wird? Allein das Jahr 1884 hat zugleich eine ganz besondere Bedeutung für Frankreich, das durch Tonkin in einen Krieg mit China verwickelt wird, für Rußland, das in Mittelasien vorgeht, und für England, das am oberen Nil vor dem Mahdi zurückweicht, während es in Betschuanaland einen ausschlaggebenden Vortheil davonträgt. Daher ist das genannte Jahr dennoch ein Epochenjahr ersten Ranges. Die Vorgänge und Verhandlungen, die zum Erwerb Betschuanalands führten, gehören zu den dramatischsten und zugleich verwickeltesten der ganzen neueren Geschichte und sind nur leider bis jetzt höchst unvollkommen aufgeklärt.*) Der Erwerb, der gegen den Widerstand der britischen Kapkolonie, der Buren und des Deutschen Reiches vom Cabinet von St. James ausgeführt wurde, verhinderte als wirksamer Kiesel einen Zusammenschluß von Britisch- und Deutsch-Süd-

*) S. jedoch *Diplomaticus*, *Fortnightly Review*, Jahrg. 1899. *Diplomaticus* ist ein Fingo und parteiisch, jedoch von allen englischen Publizisten in Staatsdingen am Besten unterrichtet.

afrika. Man kann nach dem unvollkommenen, bis jetzt vorliegenden Material nicht umhin, zu urtheilen, daß Bismarck, der in Sachen Damaraland so ungemein wachsam und energisch war, in Sachen Betschuanaland, wo es sich um Sein oder Nichtsein eines transafrikanischen Großreiches handelte, sich von den Briten hat überrumpeln lassen. Leider gab er auch in der Angelegenheit der St. Luciabai nach, die uns von Osten aus nur noch weit vortheilhafter mit dem Transvaal verbunden hätte. Es ist bekannt, daß Bismarck mit einer gewissen Unlust in das Colonialgeschäft sich reizen ließ; auch war er wohl durch unsere damaligen afrikanischen Konsule, die meist im englischen Fahrwasser segelten und sonst zu wünschen ließen, nicht ausreichend informirt; ahnten doch selbst die wenigsten der britischen und der Rappolitiker die Bedeutung Betschuanalands, das den Engländern den Weg ins Innere erschloß und eine Verbindung Kap-Kairo zu ermöglichen schien. Immerhin gab es bereits 1873 Leute in Kimberley, die eine solche Verbindung forderten. Vorläufig ist nur erwiesen, daß Bismarck zwar an ein Bündniß mit den Buren, daß er an Betschuanaland und, von Rippert angeregt, sogar an Matabeleland dachte, daß er bereits das untere Sambesigebiet ins Auge faßte und in St. Lucia wirklich die deutsche Flagge hissen ließ, daß er aber von sämtlichen Punkten zurückwich und die Flagge wieder zurückzog. Das ist um so auffallender — immer nach dem bisherigen Material —, als damals durch Gordons Niederlage und Tod und den mit Rußland wegen Afghanistan drohenden Krieg England vollauf beschäftigt und geradezu in einer Zwangslage war. Dagegen wälzte beim Kongokongreß in Berlin Bismarck den Engländern mächtige Felsblöcke in den Weg und bewirkte, daß wenigstens die Straße durch das mittlere Afrika ihnen versperrt wurde. Ob der Kanzler bei seiner Schöpfung des Kongostaates bereits an die Möglichkeit, die jetzt am Horizont aufdämmert, eines engeren Anschlusses von Belgien an Deutschland gedacht hat, muß unentschieden bleiben.

Die Auftheilung Afrikas zeigt sehr deutlich, daß Eifersucht und Wett-eifer der Mächte ein wichtiger Faktor in der Ausbreitung der Europäer sind; ohne die scharfe Konkurrenz wäre die Auftheilung nie in so fliegender Eile erfolgt. Fünfzehn Jahre haben genügt, um mehr als die Hälfte des gewaltigen Kontinents an den Mann zu bringen. Aber auch, wo kein Nebenbuhler in nächster Nähe zu hurtigem Handeln antrieb, geschah die Ausbreitung schnell genug. Dreißig Jahre haben ausgereicht, um Turkestan russisch zu machen, woran sich ein zielbewußtes Vorschreiten im Pamir schloß. Dies hat dann allerdings doch wieder den Neid des Nebenbuhlers zu heller Flamme entfacht und hat unmittelbar das Vorschieben der englischen Grenze bis nach Makran (Belutschistan) und dem Hindukuh veranlaßt. Eben so hat in Siam das gespannte Verhältniß zwischen Frankreich und England zur Annexion

der Schanstaaten und des linken Melongufers geführt. In Ostasien vollends hat die Eifersucht der Mächte es fertig gebracht, binnen vier Jahren seit dem Zusammenbruch Chinas dieses Reich ohne Rest, allerdings rein theoretisch vorläufig, in Einflugsreise zu zerlegen.

Schließlich hat die europäische Kolonisation die subarktischen Gebiete in den letzten Jahren in Angriff genommen. Die großen sibirischen Flüsse Ob, Jenissei, Lena, Dseja wurden der Schifffahrt eröffnet und ihre Ufer bis hoch in den Norden hinauf für Ackerbau gewonnen. In Jakutsk unter fast 62° N. wird es im Juli noch bis zu 39° C. warm*), so daß Getreide gedeihen kann, und auf der Lena laufen neun Dampfer. Ähnlich entwickelt sich der untere Jenissei, der mit Glasgow und Hamburg in Verbindung steht, und die Murmanküste. In Kanada nähern sich die Bauerngüter immer mehr dem Polarkreise und Bahnen sind beschlossen und zum Theil schon ausgeführt worden, die die Hudsonbai mit Assiniboia, dem Nordwestterritorium und dem Kolumbiarevier verknüpfen und eine neue amerikanische Ueberlandbahn erstellen sollen. Den größten Zuzug unter den subarktischen Gegenden aber hat Alaska gehabt; doch muß es zweifelhaft bleiben, ob sich hier eine dauernde Ansiedelung ausgestalten wird.

Es erübrigt noch, kurz Südamerika zu erledigen, das in der jüngsten Zeit sich auch beträchtlich gehoben hat. Italiener, Deutsche, Briten, Polen, Russen, Iberer, Franzosen, Scandinaven sind in bedeutenden Massen nach Südamerika geströmt; namentlich ist die Bevölkerung Brasiliens und Argentiniens stark gewachsen. Das Indianergebiet verringert sich zusehends, doch überragt es in Brasilien noch immer fünf- bis sechsmal an Ausdehnung das Gebiet der Weißen. Im äußersten Süden beginnen die Weißen jetzt, im Innern Patagoniens Fuß zu fassen und die Falklandsinseln erträglich zu machen. Australien endlich hat zwar Einiges durch Coolgardie gewonnen, aber auch viel von seiner Bevölkerung durch Auswandern — zum Beispiel australische Sozialistkolonie in Paraguay — eingebüßt, so daß die Lage im Ganzen sich kaum veränderte und die zuversichtliche Prophezeiung begeisterter Australier, daß um 1930 die Bevölkerung 50 Millionen betragen werde, ihrer Erfüllung ferner ist denn je. Doch ist wenigstens Neuseeland, trotz schweren, selbstverschuldeten finanziellen Krisen, im Aufstreben begriffen, auch Neuguinea in erfreulicher Entwicklung.

Die Europäer haben Ursache, auf die letzten sechzig oder siebenzig Jahre zurückschauend, mit ihren Erfolgen zufrieden zu sein. Sie haben die halbe Welt besiedelt und von der anderen Hälfte gut drei Fünftel unterworfen. Es fehlt aber nicht an Elementen, die der westlichen Alleinherr-

*) Messung eines petersburger Akademikers.

schaft widerstreben. Japan hat sich ermannt und selbständig gemacht, China lehnt sich gegen westliche Bevormundung auf, im Islam gährt es, der Einfluß der orientalischen Kultur — japanische Kunst, Buddhismus und Theosophie, indische und türkische Sitten — ist wieder stark bei uns im Wachsen, die Schwarzen gewinnen das Uebergewicht in Westindien und den Südstaaten der Union; die Westmächte aber, deren Konflikt durch die beendete Theilung der Welt auf die Spitze getrieben wird, sind daran, einander zu vernichten. Das gefährlichste dieser Hemmungelemente ist das letzte: die eigene Uneinigkeit. Die Kriege um Kuba und um Südafrika sind bedenkliche Vorläufer größeren Unheils.

Jedenfalls aber hat das Vordringen der Europäer in der ozeanischen Zeit das Ergebnis gehabt, daß sechs Neu-Europas entstanden: das angelsächsische Nordamerika, das romanische Mittel- und Südamerika, das niedergermanische Südafrika, das angelsächsische Australien, das slavische Sibirien und das romanische Algerien. Der Schauplatz der Weltkultur und die Zahl abendländischer Kulturvölker war hierdurch verdoppelt. An innerem Werth ist durch ihre Ausbreitung die Gesamtkultur allerdings vorläufig kaum gestiegen, so wenig zuerst das Christenthum stieg, als es zu den halbbarbarischen Nordvölkern kam. Immerhin sind wenigstens in Amerika die Ansätze höherer Fortbildung, gelegentlich sogar das europäische Vorbild überragend, schon deutlich sichtbar. Ferner haben sich ganz neue Aussichten für Volksthum und Weltmacht, ganz neue Probleme und neue Lösungen eröffnet. Daher ist das Jahr 1776, in dem die Vereinigten Staaten zu Philadelphia ihre Unabhängigkeit erklärten, in dem zuerst ein westarisches Volksthum in Uebersee sich bewußt aufthat, für die ganze arische Welt das einschneidendste Epochenjahr gewesen. Ungefähr zur selben Zeit war in Südafrika ein aus den verschiedensten Elementen zusammengebrantes Volksthum einigermaßen hergestellt und begannen die Buren, sich als neue, eigenartige Nation zu fühlen. Im Jahre 1788 hob die europäische Besiedelung Australiens an und dämmerte zwei bis drei Menschenalter später das Bewußtsein australischer Besonderheit auf. Um 1820 machten sich die Romanen in Amerika frei; doch hat sich bei ihnen kein einheitliches Volksthum entwickelt, vielmehr scheint es, daß sie in vier bis fünf Nationalitäten (Chilenen, Argentinern, Brasilier, Mexikaner und etwa noch Peruaner) auseinanderfallen werden. Eben so ist bei den Spaniern, Juden, Italienern und Franzosen Nordafrikas noch keine Einheit zu verspüren. Dagegen sind die Sibirier, obwohl ebenfalls aus mindestens fünf Unterrassen zusammengeschweißt, zwar mehr oder weniger einheitlich, aber ihr Zusammenhang mit dem Mutterland ist zu stark, als daß sie, obwohl ihnen eine scharf ausgeprägte koloniale Sonderart nicht fehlt, als eigene Volkheit sich hätten loslösen können. Dr. Albrecht Wirth.

Nielsches Frauenfeindschaft.

Unter den zahlreichen Legenden, die sich an den Namen Nielsches kuppeln, ist eine der verbreitetsten, er sei ein arger Frauenverächter gewesen. Auch die Leute, die im Uebrigen darauf verzichten, ihn aus eigenen Studien kennen zu lernen, citiren mit Vorliebe den „grausamen“ Aphorismus: „Gehst Du zum Weibe? Vergiß die Peitsche nicht!“ und bedürfen fortan keines weiteren Zeugnisses. Ja, diesen schrecklichen Aphorismus giebt es wirklich und noch eine Reihe ähnlicher dazu; aber wie köstlich Nielsche selbst solche Einfälle parodirt, zum Beispiel in einem der wundervollen Tanzlieder, davon spricht Niemand. Nielsche hat in dem Tanzlied das Leben als die Geliebte aufgefaßt, mit der er sich in zärtlichem Spiel jagt und neckt:

Und jetzt fliehst Du mich wieder, Du süßer Wildfang und Undank!

O, sieh mich liegen, Du Uebermuth, und um Gnade flehn!
Gern möchte ich mit Dir lieblichere Pfade gehn!

Der Liebe Pfade durch stille, bunte Büsche —
Ober dort den See entlang — da schwimmen und tanzen Goldfische!

Du bist jetzt müde? Da drüben sind Schafe und Abendröthen —
Ist es nicht schön, zu schlafen, wenn Schäfer flöten?

Du bist so arg müde? Ich trage Dich hin, laß nur die Arme sinken —
Und hast Du Durst, ich hätte wohl Etwas —

Aber Dein Mund will es nicht trinken.

Oh, diese verfluchte, flinke, gelenke Schlange und Schlupfhege!
Wo bist Du hin?

Aber im Gesicht fühle ich von Deiner Hand zwei Tupsen und rothe Alege!

Ich bin es wahrlich müde, immer Dein schafichter Schäfer zu sein —
Du Hege, habe ich Dir bisher gesungen, so sollst Du mir schrein!

Nach dem Takt meiner Peitsche sollst Du mir tanzen und schrein —
Ich vergaß doch die Peitsche nicht? — Nein?

Da antwortet das Leben und hält sich dabei die zierlichen Ohren zu:

„Oh, Zarathustra, klatsche doch nicht so fürchterlich mit Deiner Peitsche —
Du weißt es ja, Lärm mordet die Gedanken
Und eben kommen mir so zärtliche Gedanken.“

Soll man sich danach im Ernst noch über die „Brutalität“ des Frauenfeindes Nielsche entrüsten? Dem, der es thäte, müßte jeder Sinn für Humor fehlen, für jene köstliche Geistesfreiheit, die auch mit den ernstesten Dingen sich zu spielen erlauben darf, die auch über die härtesten und schmerzlichsten Erlebnisse noch zu lächeln versteht. Und nur so können wir unseres Lebens Meister

werden und mit Nietzsche sagen: „Was uns das Leben verspricht, Das wollen wir dem Leben halten!“

Aber auch wir, die wir uns nicht über die „Brutalität“ des Frauenfeindes Nietzsche entsetzen, möchten zu verstehen suchen, warum er denn nie die große Leidenschaft erlebte, warum er nie „das Weib, von dem er Kinder mochte“, fand. Frau Förster-Nietzsche hat mit Recht einmal darauf hingewiesen, daß die Freundschaft in ihres Bruders Leben die Rolle gespielt und die tragischen Verwickelungen herbeigeführt hat, die sonst nur die Liebe hervorzurufen pflegt. Er selbst meint deshalb, daß die Freundschaft, so wie er sie verstand, doch mindestens solchen Anspruch darauf habe, dichterisch behandelt zu werden, wie die Liebe. „Sie habe ähnliche seelische Konflikte, — nur auf einer viel höheren Stufe“. Sicher kann man Nietzsche nur gerecht werden, wenn man alle Freuden und Leiden seiner Freundschaft mit Richard Wagner kennt. An den Freiherrn von Gersdorff schreibt er: „Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein anderer das Bild Dessen, was Schopenhauer das Genie nennt, mir offenbart. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solch erhabener Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle.“ Und an Erwin Rohde: „Was ich in Tribschen lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Aeschylus und Pindar leben noch, glaub' es nur.“ Und noch 1888, kurz vor seiner Erkrankung, schreibt er, der Verkehr mit Wagner sei seine tiefste und herzlichste Erholung im Leben gewesen. „Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben.“ Als dann auf die „Insel der Seligen“, auf Tribschen, die Tage von Bayreuth folgten, als Nietzsche sich seiner eigenen Lebensaufgabe immer bewußter wurde und zugleich mit tiefem Schmerz erleben mußte, daß man ihn bei Wagner nicht als Den, der er war, sondern vor Allem als eifrigen, begeisterten Wagner-Apostel schätzte, als Wagner selbst sich von Siegfrieds Heldengefinnung zu einer Art von mystischem Katholizismus zurückentwickelte, da war es nicht nur die unüberbrückbare Kluft zwischen ihren Anschauungen und das verletzte Selbstgefühl: fast mehr noch schmerzte ihn, daß der Mensch Wagner sich nicht als so groß erwies, wie er ihn in überschwänglicher Begeisterung sich geträumt hatte.

Jahre lang hat Nietzsche an dieser Freundschaft, an dieser Entfremdung gelitten, mit einer Intensität, von der sich die meisten Menschen wohl kaum eine Vorstellung machen. Er sagt einmal, es bestimme beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können. Der Gefahr dieser Sensibilität war er sich voll bewußt; in einem Brief an Malwida von Meyenburg sagt er: „Das Geheimniß aller Genesung für uns ist: eine gewisse

Härte der Haut wegen der großen inneren Verwundbarkeit und Leidenschaftlichkeit zu bekommen.“ Daß bei einem so völligen Ausleben des Freundschaftsgefühles die Liebe zu kurz kommen mußte, ist begreiflich. Daß Nietzsche in seiner Jugend als Schopenhauer-Jünger schreckliche Reden gegen die „Weiber“ hielt, in Wahrheit aber von zartester Rücksicht, von fast feierlicher Frauenverehrung war, hat schon seine Schwester in der Biographie erzählt.

Während er die schmerzliche Enttäuschung von Bayreuth erlitt, lernte er eine junge Französin kennen und schrieb ihr dann Briefe von zarter, melancholischer Poesie. Wer sie liest, muß glauben, daß Nietzsche nur mit seiner Seele liebte, daß die Liebe bei ihm sich jedes sinnlichen Elementes entkleidete. Was an wohlthuerender und tröstlicher Süßigkeit, an zartem Reiz in der Freundschaft einer Frau liegen kann, Das hat er auszukosten gewußt. Die Frauen, mit denen er in freundschaftlichen Beziehungen stand, haben nie Etwas von „Weiberhaß“ oder „Verachtung“ an ihm bemerkt und auch in seinen Schriften findet man bis zum Jahre 1882 kaum ein Wort, das darauf schließen ließe. Im Gegentheil wünschte er sich 1874, wie er an Malwida von Meysenbug schreibt, nur noch „ein liebes Weib“, um dann alle seine Lebenswünsche als erfüllt anzusehen. Erst von 1875 an stand er, wie seine Schwester erzählt, dem Gedanken an eine Heirath skeptisch gegenüber; dazu mag seine Krankheit nicht wenig beigetragen haben. Erst von jener Zeit an spürt man in seinen Werken die bitteren Feindseligkeiten gegen die Frauen; besonders gegen bedeutende Frauen findet man Ausfälle, die ihm den Namen eines „Frauenfeindes“ verschafft haben. In diesen Aphorismen scheint es oft, als ob er jede bedeutende Frau — auch der Vergangenheit, wie Madame Roland, George Elliot, Madame de Stael, George Sand — als eine persönliche Feindin betrachte, so daß auch Frau Förster Nietzsche seine harten und übertriebenen Ausdrücke nur als Reaktion gegen Uebertreibungen auf der Seite moderner Frauen zu erklären weiß. Daneben aber hat auch dieser subjektivste aller Philosophen so ernste, wundervolle Worte über Lieb und Ehe gesprochen, daß wir froh sein dürften, wenn alle Männer solche „Frauenfeinde“ wären.

Nietzsche, der in der „heiligen Fabel von Jesu“ das Martyrium des Wissens um die Liebe vermuthet, der so intensiv zu leiden vermochte, hatte seiner ganzen Wesensart nach ein tiefes Verständniß für die weibliche Seele. Er durfte auch sagen, daß das Weib oberflächlicher sei als der Mann, und es ist kein Wunder, daß er so häufig dem Manne das Gemüth, die tiefen, starken Antriebe zuspricht und der Frau den Verstand; denn der Mann, von dem er sprach, war er selbst.

In „Menschliches, Allzumenschliches“ finden wir das große Wort: „Das vollkommene Weib ist ein viel höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann, — freilich auch viel seltener.“ Da spricht er auch von

den „edlen, freigesinnten Frauen, die die Hebung ihres Geschlechtes erstreben“, und rath den Frauen, eine Wissenschaft methodisch zu lernen. Er ist gegen Mädchen-Gymnasien, weil ihm das Gymnasium, so wie es heute ist, auch für die Knaben schädlich scheint, da es jede Eigenart ersticke und die Schüler zu traurigen Abbildern ihrer Lehrer mache. Er findet, als von den Fehlern der Frau die Rede ist, das tiefe Wort: „Man muß die Männer besser erziehen!“ Und wenn er die Frau von heute schilt: „Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig!“, so liegt in dem kleinen Wörtchen „noch“ Alles eingeschlossen, was wir verlangen können: „Allzu lange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann verfleckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig. Es kennt nur die Liebe. Aber sagt mir, Ihr Männer: wer von Euch ist denn fähig zur Freundschaft?“ Das ist, was Alle, die der Frau helfen wollen, ein, höherer Mensch zu werden, auch empfunden haben: daher ja unser Bestreben, sie der Freundschaft fähig zu machen.

Nietzsche träumt zuweilen, es gebe Frauen mit hohen, heldenhaften, königlichen Seelen, bereit zu den großartigsten Entschliefungen und Aufopferungen. Er empört sich dagegen, daß sich ein „Heiliger und eine Gans paaren.“ Das schöne Gesicht einer geistlosen Frau hat für ihn etwas Maskenhaftes. Aber vor allen Dingen müssen wir ihm dafür dankbar sein, daß er die alte asketische Moral der Kirchenväter, die in der Liebe der Geschlechter zu einander etwas Sündhaftes und im Weibe etwas Niedriges, Unreines erblickte, daß er diese lebenverneinende Moral durch seine stolze, lebenbejahende ersetzte, die Menschen dadurch vom bösen Gewissen befreit und ihre Liebe geheiligt hat. Er will nicht die Leidenschaften, die Instinkte austrotten — Das hieße ja, das Leben an der Wurzel angreifen —, sondern er fragt immer: „Wie verschönt, wie vergoldet, wie vergöttlicht man eine Begierde?“ Und so hat er denn oft unsere „vergeistigte Sinnlichkeit“, unsere „Liebe“ der „Freundschaft“ des Alterthums entgegengestellt und sie als den schönsten Sieg über die Askese des Christenthums bezeichnet. Die „Liebe als Passion“ gehört ihm zur aristokratischen Empfindungsweise.

Wer mit ihm auf dem Boden der neuen Weltanschauung steht, Der wird auch verstehen, daß ihm die leibliche Tüchtigkeit bei Mann und Weib von höchster Bedeutung ist. Sein Ideal hat er mit den Worten angedeutet: „So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den Einen, gebärtüchtig das Andere; beide aber tanztüchtig mit Kopf und Weinen.“ Was heißt denn nun „tanztüchtig“, aus der Sprache Zarathustras in die des Lebens übersetzt? Für den Mann: ein Mensch hoher, heller, daseinsfroher Kultur zu sein. Das fordert Nietzsche für beide Geschlechter: können wir mehr verlangen? Wie ernst er die Ehefrage behandelt wissen wollte, zeigt am Besten das Kapitel von „Kind und Ehe“ im Zarathustra.

„Du bist jung und wünschest Dir Kind und Ehe. Aber ich frage Dich: bist Du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist Du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter Deiner Sinne, der Herr Deiner Tugenden? Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf! Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ueber Euch hinaus sollt Ihr einst lieben. So lernt erst lieben! Bitterniß ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Uebermenschen. Sprich, mein Bruder, ist Dies Dein Wille zur Ehe? Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe.“

Aber auch die Freundschaft scheint ihm ein anderes Mal eine wünschenswerthe Grundlage der Ehe: „Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein, unser eigenes Ideal durch ein anderes Ideal zu stärken; wir sollten das Ideal des Anderen auch sehen, — und von ihm aus unseres.“

„In Eurer Liebe sei Tapferkeit! Mit Eurer Liebe sollt Ihr auf Den losgehen, der Euch Furcht einflößt. In Eurer Liebe sei Eure Ehre. Und Dies sei Eure Ehre: immer mehr zu lieben, als Ihr geliebt werdet — und nie die Zweiten zu sein . . . Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es liebt; da bringt es jedes Opfer, — und jedes andere Ding gilt ihm ohne Werth. Das Glück des Mannes heißt: Ich will! Das Glück des Weibes heißt: Er will. ‚Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen!‘ Also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.“

Freilich hat Nietzsche die Frauen hier nur in ihrer Beziehung zum Mann und zum Kind gesagt; er hat es uns überlassen, selbst die Lücke auszufüllen, die er ließ. Mag das Glück der Frau, insofern sie Weib ist, auch heißen: „Er will!“ Insofern sie Persönlichkeit ist, heißt es auch für sie: „Ich will!“ Unser Problem ist eben, das unvereinbar Scheinende zu vereinen: ein freier Mensch, eine eigene Persönlichkeit und ein liebendes Weib zugleich zu sein. Denn eine absolute Unterordnung wäre ja doch nur möglich, wenn der Mann wirklich ein absolut Uebergeordneter, ein „Gott“ wäre. Wo sich aber, bei dem erwachten Persönlichkeitsgefühl der Frau, dieser alte liebliche Traum nicht mehr im Tageslicht festhalten läßt — welche liebende Frau hätte es nicht zuerst versucht! —, da sind wir dann mitten in der Tragoedie, „welche zerreißt, indem sie entzündet“. Sicher wird es im Leben einer modernen Frau Stunden geben, wo ihr der Preis, den sie für die neue Entwicklung zahlen soll, gar zu hoch erscheint, wo sie mit Penthesilea sprechen möchte: „Ich sage vom Gesetz der Frau mich los“, um in alter Weise dem Manne zu folgen. Doch das Alte, das Tote läßt sich nicht wieder lebendig machen. Wir müssen neue Formen, neue Gefühle für neue Menschen zu schaffen suchen. Und nicht mehr in absoluter Unterordnung werden wir unser Glück finden. Denn nicht zur Unterdrückung auf der einen, zu Neid und Haß auf der anderen Seite: zur Freude an und mit einander sind Mann und Weib da; und dann gilt auch Nietzsches feines Wort: „Nur wer Mannes genug ist, Der wird im Weibe das Weib erlösen.“

Wird also Nietzsche auch nicht allen Entwicklungszielen der Frau in dem Maße gerecht, wie wir es wünschen möchten, so wäre es doch ein Zeichen engen, unfreien Geistes von uns, ihn deshalb abzulehnen und uns so selbst um die hohen, unvergleichlichen Schönheiten seiner Werke zu bringen. So viel weltfremde Theorie in manchen seiner Aussprüche über die Frauen stehen mag: auch von ihm gilt, was er selbst von Zarathustra sagt: „Seltsam ist's; Zarathustra kennt wenig die Weiber und dennoch hat er über sie Recht. Geschieht Das deshalb, weil beim Weibe kein Ding unmöglich ist?“

München.

Helene Stöcker.



Der neue Strindberg.

Priester waren die ersten Dichter. Werden wir es jetzt erleben, daß aus den Dichtern Priester werden? Wieder regt sich religiöses Bedürfnis. Einige kehren zum alten Glauben zurück; Andere, wie die Brüder Hart, die einst viel für das Erstehen einer modernen Kunst thaten, mühen sich nun um das Erstehen eines neuen Glaubens. Es scheint, als empfänden die Menschen unserer Tage lebhafter als bisher eine innere Zusammengehörigkeit von Schönheit und Güte, von Aesthetik und Ethik, als solle das alte Wort *καλοκαγαθία* wieder einen Sinn erhalten. Wie einst Theater und Gottesdienst mit einander verschmolzen waren, so werden auch heute wieder Werke geschaffen, in denen sich das Drama unmerklich beinahe zum Kult wandelt.

Wer sich der Götter Haß zugezogen, gerieth in die Gewalt Ates und den in Verblendung und Vermessenheit begangenen Thaten folgte die Vergeltung. Ate, Hybris, Nemesis waren lenkende Mächte des antiken Trauerspiels. Ein unentrinnbares Fatum hielt Geschlechter und Individuen umklammert. Dann hatte die deutsche Literatur ihre Tragoedien mit dem romantisch umgemodelten Schicksalsbegriff. Schicksalskomödien aber gab es bisher nicht; die Schöpfung dieser neuen dramatischen Gattung war August Strindberg vorbehalten. Auch bei ihm lehren die Wörter Gott, Hybris, Nemesis wieder. Doch sie haben einen anderen Inhalt. Der heutige Strindberg schlägt als Autor unbegangene Wege ein; mit Erstaunen gewahrt man eine neue Aesthetik in seinen neuen Dramen. Eine Aesthetik, die ohne seine neue Theologie unverstänlich bleiben muß.

Oft schon ist aus Saulus Paulus geworden; selten vollzog dieser Vorgang sich unter so interessanten Formen wie bei dem Verfasser von *Antibarbarus* und *Sylva sylvarum*. „Jung, war ich aufrichtig fromm; und Ihr“ — ruft er „den Mächten“ zu — „habt mich zum Freidenker gemacht. Aus dem Freidenker habt Ihr mich zum Atheisten gemacht, aus dem Atheisten zum Gottesfürchtigen.“ Will man seine Wandlung verfolgen und verstehen, wie aus dem Vorkämpfer für Gewissensfreiheit und Recht der Persönlichkeit gegen Milder- und Temperenzlerthum, aus dem „Verführer der skandinavischen Jugend“ ein zerknirschter Gottesbekenner wurde, so lese man seine Beichten „Inferno“ und „Legenden“.

Wie manchen Anderen, hatte ihn die moderne Wissenschaft zum Atheismus geführt. Wozu einen Gott annehmen, wenn man Werden und Vergehen, Evolution und Revolution durch Naturgesetze zu erklären vermag? Die Menschheit in ihrer ersten Jugend, das Volk in seiner durch Priester künstlich erhaltenen Blindheit mußte freilich an das Walten höherer, unsichtbarer Mächte glauben, um den Mängeln seiner Erkenntniß vom Kausalnegus abzuhelfen. Und nun hatte es die Naturwissenschaft so herrlich weit gebracht; in ihrer Weltordnung war für Gott kein Platz mehr. Wie Uranos von Kronos, Kronos von Zeus entthront wurde, wie Christus im Olymp erschien, um der Herrschaft der Heidengötter ein Ende zu bereiten, so versuchten die Männer der Wissenschaft nun einen neuen Staatsstreich. Der Thurmbau von Babel, der Ansturm der Giganten sollte mit besserem Erfolge wiederholt werden.

Eine Zeit lang lächelte ihnen der Sieg. Immer leerer wurden die Bethäuser, immer voller die Hörsäle. Doch schon damals wollte der Skeptiker Strindberg nicht durchaus auf die Axiome dieser modernen Lehre schwören, die selbst so fatale Ähnlichkeit mit Glaubensdogmen hatten, also mit Etwas, das gerade endgiltig überwunden sein sollte. An die Stelle der alleinseligmachenden Kirche war die alleinseligmachende Wissenschaft getreten. „Das große Ereigniß der pariser Saison war die Parole Brunetiers vom Bankrott der Wissenschaft. Seit meiner Kindheit in die Naturwissenschaften eingeweiht, später Anhänger Darwins, hatte ich das Ungenügende jener wissenschaftlichen Methode entdeckt, die die Mechanisation der Welt behauptete, ohne einen Mechanikus gelten lassen zu wollen . . . Wir haben alle Probleme gelöst: die Welt hat keine Räthsel mehr. Diese dünnliche Lüge hatte mich schon um 1880 gereizt und ich hatte während der nun folgenden fünfzehn Jahre eine Revision der Naturwissenschaften unternommen.“

Dem mittelalterlichen Faust, wie ihn Goethe gestaltet, könnte man Strindberg als modernen Faust-Typus an die Seite stellen. Ein Faust, der mit dem Leben wie mit der Wissenschaft fertig ist: „Das Kühnste, was ich gewünscht und geträumt, hatte ich gehabt. Der Schande wie der Ehre, des Genusses wie der Leiden satt, fragte ich mich: Was nun? . . . Es gab also nichts mehr auf dieser Welt zu thun; und ich beschloß, als unnütz, vom Schauplatz abzutreten.“ Schon ist er dem Tode durch Kohlenstoffgase nah; da meinte er, die Stimme einer alten Frau zu hören: „So glaube doch nicht daran, mein Kind! . . . Und ich habe nicht mehr daran geglaubt, daß das Weltgeheimniß entschleiert sei, sondern habe manchmal . . . angefangen, über die große Unordnung nachzudenken, um zuletzt in ihr einen unbegrenzten Zusammenhang zu entdecken.“

Dem Triebe nach Wahrheit hatte Strindberg Alles geopfert: Gesundheit, Lebensstellung, endlich, als Ehe und Wissenschaft mit einander in Konflikt geriethen, sogar Weib und Kind. Er schloß sich nicht, wie Faust, in eine räucherige Studirstube; er lebte das Leben des modernen Menschen, kostete alle Genüsse, litt alle Qualen, lernte alle Höhen und Tiefen kennen. Oft dicht am Ziele seiner Forschungen, sieht er sich immer wieder zurückgeworfen. Und zuletzt ergreift ihn der Gedanke, daß es höhere Mächte sind, die sich mit ihm beschäftigen, in sein Geschick eingreifen. Er hat Erlebnisse, die ihm das von E. T. A. Hoffmann oder von Maupassant im *Horla* Erzählte glaubhaft erscheinen lassen. Er sieht

Wirkungen, ohne daß ihm die Wissenschaft eine Erklärung dafür böte, — die Wissenschaft, die sich nur mit den Erscheinungen der realen Welt befaßt und die irrealen leugnet. So wird er langsam, unwiderstehlich zu einer Art Religion geführt; diese ist „eher ein Seelenzustand als eine auf Theorien gegründete Meinung, ein Gemisch von mehr oder weniger zu Begriffen verdichteten Empfindungen.“ Anfangs glaubt er sich unschuldig verfolgt; dann aber stellt er durch Beobachtungen — die Beobachtungen eines krankhaft Ueberreizten — fest, daß nach gewissen Handlungen und Reden gewisse üble Folgen für ihn eintreten. „Die Mächte“ wollen ihn erziehen, ihn läutern. Neben der realen Welt giebt es noch eine wichtigere, irrealen.

Er macht die Entdeckung, daß nicht nur er vom transszendentalen Drange erfaßt ist; eine neue Zeit bricht an, die Gemüther werden reif für einen neuen Gott. „Der Okkultismus hat seine Rolle gespielt, indem er die Wunder und die Dämonologie wissenschaftlich erklärte. Die Theosophie, die Vorläuferin der Religion, hat ausgelebt, nachdem sie die Weltordnung, die straft und belohnt, wieder errichtet hat . . . Der Buddhismus des jungen Frankreich hat den Verzicht auf die Welt proklamirt und den Kultus des Leidens, der geraden Weges nach Golgatha führt.“ Erst spät fällt Strindberg Huxsmans' En route in die Hände, das Bekenntniß eines Okkultisten. Warum nicht früher? „Weil es nothwendig war, daß zwei analoge Geschehnisse sich parallel entwickelten, damit das eine durch das andere gestärkt werden könnte.“

Strindberg lehnt den Protestantismus, in dem er erzogen ist, ab und bekennt sich zum Katholizismus. Und doch ist er kein rechter Katholik; er läßt sich überhaupt in keine der verschiedenen Sekten einordnen. Ohne Okkultist, Rosenkreuzer, Theosoph oder Spiritist zu sein, hat er Einiges mit Allen gemeinsam. Er glaubt an Dämonen, unsichtbare Mächte, Geister, die von Gott die Mission haben, den Menschen zu verwirren und zu strafen, aber auch, ihn zu warnen und zu bessern. „Der Mensch büßt oft scheinbar unschuldig; dann sühnt er Sünden, die er in einem früheren Leben begangen hat.“ Den Frieden giebt nur Gehorsam und völlige Demüthigung vor den Unsichtbaren, Aufgabe jedes Versuches einer Rechtfertigung, jeder Auflehnung. Sünde ist Unmäßigkeit in Genüssen, besonders alkoholischen; weltlicher Sinn, wie er sich in der Annahme äußerer Ehrungen bethätigt; Ueberhebung bei wissenschaftlichen Erfolgen; Pharisäerthum und seelischer Hochmuth; Forschen in Dingen, die nach dem Willen der Mächte geheim zu bleiben bestimmt sind.

Der Teufel kommt in dem neuen Glauben zu neuem Ansehen, nachdem er lange lächerlich gemacht und geleugnet wurde. Es giebt böse Geister als Werkzeuge des Guten, Strafer und Erzieher im Dienste der Vorsehung, der unbekannteren Mächte, der unsichtbaren Hand. Wir büßen unsere in dieser und in vorigen Existenzen begangenen Sünden schon hienieden; das irdische Leben selbst wird dem Schuldigen zur Hölle.

Wie Vergil Dantes Führer durch das in mittelalterlichem Geiste erschaute Inferno, so ist Swedenborg, ein schon fast unbekannter schwedischer Autor des achtzehnten Jahrhunderts, der Führer Strindbergs durch die Erden-Hölle des modernen Büßers. Zur Beatrice wird ein unschuldiges kleines Mädchen, Strindbergs Kind. Die Schilderung der Strafen bei Swedenborg erinnert ihn nicht

nur an Dante, auch an die griechische, römische, ja, die germanische Mythologie und bringt ihn zu der Annahme, „daß die Mächte sich immer ungefähr gleichartiger Mittel zur Verwirklichung ihrer Absichten bedient haben,“ — Das heißt: zur Vervollkommnung des menschlichen Typus, der Erzielung des höheren, des „Uebermenschen“.

Das ist Strindbergs neuer Glaube, der mit dem alten nichts gemein hat als das theologische Gewand, die traditionelle Terminologie. Dieser Glaube war nicht möglich ohne die vorangegangene Periode wissenschaftlichen Aufschwunges. So wenig wie unsere Neuromantiker in ihren Kunstbestrebungen mit den Friedrich Schlegel, Adam Heinrich Müller, Zacharias Werner und Clemens Brentano zusammengeworfen werden dürfen, eben so wenig geht es an, ihren religiösen Drang mit der Bekehrung jener „Rezer“ zum Katholizismus in eine Linie zu stellen. Die deutschen Romantiker jener Tage zimmerten Schicksalstragoedien, ohne sich viel um die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge, die Psychologie der Personen zu bekümmern; August Strindberg verstößt seltener gegen die Anforderungen moderner Technik, obwohl es bei ihm nicht an Naivetäten fehlt; er hat in der Schule des Naturalismus gelernt. Durch Neußerlichkeiten darf man sich nicht zu voreiligen Schlüssen verleiten lassen. Wenn in seinem *Mysterium „Advent“* das Nichtheil an der Wand sich rührt, ist man versucht, an das Schicksalsmesser im „Bierundzwanzigsten Februar“ Werners zu denken. Strindberg kennt die deutschen Romantiker; doch ihm ist das Schicksal nicht die Verkettung blind wüthender Zufälle, sondern ein planmäßiges Walten der höheren Mächte zu ethischen Zwecken.

Nichts Merkwürdiges ist an den äußeren Vorgängen der Komödie „Rausch“ zu entdecken. Ein dramatischer Schriftsteller hat nach langem Ringen endlich mit einem Stück Erfolg, wird mit einem Schlag berühmt, verläßt seine Geliebte und sein Kind um einer Andern willen, die er dem Freunde abspänstig macht. Das Kind stirbt; er geräth in den Verdacht, es aus dem Wege geräumt zu haben, und stürzt dadurch von der Höhe des Glückes in den Abgrund des Elends, bis seine Unschuld an den Tag kommt. Banaler könnte die „Handlung“ kaum sein. Dem Dichter liegt aber auch nichts daran, etwa nach Art der Naturalisten einen beliebigen Ausschnitt aus der Realität zu gestalten: seine Absichten gehen auf das dahinter Verborgene, das Transszendentale. Die Neußerlichkeiten der Sinnenwelt genügen nicht mehr als Objekt künstlerischen Erfassens; wieder erwacht die Sehnsucht, in die Reiche des nie Geschauten, nie Gehörten, ins Dämmer des Unbewußten, nur Geahnten einzudringen. Unter Strindbergs Hand wandelt sich das Gewöhnliche zum Außerordentlichen, die platte Alltäglichkeit zum seltenen Ereigniß, das dem nüchtern-gesunden Menschenverstand Zugängliche zum Mystisch-Okkultistischen. Seine Figuren handeln nicht ausschließlich unter dem Zwange ihrer Eigenart und des Milieus; sie haben einen freien Willen, sind Verführungen ausgesetzt, denen sie unterliegen oder widerstehen. Sie sind nicht Sklaven der Naturgesetze, doch auch nicht weltentrückte Schemen, sondern Menschen mit starken Trieben und Leidenschaften. In ihren Adern strömt lebendiges Blut, das Blut ihres Schöpfers.

Die Personen in der Komödie „Rausch“ fehlen und büßen. Sie lernen den wahren Sinn des Lebens deuten, erkennen nach und nach, daß die täglichen

Ereignisse nichts Anderes sind als Zeichen, deren sich zu ihrer Läuterung die unsichtbaren Gewalten bedienen; sie lernen diese Zeichen mit Mühe und unter Schmerzen verstehen. „Vom Leiden durch Wissen zur Buße.“ Die irreführenden Dämonen werfen dem armen, unbekanntem Maurice Erfolg, Ruhm, Reichthum als Köder hin, verleiten ihn zu seelischem Hochmuth, zur Vermessenheit, Hybris. Vergebens warnt ihn eine Ahnung: „Das ist das Glück, das seine Nichtigkeit kennt oder das Unglück erwartet.“ Vergebens hat Adolphe, der Freund, die eigene Geliebte von Maurice ferngehalten; vergebens sucht Dieser im dunklen Vorgefühl seines Schicksals Henriette auszuweichen: sie müssen einander treffen, sie werden „zusammengetrieben wie Wildpret im Jagdnetz.“ Und kaum erblickt er sie, so ergreift ihn der Sturm der Leidenschaft: „Ich sah sie nicht, denn es war, als flöge sie mir in die Arme, käme mir so nah, daß ich sie nicht ins Auge fassen konnte. Und sie ließ eine Spur hinter sich in der Luft; ich sehe sie ja noch, wie sie dort steht . . . au! (macht eine Geste als ob er sich in den Finger stäche) sie hat ja Nadeln am Schnürleib. Die sticht! . . . Denken Sie: wie sie durch die Thür hinausgeschlich, entstand ein kleiner Wirbelwind der mich mitzog . . . Lachen Sie nur . . . Aber Sie können sehen, wie sich die Palme dort auf dem Buffet noch bewegt! Es war ein Satansweib!“

Den verlockenden Dämonen folgen strafende. Maurice ist schuldig der Untreue am Freunde, an der Geliebten, schuldig der Ueberhebung und namentlich schuldig, weil er einen Augenblick sein Kind aus dem Leben gewünscht hat. Seine Strafe besteht darin, daß er, der einen Gedankenmord begangen, des tatsächlichen Mordes schuldig erscheint. Alle Umstände verketten sich, legen sich wie Schlingen um seinen Hals; der Indizienbeweis droht ihn zu vernichten. Aus dem umschmeichelten Liebling des Publikums wird der wie ein Aussätziger gemiedene Verbrecher. Die Mächte lösen das Netz erst wieder, als er durch seelische Martern hinreichend gezüchtigt ist.

Wie Strindberg selbst, sind seine Menschen von krankhaft gesteigerter Sensibilität. Wie Maurice sich an Henriettes Taille zu stechen glaubt, so fühlt Henriette in der Crémérie den Haß der Wirthin, der sie „krazt“. Ein Erwarteter, Adolphe, scheint den beiden Anderen als Gespenst auf dem für ihn bestimmten Stuhle zu sitzen; man stößt an sein Glas und trinkt ihm zu; man wirft es vom Tisch: eine symbolische Vernichtung des Abwesenden. Nach dem Opfer des Freundes will Henriette — Astarte, wie Maurice sie nennt — das der ersten Geliebten: sie wirft — wieder eine symbolische Handlung — das Geschenk, das Maurice von Jener empfangen hat, in den Kamin. Maurice ruft, von Henriette in ihren Mantel gehüllt, aus: „Es ist, als wäre ich in Deiner Haut, als hätte sich mein vom Wachen aufgelöster Körper in Deine Form gegossen; ich fühle, wie ich umgeschmolzen werde; aber ich bekomme auch eine neue Seele, neue Gedanken.“ Henriette ist nicht böser als die Anderen, ist es vielleicht weniger. Sie ist nur Werkzeug der Mächte, doch kein schuldloses, denn sie büßt eigene Sünden: Geißel und Delinquentin zugleich. Während sie und Maurice sich auflehnen, mit den Mächten hadern, bis ihr Troß gebrochen ist, hat Adolphe, der von Beiden Betrogene, schon eine weitere Station auf dem Leidenswege erreicht. Er, der milde, immer vergebende „Ideal Mensch“, weiß: „ . . . Keiner ist ein wirklich guter Mensch, der nichts verbrochen hat . . . Denn um verzeihen zu können, muß

man selbst der Verzeihung bedurft haben.“ Er demüthigt sich freiwillig unter konsequenter Ablehnung äußerer Ehren. Und auch Maurice gelangt zu dem Schluß: „Die Ehre ist Schein, Gold trodenes Laub, Weiber Rauschgetränk.“ Er und Henriette gerathen bis hart an die Grenze Dessen, was die Psychiater „Verfolgungswahn“ nennen. Strindberg kennt diesen Zustand, schildert ihn aus eigener Erfahrung im „Inferno“; und auch in seiner neuen Komödie, die in Stoff und Inhalt wie eine Inferno-Episode erscheint, werden Viele pathologische Symptome zu entdecken meinen.

Zwei Tage nur hat Maurice gelitten, dann sieht er sich unvermuthet rehabilitirt. Nicht etwa, weil der Ausgang ein „guter“, nicht tragischer ist, heißt das Stück „Komödie“; über solche ästhetische Kindereien ist Strindberg hinaus. In seinem *Mysterium De creatione et sententia vera mundi* sagt Gott zu den Engeln von den Menschen, die er schafft: sie „sollen sich Götter dünken wie wir und ihre Kämpfe und Ueberhebungen sollen in uns vortreffliche Zuschauer finden. Die Welt der Narrheit sei ihr Name.“ Und im „Inferno“ heißt es: „Ei, was die Götter doch mit uns Sterblichen Spaß und Spiel haben! Und darum können auch wir bewußten Spötter in den gequältesten Augenblicken unseres Lebens so lachen!“ In den gequältesten Augenblicken! Nur ein Publikum von Göttern kann beim Anblick der irdischen Narretheien nur den Spaß der Sache empfinden. Ein Lachen geht durch Strindbergs Komödie, doch ein gequältes, feins, das uns völlig befreit, uns über Erdenleid und Erdenhorheit hinweghebt. Vielleicht lernt der Dichter künftig auch dieses Lachen noch.

Denn die neueste Phase in Strindbergs Entwicklung ist kaum die letzte. Er selbst möchte, als er wieder fromm wurde, nicht daran glauben, daß die „Mächte“ ihm Dies als endgiltigen Abschluß bestimmt hätten. Aus tiefer Selbsterkenntniß scheint er zu schöpfen, wenn er ihnen zuruft: „Alles, was ich prophezeit habe, habt Ihr für nichtig erklärt! Und werde ich wieder fromm, so bin ich sicher, daß Ihr in zehn Jahren auch die Religion widerlegt habt.“ In diesem merkwürdigen Manne scheint Alles in beständigem Flusse begriffen. Wie eine auf der Thurmzinne aufgestellte Harfe, vibriert seine Seele bald beim leisesten Hauch, bald klingt sie, vom Sturm geschlagen, in mächtigen Tönen. Strindberg ist noch nicht am Ende. Wie aber auch sein nächstes Werk beschaffen sein mag: immer wird es Strindberg sein, der sein Innerstes ehrlich enthüllt.

Breslau.

Dr. Richard Wendtner.



Sonne.

Das neue Leben liegt hell auf den Straßen und blickt in alle Fenster. Der Himmel ist blau, über uns ganz dunkelblau, gegen den Horizont heller abgetönt. Wo nur ein Baum steht, zwitschern die Spazier; wo nur eine Pfäfe ist, fällt ein Kind hinein, dem ein Freudensprung mißglückt. Alles ist, wie es sein soll, im Frühling.

Wenn sich Kinder freuen, ist Grund zur Freude. Wir, die wir immer angstvoll in das Dunkel künftiger Tage schauen und immer im Bann Dessen stehen, was längst nicht mehr ist, wir können nicht mehr erkennen, wann Grund zur Freude ist. Unsere Freuden sind konventionell, wir wissen, wann wir uns freuen müssen und wann wir es nicht dürfen. Wir sind voll Klugheit und Ueberlegung und stolz auf unseren Verstand. Deshalb lächeln wir über die Kinder und ihre Freuden und sollten uns doch andächtig zu ihnen setzen, um von ihnen zu lernen. Ein Kind, das in einer Pfütze liegt, steht wieder auf und jubelt. Wie kindsdumm ist Das! Und doch wie weise! Ihm vermag ein Mißgeschick nicht die große wilde Freude über die Sonne zu stören. Seine Seele weiß nichts von einem Mißgeschick und sein Verstand ist noch zu klein, um es zu begreifen. Wir sind Sklaven unseres Verstandes; wir schämen uns unserer Seele und verleugnen und fälschen sie, wo wir können.

Ein junges Ehepaar tritt zur Thür hinaus und geht langsam die große, breite Straße hinunter. Zuerst reden Beide nichts und scheinen Etwas wie Berlegenheit zu fühlen. Der erste Frühlingstag: man kommt zu leicht dazu, Banales zu sagen. Ihr lag auf der Zunge: „Wie wunderbar!“ Aber sie dachte, wie viele Menschen heute wohl zur Thür hinaustreten mochten und „Wie wunderbar!“ sagen. Ob es nicht wenigstens eine feinere Nuance gäbe?

In ihr klang es und sang es: „Wie wunderbar“!...

Sie versuchte sich in eine ihr befreundete Dame hineinzuversetzen, die den Ruf hatte, sehr sensitiv zu sein. Würde Die ernst sein oder lächeln? Die würde vielleicht ernst sein und sagen: „O wäre ich allein im Walde!“ Oder sie würde lächeln und sagen: „Heute möchte ich auf den Wellen liegen und die Sonne trinken.“

Ging Das? Sie warf einen Seitenblick auf ihren Mann und sah, daß er die Augen halb zugekniffen und die Lippen mißvergnügt eingezogen hatte.

„Die Sonne blendet furchtbar, nicht?“ sagt sie und hält sich die Hand schützend vor die Augen. In ihr aber klang es und sang es: „Wie wunderbar!“

„Ja, geradezu unangenehm“, antwortet er wie erlöst. „Das soll nun schön sein! Diese ererbten Begriffe von Schönheit! An einem Winterabend an den Frühling zu denken, hat etwas Pikantes. Die schlafende Natur regt sich traumhaft, erwacht voll Staunen. Aber in der Nähe!... Mein Gott! Diese stahlharte Sonne, die scharf in Alles hineindringt, was sie bescheint, Alles auseinanderreißt, förmlich sezirt und aus einem großen Bild hunderttausend kleine macht! Hast Du etwa den Eindruck, daß dort zwei Damen spazieren fahren? Ich nicht. Ich sehe zwei Pferde mit großen aufgerissenen Augen, glänzende Beschläge an den Geschirren, einen gelben Kutscher, der zwei weiße Fäuste von sich streckt, rothe Räder, die sich schnell drehen, und schließlich zwei Damen mit blauen Kleidern und hellen Handschuhen. Jede Kleinigkeit, das Geringste drängt sich unseren Sinnen auf und kämpft mit allen Mitteln um die Geltung. Ein Schirm ruft von Weitem: ‚Hierhersehen! Ich bin ein rother Sonnenschirm! Verstanden?‘ ‚Anallroth‘, brüllt er, während er näher kommt. Jetzt ist er bei uns, gelst es uns in die Ohren und quietischt noch: ‚Mit kleinen weißen Tupfen!‘ Rein, man sollte im Frühling erst nach Sonnenuntergang ausgehen.“

„Wirklich?“ dachte sie und kam sich dumm vor, weil sie hatte sagen wollen: „O wäre ich allein im Walde!“ oder: „Heute möchte ich auf den Wellen liegen und die Sonne trinken!“ „Du hast Recht“, sagte sie; „natürlich: der Frühling hat keine echte Poesie; man denkt sich Das nur so. Viele möchten heute womöglich auf den Wellen liegen und die Sonne trinken.“

„Schwärmereien!“

Sie sieht in die Sonne, schlägt die Augen nieder, — und in ihr singt und klingt es: „Wie wunderbar!“ Dann dachte sie: „Schämen wir uns, weil wir die Augen niederschlagen müssen, vor der Sonne?“

Zwei Damen in Trauer, Mutter und Tochter, gehen am Ufer entlang. Der Fluß leuchtet in der Sonne.

„Jetzt werden die Tage meiner Leiden wieder wach“, sagt die Mutter. „Der Sturm und die grauen Wolken hatten sie eingewiegt; durch den Blick der Sonne werden sie wach. Ich wünschte, die grauen Wolken zögen wieder herauf. Sie bringen mir mein Glück, denn sie verschleiern das Glück der Anderen.“

„Aber Mama!“

„Ach ja, ich habe ja Dich . . . Aber habe ich Dich? Unter Deinem schwarzen Schleier, Kind, quellen goldige Haare hervor. Du mußt eines Tages den Schleier abwerfen und lachen. Dann bin ich allein. Ich bin heute schon allein, weil ich Das weiß.“

„Ich werde mich nie freuen können, wenn ich Dich traurig sehe, Mama!“

„Wolle Gott nicht, daß ich Deiner Freude im Wege stehe! Du mußt lachen, denn Lachen ist das Leben.“

„Warum lachst Du nicht mehr, Mama?“

„Hast Du mich denn nie lachen gehört? Weißt Du nicht mehr: in den Winternächten, als der Schnee gegen die Fensterscheiben schlug?“

„Ja, aber damals hat mich Dein Lachen immer erschreckt, weil ich nicht lustig sein konnte. Ich verstand Dich nicht. Warum lachst Du nur in der Nacht, in der engen, schwarzen Stille, warum lachst Du heute nicht, wo die Welt vor uns liegt und glüht?“

„Weil ich die Welt kenne.“

„Die Welt, die vor uns liegt?“

„Eine andere, die eben so glühte. Das ist immer das Selbe. Man muß sehr jung sein, um sich daran immer wieder freuen zu können. Soll ich lachen, wenn ich spüre, daß ich nicht mehr jung bin? Ich sehe die Schönheit um uns, aber ich kann sie nicht mehr fassen; sie ist für mich nur die Erinnerung an eine Schönheit, die ich genoß und verlor. Nichts ist so traurig wie eine frohe Erinnerung im Unglück.“

Still gehen Beide weiter. Die Wellen des Flusses blitzen, schweben herüber und zerfließen.

Die Tochter dachte: „Vor uns glüht die unermessliche Welt. Haben wir Zeit genug im Leben, sie ganz kennen zu lernen?“

Die Mutter dachte: „Um uns wird es hell und wieder dunkel. Womit füllen wir unser Leben aus, wenn wir Das wissen?“

Waltherr Nissen.



Größenwahn & Co.

Für abgedroschenen Phrasen ist das Wort schon geworden: „Amerika, Du hast es besser als unser Kontinent, der alte“, aber es ist trotz Alledem viel Wahres daran. Die Tradition hängt dem Europäer entweder als Pops hinten oder er schleppt sie als Kette am Fuß nach sich. Dieses lastende Gewicht fehlt dem Amerikaner; er ist frei in seinen Bewegungen. Das ist gut für einen Handelsstaat. Romantische Schwärmereien sind dem Yankee fremd; lieber als alte Burgen bewundert er gigantische Eisenkonstruktionen; und er kennt die beste Methode, Rindvieh in Massen schmerzlos zu schlachten. Ich spaße nicht, wenn ich sage: Das Hirnschmalz, das die Europäer aller Schattirungen für alles mögliche unwirtschaftliche Zeug aufbrauchen müssen, bleibt den Amerikanern erhalten und befähigt zu aussichtreicherem Wettbewerb im Kampf der Kaufleute. Daher denn auch der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung, das unerhört schnelle Wachstum aller Produktionszweige in den Vereinigten Staaten.

In dieser Beziehung ist das Fehlen der Tradition also ein Glück. Aber außer Gefühlsduseleien enthält die Tradition auch einen wichtigen Bestandtheil: die Erinnerung an frühere Zeiten, die Parallelschlüsse zuläßt und manchmal regulierend in die allzu stürmische Hast der Entwicklung eingreifen kann. Wo dieses retardirende Moment fehlt, kann sich leicht ein zu verwegenes Draufgängerthum verrennen. Es scheint, als sollte jetzt in Amerika die Rehrseite der Medaille zum Vorschein kommen. Der Mangel an Traditionen rächt sich eben nachgerade. Der Handel, den Carnegie, Morgan und Rockefeller eben mit einander abgeschlossen haben, treibt eine Entwicklung, die schon seit Jahrzehnten genau zu verfolgen war, auf die äußerste Spitze. Man wendet in Europa mit einigem Recht den Namen Trustomanie dafür an. Die Sucht, alles Mögliche und Unmögliche zu verschmelzen, feiert jenseits des Ozeans schon längst tolle Orgien; das Schlußbacchanal aber zeigt als Glanzpunkt jetzt die Gründung des neuen großen Trusts sämtlicher amerikanischen Stahlgesellschaften.

Bei uns kann man sich von dem gewaltigen Umfang solcher Trustverbindungen kaum eine Vorstellung machen. Von den eben zusammengeschweißten zehn industriellen Gesellschaften hat die größte ein Kapital von 320 Millionen Dollars. Das Liliputmitglied der Vereinigung verfügt über ein Kapital von „nur“ 80 Millionen Dollars. Bei uns gebietet keine große Bank über ein solches Kapital; und erst recht keine Industriegesellschaft. Aber die 967 Millionen Dollars, die sich dort zusammengesunden haben, sind nur Theile eines größeren Ganzen. Da besitzen Morgan und Rockefeller noch riesige Kohlen- und Petroleumfelder und nicht zu vergessen ist, daß Morgan einen allgewaltigen Einfluß auf die größten amerikanischen Bahnen, zum Beispiel auf die Northern-Pacific, hat. Dadurch erst wird jener Trust zu einem so Achtung gebietenden Unternehmen. Denn durch ihn wird nicht nur die Produktion gebändigt, sondern er regelt auch die Distribution der von ihm erzeugten Güter ganz nach Gutdünken. Die Bahngesellschaften haben die Tarife so festzusetzen, wie sie Herrn Morgan und seinen Getreuen passen. Auf der einen Seite war so jede Konkurrenz in Bezug auf die Produktion zerschmettert, auf der anderen aber wird durch die billige Expedition der Güter nach den Weltmarktplätzen auch dem Ausland der Preis diktiert. Der Trust exportirt also

zu den denkbar niedrigsten Preisen, während er zugleich dem inländischen Konsumenten das Fell über die Ohren zieht. Was ist ihm nun Mittel und was Zweck? Die Trusts spielen sich in der Regel alle als hochgradig nationale Unternehmungen auf, die der einheimischen Produktion erweiterten Absatz verschaffen wollen. Die Mehrkosten des Inlandskonsums sind nach ihrer Darstellung Wohlthätigkeitspeuden, die jeder Einzelne für die nothleidende nationale Produktion zu zahlen verpflichtet ist. In Wirklichkeit aber ist die forcirte Ausfuhr der Trusts nur Mittel zum Zweck der Ausbeutung der inländischen Konsumenten. Es wird eben nur deshalb zu Schleuderpreisen exportirt, um desto kraftvoller die Verbraucher im eigenen Lande ausnützen zu können.

Die beinahe märchenhafte, unglaublich schnelle Entwicklung des amerikanischen Trustwesens wurde nur durch die Hilfe des Schutzzolles möglich. Der Zoll wurde zunächst aus sehr begreiflichen Gründen eingeführt. Bei dem nothwendigen Uebergang Nordamerikas vom Agrarstaat zum Industriestaat brauchte die noch junge amerikanische Industrie einen staatlichen Schutz. Die Zollschranken thaten auch ihre Wirkung. Mit echt amerikanischer Fixigkeit schossen die industriellen Unternehmungen aus dem Boden und fast zugleich setzte auch schon die Trustentwicklung ein. Was bei anderen Staaten erst nach Jahrzehnten emfänger Vorbereitung möglich war und dann noch immer wie ein Kunstprodukt erschien, wuchs in Amerika ganz natürlich aus den Verhältnissen heraus. In Europa haben wir wenige Millionäre, in Amerika mindestens eben so viele Milliarden. Jeder von ihnen ist eigentlich schon von Natur ein Trust für sich. Diese überreichen Kapitalisten mußten eines Tages auf den Gedanken verfallen, ob es ihnen nicht gelingen könne, ganze Unternehmungen in ihre Hand zu bekommen und ganze Industriegebiete mit ihren Riesenerträgen zu monopolisiren. Der Hauptunterschied zwischen den europäischen Kartellen und den amerikanischen Trusts scheint mir darin zu liegen, daß in Amerika die trustirten Unternehmungen gleichsam Privatbesitz sind. Da wurzelt denn auch die schlimmste Gefahr für die Bevölkerung, eine Gefahr, deren Tragweite sich einstweilen nur schätzen, aber noch nicht endgiltig übersehen läßt. Denn die Trusts begnügen sich nicht mit ihrer rein ökonomischen Wirksamkeit: sie werden zu politischen Machtfaktoren. Zunächst versuchen sie natürlich, die innere Politik des Landes in ihre Gewalt zu bekommen. Sie bemühen sich, durch Beeinflussung der Gesetzgeber den Schutzzoll aufrecht zu erhalten. Und die Mittel, die sie zur Verfügung haben, sind so ungeheure, daß sie Alles kaufen können, was sich ihnen in den Weg stellt. Man hat die Summe, die der neue Trust durch die Konzentration der Betriebe allein an Geschäftskosten spart, auf etwa 80 Millionen Dollars geschätzt. Wenn davon jährlich nur die Hälfte für Bestechungen ausgegeben wird, so ist Das schon ein recht ansehnliches Pöfchen und man kann sich nicht wundern, daß der Schutzzoll nach wie vor eifrige Verfechter in den Parlamenten findet, obwohl die Volksmassen unter den Ausbeutungsversuchen des Trusts schwer seufzen. Selbst die sogenannten Ehrenmänner haben dort gewöhnlich ihren Preis.

Bei der inneren Politik bleiben die Machthaber der Trusts aber nicht stehen; sie versuchen, auch den Gang der auswärtigen Politik zu beeinflussen, und wir haben im spanisch-amerikanischen Krieg ein vorzügliches Beispiel dafür erlebt, mit welcher Skrupellosigkeit die Politik solcher Trusts vorzugehen pflegt.

Es wird die Aufgabe der geschichtlichen Forschung sein, später genau festzustellen, welchen Einfluß der amerikanische Zuckertrust auf den Kampf um Ruba gehabt hat. Mit vollem Recht hat der russische Finanzminister in seiner letzten geharnischten Rundgebung das Bestreben der Trusts, Ausland und Inland zu gleicher Zeit zu brutalisieren, gegeißelt. So lange Amerika am Schutzzoll festhält, wird es von der Trustplage nicht befreit werden. An die Möglichkeit einer Anti-trustgesetzgebung ist in den Vereinigten Staaten gar nicht zu denken, gerade weil der amerikanische Trust seinen Ursprung darin hat, daß sich Milliarden in den Händen weniger Privatkapitalisten anhäufen. Das kann man nicht verbieten; und daran muß jeder Versuch der Gesetzgebung zerschellen.

Man hat, wenn man die Dinge von der europäischen Seite des Ozeans aus betrachtet, das unbestimmte Gefühl, irgend ein göttlicher Wille müsse zürnend dazwischen fahren und den Thurmbau amerikanischen Größenwahns mit zündendem Blitzstrahl treffen. Nur ist mit solchen Betrachtungen leider nichts gethan; man wird vielmehr nüchtern zu erwägen haben, wie man dem unheilvollen Einfluß der Trusts auf die europäische Geschäftswelt entgentreten kann. In England hat man die Situation richtig erkannt; dort herrscht panischer Schrecken vor der drohenden amerikanischen Invasion. Alle englischen Zeitungen sind des Jammerns voll. Nur in Deutschland, wo heute der Größenwahn nicht minder stark entwickelt ist als in Amerika, ohne sich aber auf die solide Geldbasis stützen zu können, verschließt man vorläufig noch solchen Erörterungen das wehleidige Ohr.

Was soll Deutschland gegen den Trust thun? Das probate Mittel, das bei uns stets zur Hand ist, heißt: Schutzzoll. Ich bin wahrlich kein prinzipieller Freihändler, — wie ich überhaupt die Unentwegten hasse. Aber ich würde doch nicht den Vorschlag wagen, man möge die deutschen Grenzen mit noch höheren Zollschranken sperren. Unsere Industrie ist auf die Ausfuhr nun einmal angewiesen und darf nicht dazu beitragen, den Kampf Aller gegen Alle heraufzubeschwören. Wir brauchen wichtige Stoffe vom Ausland, die wir uns nicht vertheuern dürfen. Aber wir könnten den nothwendigen Zollkampf aufnehmen, wenn Deutschland ein abgeschlossenes Wirthschaftsgebiet wäre, wenn wir, wie Amerika, das Glück hätten, Rohstoffproduktion, Fabrication und Konsumenten für die Produkte im eigenen Lande zu haben. So liegen leider die Dinge nicht. Aber wir können und müssen den Versuch machen, uns ein solches abgeschlossenes Wirthschaftsgebiet zu schaffen; und die Noth der Zeit drängt uns gleichsam von selbst dazu, mit Holland und Belgien Zollbündnisse abzuschließen und uns politisch oder ökonomisch mit Deutsch-Oesterreich zu vereinen. Im Hintergrunde dieser Entwicklung aber steht die heute noch so hochmüthig verlachte mitteleuropäische Zollunion. Ein geschlossenes Wirthschaftsgebiet könnten wir mit einem Zollgürtel umgeben. Dann wäre zugleich eine andere Wirkung des amerikanischen Trustes überwunden. Die amerikanische Ausfuhr schädigt uns nämlich nicht nur im eigenen Lande, sondern auch auf dem Weltmarkt, wo uns kein Schutzzoll hilft; als Mittel bliebe uns dort nur die Organisation der Ausfuhr. Das heißt: um billig ausführen zu können, müßten wir schließlich doch im Inlande den Kartellen hohe Preise bewilligen. Haben wir aber durch einen geschlossenen Wirthschaftsstaat das Absatzgebiet für unsere Industrie erweitert, so brauchen wir dieses gefährliche Mittel nicht anzuwenden.

Das ist die einzige Waffe, über die wir verfügen. Vielleicht brauchen wir sie gar nicht erst anzuwenden, vielleicht steht die aufsteigende Sonne eines Tages nur noch die Trümmer des stolzen Trutzgebäudes. Vielleicht auch ruft man bald zum Konkursausruf der Firma Größenwahn & Co. Vielleicht, — aber nicht wahrscheinlich; deshalb sollten wir, ehe es zu spät wird, die Waffen schmieden, um uns gegen die Angriffe der amerikanischen Milliardäre zu schützen.

Plutus.



Notizbuch.

Frankreich amüsiert sich. Zwar wird, wie so oft schon seit anno Dreyfus, wieder von Staatsstreichversuchen und Komplotten gesprochen und Waldeck-Roussiaus Schwager, Herr Edwards, der Besitzer der sehr verbreiteten Zeitung Le Petit-Son, behauptet, der Ministerpräsident wolle die Rolle Monks spielen und den Staat aus dem Chaos retten. Diesem Gerücht antworten die Legitimisten mit dem Ruf, Waldeck habe in seinem früheren Advokatenberuf ja schon genug Ketterthaten vollbracht, da es seiner forensischen Schlaueit gelang, Eiffel, Lebaudy und Dreyfus der Strafe zu entziehen; ihm sei ein imperialistischer Streich wohl zuzutrauen und längst sei seine Intimität mit steinreichen Kapitalisten aufgefallen. Außerhalb dieses Grüppchens aber hat die Warnung des beau-frère terrible nur Heiterkeit erregt. Wo ist denn, fragt man, ein für Frankreich passender Karl Stuart, den ein neuer Monk zurückführen könnte? Höchstens wäre an den russischen General Napoleon zu denken. Dessen Zeit ist aber noch nicht gekommen. Und will Waldeck-Monk erst seinen Cromwell-Millerand sterben lassen, ehe er den entscheidenden Schritt zu einer Restauration wagt? Das Alles wird nicht ernst genommen. Der Ministerpräsident, der vom Standpunkt Stumms auf seine älteren Tage so plötzlich ins Gebiet des früher von ihm leidenschaftlich gehaßten Sozialismus vorschritt, bleibt ein psychologisches Räthsel; aber man bewundert seine Geschicklichkeit und freut sich der Ruhe, die er dem Lande gebracht hat. Von den Seineufern, vom Marsfeld und aus der Trokaderoegend werden die letzten Trümmer der Weltmesse weggeräumt, aber die gute Stimmung der Ausstellungszeit hat die Ruinen überlebt. Die Hochzeit des Kammerpräsidenten Paul Deschanel, den die Witzbolde wegen seiner geschneiderten Eleganz den prince de la Cosmétique nennen, wurde wie ein Volksfest gefeiert und eine Woche lang darüber gestritten, ob Deschanel — Herrn Coubets gefährlichster Konkurrent — richtig gehandelt habe, als er in der aus Chlodowechs Tagen stammenden Kirche statt des ehrwürdigen Fracks einen Gehrock trug. Auch sonst wurden Schneiderfragen lebhaft erörtert. Die männlichen und weiblichen Arbeiter der großen Schneidergeschäfte striften und in der rue de la Paix, dem Hauptquartier dieser Industrie, ging es geräuschvoll zu. Massenaufzüge wurden veranstaltet, die Studenten, die sonst nur bei Bullier mit den hübschen Schneiderinnen zusammentreffen, kamen vom anderen Ufer herüber und mischten sich ein und die Juweliere der allen Luxuskünsten geweihten Friedensstraße fürchteten bereits, sich auf Straßenaufstände gefaßt machen zu müssen. So schlimm wurde es nicht, trotzdem die Nationalisten die Gemüther durch die Behauptung zu erregen versuchten, die Ausständigen seien zum größten Theil Engländer und

Deutsche und der Strike habe den Zweck, die Worth, Redfern, Baquin, Berr, Doucet und Consorten zu Gunsten der ausländischen Konkurrenz zu schädigen. Die Legende konnte nicht lange leben; denn welcher Pariser möchte freiwillig zugeben, die lutetischen Luxuswunder, das Ziel aller Damensehnsucht, seien von Ausländern angefertigt? Auch sieht man den allerliebsten frisirten, soignirten, chaussirten Mädchen, die in Schaaren morgens vom Montmartre auf die Großen Boulevards strömen, allzu deutlich an, daß sie in Frankreichs Grenzen geboren sind. Die Strikenden forderten Beseitigung der Stückerarbeit, höheren Tagelohn und verbesserte hygienische Einrichtungen in den Werkstätten. Einundfünfzig Arbeitgeber schufen schnell einen Abwehrverband und erfanden ein ganz neues Mittel zum Schutz der Arbeitwilligen. Um die Mädchen nicht dem Einfluß der „Geher“ auszusetzen, die vor den Hausthüren lauerten, servirten die Prinzipale ihnen üppige Mahlzeiten und hielten sie so den Straßenumtrieben fern. Namentlich bei Baquin, dem Lieferanten der Schauspielerinnen und Cocotten, soll das Essen ausgezeichnet gewesen sein. Wieder ein Volksfest. Mittags und abends gingen tausend müßige Leute in die rue de la Paix, um zu beobachten, ob der revolutionäre oder der gastronomische Reiz stärker sein würde, um die Agitatoren aus beiden Lagern an der Arbeit zu sehen und das Gegröhl des Championliebes und der Carmagnole zu hören. Sehr arg wurde die Sache nicht; höchstens für ein paar Damen, die ihre neuen Tailorkleider nicht so früh, wie sie gewünscht hatten, im Bois spazieren führen konnten. Das Syndicat de l'Aiguille griff ein und nächstens wird der von Millerand geschaffene Conseil du Travail in dieser für Paris wichtigen Industrie Ruhe und Frieden wiederherstellen. Frankreich ist gar nicht zu Revolutionen gestimmt. Die Leute haben im vorigen Sommer und Herbst so viel Geld verdient, daß sie politisch nicht leicht gleich wieder zu verärgern sind. Während des Heilsjahres 1900 haben die 2174 französischen Sparkassen 740 872 847 Francs eingenommen und ihr Gesamtvermögen ist auf die stolze Ziffernhöhe von 3 $\frac{1}{4}$ Milliarden gestiegen. Die Bank von Frankreich hat 2 $\frac{1}{2}$ Milliarden in Gold liegen und bei den drei beliebtesten Privatbanken haben die Depositen sich um 150 Millionen vermehrt. Das zeigt deutlicher noch als der Ertrag der Börsensteuer — die in den acht Jahren seit ihrer Einführung über 54 Millionen gebracht hat —, wie reich das Land ist. Das hält, trotz dem Kongregationengesetz und den radikalen Thorheiten des Kriegsministers André, einstweilen noch das Ministerium Waldeck-Rousseau und sichert die Republik vor legitimistischer oder bonapartistischer Anfechtung. Frankreich hat viel Geld verdient und kann sich nach Herzenslust amüsiren.

*

*

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Harden, ich bin eigentlich kein Freund von Antikritiken. Jeder hat das Recht, Bücher zu schreiben (manchmal grant Einem ja selbst vor dieser Rechtsfülle) und Jeder hat auch das Recht, Bücher schauerhaft zu finden. Ich selbst mache von beiden Rechten Gebrauch und gern sogar vor dem gleichen Objekt. Mindestens einige Zeit später pflegen mir meine eigenen Bücher vielfach so Etwas wie einen Nizel zu erregen zu dem Geständniß: Das ist doch eigentlich eine arg minderwerthige Waare. Und in solcher Stimmung habe ich schon manches Mal im stillen Winkel eines Kaffeehauses ein Zeitungblatt mit einer pechrahenschwarzen Kritik über mich durchgesehen und habe nur friedlich über die Cigarre weg gesagt: Eigentlich hat der Mann Recht; nur gut, daß ers selbst nicht weiß. An den Worten des Herrn

Dr. Saenger im letzten Februarheft der „Zukunft“ hat mich denn eigentlich auch nur betroffen, was, streng genommen, gerade das Verächtliche und Wohlwollende darin ist, nämlich die Mahnung, ich hätte Besseres zu thun, als über Goethe festzureden und solche Improvisationen auch noch drucken zu lassen. Ich meine dagegen, daß man noch auf eine recht geraume Zeit über Goethe gar nicht genug öffentlich reden und schreiben kann. Ja, wir paar Goethe-Gebildeten sind uns wohl bald enig. Unter uns noch funkelneue Gedanken über Goethe zu haben, wird nächstens ein Kunststück. Aber wie stehts mit den Massen? Wie groß ist denn die Ziffer Derer, für die Goethe und Alles, was an Weltanschauung hinter Goethes Namen steht, überhaupt schon existirt? Was will der Herr Kritiker lieber haben: daß vor ein paar tausend Menschen aus der Menge solche Gedanken wie meine vorgetragen werden oder daß eine Debatte darüber stattfindet, ob Goethe ein „Mädchenverführer“ oder ein „Fürstensknecht“ oder ein „Gotteslästerer“ gewesen sei? Zugestanden selbst, daß meine Gedanken nichts radikal Neues über Goethe enthalten, sondern nur mehr oder minder individuelle Zusammenfassung und Zuspizung von Ideen, die in der feineren Goethe-Literatur längst überall herumschwimmen. Wenn der Vortrag aber einmal mündlich gehalten ist, so sehe ich durchaus nicht ein, warum er nicht auch gedruckt erscheinen soll, falls drei zureichende Gründe dabei erfüllt sind: erstens viele Hörer mittheilen, sie wollten das rasch Gesprochene noch einmal nachlesen; zweitens die Möglichkeit besteht, daß noch Hundert oder Einige mehr der Goethesremden hier ein brauchbares Goethewort (sei es auch schon aus zehnter Hand meinerwegen bei mir) mitbekommen; und drittens ein Verleger sich einstellt, der das Blättchen Konzept, das sonst nach dem Vortrage Makulatur wäre, gern drucken will. Wie ungeheuer wahr ist es, daß man auf fünfzig Seiten (auf denen noch dazu beinahe nichts steht) nicht den ganzen Goethe analysiren kann! Gewiß ist Goethe „ein Bündel von Themen“, über die sich einzeln unzählige Druckbogen verbrauchen ließen. Gewiß läßt sich über Goethes Stellung „zum geschichtlichen Menschen“, zur Politik und Wirthschaft und zur Antike Unzähliges bemerken. Aber welche kuriose Annahme: weil ich „lautlos“ über diese Punkte hinwegglitte, thäte ich so „als ob sie ewige Wahrheiten enthielten.“ Das wird doch hineingelegt, nicht entnommen. Ich soll leugnen, daß unser Geistesleben seit Goethes Tod eine Bereicherung erfahren habe? Auch davon steht positiv kein Sterbenswörtchen in meinem Vortrage; wohl aber füllt der Vortrag nach wie vor nur fünfzig Seiten und also steht natürlich Ungezähltes auch von meinen eigenen Ansichten nicht darin. Meine paar Aphorismen auf diesen Seiten führen ein paar ganz in sich geschlossene kurze Gedankengänge durch, wie es das Salz gerade jedes populären Vortrages ist. Sie fassen Goethe in seinem Verhältniß zum Begriff Menschheit. Das schien mir wichtig an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts; daher auch der Titel, den ich so harmlos nehme wie möglich, aber doch eben in diesem ganz bestimmten Sinn. Ferner fassen sie Goethes Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung der Begriffe „Schuld“ und „Entwicklung“. Soll das Werthmaß sein, was Alles hierbei nicht eingehend behandelt ist, so wäre mir dann allerdings mein Kritiker viel zu sanft. Dann wollte ich mich erst einmal hinsetzen und mir selbst eine Rezension schreiben; die sollte ganz anders Herrn Bblsche hernehmen. Vor Allem, weil er die Stellung des Dichters neben der des Denkers so vernachlässigt hat. In Wahrheit lag mir daran, ein paar Punkte klar zu geben statt unzähliger Andeutungen, zu denen gerade das Publikum, an das ich dachte, doch heute noch keine eigene Ausführung hat. Und im Innersten

habe ich auch noch obendrein über die Beziehungen zwischen Denker und Dichter so meine Privatmeinung, die ich allerdings hier nicht theoretisch begründen konnte. Ich bin jetzt vierzig Jahre alt und hoffe ja immerhin, noch Einiges mehr von mir zu geben als diese fünfzig Seiten. Und zuletzt nun noch ein Wörtchen zum „Stil“. Ich bin auch hier wieder der Allerletzte, nicht über schiefe Bilder gelegentlich zu lachen, auch bei mir selber. Wer nicht Kanzleideutsch schreiben will, schlägt leicht einmal ins Schwulstige. Das steckt uns Allen, Hand aufs Herz, heute mehr als je im Blut. Aber ein gewisser Comment muß da bei der Wiedergabe gelten. Das wird mir ein so ernster und ehrlicher Kritiker wie Herr Saenger selbst zugeben. Es geht nicht, Wörter einfach aus dem Zusammenhang zu reißen, in den sie organisch gepflanzt sind, zumal bei einer mehr oder minder mit Absicht poetisch gefärbten Rede. Wenn ich in der Kritik als mein Wort lese, daß „der sozial entlastete Mensch der wahrhaftige Champagnermensch der Zukunft“ sei, so muß ich allerdings lachen. In meinem Text aber sehe ich dazu wirklich nicht die mindeste Ursache. Dort ist der Ausdruck von langer Hand vorbereitet. Es ist das Bild gegeben, daß die ästhetischen Fähigkeiten und Wünsche in der Menschheit überall eine tiefere Schicht bildeten, auf der die soziale Noth, die Noth des groben Daseinskampfes, gewöhnlich lastete wie der Druck auf dem Champagnergas. Im Moment der Entlastung sprudelten sie wie der entfesselte Champagner frei vor. In diesem Gedanken liegt für mich nicht nur ein rednerisches Bild, sondern eine Weltanschauung, die ich anderswo öfters vertreten habe und noch eingehend zu vertreten hoffe. Meine tiefste, innerlichste Auffassung vom Aesthetischen in allen Menschen, ja im ganzen Kosmos wurzelt hier und ich wüßte sie bei sorgsamstem Nachdenken immer noch nicht prägnanter auszudrücken als mit dem Champagner-Gleichniß. Erst auf diesem — einen ganzen Absatz füllenden — Gesamtbild ruht aber das Wort „Champagnermensch“, das natürlich ohne diesen Zusammenhang lächerlich ist. Der naive Leser der Kritik muß denken, ich dächte mir Champagnertrinken als Hauptthätigkeit des sozial befreiten Zukunftsmenschen. Genau so steht es mit dem anderen gerügten Bilde, daß Goethe der erste feste Punkt sei, „wo die Pappeln der Menschheit zusammenlaufen“. Im Text ist auch dieses Bild eine halbe Seite lang vorbereitet und nachher noch eine weitere halbe begründet. Ich wollte zeigen, wie es kommt, daß eigentlich unendliche Entwicklungslinien der ganzen Menschheit für uns in bestimmten Individuen sich verkörpern und so ein Einzelmensch perspektivisch Menschheit wird. Abstrakt kann man Das gewiß noch besser ausdrücken. Mein Vortrag soll aber in Bildern arbeiten und nicht abstrakt. Das Bild halte ich da vollkommen aufrecht. Und vollends die „Sternengröße“ von Michelangelo's Moses. Auch dieses Bild ist vorbereitet durch die vorausgehenden Worte über den Sternenhimmel. Uebrigens kann man über Gefühl nicht streiten. Ich habe den Moses in meinem Zimmer vor mir hängen, während ich jetzt hier schreibe, und finde den Ausdruck einfach passend, heute wie damals. Es liegt Etwas in der Gestalt Michelangelo's, das sich mir genau mit diesem Worte deckt. Und da giebt man halt, was man hat. Befehlen kann man zu solchen Empfindungen Keinen. Ich lege meinen ganzen Ernst in das Bild. Mögen Andere lachen.

Friedrichshagen.

Wilhelm Bölsche.

* * *

Ort der Handlung: Ein Bureau in der Wilhelmstraße.

Der Rath: Ueber fünf Mark fünfzig für Roggen gehen wir auf keinen Fall hinaus.

Aber es hat doch keinen Zweck, jetzt schon die Karten aufzudecken. Wir lassen die Agrarier hoffen, die Freihändler sich um Lust und Athem schreien und überraschen nachher. Beide. Motivirung? Du lieber Himmel! Wozu sind denn die Rückfichten der auswärtigen Politik erfunden? Die haben doch immer gewirkt und werden, via Gerbauen, auf unsere Wangenheimer auch diesmal wieder wirken.

Der Redakteur: Ja... leider darf man sich aber nicht verhehlen, daß die auswärtige Politik nicht allzu populär ist, namentlich gerade bei den Ordnungsparteien, mit denen ich Fühlung habe. Roberts und so weiter war halb vergessen. Nun hat der Lärm wegen der Mandchurei wieder böses Blut gemacht. Auch Delcassés Rede und der ungerügte Hohn, womit die Czechen im wiener Reichsrath unsere asiatische Politik überschüttet haben. Man fürchtet eine schlimme Wendung in China.

Der Rath: Wiegeln Sie ab! Wir standen nie besser mit Rußland als heute. Und Waldersee hat, seit er auf Weisung von hier alle pariser Operettenmelodien spielen läßt, die Herzen der Franzosen gewonnen. Wir vermissen bei Ihnen den erneuten Hinweis darauf, daß der Marschall nicht nur Soldat, sondern auch Diplomat ist. Eigentlich in erster Linie. Daher seine glückliche Hand bei der Vorbereitung neuer Expeditionen, nach denen die Regirungen der verbündeten Mächte lechzen. Nur ein Bischen Geduld. Unsere Selbstlosigkeit wird schon anerkannt werden. Wir kämpfen schließlich ja nur für Christenthum und Gerechtigkeit. Das sollten Sie vielleicht noch um eine Nuance stärker betonen.

Der Redakteur: Auch wir, Herr Geheimrath, haben unsere Grundsätze. Ich habe es stets mit Goethes Rath gehalten: „Darf man das Volk belügen? Ich sage: Nein!“ Und mit ihm weiter gesagt: „Doch willst Du sie belügen, so mach' es nur nicht fein!“ Dieses Epigramm ist Jahrzehnte lang mein Leitsatz gewesen und ich darf behaupten, daß ich die Aufgabe der Presse immer im Sinn des Meisters erfaßt habe. Nur ist die Situation jetzt etwas schwierig geworden. Unser Publikum wird mißtrauisch. Wir könnten einen greifbaren Erfolg brauchen.

Der Rath: Ihren Goethe, lieber Doktor, haben Sie doch vielleicht nicht ganz gut gelesen. Sie wollens immer noch zu fein machen. Erfolge! Die haben wir ja. Wir führen in China die Truppen. Wir diktiren die Friedensbedingungen und zwingen die anderen Mächte, uns zuzustimmen. Wir feiern Einzugsfeste und hängen Kriegstrophäen auf. Wir haben es dahin gebracht, daß Aller Augen neugierig auf die Gestaltung unserer Handelspolitik gerichtet sind. Etcetera. Das sind doch wohl Erfolge. Daß die Leute mißtrauisch werden, ist leider wahr. Folge unablässiger Verheßung, der die patriotische Presse eben entgegenarbeiten muß. Sagen Sie Ihren Lesern, es handle sich um Bettelungen, deren Urheber im Solde des Auslandes stehen. Im Uebrigen könne man noch nicht Alles offen sagen, was die Lage aufklären würde. Wir hätten vor der dringenden Gefahr völliger Isolirung gestanden. Nur die vorsichtige Staatskunst der Regirung habe uns gerettet. Nächstens werde es vielleicht möglich sein, den Schleier von einem Intriguengewebe zu ziehen, das von langer Hand vorbereitet war. Schreiben Sie: Die Uneingeweihten können nicht ahnen, was hinter den Coulissen vorgeht. Und ähnliche Dinge, täglich, mit beständig gesteigertem Nachdruck.

Der Redakteur: Ja... ich fürchte nur, daß uns das Publikum nicht mehr glaubt.

Der Rath: Lieber Doktor, der alte Goethe war wirklich ein guter Menschenkenner.



Berlin, den 16. März 1901.

An den Kanzler.

Huerer Excellenz

haben des Märzmonats Reden keinen Erfolg gebracht. Es war nicht wie sonst, wenn Sie im Reichstag sprachen. Zwar wurde auch diesmal bald von rechts, bald von links „Sehr richtig!“ gerufen — meist von rechts — und der amtliche Sitzungsbericht verzeichnet an manchen Stellen Beifall; der Schluß aber, der doch recht effektiv gedacht war, trug nur ein schwächernes Bravo ein und draußen, im Frühstückssaal, kam die Enttäuschung zu nicht gerade ehrerbietigem Ausdruck. Auch in der Presse. Selbst den Inspirirtesten schien es Pflicht, sänftiglich zu reden und sich vor allem Jubelgeheul zu hüten; selbst sie sagten nur, der Kanzler habe maßvoll, geschickt, taktvoll gesprochen und nichts Neues verkündet, weil Neues nicht zu verkünden war. Sonst war es anders; und an andere Schowirkung hat Euer Excellenz das kurze Kanzlerleben gewöhnt. Jegliches Ohr hing lauschend sonst an Ihrem Munde, frohes Lachen und Beifallsstürme durchtosten die Ruppelhalle und am nächsten Morgen las der beglückte Bürger, das Reich sei wieder einmal gerettet worden. Diesmal . . . Gelacht wurde auch; doch unfreundlich klang das Gelächter zum Bundesrathstische hinauf. Da sagte Herr Bassermann, es sei „immerhin angenehm, alte Wahrheiten, auch wenn sie bis zu einem gewissen Grade vielleicht selbstverständlich sind, wiederum zu hören.“ Und das Hohe Haus lachte. Da sprach Herr Liebermann von Sonnenberg: „Die Wurfgeschosse, die Herr Graf Bülow heute geschleudert hat, schienen mir an Härte doch hinter Thors Hammer etwas zurückzustehen; ich möchte beinahe

den Vergleich wagen, zu sagen: es waren Würfe mit der Wurft nach verschiedenen Speckseiten.“ Und lauter noch lachte das Hohe Haus. Nie sollte wider des Redners Willen eines Kanzlers Wort komisch wirken. Ein Staatsmann, über den dreimal gelacht ward, ist halb schon um seinen Nimbus. Zweimal ist Ihnen nun passirt; und es wäre begreiflich, wenn Sie staunend vor so unerwarteter Wirkung stünden. Denn im Reichstag ist Ihnen nicht gesagt worden, warum die Stimmung so plötzlich umschlug. Damit soll nicht etwa bestritten sein, daß verständige Reden gehalten wurden. Herr Professor Haffe, Graf Ranitz und der Freiherr Heyl zu Herrnsheim sprachen recht gut und mancher Andere hing muthig der Raze die Schelle an. Raum je vorher sind in einem deutschen Abgeordnetenhaus Handlungen des höchsten Reichsrepräsentanten so rückhaltlos kritisirt worden wie in dieser Märzszingung. Aber in allen Fragen internationaler Politik sind unsere Parlamente in langer Gewöhnung zu so scheuer Zagheit erzogen worden, daß auch diesmal das rechte Wort nicht gesprochen ward. Des selben Reichstages Mehrheit hat Ihr Thun und Lassen bisher ja immer gebilligt, hat Sie, als Staatssekretär und als Kanzler, wie eines neuen Heils Bringer gepriesen. Was wollen die Leute nun? Warum lachen sie respektlos über eine Rede, die sich von früher bejubelten doch nicht im Geringsten unterschied?

Nicht im Geringsten. Das lehrt der Vergleich. „Wir können nur wünschen, daß es Deutschland und England beschieden sein möge, in Frieden und für den Frieden zusammen zu wirken. Selbstverständlich ist volle und dauernde Gleichberechtigung zwischen dem deutschen und dem englischen Volk die *conditio sine qua non* jedes Zusammengehens und jedes Zusammenwirkens zwischen beiden Ländern . . . Ich bin davon durchdrungen, daß die deutschen und die russischen Interessen in den meisten Punkten Seite an Seite gehen und daß es keinen Punkt giebt, wo bei gegenseitigem guten Willen die deutschen und die russischen Interessen sich zu durchkreuzen brauchen . . . Wenn je von irgend einer Seite, sei es aus dem Süden, sei es aus dem Norden, sei es von Westen, sei es von Osten, uns zugemuthet werden sollte, irgend einer fremden Macht, wer sie auch sei, unter allen Umständen, in allen Lagen, ohne Unterschied noch Kritik zu folgen, so würde Das nicht mehr Freundschaft sein. Das wäre Vasallenthum. . . Unsere auswärtige Politik wird heute wie früher weder durch Liebe noch durch Haß, weder durch dynastische Rücksichten noch durch verwandtschaftliche Beziehungen bestimmt, sondern lediglich durch das ruhig und nüchtern erwogene Staatsinteresse. . . Je schärfer die Interessengegensätze in Deutschland geworden sind, um so mehr hat die Regierung die Pflicht, sich über

den Parteien zu halten, das Ganze ins Auge zu fassen und auf das Ganze zu gehen . . . Unsere neue zollpolitische Gesetzgebung wird nur von nationalen und deutschen Gesichtspunkten inspirirt sein; sie wird den berechtigten Forderungen aller am deutschen Wirthschaftleben interessirten Faktoren Rechnung tragen und nur das Wohl der Gesamtheit wird für uns maßgebend sein.“ Solche Sätze haben Sie doch recht oft schon gesprochen und nie hat ihnen der Beifall gefehlt. Jetzt erst wird gefragt, ob es wirklich denn nöthig sei, vom höchsten Reichstagsitz aus immer die Weisheit des Herrn de La Palisse zu künden. Ob ein deutscher Kanzler denn stets wiederholen müsse, er wolle gerecht, nüchtern, verständig sein, sich nicht knechten, von keinem gemeinen Motiv leiten lassen. Ob nach dreißigjähriger Reichsgeschichte der Deutsche sich nicht endlich der Parvenusitte entwöhnen könne, seine Stärke, seinen Patriotismus, seine Selbständigkeit immer im Munde zu führen. In keinem anderen Lande der Welt klopft man so oft auf die Brust, wird so oft die Liebe zum Land, die unablässige Sorge für des Landes Interesse betheuert. Nachgerade merkt man auch bei uns, welcher sonderbare Geschmack aus solcher Bethuerung spricht. Der Direktor einer Aktiengesellschaft bethuert doch nicht, daß er nicht stiehlt, nicht falsche Buchungen machen läßt, nicht, um Freunden oder Verwandten gefällig zu sein, das Interesse der Aktionäre verräth. Thäte er's, dann hätte er vor dem Aufsichtsrath oder der Generalversammlung einen schlimmen Stand. Die wollen nicht über Gemeinplätze geführt und mit dem Zeugniß abgespeist werden, daß ihr erster Beamter ehrlich, treu und sauber wie ein Dienstmädchen ist, das sich zum Quartalswechsel der Miethsfrau empfiehlt. Die fordern den Nachweis, daß der von ihnen hoch Bezahlte gute Geschäfte gemacht und den Vortheil der Gesellschaft wahrgenommen hat. Nur nach dem Erfolg fragen sie, nicht nach dem Vorsatz; und es gilt ihnen gleich, ob mit *dolus praemeditatus* oder *repentinus* gehandelt wurde. Eurer Excellenz scheint der Ruhm reinen Willens werthvoller als der erfolgreichen Vollbringens. Sie sagen: Ich werde stets meine Pflicht thun und deutsche Angelegenheiten als ein Deutscher behandeln. Das ist schön; aber viel ist es nicht. Und die Vierhundert, die recht häufig schon dieses Treugelübde gehört haben, fangen an, unangenehm heiter zu werden. Weil Bismarck unter ganz anderen Umständen, in Stunden ernstester Gefahr, gesagt hat, Deutschland brauche nicht um Liebe zu werben, keinem noch so mächtigen Nachbarn nachzulaufen, die Freiheit seiner Entschlüsse nicht zu opfern: muß deshalb dieses Lied immer wieder angestimmt werden, auch wenn ringsum Alles ruhig ist? Wo ist denn heute der Gortschalow, der Deutschland ins Ba-

fallenjoch zwingen will? Etwa in Petersburg? Da sitzt auf Gortschakows Stuhl Graf Lambsdorff, ein fleißiger Arbeiter, der die Welt nicht kennt, des russischen Reiches Grenze kaum je überschritten hat und froh ist, wenn man ihn in Frieden läßt. Da sitzen vor ihm Lobanow und Murawiew, zwei Lebemänner, die mehr vom vieux marcheur als vom Oger hatten, wackere Becher und gute Tänzer waren und, wie die Routine gebot, die Geschäfte führten. Und über ihnen thronte und thront ein stiller, friedlicher Schwärmer, der sich nicht überhebt und nie die Absicht gezeigt hat, den arbiter mundi zu spielen. Woher kommen also die frechen Zumuthungen, gegen die Ihre Reden sich richten? Daß Deutschland stark ist und nach eigenem Willen sein Schicksal gestalten kann, weiß heute Jeder und Keinem kommt der Gedanke, dem mächtigsten Militärstaat eine Vasallenpolitik zuzumuthen. Ein Mann aber, der gar nicht bedroht wird und doch von früh bis spät den Nachbarn zuruft, er werde sich keine Bedrohung gefallen lassen, er sicher nicht, — ein solcher Mann wirkt auf die Länge ein Bischen komisch.

Man muß gerecht sein und zugeben, daß die Fragen, die Ihnen im Reichstag gestellt wurden, nicht allzu klugersonnen waren. Sie sollten Auskunft darüber geben, ob des Kaisers langes Weilen auf britischem Boden „politische Bedeutung“ hatte und „wie zur Zeit unsere Beziehungen zu Rußland beschaffen sind.“ Das fragten die selben Herren, die Ihre afrikanische und Ihre asiatische Politik gebilligt haben und die insbesondere noch immer glauben, Deutschlands Haltung im Burenkrieg sei „vom kühlen Verstand geboten gewesen.“ Ihnen konnten Sie antworten: Weder zu England noch zu Rußland haben sich, seit ich zum letzten Mal zu Ihnen sprach, unsere Beziehungen verändert; und daran konnten Sie das schöne Bekenntniß ewiger Wahrheiten knüpfen. Nur läßt ein Politiker von Eurer Excellenz vielgerühmter Gewandtheit sich von Interpellanten ja weder überraschen noch seinem Wort den Weg vorschreiben. Sie wußten, was die Herren Schaedler und Graf Stolberg fragen würden, wollten, daß sie so und nicht anders fragten. Auch diese Inszenirung, der Unernst, womit die Sache behandelt wurde, mußte verstimmen; draußen im Land noch mehr als im Reichstag. Jeder fühlt, daß wir in eine üble Lage gerathen sind, daß, wie Herr Schaedler es auf seine Art ausdrückt, „der politische Horizont nicht im Gewande der Morgenröthe erscheint“, und Jeder wundert sich, daß der Kanzler, wenn er überhaupt spricht, in solcher Lage nicht mehr zu sagen hat. In Bismarcks ganzem Ministerleben finden Sie keine so leere Rede. An Bismarcks Zeit darf man aber wohl gar nicht mehr denken. „Von Allem“, hat Herr Professor Haffe

gesagt, „was damals geschaffen wurde, ist durch die Ereignisse der letzten zehn Jahren abgebrockelt worden, und zwar in einer Weise, von der einer unserer Kollegen auf der rechten Seite des Hauses mir jüngst privatim sagte, daß eigentlich nichts mehr zu verderben, nichts mehr niederzureißen sei. Wie es scheint, hielt man in maßgebenden Kreisen eine derartige Auffassung für die von ‚Mörglern‘, die den Staub der deutschen Heimath so bald wie möglich von den Schuhen schütteln sollten, weil man bei den zahllosen Festreisen durch das Land nicht die Werktagsgesichter sieht noch die verdrossene Stimmung hört. Bei Denkmalenthüllungen, Paraden, Jubiläen, sogar bei Jagden pflegen die Menschen in Festtagsstimmung zu erscheinen und freundliche Gesichter zu zeigen. Aber wir tagen hier nicht in Byzanz, sondern in der Hauptstadt des Deutschen Reiches; und unsere Pflicht und Schuldigkeit ist, der Stimmung unseres Volkes einen unverfälschten und rückhaltlosen Ausdruck zu geben, wenn wir uns nicht an Dem mitschuldig machen wollen, was jedenfalls kommen wird. Noch ist es Zeit zur Umkehr; aber es ist die allerhöchste Zeit!“ Solche Worte hat ein nationalliberaler Abgeordneter im Reichstag noch nie gesprochen. Und diesem Abgeordneten haben Sie nicht geantwortet.

Nicht Rhetorentriumphe bestimmen in der Geschichte eines Staatsmannes Werth. Sie wurden gestern als ein Genie angestaunt, werden heute belächelt und können morgen vielleicht schon wieder papierne Kränze auf Ihren Scheitel häufen. Das wechselt, wie Regen und Sonnenschein. Wollen Sie aber wirken, nicht nur gefallen, treibt Sie nicht das Applausbedürfniß, sondern der Schaffensdrang, dann müssen Sie der ersten Enttäuschung Ihres jungen Kanzlerlebens nachdenken und die Ursache suchen, die sie schuf. Das Dasein ist Ihnen lange leicht gemacht worden. Sie lösten einen Herrn ab, über dessen Politik Sie in Rom oft die Hände rangen, und setzten an die Stelle eines fahrlässigen Dilettantismus die auf gebahnten Wegen erworbene Diplomategewandtheit. Das wurde Ihnen gedankt, — um so lebhafter, als Sie für Jeden ein verbindliches Wort hatten, neben manchem Kollegen ein moderner Mensch schienen und bismärckische Reden anmuthig paraphrasirten. Das ging eine Weile, wäre noch länger gegangen, wenn in Afrika und in Asien nicht gerade die großen Auseinandersetzungen begonnen hätten. Nun genügten die kleinen Künste einer Epigonenpolitik plötzlich nicht mehr. Leiser erst und dann lauter wurde nach der Weltanschauung des Geschäftsführers gefragt. Der lächelte artig, feilte ein hübsches Wort und das jeden Mächtigen umwieselnde Gefinde rief: Fallet nieder und betet den neuen Bismarck an! Doch man treibt nicht bismärckische Politik, wenn

man wiederholt, was Bismarck unter ganz anderen Verhältnissen einst gesagt hat. Es giebt im Leben der Völker Stunden, wo das nächste Ziel wenigstens entschleiert, der Wille der Nation und ihrer Führer zu geeintem Handeln zusammengefaßt werden muß. Eine solche Stunde ist für Deutschland gekommen. Wir haben auf Ihren Bedruf gewartet und haben nur rasch verhallende Worte gehört. Vielleicht liegt es an uns. Vielleicht ist unser Auge zu blöde, um Ihres Weges Ziel zu erkennen. Dann aber trifft Sie der Vorwurf, daß Sie mit unserer Kurzsicht nicht gerechnet haben. Herr Haffe rieth Ihnen, als ein Harun al Raschid von Haus zu Haus zu gehen und der Rede des einfachen Bürgers zu lauschen; wenn Sie dem Rath folgen, werden Sie merken, daß Niemand Ihre Politik versteht. Und wenn Sie über des Reiches Grenze gingen: Sie brächten die selbe unerfreuliche Wahrnehmung heim.

In einem Lande nur glaubt man, Sie zu verstehen. Sie sind „davon durchdrungen, daß es eine der vornehmsten Aufgaben unserer Politik ist, zu Rußland die freundnachbarlichsten Beziehungen zu pflegen“. Leider ist die Bewältigung dieser Aufgabe Ihnen nicht gelungen. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland sind heute schlechter als in den Thoren-tagen des Caprivismus und die russische Presse schlägt, unter amtlicher Billigung, gegen Sie einen Ton an, der seit der Zeit des Berliner Congresses nicht mehr vernommen ward. Ein Wort — natürlich ein bismärckisches — hilft Ihnen für kurze Augenblicke darüber hinweg. „Ich rechne es mir zur Ehre, wenn ich vom Ausland angegriffen werde, weil mir die deutsche Landwirthschaft nicht eine *quantité négligeable* ist.“ Können Sie im Ernst aber meinen, die petersburger Verstimmung stamme erst von dem Tage, da Sie der Landwirthschaft besseren Schutz gegen ausländische Konkurrenz verhießen? Es wird den Russen unangenehm sein, wenn sie an der deutschen Grenze für ihren Roggen höheren Zoll zahlen müssen; sie werden sich rächen und das Ende vom Lied wird sein, daß deutsche Fabrikanten, denen die Einfuhr nach Rußland verwehrt wird, im Zarenreich selbst Produktionsstätten errichten, — wenn es nicht anders geht, unter belgischer oder schweizerischer Firma. Nie aber hätte diese Tarifrage den Groll erregt, dem der in keiner Diplomatenschule gesänftigte Herr Witte jetzt den derben Ausdruck gab. Dieser Groll war schon fühlbar, ehe über den künftigen Zolltarif geredet wurde. Die Russen fürchten, Deutschland plane eine ihnen feindliche Politik. Zuerst hat die Intimität mit dem Sultan sie mißtrauisch gemacht. Das Deutsche Reich, dachten sie, würde sich mit Abd ul Hamid nicht einlassen, wenn es ihn nicht gegen uns waffnen wollte. Sie sahen die emsige, offiziell und offiziös

von Berlin aus begünstigte Arbeit des deutschen Kapitals am Goldenen Horn und in Kleinasien, das persönliche Bemühen des Deutschen Kaisers, die islamitische Welt dem Christenthum des Westens zu gewinnen, hörten von einer neuen Eisenbahn, deren Trace bis an den Persischen Golf führen, von einer neuen Riesenbrücke, die den Bosphorus sperren soll: Und diese Unternehmungen sollen sämmtlich mit deutschem Gelde bezahlt werden. Der Slave, der selbst ein trefflicher Minirer ist, wittert überall leicht Intriguen. Schnell entstand denn auch, im Ministerpalast wie in der Hütte des Muskit, das Gerücht: Man will uns wieder vom Meer abdrängen, wieder in den Käfig sperren, die Frucht langer Arbeit uns rauben; und Deutschland steht an unserer Feinde Spitze. Die folgenden Ereignisse schienen diesem Geräun Recht zu geben. Der Burenkrieg bot die vom moskowitischen Haß längst ersehnte Gelegenheit, Englands Raubgier zu zügeln. Ohne das Schwert zu ziehen, konnte Deutschland, wenn es der Tradition treu blieb, den Briten, wie bei San Stefano einst den Russen, sagen: Bis hierher und nicht weiter! Jauchzend wäre Europa dem Ruf gefolgt; und kein Zar — und erst recht keine Zarin — wäre mächtig genug gewesen, damals den russischen Islam für Großbritannien ins Feld zu führen. Deutschland aber änderte seine Politik und half den Engländern aus der Klemme. Unter dem Feuer seiner Kriegsschiffe erwarb es in Shantung ein Kolonialgebiet und zwang durch sein Vorgehen den Weißen Zaren zu einer feindsälligen Aktion gegen den Sohn des Himmels. Das war das Schlimmste. Seit Jahrhunderten lautet das erste Gebot der russischen Politik: Keine offene Feindschaft mit China! Danach hat schon Sophia Alexejewna, Peters Halbschwester, gehandelt. Rußland ist dem Reich der Mitte zu nah benachbart, als daß es wünschen könnte, mit ihm in Konflikte zu gerathen; nur an eine langsam vorschreitende wirthschaftliche Eroberung Chinas konnte es immer, kann es noch heute denken. Um diesem Ziel näher zu kommen, hat es die transkaspi-sche und die transsibirische Bahn gebaut. Nun war es zu einer aggressiven Politik gegen China genöthigt. Und während es bisher nur England in Asien auf seinem Wege gefunden hatte, trat in dem deutschen Imperialismus ihm jetzt ein neuer, an Kriegsmacht stärkerer Konkurrent entgegen. Was seitdem geschah, ist in aller Deutschen Gedächtniß. Zwei Verträge zwischen Deutschland und England. Die ungewöhnliche Auszeichnung der Herren Rhodes und Roberts. Die enthusiastischen Telegramme, in denen Wilhelm der Zweite mit stolzer Freude seine Ernennung zum britischen Feldmarschall den Lords Salisbury und Roberts meldete. Der Ring schien

geschlossen. Wenn die deutsche Politik so sichtbar vom alten, erprobten Pfade abbiegt, vor Aller Augen so sich den Briten verbündet, die ihr in Afrika und auf allen Weltmärkten doch lästig sind, dann muß sie Uebles gegen das Zarenreich planen. Eine Türken und Engländern verbündete Großmacht, die Kleinasien erobern will und in China den Oberbefehl an sich reißt, kann Rußlands Freund nimmermehr sein. Diese Großmacht muß man ärgern, wo irgend es möglich ist. Und will sie unserem Brotkorn nun gar noch die Schlagbäume schließen, dann soll sie im Rußen den Tataren erkennen lernen . . . So wird in Petersburg Eurer Excellenz Politik beurtheilt; so ist die Meinung im ganzen Reich der Reußen. Und einstweilen hat der General von Werder diesen Glauben noch nicht zu bannen vermocht. Er hat erklärt, Deutschland wüßte, in China mit Rußland zusammenzugehen; und ihm wurde erwidert, solches gemeinsame Handeln werde jetzt nicht ganz leicht zu bewirken sein. Er hat vorgeschlagen, dem Deutschen Kaiser den Titel eines russischen Feldmarschalls zu verleihen und so den Eindruck der englischen Ernennung zu verwischen; und die Antwort lautete, sehr höflich, sehr kühl: Das entspreche leider nicht den am Zarenhof geltenden Bräuchen.

Die dem General von Werder erteilten Aufträge zeigen schon, daß Sie mit der Wirkung Ihres Handelns nicht zufrieden sind. Sonst ließe sich ja darüber reden. Eine entschlossen gegen Rußland rüstende Politik: warum nicht? Zwar wird Mancher zweifelnd fragen, welcher Gewinn uns daraus erwachsen könne. Am Ende kann ihm der in höfische und diplomatische Geheimnisse Eingeweihte den möglichen Gewinn aber nachrechnen. Der Dreibund hat gelebt. Wir müssen an die Eroberung der deutschen Länder Oesterreichs denken. Auf diesem Wege wäre die slavische Vormacht kein allzu zuverlässiger Gefährte. Auch zu Kleinasien und zu einem großen ostasiatischen Kolonialreich würde sie uns schwerlich verhelfen. Was bleibt uns als ein Trugbündniß mit den Briten? England hat Geld, wir haben Menschen; England hat die Flotte, wir haben die Armee. Vereint können wir den Slaven, die stets unkriegertisch und eigentlich nur in der Defensive stark waren, den Anspruch auf die Weltherrschaft entreißen. In Asien brechen wir einen Zwist vom Zaun, setzen uns zunächst einmal fest und zeigen, ohne Pardon zu geben, den Chinesen unsere militärische Uebermacht. Afrika lassen wir den Engländern, die ja doch schon die besten Bissen geschluckt haben. In Europa warten wir, bis unter einem jungen Regenten die Verwirrung in den Donauländern unerträglich geworden ist. Und inzwischen hat das deutsch-britische Kapital uns die fruchtbarsten Theile des Osmanenreiches erobert.

Das ist ein Programm; unsittlich und abenteuerlich wird man es nur nennen, bis es siegreich durchgeführt ist; dann heißt es genial und die Enkel segnen den Erfinder. So ungefähr pflegen Weltreiche zu entstehen. Nur sind sie bis heute noch nie von innerlich demokratisirten Händlerstaaten gegründet worden, die einen Bundesrath, einen Reichstag und ein Duzend kleinerer Parlamente mitzuschleppen hatten. Und . . . Doch wozu weitere Worte? Sie denken nicht an solches Programm, ob man's Ihnen auch in Prag und in Petersburg zutraut. Sonst wären Sie in China nicht Schritt vor Schritt zurückgewichen. Sonst würden Sie dem Imperialismus auf seinen steilen Weg nicht das lastende Gewicht eines agrarischen Schutzolles mitgeben. Sonst hätten Sie der Russenmission des alten Herrn von Werder nicht zugestimmt, nicht geduldet, daß er die weiße Fahne an die Nema trug.

Was aber wollen Sie dann?

Wartet nur, wispern Einzelne, die sich für inspirirt ausgeben; was Ihr jetzt seht, ist ein schlaues erdachtes Spiel. Wartet nur, bis unsere Flotte fertig ist. Dann geht's gegen England, das einstweilen nur eingelullt werden soll, weil wir zur See noch nicht stark genug sind. Solcher Unsinn kann in Dienstbotenstuben ausgeheckt werden, nicht aber den ernstesten Politiker ernsthaft beschäftigen. Je mehr wir Großbritanniens Stellung in Afrika und Asien stärken, um so mehr stärken wir auch seine maritime Macht, in um so weitere Ferne schwindet die Möglichkeit, den Walfisch aus den Weltmeeren zu jagen. Wo also leuchtet uns Ihres Strebens Ziel? Wir lauschen auf jedes deutende Wort; und was hören wir? „Man würde mich sehr falsch taxiren, wenn man glaubte, daß ich für eine andere Politik zu haben wäre als für eine nationale, deutsche Realpolitik, die ich dahin resumire: gute und freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten, die in Frieden und Freundschaft mit uns leben wollen; aber volle Aufrechterhaltung unserer politischen und wirthschaftlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, auf die das deutsche Volk durch seine Kämpfe, seine Arbeit und seine Kulturhöhe ein unveräußerliches Anrecht hat.“ Und darum den Dreizaß in unsere Faust? Darum Weltpolitik und Weltmarschallsherrlichkeit? Um zu erhalten, was kein Staat uns bestreitet, keiner uns zu bestreiten die Kraft hätte, selbst wenn unsere Marine nie über den Status des Jahres 1890 hinausgelangt wäre? Dürfen wir uns da wundern, wenn solchen Worten der Glaube versagt wird?

Nein. Wo man die deutsche Politik ernst nimmt, sie nicht von Lauenen und unklaren Wallungen bestimmt glaubt, muß man ihrer gesteigerten Betriebbarkeit ein Ziel suchen. Jedes Kind weiß heute, daß es über kurz

oder lang in Asien zu einer Auseinandersetzung zwischen England und Rußland kommen muß. Jeder Erwachsene war bis vor ein paar Jahren überzeugt, das Deutsche Reich werde, um sich nicht ohne Noth zu alten noch neue Fährlichkeiten zu schaffen, dieser Auseinandersetzung so fern wie möglich bleiben. Sie, Herr Graf von Bülow, haben es nicht gewollt. Diese kritische Stunde haben Sie sich gewählt, um in China die Führung zu übernehmen und zugleich England Dienste zu leisten, wie selten ein Staat sie dem anderen zu leisten im Stande war. Sind Sie ganz sicher, daß Sie damit dem Gebot einer „nationalen, deutschen Realpolitik“ gehorchen? Und können Sie, mit einer über Jahrzehnte zurückreichenden Diplomatenerfahrung, nun staunen, wenn ringsum ein Schütteln des Kopfes entsteht, da man Sie feierlich erklären hört, nichts Anderes sei Ihrer Wünsche Ziel als die Erhaltung der deutschen Selbständigkeit? Die konnten Sie wirklich doch billiger haben.

Kein Horn und kein Schelten bringt Verlorenes zurück. Der Deutsche vertraut seinen Führern gern, sehnt sich lange schon, wieder vertrauen zu dürfen. Doch einen festen, unbeirrbaren Willen muß er fühlen. Seit zehn Jahren sieht er ein beständiges Schwanken und Zaudern, eine unstete, von der Vernunft nicht zu fassende Politik. Heute ist die Herabsetzung des Getreidezolls eine rettende That, morgen die Zollerhöhung die dringendste Pflicht der Regierung. Erlassen Sie mir, umständlich aufzuzählen, was Sie schauernd selbst erlebt haben. Diese Experimente waren nicht unbedenklich, so lange es sich um innere Reichsangelegenheiten handelte; in den Welthändeln müssen sie verhängnißvoll werden. Schon ist die erste Wirkung jedem Blick sichtbar. Die Engländer sagen den Russen: Seht Ihr: Deutschland können wir haben; wollt Ihr Euch nun nicht mit uns verständigen, — gut: dann macht Euch darauf gefaßt, das starke Deutsche Reich überall an unserer Seite zu finden. Und die Russen — Witte sagt, Uchtomskij schreibt es täglich — scheinen sehr geneigt, in die dargebotene Hand einzuschlagen. Das kann, da es hier von einem auf seine zwei Augen angewiesenen Publizisten seit zwei Jahren vorausgesagt wurde, dem über Vorgänge und Stimmungen ganz anders informirten Leiter der Reichsgeschäfte keine Ueberraschung bereitet haben. Ob man die Russen liebt oder haßt: nie kann der Deutsche wünschen, sie sich für unabsehbare Zeit verfeindet, nie, sie den Briten verbündet zu sehen. Wo fände er Hilfe gegen solche Koalition? In Oesterreich, wo die Slaven jeder Mehrung der zarischen Macht zujubeln und die Regierenden in des Busens Tiefe die Hoffnung bergen, das Deutsche Reich, dessen Glanz ihnen die Donaudeutschen aus der bröckelnden Staatsgemeinschaft lockt, möge bald

seinen Meister finden? In Italien, das die Großmannsucht einer Schelme der Gefahr des wirthschaftlichen Ruins ausgesetzt hat? Der Tag kann kommen, wo jedes Reich ein Interesse daran hat, Deutschlands junge Kraft zu brechen; er wird kommen, wenn Deutschland fortfährt, als ein Element der Unruhe allen anderen Staaten lästig zu werden. Davon wird heute schon in allen Hauptstädten geredet. Wollen Sie warten, bis man zur That übergeht? Dann müssen Sie Ihrer Sache sehr sicher sein, muß nie Sie die bange Frage bedrängt haben, wie es im Deutschen Reich wohl aussehen würde, wenn das Heer, wie es dem tapfersten schon begegnet ist, aus einem verlorenen Krieg heimkäme. Ein Volk, dessen Kulturhöhe Ihr beredter Mund rühmt, kann so lange nicht warten. Es wird der Verheißungen, der großen Worte mählich müde. Es will endlich wissen, wofür es sich rüsten, wohin es geführt werden soll. Die Zeit der kleinen Diplomatenkünste und offiziellen Vertuschungen ist vorbei; die Zeit ernster Entschlüsse bricht an. Deutschland will seinen Willen und fordert, als Lohn seiner Kämpfe und seiner Arbeit, nicht Phrasen mehr, sondern die klärende That.

Sie können lächelnd die Lippe rümpfen und sagen: „Laiengeschwätz!“ Oder auch: „Bierbankpolitik! Die Russen werden, wenn wir recht nett sind, mit sich reden lassen. Und da ich mir für eine Weile jetzt die Konservativen und das Centrum sichere, werde ich im Reich und in Preußen Ruhe haben.“ Auch der Graf von Caprivi und der Fürst zu Hohenlohe haben gelächelt; auch sie waren stets froh, wenn sie für des nächsten Tages Nothdurft leidlich gesorgt hatten. Wo aber sind sie nun und wo ist ihrer Thaten einst so hell strahlender Ruhm, dem nur boshafte Wichte sich nicht beugen wollten?

. . . Eurer Excellenz haben des Märzmonats Monen keinen Erfolg gebracht. Ihre Freunde nennen Sie ehrgeizig im größten Stil. Sind Sie, dann werden Sie die erste Enttäuschung nicht leicht verschmerzen, werden Sie der Frage nachdenken: Warum haben die Leute über eine Rede gelacht, die sich von früher bejubelten doch nicht im Geringsten unterschied? Und gewiß wird Ihre Klugheit, Ihr Patriotismus die Antwort finden. Wie würden wir dann uns der heilsamen Niederlage des Kanzlers freuen, wie gern Ihnen folgen, — nicht durch Dick und Dünn zwar, aber durch gute und böse Tage! Von Herzen gern. Alle; ohne Unterschied der Partei. Sogar

Eurer graziösen Excellenz

allergetreuester Opponent

M. S.



Unterseeboote.

Die Entwicklung der Unterseeboote ist in eine neue Phase getreten. Im Januar erregte ein neuer französischer Versuch mit den beiden Unterseebooten *Morse* und *Narval* bei Cherbourg um so mehr Interesse, als er vollständig glückte und der französische Marineminister de Lanessan und der Kriegsminister General André eine mehrstündige Fahrt unter dem Meeresspiegel mit jenen Booten unternahmen.

Die Versuche mit Unterseebooten sind keine neue Erscheinung auf dem Gebiet des Schiffbaues; und ich beabsichtige nicht, auf die sehr primitiven und ganz vereinzelt Exemplare solcher Boote, die schon das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert hervorbrachten, einzugehen, sondern erwähne nur, daß Frankreich 1863 ein solches Boot, den *Blongeur*, und 1882 den mit elektrischem Motor versehenen *Goubet* herstellte und Spanien 1888 den *Béral* baute, dem es gelang, einen Hulf in die Luft zu sprengen. Allein diese Unterseeboote verschwanden bald wieder und man sprach kaum noch von ihnen, bis der französische Marine-Ingenieur Gustav Zédé ein neues kleines Versuchsboot, den *Gymnote*, erbaute und die französische Regierung eine ganze Anzahl dieser Boote herstellen ließ. Sie sieht in ihnen ein wirksames Mittel des Küstenschutzes, das nach vieler Ansicht sogar die Inferiorität der französischen Flotte gegenüber der englischen auszugleichen vermöchte.

Welches Gewicht man in Frankreich heute auf das neue maritime Kriegsmittel legt, geht daraus hervor, daß die Kammern, nachdem sie die von der Regierung für den Bau von Torpedo- und Unterseebooten geforderten 63 300 000 Francs bewilligt hatten, aus eigenem Antrieb die Gesamtkredite für neu zu beschaffende Torpedo- und Unterseeboote um 50 Millionen, also auf 118 Millionen, erhöhten. Aus den Mitteln der ersten Bewilligung sollten hergestellt werden: 112 Torpedo- und 26 Unterseeboote, 1900 2, 1901 8, 1902 10, 1903 6; mit den mehr bewilligten 50 Millionen sollen 45 Torpedo- und 18 Unterseeboote erbaut werden. Die französische Flotte wird daher in den nächsten sechs Jahren 40 Unterseeboote erhalten und besitzt davon bereits 12, so daß ihre Gesamtzahl Ende 1906 56 betragen wird.

Heute haben sich schon zwei sehr verschiedene Typen von Unterseefahrzeugen in Frankreich herausgebildet: der *Morse* und der *Narval*. Der erste, mit dessen ursprünglichem Typus, dem Gustave Zédé, vor etwa zwei Jahren Versuche bei den Manövern bei Toulon gelangen, ist, obgleich auch er mit einem Torpedolancirrohr versehen und lediglich auf elektrische Kraft angewiesen ist, hauptsächlich zur unterseeischen Aufklärung bestimmt, während der *Narval* in der Regel auf der Oberfläche und unter Dampf fährt und

sich der elektrischen Fortbewegung nur unter der Meeresoberfläche bedient, wenn er in die Nähe des anzugreifenden feindlichen Schiffes gelangt und sich dann senkt, um von seinem Torpedo Gebrauch zu machen. Langjährige Versuche erst führten zu den heutigen Konstruktionen. Das kann nicht überraschen, wenn man die Komplizirtheit der zu lösenden Aufgaben bedenkt. Zunächst mußte das submarine Boot eine genügende Schwimmfähigkeit erhalten, um seine Lage auf dem Wasser zu sichern, und doch keine zu große, um es auch sicher und rasch untertauchen und empor tauchen lassen zu können. Ferner mußte die Respiration der Mannschaft unter Wasser so gesichert werden, daß sie möglichst langes Untertauchen gestattete, ohne daß durch ihre Unzulänglichkeit eine Minderung der physischen und moralischen Kräfte der Leute riskirt wurde. Ferner brauchte man einen starken Motor, um dem Boot eine ausreichende und möglichst lange währende Geschwindigkeit zu geben und ihm einen angemessenen Aktionsradius zu sichern. Als Dies erreicht war, mußte man daran denken, daß die Stabilität der Axe des Fahrzeuges in der Horizontalebene erhalten blieb, damit das Fahrzeug, wenn sich seine Spitze nach oben oder nach unten neigte, nicht plötzlich an die Oberfläche stieg oder sich auf den Grund senkte. Man erreichte das Ziel durch horizontale, nah am Rumpf angebrachte Steuerräder, deren verschiedene Stellung die Tiefe, in der das Boot fährt, zu wechseln gestattet. Man mußte ferner, trotz den auf die Busssole durch das Eisen und den Stahl des Bootsvordertheiles geübten störenden Einwirkungen, einen gegebenen Kurs halten oder ihn mit Sicherheit ändern können, wenn die Lage es erforderte. Schließlich mußte dann noch das Sehvermögen unter Wasser gesichert werden; sonst half der ganze Apparat im Ernstfalle nicht.

Diesen Anforderungen scheint nun beim Morse und seinen Schwester Schiffen entsprochen zu sein. Nur die elektrischen Akkumulatoren sind noch sehr unvollkommen, weil Raum beanspruchend und schwer. Auch ist die Geschwindigkeit der Morse-Unterseeboote ziemlich gering; sie beträgt nur 6 bis 7 Knoten und ihr Aktionsradius überschreitet nicht 130 Seemeilen oder ungefähr 220 Kilometer. Diese Mängel haben zu dem Versuch geführt, einem anderen versenkbaren Boote die Eigenschaften zu geben, die man bei dem ersten Unterseeboot nicht erreichen konnte. Auch das versenkbare Boot fährt mit elektrischer Kraft unter Wasser; aber es ist mit einer Dampfmaschine ausgestattet, die ihm mit größerer Geschwindigkeit auf der Meeresoberfläche zu fahren gestattet, als die ist, die es unter Wasser besitzt. Das in Cherbourg erprobte versenkbare Boot Narval ist 34 m lang, hat 106 Tonnen Displacement und 12 Knoten Geschwindigkeit auf der Meeresoberfläche, die es für eine Strecke von 200 bis 300 Seemeilen zu halten vermag. Auch kann es während der Fahrt auf der Oberfläche mit Hilfe einer

Dampfmaschine seine Akkumulatoren zum Theil wieder laden, die ihm gestatten, 45 Seemeilen unter dem Wasser zurückzulegen.

Ein Unterseeboot vom Morse-Typus kostet etwa 600 000, ein versenkbares vom Narval-Typus etwa 900 000 Francs. Dem Morseboot scheinen Reichigkeit und Schnelligkeit der Bewegung den Sieg im taktischen Wettkampf zu verbürgen. Das Verhalten des Narval erfordert den Wechsel im Motor, Uebertragungen der Bewegung und völlige Kondensation des Dampfes. Das beansprucht 17 Minuten, eine viel zu beträchtliche Zeit, selbst wenn sie, wie man bei den späteren Modellen hofft, auf 10 Minuten vermindert wird.

Die französische Flotte hat heute also unter dem Wasser gehende Fahrzeuge; doch damit sie unter dem Wasser kämpfen können und wirklich leistungsfähige Kampfwerkzeuge werden, muß erst die Frage ihres Sehvermögens ausreichend beantwortet sein. Zwar versichert der Moniteur der Marine, das Periskop, der diese Sehfähigkeit sichernde Apparat, erfülle vollkommen seinen Zweck und verleihe auf 6 Meter unter dem Meeresspiegel die genügende Fähigkeit, zu sehen, was an der Oberfläche vorgeht. Allein diese Versicherung vermag kaum die Zweifel Derer zu beseitigen, die die Beeinträchtigung des Sehens durch Wasser und Dampf beobachtet haben. Und selbst wenn die Behauptung erwiesen würde, wären viele französische Fachmänner noch nicht zufrieden. Die durch das Periskop erhaltenen Uebersichtsbilder müßten auch rasche und genaue Messungen ermöglichen, damit der Kommandant des Unterseebootes wisse, ob er sich in wirksamer Torpedoschußweite vom Gegner befinde. Noch ist also das Unterseeboot ein recht unvollkommenes Werkzeug und ich habe nicht gehört, ob das am dreißigsten Januar vom Stapel gelassene vervollkommnete Morseboot Le Français — von 146 Tonnen, 36 Meter Länge und 2,75 Meter Breite — oder der jetzt bei Toulon erprobte, umgestaltete Goubet bessere Einrichtungen erhalten hat.

England wollte lange von den „blinden“ Unterseebooten nichts wissen, verfolgt jetzt aber die französische Entwicklung dieser Technik sehr aufmerksam. Schon vor längerer Zeit wurde ein, wie es hieß, gelungener Versuch mit einem Unterseeboot bei Sidney in Gegenwart des Admirals Pearson gemacht. Ist das Unterseeboot ein leistungsfähiges, ökonomisches und zugleich bewegliches und unverwundbares Werkzeug der Hafenvertheidigung, dann, sagen die Briten, müssen auch wir es haben. Auf alle Fälle sei England verpflichtet, bei der sorgfältigen und erschöpfenden Prüfung der jetzigen und voraussichtlichen Fähigkeiten und Grenzen der Unterseeboote nicht zurückzubleiben. Freilich sei die englische Flotte in der Annahme von Einrichtungen und Kriegswerkzeugen fremder Mächte stets etwas langsam gewesen. Sie dürfe aber nicht ganz einschlafen; und wenn eine neue Waffe bei einer so scharfsinnigen Nation, wie der amerikanischen, und einer so erfinderischen, wie

der französischen, in Aufnahme gekommen sei, so dürfe die englische Marine sie nicht vernachlässigen. Man erwartet daher, die Admiralität werde in das nächste Flottenbudget einen Posten für Unterseeboote besten Modells zum Zweck experimenteller Prüfung des Problems einstellen.

In den Vereinigten Staaten hatte man, nach dem schon im Jahre 1773 erfolgten Versuch mit einem Boot in Form einer Schildkröte, dessen Versenkbarkeit durch die Möglichkeit, eine gewisse Wassermenge aufzunehmen, geregelt wurde, in neuester Zeit Unterseeboote nach einem Modell des Erfinders Holland konstruirt; doch sollten sie nur am Schiffsrumpf versenkt werden und dort unter Wasser Reparaturen ausführen. Nun aber hat Mr. Holland auch ein Unterseeboot offensiver Gattung gebaut und er plant ein unterseeisches Fahrzeug neuer Konstruktion, das im Stande sein soll, den Atlantischen Ozean mit eigener Kraft zu passiren und auf den Bermudas, in Fayal und Lissabon anzulegen. Britische Fachleute bezweifeln einstweilen die Möglichkeit solcher schnellen Entwicklung. Doch gilt das jetzige Holland-Boot als der beste bisher erzielte Unterseebootstyp und Admiral Dewey sagte, als er eins davon gesehen hatte, zu Kongreßmitgliedern, er hätte Manila nicht nehmen können, wenn die Spanier zwei solche Boote gehabt hätten; doch sei, fügte er hinzu, die Verwendung eines solchen Bootes auf die Hafen- und Küstenvertheidigung beschränkt. Auch die Aktionsfähigkeit der französischen Unterseeboote scheint über diesen Wirkungsbereich nicht hinauszugehen. Noch sind sie nur ein stark entwickelter Embryo, der allerdings schon heute vermöge seiner Torpedowirkung bei der Küsten- und Hafenvertheidigung Frankreichs eine wichtige Rolle zu spielen berufen sein kann. Trotzdem sie einen Aktionsradius von 11 bezw. 30 Deutschen Meilen unter Wasser besitzen und der britische Kanal bei Calais nur $5\frac{1}{2}$ Deutsche Meilen, bei Cherbourg dagegen 15 und an der Westmündung 22 breit ist, bleibt die Verwendung beider Unterseebootstypen zum Angriff auf die englischen Küsten und Hafenplätze, wenn sich die Narvalboote nicht außerordentlich exponiren sollen, vor der Hand im Wesentlichen auf die beiden schmalsten Stellen des Kanals, den Bas de Calais und den Theil zwischen Cherbourg und der Insel Wight und dem Solent mit Portsmouth, beschränkt. Wohl aber vermöchten die französischen Unterseeboote schon in ihrer jetzigen Beschaffenheit bei Blokaden und namentlich beim Angriff feindlicher Schlachtschiffe auf französische Häfen nicht zu unterschätzende Dienste zu deren Abwehr zu leisten. Jedenfalls verdient die unbestreitbare Entwicklung der französischen Unterseeboote nicht nur die Aufmerksamkeit Englands und der Vereinigten Staaten, sondern aller Seemächte, zu denen seit einiger Zeit ja auch Deutschland gehört.

Breslau.

Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.



Renate Fuchs.

Vor einigen Jahren erschien unter dem Titel „Die Juden von Zirndorf“ ein Roman von Jakob Wassermann. Es war das Werk eines einundzwanzigjährigen Verfassers, ein zweifellos unreifes, chaotisches Buch, aus willkürlich an einander gereihten, traumhaft in einander verschwimmenden Skizzen und Bildern zusammengesetzt; aber diese Skizzen waren oft fein gezeichnet, das ganze Buch voll ungewöhnlicher Einfälle und, so weit es nicht grotesk und unglaublich wurde, von erschütterndem Inhalt. Dem Roman voran ging ein kleines Meisterwerk, ein „Vorspiel“, das künstlerisch weit vollendeter war als der Roman selbst, eine Judengeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert, von jenem schwärmerischen jüdischen Messias Sabbatai Zewi handelnd, der im Osten aufstand und durch die Wunderlegenden, die er ausstrebte oder die von ihm erzählt wurden, Staunen und Verwirrung über Juden und Christen brachte, bis die ganze seltsame Bewegung durch seinen Uebertritt zum Islam zerflatterte. In glühender Sprache giebt dieses Vorspiel ein düsterfarbiges Gemälde, einen blutigen Widerschein der fanatischen und orgiastischen Bewegung, die die Kunde vom Messias unter den Juden von Fürth hervorrief. Es war scheinbar ohne Zusammenhang mit dem folgenden Buch und doch mit ihm verkettet durch das Schicksal des selben Stammes, der Juden von Fürth und Zirndorf, die es schildert. Dadurch aber machte das Buch besonders Aufsehen, daß es so lähn und rücksichtslos in die Wirklichkeit unserer Zeit griff und zum ersten Mal mit dichterischer Kraft die ganze Judenfrage ergriff, namentlich die geistigen und seelischen Konflikte, die im Schicksal des so eigenartig begabten, so oft unterdrückten und immer wieder sich emporringenden Stammes inmitten der Rassen, deren höhere Kultur er aufgenommen hat, sich unvermeidlich ergeben mußten.

Die Schicksale, die sich in der Erzählung in einander verflechten, kreisen lose genug um einen Mittelpunkt, den Helden des Buches, Agathon Geyer, eine Figur, die nur mit dem Aljoscha in den Brüdern Karamasow verglichen werden kann. Die Figur des reinen, liebenden Menschen, der keine Konzessionen kennt und darum, wenn ihm die Genialität der Liebe gegeben ist, zum Messias werden muß und zum Märtyrer; der in unserer Zeit aus dem Gymnasium ausgeschlossen wird und sein Volk und die Gesellschaft verläßt, um zum Muschil zu werden, wie Tolstoi, oder auf andere Weise dem Ruf des Geschickes zu folgen. Dostojewskij hat den beabsichtigten zweiten Theil der Brüder Karamasow nie geschrieben und wir wissen deshalb nicht, welche Rolle er seinem Aljoscha zugebacht hatte; wir lernen ihn nur in früher Jugend kennen. Agathon Geyer — der übrigens das illegitime Kind eines Christen und einer Jüdin ist — wird kein verzweifelter Utopist und

kein Schwärmer, der an sich selbst zum Lügner werden muß, wie Sabbatai Zewi; er erkennt die Unermeßlichkeit des modernen Lebens und die Hilflosigkeit des Einzelnen gegenüber seinem ehernen Räderwerk; aber die Kraft und der Muth schweigen darum nicht: er geht, wie vor ihm Viele thaten, ein Leben der Liebe zu führen, den Menschen, denen er begegnet, eine gute Botschaft zu bringen, ihren Geist aus den Banden der Tradition und des Gesetzes zu erlösen, zu lieben und zu leiden, ohne Forderung für sich selbst.

Der Verfasser dieses Buches hat seitdem Mancherlei veröffentlicht: einen Roman „Melusine“, Novellen und viele kleine Erzählungen. Vortreffliches und Mangelhaftes. Hier brauche ich es nicht zu berühren, denn die „Juden von Zirndorf“ führen wie ein wirres Vorspiel zu seinem neuen Werk, der „Geschichte der jungen Renate Fuchs“. Seit dem „Grünen Heinrich“ Kellers ist in deutscher Sprache kein so interessanter und tiefstimmiger Roman erschienen. Der Titel sagt, daß die Erlebnisse eines jungen Weibes darin erzählt werden. „Es kommt eine neue Zeit für die Frauen“, sagt Agathon Geher, der Held der „Juden von Zirndorf“ und zuletzt auch des neuen Buches; „jedes Gefühl wird kräftiger in ihnen und sie fangen an, den sinnlichen Vorurtheilen zu mißtrauen, und wollen ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und wollen nicht mehr leibeigen sein.“

Ein ganz eigenartiges Geschöpf ist die Heldin des Buches. Und doch wird vielen Lesern der Gedanke sich aufdrängen: solche Frauen kennen wir, mindestens aus unseren besten Hoffnungen und Träumen: so naiv und so kühn, so vornehm und doch so natürlich, aller Kultur theilhaft und doch nicht durch zu viel Bildung um ihre Ursprünglichkeit gebracht. Renate ist die Tochter eines reichen Fabrikanten und wächst unter froh behaglichen Menschen auf, die das Leben leicht nehmen; aber sie wird anders als ihre Schwestern. Sie ist schon in der Erscheinung so vornehm, so schön und reizvoll — Das wird nicht nur gesagt, wir fühlen es, so oft sie auftritt —, daß ein Verwandter des königlichen Hauses, der längst beschlossen hat, eine Bürgerliche zu heirathen, und der sie in einem Badeort kennen gelernt hat, um sie anhält. Man giebt einem Herzog, der weder alt noch häßlich ist, keinen Korb; und die Verlobung der jungen Renate Fuchs wird das Tagesgespräch Münchens. In der Gesundheit ihres jungen Leibes hat sie Freude an der Jagd und am Reiten, sie liebt alles Elegante und geht, fast ohne zu denken, dem fürstlichen Leben entgegen, das sie erwartet. Aber es liegt ein verborgener Ernst in ihrer Natur, ein Hang zum Sinnen und die Dinge des Lebens tiefer aufzufassen, ein Hang, der nur noch nicht geweckt ist. Da fallen ein paar Worte in ihr Gemüth, die von geistreichen, nicht allzu bedeutenden Menschen gesprochen wurden und die Fragen des Frauenschicksals auf Erden in ihr anregen. Sie sinnt den halb verstandenen Worten nach und es wird ihr

bang. Die Welt ist doch nicht ganz so, wie sie im Salon der Mama erscheint. „Müssen so Viele zu Grunde gehen, damit wir anständig bleiben können?“ Eine Freundin von ihr ist „zu Grunde gegangen“. In dem Augenblick, wo Renate erwacht, sieht sie auch schon Nüchternheit und Gleichgültigkeit um sich, endlose Kälte und unerträglichen Zwang vor sich. Die Menschen halten diese Fragen für überflüssig und unpassend, — bis auf Einen. In diesen Tagen, da es in ihr zu gähren angefangen, begegnet sie einem jungen Mann, der ihr nicht mißfällt und der über diese Dinge feiner und ernster spricht als die Anderen. Die Eindrücke der Tage verschwören sich, um sie zu entwurzeln. Bei ihrem Verlobten begegnet sie vollkommenem Unverständnis, kühlem Herrenbewußtsein und einem Begehren, das sie abstößt.

Ihre grade, starke Natur, fordert einen „Menschen“. Die große Bitte, die jeder ganze Mensch, sei er Mann oder Weib, an das Schicksal stellt, wieder einen „Menschen“ zu finden. Ihr Schicksal aber ist, lauter Unzulänglichkeiten zu begegnen. Jeder glänzt mit etwas Anderem, Adel, Geist, Jugend, Ruhm und Eynismus; Jeder versagt in dem Augenblick, da an den Grund seines Wesens gerührt wird und Verständnis für Höchstes und ungewöhnliche Entschlüsse von ihm verlangt werden. Sie aber kann sich mit Geringerem nicht zufrieden geben; und so wandelt sie suchend und irrend von Enttäuschung zu Enttäuschung, scheinbar abwärts, in der That empor. Das aber thut sie, ohne zu wissen, was sie sucht. Denn ihr sinnendes Wesen ist, wie bei vielen Frauen, nicht reflektirend, sondern impulsiv, sie kann nur in Bildern denken und all ihre Entschlüsse sind plötzlich und heftig, den Menschen, die sie umgeben, kaum verständlich; sie gehört zu denen, die langer innerer Spannung bedürfen, im Augenblick aber, wo die Spannung unerträglich wird, mit einer um so unbeugsameren Entschiedenheit handeln, weil sie sich ihrer Entschlüsse gar nicht recht bewußt sind. Es gehört zu ihren Qualen, daß sie sich nur schwer darüber klar wird, was sie quält; und sie ist Jedem dankbar, der ihren Pfad mit einem Wort erleuchtet. Sie fühlt, daß sie den Herzog nicht heirathen, daß sie ihre Existenz nicht weiterführen kann. Sie entflieht vor der Vermählung, zum Schrecken der Familie, zum Staunen und Skandal der ganzen Stadt. Sie entflieht mit dem selben jungen Menschen, bei dem sie für ihre Qualen und Zweifel Verständnis gefunden hat, einem jungen Mann aus guter Familie, wie deren Hunderte umhergehen, nicht gut und nicht schlimm, nicht geistlos, aber auch nicht bedeutend, mit großen Aspirationen und geringem Können, werthlosen Träumen, die ihm einen genialen Schein geben. Die — schriftliche — Liebeserklärung, die er ihr macht, ist feig und gewunden, eigentlich eine Entsagung; da Renate mit ihm fliehen will, erschrickt er fast.

Jede der vielen feingezeichneten Situationen deutet schärfer an, wie

unreif der in billigen Abenteuern erfahrene Jüngling ist, wie sehr Renate ihn überragt. Da seine Liebe in leidenschaftlicher Sinnlichkeit erwacht, will er sie durchaus heirathen, um ihrer sicher zu sein; denn Jeder, der sich als Usurpator fühlt, sehnt sich nach der Stütze der Legitimität. Da er sein Vermögen verliert, zittert er, auch sie zu verlieren, versteht gar nicht, daß das kindlich große Geschöpf davor gar nicht so sehr erschrickt; er benimmt sich immer kleiner, haltloser, verlogener, und je mehr sie enttäuscht von ihm zurückweicht und er ihre Liebe entgleiten fühlt, um so verzweifelter wird seine Leidenschaft, — bis er brutal wird und sie ihn verläßt.

Nun aber bekommt sie zu fühlen, was es heißt, die Gesetze der Gesellschaft verworfen und als Weib einen freien Weg gewählt zu haben. Sie sieht das verschlossene Thor nun von tief unten, das sie einst von hoch oben sah, und die im Ueberfluß Aufgewachsene merkt, was es heißt, kein Geld zu haben, wenn die Kleider schadhaft werden und man neue nicht kaufen kann. Wie sie traumhaft durch die Straßen wandert, mit Schrecken da und dort Bekannten begegnet und sich „wie gepeitscht“ fühlt, da der Mann einer früheren Freundin sich ihre Besuche höflich, aber bestimmt verbittet! Sie findet Gesellschaft und Aufnahme unter den halben Existenzen der Boheme, bei den Gattinnen und Geliebten kleiner Literaten, die mit Liebe und Bewunderung beginnen und bald mit gehässigem Neid gegen die immer noch Prinzessinnenhafte und Vornehme enden. Sie aber, in ihrer unerfahrenen Einfachheit, begreift gar nicht, was man gegen sie hat. Sie wandert durch den Schmutz, ohne berührt zu werden, obgleich der Roth zu ihr emporsteigt. Da ist ein berühmter Schriftsteller, der sie umkreist, wie ein Geier ein verwundetes Thier, auf dessen Erliegen er lauert. Sie ist ein „großes Erlebnis“, das er „versäumt“ hat, seine Seele ist „voll unausgeträumter Träume“. Er bezahlt ihr Kleid und das Abendessen, er verschafft ihr ein Zimmer, wo sie Fächer für eine wiener Fabrik malen kann, — und versucht, sie zu küssen, und bringt sie in schlechte Gesellschaft. Er läßt es sich gern gefallen, daß man sie für seine Geliebte hält, und als sie ihn durchschaut und ihm Alles zurückschickt und fortgeht, schreibt er einen Roman, der sie beschmutzt. Jede Zeile, die diesen Mann schildert, giebt eine Schattirung mehr, wie überhaupt kein Satz in dem ganzen Buche ist, der inhaltlos oder überflüssig wäre. Die Bilder sind oft zu dicht gehäuft und unklar, weil der Verfasser allzu prägnant sein wollte, aber nirgends wird er leicht oder gewöhnlich.

Renate wird Gesellschafterin in einem Hause verdorbener Spießbürger; sie ist den Leuten zu schön und zu stolz, und da sie den Mißhandlungen und Verleumdungen entflieht, fällt sie müde und verzweifelt einem Abenteurer in die Hände, der sie für sein Variété-Theater engagirt, das eigentlich etwas Anderes ist. Dieser cynische und gewaltthätige Mensch ist nicht recht

glaubhaft gezeichnet; es war ein kühner Versuch, solch einen Kerl, interessant und begabt, frech und feig, Philosoph, Abenteurer und Geldmacher zugleich, darzustellen; daß der Versuch nicht recht gelang, ist eine der empfindlichsten Schwächen des Buches. Renate kommt nach Wien, auf dem Wege zum Abgrund, innerlich gleichsam erstorben, unter einer Masse von Irivolität ihre verzweifelte Seele bergend. Ihr neuer Name „Renee Lusignan“ wird „ein gefeierter Name in gewissen Kreisen der Gesellschaft, welche man neckisch die Lebewelt nennt“. Wieder geht sie davon, allein, nimmt ein Zimmer in der Vorstadt, malt am Tage in einer Fächerfabrik, spielt abends Klavier in einer Damentapelle. Das dreiundzwanzigjährige Geschöpf ist müde und hoffnungslos geworden; Alles hat sie enttäuscht, die Tage vergehen traumhaft in monotoner Arbeit, bis ihre Glieder versagen und sie nicht weiter kann. „Das ist keine Krankheit für den Doktor, Fauny“, sagt sie zu einer anderen Arbeiterin, die sich halb scheu, halb mißtrauisch ihrer annimmt. Und nun tritt die Lieblingsgestalt des Verfassers, Agathon Geyer, in ihr Leben. Als wärs das Ende eines Traumes, wird erzählt, wie Renate mit Agathons Schwester zu dem Erkrankten reist, dem ersten reinen und großen Menschen, dem sie begegnet, wie die Beiden einander sogleich erkennen, wie ihnen ist, als ob sie auf einander gewartet hätten und das Vergangene von Renate fällt, wie ein Gewand, das an ihr nicht Theil hat. Agathon aber ist von seinem Leben „zerrieben“; nur eine Nacht ist ihr mit ihrem wahren Gatten gedönt. Dann stirbt er. Sie aber lebt in stolzer Erinnerung, für das Kind, das sie, nach seinem Vermächtniß, den Menschen fern aufzieht, wie Parsifal.

Dieser Schluß erinnert an alte Legenden. Er kommt vielleicht zu plötzlich, zu überraschend für den Leser; nicht genug vorbereitet, nicht mit hinreichenden Fäden herbeigezogen. Als Kunstwerk mag das Buch überhaupt seine Mängel haben, obgleich es an Bildern und Gestalten reich ist, die, meist mit wenigen Strichen, wie aus dem Leben gerissen sind; seinen Werth giebt ihm Renates Gestalt. Wer ein solches Weib darstellen kann, so klar und zart zugleich, wer sich in einen so scheuen, kindlichen und dabei so bedeutenden Menschen hinein-fühlen kann, Der ist bis in jene Gründe der Menschenseele gedrungen, aus denen alles Erleben wie alle Kunst quillt. Ein eigener Reiz liegt über diesem schönen, lieblichen, hilflosen und doch so starken Geschöpf, das wie ein qualvoll suchendes Kind durch die Welt geht. Ihre wunderbare Naivetät ist nicht die der Unwissenheit, sondern die des großen Menschen und darum hat sie auch die Überführbarkeit eines solchen: was sie erlebt, gleitet an ihr vorüber, ist ihr wie ein wirrer Traum „verzerrter, fragenhafter Gestalten“, die alle nach ihr haschen und denen sie immer wieder erwachend entgeht. Wie die gequälte Abnigin in Hebbels „Herodes und Mariamne“ von sich sagt:

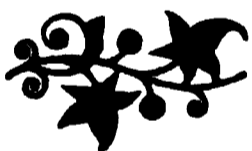
„Eine Larve
Hat dort getanzt und eine Larve stand

Heut vor Gericht, für eine Larve wird
Das Beil geschliffen, doch es trifft mich selbst“,

so fühlt Renate die Wunden des Lebens, daß nicht das ihre zu sein scheint. In kritischen Augenblicken ist ihr, als ob eine Andere neben ihr spräche, neben ihr lachte, neben ihr zum Revolver griffe . . . Nie ist so vollkommen dargestellt worden, daß die persönliche Größe eines Menschen nicht in seinen Reflexionen, sondern in seinen Entschlüssen und Handlungen liegt und daß es nicht darauf ankommt, was ein Mensch erlebt, sondern darauf, wie er es erlebt. Es ist ein im höchsten Sinn sittliches Buch. Und wenn der Schluß etwas Legendenhaftes hat: dieser Roman ist eine uralte Legende in ganz neuer Form, die oft erzählte Geschichte von der Erlösung Maria Magdalenas, von einer Erlösung allerdings nicht durch Reue, sondern durch Liebe. Das aber ist auch der wahre Sinn des alten heiligen Wortes. Renate heißt: die Wiedergeborene; und auch in dem Namen des Hundes Angelus, der Renate begleitet bis zu dem Abend, wo sie Agathon findet, liegt eine leise, unanfringliche Symbolik. Jedes große, befreiende Buch muß ein Buch der Erlösung und der Wiedergeburt sein. Dies ist ein Buch von der Erlösung der Frauen, „die alten sinnlichen Vorurtheilen zu mißtrauen beginnen, die ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und nicht länger leibeigen sein wollen.“

Wien.

Karl Federn.



Augenblicke.

Raum und Zeit, sagt der größte und tiefste Denker des deutschen Volkes, Kant, sind nur Formen unserer Anschauungsweise; und daß in diesen Formen zugleich unsere Grenzen liegen, wissen wir ja Alle. Nur der Glaube versucht über sie hinwegzuschweifen, aber auch die reichste und vollendetste Sprache der Welt hat für seine Hoffnungen keine anderen Ausdrücke als: „unendlich“ und „ewig“ oder „zeitlos“. Daran mag sich die Sehnsucht klammern; aber das Gehirn, das mit diesen Worten klare, von Raum und Zeit völlig unabhängige Begriffe verbinden konnte, hat noch nie funktioniert. Wie eine mystische Dämmerung liegt es jenseits dieser Grenzen für uns, aber zwischen ihnen webt Das, was wir die Welt, die Natur und unser Ich nennen, das Dasein in seiner äußeren Gesamterscheinung, Etwas, mit dem wir uns, bewußt oder unbewußt, oberflächlich oder eindringlicher, abfinden müssen und das wir „Leben“ heißen. Ein kurzes Wort für ein undankbares Stück Arbeit! Und doch: welch feierliche Augenblicke

hat auch diese Arbeit, Augenblicke, die, mit der Hast des Blizes uns streifend oder mit der Majestät des Orkans über uns hinwegrauschend, unseren Geist mit einer Erkenntniß befruchten, die uns für das ganze Leben leiten, weihen und beglücken kann! Jeder, auch der einfachste Mensch, hat einen oder mehrere solcher Sonntagsaugenblicke des Daseins in dem grauen Arbeitbuch seines Lebens stehen, und da sie allein oft gerade so viel erzählen wie der ausführlichste Bericht über unser „Woher und Wohin“, will auch ich des einen oder anderen der mir gewordenen hier gedenken, denn sie haben mich die Natur, meine Zeit und mich selbst erkennen gelehrt und mir so die Arbeit meines ganzen Daseins erleichtert.

Ich weiß nicht, wie es kommt: aber gerade der erste dieser Lebensmomente hat die tiefste Spur in meinem Innern zurückgelassen, die einschneidendste Furche durch mein Gedächtniß gezogen, obgleich er keineswegs meine äußeren Schicksale wandelte und außerdem eine Zeit meines Daseins traf, die von der ganzen, erschütternden Tragik solcher Ereignisse meist nur das Brutalste empfindet: den Schreck; denn ich war damals ein kaum sechsjähriges, vom Glück noch geradezu verwöhntes Kind. Und doch: wie hell und scharf umrissen steht dieses Ereigniß noch heute vor meiner Seele!

Es war ein sonniger Junimorgen und wir Kinder tollten übermüthig im Garten umher. Hinter uns lag ein mit größtem Appetit eingenommenes Frühstück und vor uns das Versprechen der Mutter, uns um zehn Uhr nicht nur die gewohnten Butterbrote, sondern auch die ersten Erdbeeren in den Garten zu schicken. Das war Grund genug, doppelt lustig zu sein; und wir waren auch rechtschaffen, wie sich angesichts solcher lullischen Hoffnungen eben gebührte. Da, plötzlich, scholl von der breiten Hauptstraße des Dorfes ein gellendes Wehgeschrei herauf; und im nächsten Augenblick ward die sonst so friedliche Sommerluft von einem vielhundertstimmigen Horn- und Wuth-Geheul erschüttert; wie ein Donner brach sich das Echo dieses Getöses an den hohen Mauern unseres Wohnhauses und athemlos, vom Schrecken gebannt, hielten wir im Spielen inne.

Da knarrte auch schon die Gartenspforte; aber statt der noch vor Kurzem so sehnsüchtig von uns erwarteten Magd mit den Butterbrotten und Erdbeeren erschien der Kutscher, stürzte bleich auf uns zu, hob meinen Bruder links, meine kleine Schwester rechts auf den Arm, hieß mich so schnell wie möglich nachlaufen, — und fort ging's, dem Hause zu, als säße uns der Tod oder ein böser Geist im Nacken. So dachte ich wenigstens und glaubte, damit schon das Schlimmste angenommen zu haben, denn damals hatte ich noch nicht die Erfahrung, sondern bloß die Namen des Unglücks und Schreckens kennen gelernt und selbst diese — o selige Zeit! — nur aus meinen Märchenbüchern . . .

An der Treppe stürzte uns die Mutter entgegen. „Da sind sie! Nur schnell hinein!“ Und gleich darauf waren wir im hintersten Wohngemach. So bang und so beklommen mir aber auch zu Muth war, hatte ich doch bemerkt, daß nicht nur alle Thüren hinter uns sorgfältig verriegelt und verrammelt wurden, sondern auch, daß man sämtliche Innen- und Außen-Läden der Fenster verschlossen hatte; mit dem Bewußtsein, daß draußen der herrlichste Sommermorgen lächelte und strahlte, saßen wir plötzlich in grauer, unheimlicher Dämmerung. Das Hausmädchen mußte zu unserer Beruhigung zurückbleiben, während die Mutter, der Kutscher und die anderen Stützen des Haushaltes gleich athemlos

wieder davoneilten. Meine Geschwister weinten, die Magd jammerte, draußen schlugen alle Hunde des Dorfes an und das furchtbare Wuthgeschrei und Wehegeheul ward immer stärker, kam immer näher und verschlang endlich chaotisch alle anderen Töne. Aber so schlimm mir auch zu Muth war: die Neugier und angeregte Phantasie gaben mir die Sprache wieder; auch glaubte ich, so ungefähr zu verstehen, was dies Alles bedeuten mochte.

„Du“, fragte ich, den Arm der Magd ergreifend, „ist Das vielleicht die Wilde Jagd?“

„O Kind, verfühndige Dich nicht“, kam es aus dem Munde des armen Mädchens einfach, aber mir unvergeßlich zurück. „Das sind die Arbeiter!“

„Unsere Bergarbeiter? Ach geh! Papa ist so gut mit ihnen und sie bringen uns immer Blumen und Erdbeeren mit aus dem Wald; warum soll ich mich vor ihnen fürchten?“

„Ja, Kind, wenn der Mensch wie ein Stück Vieh mißhandelt wird, ist er viel im Standel!“

„Aber wer hat sie denn mißhandelt?“ fragte ich schon weinerlich. „Papa hat sie doch so lieb und ist gar nicht zu Hause!“

„Freilich, aber der Herr Verwalter hats gethan, weißt Du?“

„Ja, wie hat ers denn gethan, Tina?“

„Na schau, Kind: er hat dem Aermsten unter ihnen befohlen, in einem alten, schlecht unterzimmerten Schacht zu arbeiten, und kaum ist der arme Schlucker eingefahren, so bricht Alles über ihm zusammen, die Balken zerquetschten ihn und die Erde erstickte ihn . . . und jetzt ist er tot!“

„Tot!“ wiederholte ich leise; „ja, aber warum ist er denn hineingegangen? Ich hätt' es nicht gethan, und wenn der Herr Verwalter noch so geschimpft hätte!“

„Ja, Kind, — Du! Aber wenn man so arm ist: was thut man da nicht Alles ums liebe Brot! Und jetzt haben seine Kinder erst keinen Vater mehr; und es sind ihrer sechs! Und das arme kranke Weib! Hörst Du sie schreien? Das ist sie! Ach, Kind, wenn nur Dein Vater zur rechten Zeit zurückkäme! Sonst zünden sie uns noch das Haus über dem Kopf an!“

„O, der Papa! Wo ist der Papa!“ riefen meine Geschwister unter Thränen. „Ach, wenn der Papa nur schon da wäre!“

Er war schon da, zu unser Aller Glück: mit dem Muth der Unererschrockenheit, den das Bewußtsein stets erfüllter Pflicht verleiht, trat er barhaupt vor seine Arbeiter hinaus und sprach zu ihnen. Klar und mild tönte die Stimme meines Vaters durch die plötzlich eingetretene Stille, aber diese Stille konnte auch nur die Ruhe vor dem Sturm bedeuten und im nächsten Zimmer harrten meine Mutter und das ganze Gesinde im Bann einer Todesangst, der Worte zu verleihen gerade denen am Wenigsten möglich ist, die solche Ereignisse schauernd miterlebt haben.

Ich weiß nicht mehr, was und wie lange mein Vater sprach; aber seine Worte müssen die Arbeiter nicht nur besänftigt haben, sondern ihnen auch tief zu Herzen gedrungen sein, denn sie riefen ihm ein donnerndes „Setroasko!“ zu und damit war der Bann des Schreckens gelöst. Aber nun ließ ich mich nicht mehr halten: ich lief zum nächsten Fenster, stieß die Läden auf und starrte hinaus.

Ja: Das waren sie, unsere wackeren rumänischen Arbeiter! Ich kannte die meisten unter ihnen, denn wie viele hatten mir schon Blumen und seltsames Gestein gebracht oder mir an den Vöhnungstagen draußen im Vorzimmer von den Kobolden und Berghegen erzählt! Und doch! Heute kamen sie mir so fremd und ganz anders vor; mir war, als sähe ich sie Alle zum ersten Male, denn zum ersten Male hatte ich gehört, daß es Menschen gebe, die um des lieben Brotes willen so viel wagen und dulden müssen. Zum ersten Mal sah ich ihre hohlen Wangen, ihre rauhen, vom Kohlenstaub verkrusteten Hände und die tiefen Furchen, die der harte Kampf ums Dasein in ihre Stirnen gerissen, und das Gefühl einer ungeheuren Schuld überkam mich, — mich, die so heiter und sorglos bisher ihr Brot gebrochen!

Also da draußen gab es Menschen, die so elend waren, daß die nagende Sorge um der Ihren Dasein sie selbst dem Tode entgegenpeitschte, wenn es galt, ihnen die kargen Bissen für den nächsten Tag zu sichern! Menschen, die Noth und Armuth zu solch hündischer Folgsamkeit erzogen hatten, daß sie stumpf und willenlos, gleichsam mit geschlossenen Augen, ins Verderben gingen, wenn es ihnen befohlen wurde, — um des lieben Brotes willen, als wäre nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch ihr ganzes Selbst Dem unterthan, der sie bezahlte! Wohl war der Besitzer des Bergwerkes ein milder und gerechter Mann und mein Vater mehr der Freund als der Vorgesetzte seiner Arbeiter. Das wußten Alle. Und doch hatte die harte Schule des Lebens sie so tief erniedrigt und entwürdigt, daß das launenhafte Geheiß des nächstbesten Beamten sie widerspruchlos in die Arme des Todes hineinjagen konnte.

Damals natürlich hatte ich nur die naive Empfindung für dies Alles, aber um so wuchtiger traf und erschütterte es mich; und all meine späteren Gedanken hierüber haben sich immer wieder aus dieser Empfindung ausgelöst, die mir geblieben ist als das Gefühl einer ungeheuren Schuld, unter deren Last unser ganzes Jahrhundert keuchen müsse. Heute weiß ich aber auch, daß an jenem Tage nicht nur die silbernen Märchenschleier vor meinem Geist zerrissen, die des Kindes Phantasie über das unheimliche Räthsel „Leben“ gebreitet hatte. Im Innersten unseres Wesens schlummert noch ein anderes Märchen, das wir mit allem Zauber und vielem Wohlgefallen auszustatten pflegen und das uns zum Dank dafür so verhängnißvoll glücklich und blind sein läßt; es heißt: Selbstsucht. Und daß der Sturm jenes Ereignisses mir auch die Lüge in der eigenen Brust enthüllte: Das empfinde ich noch heute als die Weihe jenes Augenblickes.

Sechzehn Jahre später. Ich hatte die Ruinen Roms gesehen, auf der Höhe des Palatin die zerbröckelnden Trümmer der Caesarenpaläste, in der Tiefe des Forum die hingestürzten Tempel der Götter Roms, denen, wie allen Göttern, der Glaube, der Haß und die Furcht ihren Weihrauch gestreut. In der Grabesnacht der Katakomben hatten die mystischen Schauer des Christenthumes meine Seele durchrieselt. Wer dort hinabgestiegen ist, wer sie durchwandert hat, begreift, daß der todverachtende Glaube, der sich diese Zufluchtstätten geschaffen, später die morsche Götterwelt zertrümmern und ans Licht steigen mußte, siegreich, weltbeherrschend, wie jede geschichtliche Nothwendigkeit. Welch stolze Tempel und

herrliche Basiliken hat er sich dann draußen im Licht gebaut! Und sie stehen noch alle und laden die hingebende Andacht des Glaubens oder frommen Schönheitsfann zu stummer Bewunderung in ihre marmorglänzenden Räume, denen die Pinsel und Meißel der gewaltigsten Künstler die ergreifendste Sprache geliehen. Es sind Räume, die uns so erhaben und heilig anmuthen, daß wir den Wiederhall unserer eigenen Schritte als Profanation empfinden, denn fast jede dieser Kirchen umschließt den Leib eines heiligen Dulders und die zitternden Reflexe der Lampen, die an diesen Grabstätten zum ewigen Gedächtniß leuchten, strehlen sich von den widerspiegelnden Marmorböden geheimnißvoll ergreifend in jede Seele hinein, ob wir nun die Namen der Märtyrer gläubig in weltentrückten Gebeten anrufen oder nur den Muth und die Stärke bewundern, die sie zu Heroen ihres Geschlechtes machten; denn das Uebermenschliche wird sich immer und überall Tempel bauen und Herzen erobern.

Und doch . . . und doch: der einzige Gedanke, wie Viele da draußen schon gleichgiltig vorübergingen und wie Viele innerhalb dieser Tempel nur noch das Menschliche am Christenthum empfinden und würdigen, — er allein genügt, um auch hier das starre Medusenhaupt der Vergänglichkeit zu entschleiern. Stein, Gold und Menschenglaube troßen lange der Zeit, aber auch sie gräbt ihre Katakomben, lautlos, unhörbar und doch so weit und schaurig klaffend, ein Grab für Alle und Alles. Und wir glauben, leiden und ringen über diesem Grabe, machen unser Bischen Geschichte und ahnen nicht, daß die Zukunft uns und unseren Zeitwerthen bereits den Boden unter den Füßen weggegraben hat. Und nun erst dieser Boden: Rom!

Ich fühlte mich damals geradezu elend; so unbarmherzig und eindringlich war ich noch nie über die Hinfälligkeit menschlicher Größe und Gedanken belehrt worden. Jede einsam aufragende, verwitterte Säule dieser Ruinen erschien mir wie ein höhnisches Aufzeichen nach dem kurzen Worte „Gewesen“; und dies Wort lag hier in der Luft, immer und überall! Wer aber noch lebt, möchte von solchem Zwiespalt genesen und wenigstens die Gegenwart nicht schon als Vergangenheit empfinden. Ich wollte die *Dii consentes* meiner Träume noch einmal vergolden, wie der wackere *Vettius Agorius Prätertatus* es mit seiner Vaterstadt gehalten, obgleich er schon wußte, daß unter der *terra sacra* Roms die Katakomben der Christen gähnten, und darum eilte ich nach dem wogenschimmernden Golf von Neapel. Dort suchte ich Genesung; sie ward mir, — doch auf ganz andere Weise, als ich mir erhofft hatte.

Eine zauberische Vollmondnacht war über die Höhen Sorrentos herabgeglitten und hatte sich strahlend wie eine Liebende an die leise aufathmende Brust des Meeres geschmiegt. Ich wandelte schlaflos in meinem Zimmer auf und nieder. Noch stand ich unter dem Banne Roms . . . Auch in mir drohte es Nacht zu werden, aber eine Nacht, die keine Sterne mehr hat. In solchen Augenblicken schweifen die Gedanken weit ab, in trostlose Dede, und wir ahnen, daß wir uns selbst verlieren können für immer.

Auch mir geschah so. Und doch: eine einzige, rein mechanische Bewegung meiner Hand sollte all meinen Gedanken und Empfindungen eine andere Richtung geben. Plötzlich, ohne es eigentlich zu wollen, hatte ich die Thür meines Gemaches geöffnet und war auf den über den Meeresstrand hinaushängenden

Balkon getreten. Leise plätscherten unter mir die Wogen an, in dem weichen, sanft einfließenden Rhythmus eines Wiegenliedes; und von einem Mutterruf umschmeichelt, beugte ich mich weit vor und lauschte hernieder.

Aus dunkelsammetener Ferne blickten die Lichter Neapels über den Golf herüber und in starrer Majestät trug der trotzige Besud sein Haupt dem Firmament entgegen. Das leichte Rauchwölkchen, das wie eine unheil kündende Ahnung, wie ein Donnergedanke Kronions sonst immer seine Stirn umdüstert, schien, vom Mondlicht verklärt, wie ein in silbergraue Flöte gehüllter, seliger Geist in den Weltraum hinauszuschweben, weit, weit, und mir war, als müsse es auch die Empfindung dieser Seligkeit haben. Zuweilen schimmerte es mitten im Meer blendend weiß auf, wie der Flügel eines lautlos über der Fläche herangleitenden Schwanes. Das war der perlende Schaum, der die Häupter der Wellen krönte und mit ihnen auf- und niederschaukelnd wie glitzernder Atlas die Mondstrahlen reflektirte oder, von den Fluthen bis ans Ufer getragen, in schimmernden Blütenflocken an den hängenden Zweigen der Weiden und den knorrigen Wurzeln der Steineichen haften blieb, bis Bläschen um Bläschen des zitternden Gebildes zerrann und nur noch hier und dort ein einzelner Tropfen phosphoreszirend aufleuchtete, wie ein wunderbarer Edelstein oder ein blitzendes Auge der Tiefe.

Und leise, aber unaufhörlich kam Welle um Welle herangezogen, in gleichem Rhythmus, nach den selben ewigen Gesetzen, stets eine andere und doch scheinbar immer die selbe, eine ins Unendliche fortfluthende Endlichkeit. Und plötzlich war mir, als fühle ich diesen Rhythmus auch in mir ebbend und wogend, geheimnißvoll und doch so beseligend mein ganzes Wesen durchdringend, auf daß es sich eins fühle mit Der, die es geschaffen und ihr Mystrium in meine Brust gelegt: der Natur! Ist nicht auch der Geist nur eine Schaumperle ihres ewigen Wogenganges und das Bewußtsein ein phosphoreszirender Tropfen, den sie an den Strand ihrer Schöpfung geworfen? Ein Auge der Tiefe, das in uns leuchtet, aber auch in uns und mit uns erlischt, wie die Schaumbläschen der Meereswellen? Das Meer selbst aber fluthet fort. Und eine tiefe, seltsame Ruhe überkam mich. Der Stolz des Menschen, der so eifersüchtig über den Fortbestand aller Gedanken und Werke seiner Gattung wacht, war in meiner Brust verstummt, die Natur hatte mich wieder an ihr Herz gezogen und zum ersten Male empfand ich es wie eine süße Gewißheit, daß ihre Arme, selbst wenn sie uns der Vergänglichkeit überliefern, nur Mutterarme sein können. Sind Werden und Vergehen, ihre scheinbar so tragischen Gesetze, nicht auch nur Formen unserer Anschauungsweise? Sie allein spinnt an dem Räthsel des Daseins; und Dem, der mit hochmüthig thörichter Hand in ihre Gewebe fährt, könnte es geschehen, daß er verhängnißvoll gerade jenen Faden abrisse, an dem der Humor der Allmutter die Centnerlast seines ganzen unberechtigten Hochmuthes baumeln läßt, obgleich oder gerade weil es der dünnste ist, — der Faden seines eigenen Lebens!

Ja, Raum und Zeit sind nur Formen unserer Anschauungsweise. Und der Gedanke, daß gerade unser Bewußtsein unsere Grenzen zieht, sollte uns der großen Unbewußten gegenüber Demuth lehren; denn was ist Menscheng Geist und Menschenwerk in ihrer Hand?

Wien.

Maria Eugenie delle Grazie.



Frühlingsbild. *)

Sieh dort die Frauen auf der Wiese gehn,
 Des Morgentraums lichtathmende Gestalten;
 Wie Frühlingsblüthen sind sie anzusehn,
 So elfenzart und blaß und schlank und schön . . .
 Und lächelnd sie sich an den Händen halten.

Und auf der Wiese sprießt und flammt und glüht
 Es von Narzissen, Iris und Ranunkeln,
 Die eben unterm Frühlingshauch erblüht;
 Thautropfen sind darüberhin gesprüht,
 Die in den ersten Sonnenstrahlen funkeln.

Die Mädchen schreiten auf dem Wiesengrün
 Wie Morgenwölkchen über Wasserflächen,
 So traumhaft weich entschweben sie dahin;
 Sie wollen zu der Waldeskönigin,
 Um dort der Blumen zaubrischste zu brechen.

Doch wo die Sonne brennt am Waldesrand,
 Da harren ihrer blühend still drei Knaben;
 Sie schaun sich in die Augen unverwandt,
 Dann fassen sie sich leise bei der Hand —
 Hast Du gesehn, ob sie geküßt sich haben?

Vergessen ist die Waldeskönigin,
 Vergessen ist die Blume ihr zu Füßen,
 Verwandelt ist des jungen Lebens Sinn —
 Der Mittagstraum zieht schauernd drüberhin,
 Und jubelnd ihn die Frühlingsherzen grüßen . . .

Hamburg.

Theodor Suse.

*) Aus „Merlin“, einer Dichtung, die nächstens bei C. Stitzel in Leipzig erscheint.



Fruchtbarkeit.

„Wir Alle leben um unserer Nachkommenschaft willen“ sagt Haveloc Ellis in den Schlussworten zu seiner Untersuchung über die sekundären Geschlechtsunterschiede zwischen Mann und Weib. Dieser Satz, der keine Antwort enthält auf die Frage nach einem Sinn oder Zweck des Lebens, giebt ein Gesetz wieder, das wir in allen Organismen ausgedrückt finden: jedes Lebewesen hat seinen physiologischen Schwerpunkt in den der Erhaltung seiner Art dienenden Funktionen; die Mittel der individuellen Erhaltung und Vertheidigung und seine Lebensdauer scheinen ihm nur in dem Verhältniß zugemessen, wie sie die Erhaltung der Art erfordert. Das Individuum ist nichts, die Art ist Alles. Alle Organismen sind mit größter Vollkommenheit dem einen und einzigen Zweck angepaßt, den Lebensfunken weiterzugeben.

Auch die Intelligenz sehen wir im Dienst dieses Zweckes heranwachsen. Die ersten Ansätze der Voraussicht, die ersten Akte, die nicht nur eine Reaktion auf einen direkten Reiz vorstellen, finden wir an die Brutpflege gebunden. Aber die Intelligenz in ihrer höchsten Form ist ein rebellischer Diener der Naturzwecke geworden. Der Mensch ist das einzige Thier, das von dem ihm von der Natur gegebenen kargen Tagelohn Etwas zurückzulegen vermag. Er hat durch seine Organisation seine Kraftausgabe im Kampf um die Arterhaltung vermindert, er erbt ein Kapital von Erfahrungen und Werkzeugen und häuft so einen Schatz von Energie an, den er nicht an die Art abliefert, sondern umsetzt in individuelles Lebensgefühl. Seine potenzierte Intelligenz läßt ihn den gewaltigen Mechanismus übersehen, in dem sein fühlender, lebendiger Leib, seine Sinne und seine Nerven ein Theil sind. Was bei der Natur Begleiterscheinung oder Mittel*) ist, Lust und Schmerz, wird vom Menschen bewußt gesucht und geflohen. Sie geben ihm einen Maßstab für den Werth des Lebens, wie sie — als Wohl oder Weh der Allgemeinheit — den Kompaß für seine Ethik abgeben. Und daraus folgt für ihn eine andere Reaktion auf innere und äußere Reize als beim Thier. Die Grenzen für diese Abweichung sind auf der einen Seite gegeben durch seine technische Macht über die innere und äußere Natur, auf der anderen durch die unabänderlichen Bedingungen, an die die Fortdauer alles organischen Lebens gebunden ist.

Wenn die gesellschaftliche Organisation ein wesentliches Mittel, vielleicht die Bedingung sine qua non der Erhaltung der menschlichen Gattung war, so ist ihr „Zweck“, so weit er in den Aspirationen der Individuen zum Ausdruck kommt, nicht nur der der Erhaltung, sondern des Wohlseins. Nicht Leben nur, sondern menschenwürdiges Leben ist ihre Losung. Der soziale Mensch lebt nicht nur um seiner Nachkommenschaft willen.

*) Die Wörter Mittel, Zweck, Gebot und so weiter werden hier und im Folgenden in Bezug auf die Natur gebraucht, um mühselige und schwerfällige Umschreibungen zu vermeiden. Die der teleologischen Interpretation der natürlichen Erscheinung entsprungenen Wörter haben den Vortheil der Kürze und Anschaulichkeit, der ihren Gebrauch — sobald man sich ihrer bildlichen Bedeutung bewußt bleibt — entschuldigen dürfte.

Die Tendenz, die Natalität zu beschränken, macht sich in den Oberklassen aller Länder Europas geltend. Nationalökonomien und Ärzte, Priester und Philosophen sind gegen diese Tendenz zu Felde gezogen, im Namen des nationalen Reichthums, der Volksgesundheit oder Sittlichkeit, ohne ihr Einhalt thun zu können. Zola hat in seinem letzten Roman ein Hohes Lied der Fruchtbarkeit geschrieben, eine Hymne der Zeugung und Geburt und ein Abscheu erregendes Bild der Gesellschaft entworfen, die sich den Geboten des „ersten Evangeliums“ nicht fügt.

Es ist schwer, ein Buch über die Bevölkerungsfrage zu finden, das nicht voll von Invektiven gegen die neomalthusianische Phase wäre, in die diese Frage für einen großen Bruchtheil der Bourgeoisie aller Nationen getreten ist. Der Vorwurf des Egoismus, der Unfittlichkeit, der Widernatur ist so sehr auf der Tagesordnung, daß wir ihn sogar bei Nationalökonomien finden, die die hohe Fruchtbarkeit einer Nation als ein Hemmiß ihrer wirthschaftlichen Entwicklung ansehen. Sie berufen sich auf die thatsächliche Verminderung der Geburten als eine Bestätigung der Hypothese, daß mit steigender Kultur die Natalität sinkt, ohne aber den direkten Ursachen dieses Sinkens auch nur ein Wort ihrer sittlichen Entrüstung zu erlassen. Selten ist noch eine soziale Erscheinung so viel mit Worten begeistert und in der That anerkannt worden wie die willkürliche Beschränkung der Geburtenzahl. Stehen wir wirklich vor einem Bankrott der menschlichen Opferfähigkeit, der elterlichen Gefühle, vor einer Potenzirung des Egoismus, der Genußsucht in den Klassen, denen, dank ihrer wirthschaftlichen Lage, die Errungenschaften der Kultur am Leichtesten zugänglich sind?

Zweifellos ist die Beschränkung der Nachkommenschaft oder der völlige Verzicht auf sie in einer Reihe von Fällen ein Ausdruck der seelischen Unfähigkeit des Individuums, über sich hinauszuschaffen. Aber gerade für diese Fälle scheint mir das ethische Pathos am Meisten verschwendet, die Hinweis auf die „Altmutter Natur“ am Schlechtesten angewandt. Wie könnte man annehmen, daß der gewaltigste Instinkt des Individuums, in seiner Nachkommenschaft weiter zu leben, atrophisch werde, gewissermaßen aus Muthwillen, ohne einen zwingenden, in pathologischen Veränderungen des ganzen Organismus liegenden Grund? Wenn der centrale Trieb alles Lebendigen so leicht unter dem Einfluß der äußeren Umgebung entartete, so wäre wohl kaum bis heute dem Leben der Sieg geblieben.

Für solche Fälle von Verödung des elterlichen Gefühls stellt der präventive Geschlechtsverkehr ein treffliches Werkzeug der Auslese dar. In seinem Roman führt uns Zola ein halbes Duzend an Leib und Seele verfaulter Egoisten vor, die die Zahl ihrer Nachkommen auf eins oder zwei beschränken. Aber statt des Abscheus gegen das System überkommt den Leser ein Gefühl des Dankes dafür, daß so viel Krankheit und Mähdigkeit, so viele soziale Passiva sich und ihre Lebensunlust oder ihre sterile Eier nach Sensationen nicht noch durch Generationen weiterschleppen. Im Volk, das wir sorgfältig vor dem Gift des Neomalthusianismus schützen, äußert sich das Verfliegen des seelischen Ueberschusses, den die Elternschaft erfordert, in Vernachlässigung und Mißhandlung der Kinder, gegen die als soziale Mittel par excellence Gefängniß, Zuchthaus und Galgen angewandt werden. Ist nicht der Verzicht auf Nachkommenschaft ein schnelleres und barmherzigeres Verfahren?

Eheleute, die sich freiwillig enthalten, Kinder zu zeugen, beweisen dadurch

zweifellos eine Entartung, eine Störung ihrer physiologischen Oekonomie, sie mögen äußere Stigmata dieser Entartung tragen oder nicht. Die „allgütige Natur“ hätte sie zeugen und gebären lassen: Schwächlinge, vielleicht auch Verbrecher und Idioten, — und hätte etwa in zwei oder drei Generationen erreicht, was der Kulturmensch gleich erreicht: Ausstoßung eines untauglichen Elementes.

Die psychologischen und sozialen Ursachen dieser egocentrischen Auffassung des Lebens sind eine soziale Schädigung, nicht aber ihre Folgen. In ihnen kommt vielmehr ein gesunder Abstößungsprozeß des Gesellschaftskörpers zum Ausdruck. Sollte wirklich die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl — wie Manche prophezeien — die gesamten Oberklassen der großen Centren zum Verschwinden bringen, so dürfte man ihr eben so wenig eine die Masse schwächende Ausmerzung der besten Elemente vorwerfen wie der Erfindung des Pulvers oder schnellwirkender Gifte, die den Lebensmüden einen schmerzlosen Uebergang ins Nichts ermöglichen. Nur die Beschränkung und der Selbstmord aus Noth, aus der materiellen Unmöglichkeit, die Kinder oder sich selbst zu ernähren und in lebenswürdiger Lage zu erhalten, verdient diesen Vorwurf.

Die Beschränkung der Kinderzahl hat aber auch psychologische Beweggründe, die sich nicht decken mit dem maßlosen Egoismus, der Entkräftung, Verrohung oder Entstellung der Psyche. Auf einer gewissen Stufe der psychophysischen Entwicklung dürfte sie eine normale, an keinerlei pathologische Veränderung des Organismus oder seiner Funktionen gebundene Erscheinung sein.

Im Allgemeinen giebt man zu, daß jede Veränderung des Milieus eine Veränderung des Organismus oder seiner Funktion nach sich zieht. Sollten in einem Phänomen, das so zweifellos in letzter Linie auf psychologische Ursachen zurückzuführen ist, nicht auch die ungeheuren Veränderungen des psychischen Milieus unserer Zeit zum Ausdruck kommen? Man bedenke, was die Mutter-schaft für die Frau *) bedeutet, und man wird erkennen, in welchem Maße die steigende Intelligenz und die nothwendig mit ihr steigende Sensibilität diese Funktion beeinflussen muß. Und zwar in zweifacher Weise. In dem modernen Geistesleben verliert die Religion immer mehr Boden. Und die Religion war ein mächtiges Narkotikum, unter dessen Wirkung die so unendlich schmerzhaft „Naturmission“ der Frau, über das Maß der Erhaltungsmöglichkeit hinaus zu gebären, erträglich erschien. Die Frau liebte ihre Kinder nicht etwa weniger; aber ihr ward das Sorgen, Hegen und Pflegen, dem ihre ganze Jugend gehörte, leichter, da die Verantwortung für den Ausgang bei Gott stand. Ihr blieb der Nerven zerstörende Kampf, das Aufbieten der letzten materiellen und seelischen Kraft, die Revolte gegen das Unvermeidliche erspart. Sie stand ergeben am Krankenbett, ergeben am Sarg, weil Gott es so gefügt hatte. Ist es zu verwundern, daß die Mutter, der die Blasphemie dieses Trostes zum Bewußtsein gekommen ist, eine größere Summe von Nervenkraft in der Sorge um ihr Kind verbraucht? Ist es zu verwundern, daß sie die Verantwortung, die sie trägt, und nicht Gott, nicht das Maß übersteigen lassen will, dem sie gewachsen ist?

*) Ich spreche von der Frau, weil sie in erster Linie von der Sorge für die Nachkommenschaft betroffen wird. Im Allgemeinen dürfte aber auch der Mann der Aufgabe der Elternschaft in ähnlicher Weise gegenüberstehen.

Dazu kommt die psychophysische Steigerung der Sensibilität, die sie leidensfähiger macht, es kommt der klarere Einblick in die verschiedenen Zerstörungursachen, die den Kindern drohen. Wer hat nicht den Kampf gegen das Eindringen einer Infektionkrankheit in ein Haus oder gegen die Übertragung von einem auf die anderen Kinder gesehen? Vor dem Sieg unserer heutigen Seuchenlehre wurden solche Anforderungen nicht an die Frau gestellt. Ferner kommt die in der Regel mit höherer Intelligenz und Bewußtsein verbundene größere Gewissenhaftigkeit dazu. Vielleicht hat man in den besitzenden Klassen die Kinder nie so wenig fremden Händen anvertraut wie heute.

Alle diese Ursachen wirken dahin, das Gleichgewicht zwischen potentieller Fruchtbarkeit und der intellektuellen und seelischen Energie zu zerstören, die das Aufbringen der Nachkommenschaft erfordert. Die Mutterschaft kostet die Frau heute mehr als je zuvor, — auch die Frau der Klassen, die nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, ganz zu schweigen von dem Martyrium der Proletarierfrau. Diese Mehrausgabe ist nicht physisch, sondern psychisch.

Eine merkwürdige Ironie hat bewirkt, daß gerade die Verherrlicher der Mutterschaft es sind, die sie verkleinern und herabsetzen. Man rühmt die gynäkologische Fachkenntnis, die Zola in seinem Roman gezeigt habe. Ist es denn nur der physische Prozeß des Tragens, Gebärens und Säugens, in dem die Mutterschaft liegt? Zola symbolisiert eine Funktion und glaubt, damit ein Weib zu schaffen. Seine Heldin erscheint uns nur als ein Abnezer ihrer Geschlechtsorgane. Die Frau ist aber heute etwas Anderes; sie setzt das Kind nicht nur in die Welt und säugt es: sie liebt dieses Kind, es ist ein Stück ihres eigenen Ich, aber in höherem Grade verwundbar und wehrlos als sie selbst.

Meint man vielleicht, nur durch den physischen Akt der Geburt bezahle die Mutter das neue Leben? Nein: sie bezahlt es in der unsäglichen Mühsal der täglichen Pflege, in den langen schlaflosen Nächten an seinem Krankenlager, in der nie endenden Angst, es zu verlieren. Daß das menschliche Weibchen neun Monate trägt, dann das Junge säugt, um wieder empfangen, tragen, gebären und säugen zu können, kann man in jedem Handbuche der Physiologie nachlesen. Aber die Frau ist nicht nur ein Thier; die Mutterschaft ist für sie mehr als ein physiologischer Akt. Mit unerreichter Meisterschaft zeichnet Tolstoi in der Kreuzersonate eine der psychischen Seiten der Mutterschaft; die Angst, die Kinder zu verlieren, die Centnerlast der Verantwortung, das Aufbieten aller überhaupt disponiblen Kräfte zu ihrer Erhaltung und Fütterung. Tolstoi weiß nichts Anderes zu rathen als Gottvertrauen: stirbt das Kind, so war Das eben für es das Beste; und daß der kleine geliebte Körper, der doch zum Wachsen, Reifen, zum Leben geboren worden, nun der Zerstörung mit all ihrem Grauen und all ihrer Widerwärtigkeit anheimfällt: dagegen lehnt sich die Mutter nur auf, weil ihre Liebe animalisch ist. Sie sollte die Seele des Kindes lieben, dann würde sie sich ergeben, würde nicht vor der Krankheit, vor Leiden und Tod zittern. Auf einer gewissen Stufe der geistigen Entwicklung wird aber diese Auffassung unmöglich und die Intensität des Muttergefühls selbst führt dann zu einer Beschränkung der Kinderzahl oder kann doch dazu führen. In meinen Augen ist diese Beschränkung eine normale, eine Anpassungserscheinung.

Denn die höhere Intelligenz, die die Funktion der Fortpflanzung für die

Frau mit einem so großen seelischen Kraftaufwand verbindet, modifizirt die Menschheit in viel bedeutenderer Weise in ihrem Handeln als in ihrem Leiden. Die ungeheuren Fortschritte der Hygiene und Prophylaxe, die nicht unbedeutenden Errungenschaften der Therapeutik, die eine Form des praktischen Ausdrucks unserer gesteigerten Erkenntnis sind, sind Werkzeuge der individuellen Erhaltung von einer Wirksamkeit, wie sie keiner anderen Thierart zur Verfügung stehen. Was die Sorge um die Nachkommenschaft erhöht und so eine Verminderung der Kinderzahl wünschenswerth erscheinen läßt, erhöht auch die Chancen der Erhaltung. Wir erleben eine Vervollkommnung der Mittel, die den Menschen als Individuum zum Kampf ums Dasein geschickt machen, und daneben den Verzicht auf das Mittel, das ihm als Art diesen Kampf am Leichtesten macht: große Fruchtbarkeit. Es ist der selbe Antagonismus, der in der ganzen belebten Welt zum Ausdruck kommt. Spencer hat ihn als eins der Prinzipien a priori in der Untersuchung der Gesetze der Vermehrung formulirt. Die im Individuum für die Fortpflanzung disponiblen Kräfte stehen im umgekehrten Verhältnis zu denen, die von den seiner Erhaltung dienenden Funktionen verbraucht werden. Je höher entwickelt ein Organismus ist, um so längere Zeit braucht er zu seiner Entwicklung und um so später wird er zeugungsfähig, um so größer ist die Summe der Energie, die für seine Ernährung verbraucht wird, auf Kosten der Fortpflanzung zufallenden. Jede Bewegung zu seiner Erhaltung stellt einen Verbrauch der Kraft dar, die dem Zwecke der Fortpflanzung zugewendet werden könnte.

Diese in der Oekonomie des Individuums sichtbare Thatsache kommt in der Oekonomie der Art in einer anderen Form zum Ausdruck. Die Arten von Lebewesen, die sich erhalten haben, konnten es, weil sie, entweder durch ihre große Zahl oder durch individuelle Kraft, Behendigkeit oder Intelligenz über die Beförderungsurachen siegen. Die Millionen schulploser Krebse stellten, wie die Hunderttausende mit Vertheidigungswerkzeugen versehenen, von Generation zu Generation den Ersatz, der den Bestand der Art ermöglichte. Der Antagonismus zwischen individueller Erhaltungsfähigkeit und Fruchtbarkeit erhält so die Arten im Gleichgewicht. Hört diese automatische Regelung beim Menschen auf? Ich glaube: Ja. Gewiß bezahlt der Mensch, wie jedes andere Thier, die Kosten für eine Komplizirung seines Organismus und für eine Erhöhung seiner Aktivität mit einer Verminderung seiner Fruchtbarkeit. Aber nicht jede Erhöhung der Fähigkeit, sich zu erhalten, wird bei ihm durch ein Sinken der Fortpflanzungskraft aufgewogen. Und die Erklärung dafür liegt in dem sozialen Charakter der Errungenschaften, die das menschliche Leben vor zahlreichen Beförderungsurachen schützen. Sie sind kein individuelles Gut, dem so und so viele neue Zellen im Gehirn oder eine vermehrte Aktivität der Gehirnfunktion entspricht, sondern sozialer Besitz, dessen Erwerb das Individuum nicht jenen Kraftaufwand kostet, den bei dem Thiere die in seinem Organismus lokalisirte Errungenschaften erfordern, die es als Individuum zum Kampf ums Dasein geschickt machen. Der Mensch hat die Fähigkeit, außerhalb seines Organismus Erfahrungen und Werkzeuge aufzuspeichern, die er also nicht aus dem Fonds dieses Organismus zu bezahlen braucht. Dienen sie seiner Erhaltung — und er wird vor allen Dingen solche aufspeichern, die ihr direkt oder indirekt dienen —, so werden sie nicht automatisch durch eine verminderte Fruchtbarkeit aufgewogen, weil durch sie das vorher

bestehende Verhältniß zwischen Individuation und Genese keine Verschiebung erleidet. So hat der Mensch, mit dem Maßstab der übrigen Thierwelt gemessen, eine höhere potentielle Fruchtbarkeit, als die Erhaltung der Art nothwendig macht.

Gewiß entspricht der Intelligenz, die eine so große Rolle für die Verlängerung des menschlichen Lebens spielt, eine Erhöhung der cerebralen Struktur und Aktivität. Aber zweifellos hat diese organische und funktionelle Erhöhung nicht mit der Vermehrung der Herrschaft über die Natur und der dadurch möglichen Ausschaltung von Gefahren, die eben die Intelligenz ermöglicht hat, Schritt gehalten. Wollte man Das nicht zugeben, so müßte man eine ungeheure Steigerung der cerebralen Komplexität in den letzten fünfzig Jahren annehmen, für die keinerlei Thatsachen sprechen.

Man hat das Bevölkerungsproblem ein moralisches Problem genannt. Jede soziale Frage kann als solches aufgefaßt werden; und jede ist zugleich ein wirthschaftliches und ein biologisches Problem. Es ist nicht einzusehen, warum gerade der Bevölkerungsfrage ein besonderer sittlicher Nimbus zukommen sollte. Das Wesentliche ist, daß man ihren sozialen Charakter anerkenne und also ihre praktischen Forderungen dem Nutzen der Gesamtheit unterordne. Die Verquickung mit sogenannten Naturgeboten ist eine beständige Ursache der Begriffsverwirrung. Wie wir den Wasserstrom ableiten und seine Kraft einspannen, um unsere Maschinen zu treiben, eben so können wir einen Theil unserer organischen Kräfte anderen als den „von der Natur gewollten“ Funktionen zuweisen. Das Eine ist so widernatürlich wie das Andere — oder so wenig widernatürlich —, denn Beides ist nur möglich, indem wir eben den Naturgesetzen Rechnung tragen und die technischen oder psychologischen Bedingungen schaffen, unter denen gerade die Eigenschaften der unbelebten oder belebten Materie sich zur Geltung bringen, die uns zweckmäßig sind. Die Natur beherrschen wir nur durch Gehorsam.

Die Gesellschaftszwecke decken sich nicht mit den „Naturzwecken“. Das, was die Natur erreicht und was wir bildlich von ihr bezweckt nennen, entspricht nicht Dem, was der Mensch bewußt anstrebt. Wer seine Moral der Natur entnehmen will, mag es immerhin versuchen. Vom Standpunkte der Gesellschaft betrachtet, ist die Natur amoralisch; und die soziale Sanktion erstreckt sich auf Handlungen, die in der Natur — in dem von bewußten, einem Zweck zustrebenden Eingreifen des Menschen freien Ensemble der Erscheinungen in und außer uns — nicht vorkommen. Der soziale Maßstab ist seinem Wesen nach verschieden von dem natürlichen. Für die Natur zählt nur der materielle Beitrag zum Artbestande, während die Gesellschaft den Einzelnen nach seinem Beitrag zum gesammten materiellen, psychischen und geistigen Gute der Menschheit werthet. Dieser Beitrag hat viel Gesundheit, Leben und Nachkommenschaft gekostet. Die Natur hat verurtheilt und das Urtheil vollzogen, aber die Vermehrung des gesellschaftlichen Besitzes ist stetig fortgeschritten, — auf dem von der Natur gebotenen Boden und auf von der Intelligenz geschaffenen Wegen. Im Grunde wird die Bevölkerungsfrage überhaupt erst eine praktische Frage, wenn man eine soziale Moral anerkennt, nach der der Mensch nicht nur der bewußte Vollstrecker von Natur-Befehlen ist. Die Argumente gegen die „Widernatur“ einer willkürlichen Regelung der Geburtenzahl haben keinen Anspruch darauf, ernst genommen zu werden; nur Das, was wider das Gedeihen und Wohl der Gesellschaft geht, kann das Feld abgrenzen, auf dem der Mensch schalten und walten kann, wie ihn gut dünkt.

Baubanken.

Von den Vorgängen bei den Spielhagenbanken war es schon bedenklich still geworden. Die einst so rege Zeitungsdiskussion hatte einer schlaffen Trägheit Platz gemacht. Da tauchte neulich die Nachricht auf, die Deutsche Grundschuldbank, diese traurige Mißgeburt aus dem Geist des Herrn Sanden, werde in Konkurs gehen. Die Meldung war richtig. Eine Ueberschuldung von 42 Millionen Mark hat die Liquidatoren, deren Amt für Jahre hinaus zu einer Pfründe werden konnte, in die Amtsstube des Konkursrichters getrieben; und nun herrscht über die Trümmermassen der gerichtliche Verwalter, der ein Fremder ist unter den Bankauguren und den man deshalb gern wieder fort haben möchte. Es stört wohl ein Bißchen, daß an der Spitze des Konkurses nicht Jemand steht, der mit geheimnißvollem Augenzwinkern von dem Interesse der Obligationäre spricht und unter diesem Interesse sicher nicht den Schaden der Großbanken versteht: deshalb wird vielleicht noch ein Kampf um den Posten des Konkursverwalters entbrennen; hoffentlich bleiben in diesem Kampf die Behörden auch gegenüber dem süßesten Lächeln geschmeidiger Advokaten hart.

Aber nicht davon wollte ich heute reden; und eben so wenig soll mich jetzt der ekle Handel um die Gelder beschäftigen, die des seligen Barons von Cohn lachende Erben als Entschädigung für die pflichtwidrige Nachlässigkeit des Verstorbenen schließlich doch wohl zu zahlen gezwungen sein werden. Die ganze Hypothekenbank-Affaire hat für den beobachtenden Volkswirth ein großes grundsätzliches Interesse; sie ist durchsetzt mit einer Unmasse wichtiger Probleme, die sich Einem an allen Ecken und Enden aufdrängen. Eins der bedeutsamsten wird durch den nun definitiven Zusammenbruch der Grundschuldbank wieder in den Vordergrund gerückt: das Baubankproblem. Die Deutsche Grundschuldbank war eine Baubank im reinsten — nicht reinlichsten — Sinn des Wortes. So weit ihre Geschäfte nicht bloße Schwindel- und Schiebung-Transaktionen waren, bestanden sie zum großen Theil darin, daß die Bank an Bauunternehmer Baugelder lieh, die später in feste Hypotheken zur zweiten Stelle umgewandelt wurden. Bei dem wirren Durcheinander, das sich in allen Angelegenheiten der Deutschen Grundschuldbank herausgestellt hat, ist es schwer, die einzelnen Geschäfte scharf von einander zu trennen. Auch diese an und für sich berechtigten Baugeldgeschäfte trugen bei der Grundschuldbank in der Regel den Charakter von Schwindelgeschäften, weil sie fast immer von irgend einer Privatbetrügerei des Herrn Sanden oder eines seiner edlen Kumpane begleitet waren. Auf solche Weise ist die Grundschuldbank eine Quelle des Reichthums für diese Edelleute des Geldsackes geworden. Und an den Namen dieses Institutes werden die gewiß nicht ausbleibenden Bestrebungen zur Reform des Baubankwesens anzuknüpfen haben.

An und für sich ist ja die Idee keineswegs falsch, daß Jemand, der Hypotheken auf Grundstücke giebt, zugleich auch das Geld zum Bauen herleiht. Es ließe sich deshalb auch gar nichts dagegen sagen, wenn eine Terraingesellschaft, die auf verkaufte Terrains bedeutende Restkaufgeldhypotheken stehen lassen mußte, dazu übergeht, ihren Schuldnern nun auch noch das Geld zum Bauen zu borgen, um Verkäufe an die dritte Hand zu erleichtern. Man würde in solchem Fall unter regulären Verhältnissen von einer geschickten Ausnützung der Mittel

sprechen. Es wäre unnöthig, zu untersuchen, ob Herr Sanden nur, um gute Privatgeschäfte für sich herauszuschlagen, die Grundschuldbank gründete oder ob er sich dabei von höheren Erwägungen leiten ließ. Thatsächlich wäre gegen die Verbindung von Grundschuldbank und Preussischer Hypothekenbank bei solider Geschäftsführung nichts einzuwenden gewesen, wenn nicht beide Institute das Recht der Pfandbriefausgabe gehabt hätten. Das Baugeldgeschäft ist eine wirtschaftlich sicher außerordentlich nützliche Thätigkeit; aber die daraus entstandenen Hypotheken eignen sich absolut nicht zur Grundlage von Pfandbriefemissionen, bei denen auch den kleinsten Kapitalisten Gelegenheit zur Kapitalanlage geboten werden soll. Hier verbirgt sich eine der schwierigsten Fragen des modernen Hypothekenbankwesens, eine Frage, deren Wichtigkeit nur von Wenigen recht erfaßt zu werden scheint. Gerade bei der Frage der Baubanken tritt uns ganz offenbar der Doppelcharakter der modernen Hypothekenbank entgegen. Eine solche Bank soll in ihrer heutigen Verfassung erstens den Anforderungen des Grundkredites genügen, daneben aber auch in den Pfandbriefen erstklassige Anlagewerthe schaffen. Je mehr sie den Ansprüchen des Kredites entgegen kommt, um so schlechter wird die Qualität ihrer Pfandbriefe sein; und wiederum: je besser die Qualität ihrer Pfandbriefe ist, um so weniger kann die Hypothekenbank allen Anforderungen des städtischen Bodenkredites genügen. Ich glaube, hier ist ein Dilemma, aus dem es nur eine Rettung giebt, nämlich: die Ersetzung des privatkapitalistischen Realkredites durch eine öffentlich-rechtliche Kreditorganisation.

Doch solcher Ersatz liegt einstweilen wohl in weiter Ferne. Der Göthe Bank Manchester ist noch immer zu mächtig, als daß man auf seinen baldigen Sturz hoffen dürfte. So müssen wir denn überlegen, welche Aufgaben uns für die nächste Zukunft erwachsen werden. Es scheint unzweifelhaft, daß der städtische Baumarkt einer Aufmunterung bedarf, wenn man nicht das Uebel der Wohnungsnoth sich noch weiter ausbreiten lassen will. Die Geldgeber sind verschüchtert, denn allgemein glaubt man, daß in einigen Großstädten, Berlin an der Spitze, eine Katastrophe auf dem Baumarkt bevorsteht. Die Hauptgefahr scheint namentlich in den ablaufenden zweiten Hypotheken zu bestehen, die nach Lage der Dinge augenblicklich kaum wieder ersetzt werden können. So bedauerlich eine Substationenepidemie auch wäre: viel trauriger dünkt mich der Mangel an Baulust, der aus der Geldmisere entspringt. Das Privatkapital würde — selbst wenn es muthiger wäre, als es ist — nicht genügen, um die nöthige Anregung zu bieten. Hier müssen große Gesellschaftskapitalien eingreifen. Die wichtigsten Baugeldgeber großen Stiles waren bisher die Hypothekenbanken. Die am Nächsten liegende Erwägung wäre ja, diese Institute von Neuem zur Hergabe von Baugeldern zu animiren. Doch diese Quelle ist vorläufig auf geraume Zeit verstopft. Selbst bei den Hypothekenbanken, deren Pfandbriefabsatz ungeschmälert geblieben ist, wird man jetzt kaum noch Lust empfinden, den Ruf der Pfandbriefe durch Baugeldgeschäfte abermals zu gefährden.

Wie riskant doch immerhin solches Baugeldgeschäft ist, sieht man am Besten daran, daß reine Baubanken, die jetzt zum Beispiel für Berlin geradezu eine Nothwendigkeit wären, nicht gegründet werden. Dabei könnte gerade heute ein solches Institut recht beträchtliche Zinssätze fordern und einer vorzüglichen Rentabilität sicher sein. Nun scheint nach den Notizen der Zeitungen eine solche

Gründung ja in Aussicht zu stehen. Bezeichnend aber ist die Thatsache, daß diese Gründung von einer Interessengruppe ausgeht, die Gefahr läuft, schwere Schädigungen davon zu tragen, wenn die Depression auf dem Baumarkt noch länger anhält. Das Centralverkaufskontor für Hintermauerungsteine — Das heißt also: ein Steinsyndikat — will es unternehmen, eine Baubank zu gründen. Der Plan ist sehr durchsichtig: Jeder, der Baugelder bekommt, ist verpflichtet, von dem Syndikat Steine und wahrscheinlich auch das übrige Baumaterial zu beziehen. Damit sichert sich das Syndikat einen guten Absatz zu wahrscheinlich recht erträglichen Preisen. Die Schattenseiten solches Unternehmens sind nicht zu verkennen; durch den Ausschluß der freien Konkurrenz leidet eben so der Steinhändler, leiden vielleicht auch alle nicht dem Syndikat angehörigen Fabrikanten wie der Geldnehmer, der ja wahrscheinlich den größten Theil des Baugeldes nicht haar bekommt, sondern in Lieferungen. Man wird gegen ein solches Institut ein gewisses Mißtrauen nicht unterdrücken können, so sehr man sich auch in der Presse bemüht, eine reinliche Interessenscheidung zu versprechen, muß jedoch, um ein endgiltiges Urtheil zu fällen, erst abwarten, wie es sich in der Praxis bewährt. Eine ideale Baubank kann so jedenfalls nicht entstehen; am Ende aber ist selbst solche Baubank besser als gar keine. Eine Gefahr ist ferner: gerade die Ausnützung der augenblicklichen Verhältnisse des Baumarktes durch solche Interessentengruppen kann den Terrainspekulanten eine wohlfeile Entschuldigung dafür bieten, daß sie ihren Grund und Boden nicht bebauen, sondern ruhig weiter auf der Lauer nach risikolosem Mehrwerth liegen. Unter diesen Umständen scheint es dringend nöthig, endlich an eine energische Reform unserer städtischen Bodenkreditverhältnisse zu denken; und zwar ist es die Pflicht der Städte, sofort an die Gründung von städtischen Baubanken zu gehen, die zu leidlichen Sätzen Baugelder herleihen. Wenn man dann noch durch eine kräftige Besteuerung der Baupläze die Grundbesitzer zwingt, von dem Vortheil des städtischen Baugeldes auch Gebrauch zu machen, so ist die Axt an die Wurzel der bisherigen Verhältnisse gelegt. Damit wird ein Weg eingeschlagen, dessen Endstation heißen muß: Verstädtlichung des kommunalen Hypothekarkredites.

Plutus.



Notizbuch.

In Bremen hat ein Epileptiker dem durch festlich geschmückte Straßen fahrenden Kaiser ein Eisenstück ins Gesicht geschleudert. Die Verletzung ist, wie Bergmanns Bericht zu allgemeiner Freude lehrte, ganz leicht und der Kaiser hat sich wahrscheinlich nur, weil er sich schon vorher unwohl fühlte, die äußerste Schonung auferlegt. Es handelt sich nicht um ein Attentat, sondern um den groben Unfug eines Geisteskranken. Schon einmal ist, in Breslau, ähnlicher Unfug gegen den Monarchen verübt worden, auch damals von einem unzurechnungsfähigen Geschöpf. Vor solchen Unfällen ist kein Kaiser und kein Privatmann sicher. Nur sollte man diese W:brigkeiten nicht Wochen lang breittreten. Loyale Gesinnung und monarchisches Pathos sind schöne Dinge. Aber man soll sie nicht durch allzu häufige Verwendung

entwerthen und sich hüten, die kontagöse Kraft zu mehren, die an Thaten wie den in Breslau und Bremen verübten ganz sicher doch das Gefährlichste ist.

Prinz Luitpold, der Regent von Bayern, ist achtzig Jahre alt geworden. Er tritt selten hervor und man weiß im deutschen Norden nicht viel mehr von ihm, als daß er ein lebenswürdiger, gutmüthiger Herr ist, sich, so oft es vermag, den Pflichten prunkvoller Repräsentation entzieht, die Jagd liebt und gern Künstler an seinem Tisch sieht. Keine glänzende, gebietende Herrschergestalt, aber ein gewissenhafter Mann, der in äußerst schwieriger Lage durch Takt und bescheidene Zurückhaltung Zuneigung erworben hat. Die Bayern, die ihn, den Nachfolger ihres vergötterten Ludwig, sehr unfreundlich empfangen, sprechen heute in Scherz und Ernst gut über ihn und wünschen ihm ein langes Regentenleben. Der alte Herr kann zufrieden sein.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„In der ‚Zukunft‘ vom sechzehnten Februar war ein ‚Der Tag‘ überschriebener Artikel enthalten, welcher sich mit meinem Drama und mit meiner Person beschäftigt hat und in welchem ich des Plagiats geziehen werde. Zur Wichtigstellung bemerke ich, daß ich den Roman ‚Traurige Tage‘ von Maurus Jokai, dem ich ‚fast alle Details‘ entlehnt haben soll, überhaupt vor Fertigstellung meines Dramas nicht gelesen hatte. So weit die Details nicht frei von mir erfunden sind, habe ich sie den Schilderungen nachgebildet, welche ich theils in ‚Johann Balásházy, Historische Beschreibung der 1831er Aufstände in Ober-Ungarn‘ (Pest 1832) und anderen Geschichtswerken vorfand, theils durch mündliche Mittheilung bezw durch Vermittelung der nachbenannten Personen erfuhr: I. Im zempliner Komitat: des Vicegespan des zempliner Komitats Matolai Etel in Satorálya-Ujhely, der ungarischen Edelmänner von Horváth, von Cseley, von Kolossy, von Becske-Bálint, von Szegy, der königlichen Oberstuhlrichter Horaszy in Homona, Füzeßory in Barannó, Nemthy in Galszecs, der Edelmänner von Bujánovics auf Tapoly: Jzsep und von Zs!any auf Rucsin, der Freifrauen von Lehokly in Behocz und von Droszy in Barannó, des Herrn von Kolizky in Barannó, des Popen Rozkovic in Mezö-Laborcz, des Pfarrers Kovács in Sólut, des königlichen Saatslehrers Szabó, des Dr. med. Klein, des Apothekers Lehokly, des ruthenischen Professors Werchrakly am Gymnasium in Bemberg, des Dr. Toldy Vaszló, städtischen Bibliothekars in Budapest, des Dr. Czako Elémér, Museumsbibliothekars in Budapest. II. Im beregher Komitat: des königlichen Notars Julius von Nagy in Munkacs, des Kanzlisten Petreczky in Also-Bereczke, des Direktors Markovics in Hársfahra, des Staatslehrers Benjamin Frank in Szolyva-Hársfahra. Ferner habe ich etwa fünfzig Dorfrichter und eben so viele jüdische Schankwirth in den beiden Komitaten aufgesucht und von ihnen persönliche Erinnerungen und Ueberlieferungen entgegengenommen. Alles Dies war mir nur möglich, weil mir durch Empfehlungsschreiben des Vicegespan von Sátor Alja-Ujhely und anderer Würdenträger der Zugang zu den vorgedachten Standespersonen ermöglicht war. So weit meine Darstellung mit der von Maurus Jokai übereinstimmt, haben dem Letzteren die selben Quellen wie mir zur Verfügung gestanden. Stefan Bacano.“ Die Aufzählung ist recht interessant. Vielleicht entdeckt später ein Literaturhistoriker, an welchen Stellen seines Dramas Herr Bacano das Ergebnis seiner Forschungen bei Edelmännern, Edel Frauen, Vicegespanen, Popen, Professoren, fünfzig Dorf-

richtern und fünfzig jüdischen Schankwirthen verwerthet hat. Ich bin nicht Philologe genug, um die Spur finden zu können. Ich kann nur den merkwürdigen Zufall bedauern, der den ungarischen Theaterstückeschreiber einen der bekanntesten Romane seines berühmten Landsmannes Jolai übersehen ließ. Wie seltsam, daß Herr Bacano den Roman „Traurige Tage“ nicht kannte, der doch den selben Gegenstand wie sein Drama behandelt! Hätte er ihn gekannt, dann hätte er sich seine Studien sparen können. Denn — der Roman ist bei Janke, das Drama bei Fontane erschienen und Jeder hat die Möglichkeit des Vergleiches — fast alle Details, die das schlechte Drama uns zeigt, sind auch in dem viel früher erschienenen schlechten Roman schon zu finden.

* * *

Der junge Dichter Johannes Schlaf, ein feines, stilles Talent, das an der Wiege des deutschen Naturalismus saß und reicher Entwicklung fähig schien, ist psychisch erkrankt und in die Anstalt des Sanitätstathes Dr. Edel gebracht worden. Der Unglückliche ist völlig mittellos und hat keinen Verwandten, der für ihn sorgen könnte. Literarische Vereine, an ihrer Spitze der Goethe-Bund, könnten hier wohlthätig wirken. Auch sonst aber giebt es in Deutschland wohl noch Männer und Frauen, die ein kleines Opfer nicht scheuen, um einem schwer kranken Poeten über die ärgste Leidenszeit hinwegzuhelfen. Sie Alle bitte ich, ihr Scherflein an den Verlag der Zukunft, Berlin S. W. 48, Friedrichstraße 10, zu schicken. Ich werde die Namen der Geber hier gern verzeichnen und die Gaben ihrer Bestimmung zuführen.

* * *

Der Großherzog von Hessen hat sich in der Wohnung des Kammerpräsidenten neulich lange mit einem sozialdemokratischen Abgeordneten unterhalten. Das ist sehr verständlich und sollte öfter wiederholt werden. Dann würden die Fürsten erkennen, daß es auch in der Sozialdemokratie sehr gebildete, kultivirte und kluge Männer giebt, und die Sozialdemokraten, daß Fürsten sehr liebenswürdige Menschen sein können. Uebrigens hat auch der Kaiser schon mit einem Sozialdemokraten gesprochen, — freilich, ohne es zu wissen. Eine tegernseer Schauspielertruppe, die in Berlin gastirte, wurde von Wilhelm dem Zweiten ausgezeichnet und zur Reichstagsöffnung in den Weißen Saal geladen. Die Truppe bestand zum großen Theil aus Genossen; und der Manager, der sie ins Schloß führte und mit dem der Kaiser sich angelegentlich unterhielt, war ein in Bayern bekannter sozialdemokratischer Agitator.

* * *

Zur selben Stunde, wo in Paris Herr Loubet Deutschlands neuen Botschafter zum ersten Male empfing, besuchte in Berlin der Kaiser den französischen Botschafter. Das war kein Zufall, sondern eine beabsichtigte Artigkeit. Eine ähnliche wollte der Kaiser schon einmal den Franzosen erweisen. Als der Marquis de Galliffet noch Kriegsminister war, bat Graf Münster ihn eines Tages um eine Unterredung, die am nächsten Morgen um neun Uhr stattfinden sollte. Der Marquis mußte absagen, weil plötzlich ein Ministerrath einberufen wurde, und konnte den Botschafter erst um Zwei empfangen. Der erschien mit allen Zeichen der Bestürzung in den Greisenzügen und sagte, die Verspätung sei ihm außerordentlich unangenehm. Denn er habe von seinem Souverain den Auftrag gehabt, pünktlich um neun Uhr dem französischen Kriegsminister das Manuscript einer Rede zu überreichen, die der Kaiser um die selbe Stunde in Lothringen halten wollte und wirklich um Neun gehalten hatte.



Berlin, den 23. März 1901.

Stumm.

Zeit Monaten war Karl Ferdinand Freiherr von Stumm ein verlorener Mann. Längst wußte Jeder, des stämmigen Sechzigers Tage seien gezählt und er werde den Reichstagsaal nicht mehr betreten. Dennoch wirkte die Nachricht von seinem Tode mit der Wucht eines unerwarteten Ereignisses. Allen fehlt er; den Freunden kann ihn das müde Schelten des Herren von Kardorff nicht ersetzen und die Feinde suchen ihren Pfeilen und Schleudern vergebens nun ein ragendes Ziel. Bei der Berathung des neuen Zolltarifes wird man ihn vermiffen, der in seiner Eigenschaft als Großindustrieller und Großgrundbesitzer über manchen Interessengegensatz hinwegzuhelfen vermochte, und jede Sozialistendebatte wird uns ein Echo seiner zornigen Rede bringen. In fast allen Fragen der Wirthschaft und des sozialen Rechtes war er der eigentliche Führer der konservativen Parteien; und trotzdem sein Reich im äußersten Westen lag und sein weit überwiegendes Interesse an die Entwicklung der Großindustrie gelettet war, wurde er selbst von den wildesten Agrariern Ostelbiens nicht gehaßt. Unter lauen Laodiceern wächst die suggestive Macht einer starken Persönlichkeit. Und eine solche Persönlichkeit war Stumm. Er wußte stets, was er wollte, und auch die Anderen kannten ihn als einen fest bestimmten, in seinem Werth unwandelbaren Faktor, mit dem man rechnen konnte. Sein Wille war von Gewissensbedenken nicht angekränkt; auch von ehrfürchtigen Gefühlen nicht. Er hatte als Industriekapitän Großes geschaffen, das vom Vater ererbte Eisenwerk in Neunkirchen auf eine früher ungeahnte Höhe gebracht, der halberger und der billinger

Hätte Mieseneinnahmen gesichert, ein Arbeiterheer gut versorgt: sollte er da vor irgend einer Excellenz zittern, die noch gestern vielleicht mit devotem Dank seinen Maximilian Gränhäuser geschlürft hatte? Wenn er sich ärgerte, wenn Etwas ihm unbequem war, setzte er sich in den Schnellzug und fuhr zum Oberpräsidenten oder nach Berlin zum Minister und ruhte nicht, bis sein Wunsch erfüllt, der Gegenstand seiner Beschwerde beseitigt war. Wenn er in den Parlamenten auf Schwierigkeiten stieß, versammelte er die wichtigsten Abgeordneten im Kaiserhof um seinen Tisch und hatte sie, noch ehe der Kaffee servirt wurde, in seines Willens Richtung gezwungen. Er war so verwöhnt, daß seine Wuth keine Grenze kannte, wenn er irgendwo Widerstand fand. Namentlich in den letzten Jahren war er, in dessen Familie zwei Fälle psychischer Erkrankung vorgekommen waren, hypernervös geworden. Sein Selbstbewußtsein nahm krankhafte Formen an. Er wähnte sich zum Reichsretter geboren. Die Brutalität seiner Rede steigerte sich, im Verkehr mit minder Mächtigen versagten die Hemmungen und schlotternd sahen seine journalistischen Dienstboten ihn nahen. „Welcher Dohse hat denn diesen Artikel geschrieben?“ „Welches Hindvieh hat die Notiz in die Zeitung gebracht?“ So wetterte er und schimpfte von früh bis spät. Und immer böser flackerte aus seinem dicken Schädel das Auge hervor.

Ein gütiger Herr war er wohl nie gewesen. Ungewöhnlich tüchtige Männer sind für die ihnen Untergebenen fast immer ein Kreuz. Sie fordern die höchste Leistung und werden ungeduldig, wenn der Diener an flinker Gewandtheit ihnen nicht gleicht. Doch auch der finstere Märchenthyrann, als den man ihn darzustellen liebte, war Stumm nicht. Es ist bekannt, daß er früher als irgend ein Anderer für die Invalidenversicherung eintrat, daß er alle Wittwen und Waisen der im Tagelohn Arbeitenden vom Staat versorgt wissen wollte und daß seine Leute weder über ungerechte Behandlung noch über Mangel zu Klagen hatten. Er verbarg sich nicht, wie ein mystisch dräuender Gott, hinter Wolken, sondern öffnete Jedem, auch dem Geringsten, sein Ohr, Jedem auch, der ihm würdig schien, seine Hand. Nur Ordre mußten die Leute pariren. Sie durften nicht wider den Stachel lösen und erst recht nicht sich auf sozialistische Fagen einlassen. Und eine Fage war ihm der ganze Sozialismus, der Marxens wie der auf Rathedern und Kanzeln gepredigte. Eine gefährliche Schrulle, die aber, wenn die Regierenden Muth und Rücksichtslosigkeit genug aufbrächten, leicht wider aus den Hirnen zu scheuchen wäre. Der Sohn des Eisenfabrikanten hatte auf seinem über Bonn und Berlin führenden Studienwege nicht allzu viel gelernt und hielt den sozia-

listischen Spul für eine neumodische Erfindung. Noch 1869, so sprach er, war von der Sozialdemokratie „nicht ernstlich die Rede“; dabei stammt das Kommunistische Manifest aus dem Jahre 1848, Lassalles Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein wurde 1868 begründet und vier Jahre später zogen Liebknecht und Bebel in den Reichstag ein. Den Brauch, von einem Vierten Stande und dessen besonderen Interessen zu reden, nannte er „die reine Fiktion“; Herrn Richard Roefide, dem Bierkönig, aber warf er vor, er habe „die Interessen seines Standes verletzt“, und bewies gerade durch diese unvorsichtige Empörung, daß es auch nach seiner Ansicht spezielle Standesinteressen gab, die dann erst bei einer bestimmten geringen Einnahmequote in den Bereich der reinen Fiktionen überzugehen begannen. Mit solcher Auffassung war nicht ernsthaft zu streiten. Stumm wäre wüthend geworden, wenn ein Vaie ihm in seinen halberger Hüttenbetrieb hineingerebet hätte; er aber vermaß sich, ohne Kenntniß der wirthschaftlichen und der politischen Geschichte den Lebensfragen einer großen, gährenden Nation die Antwort zu finden. Warum auch nicht? Geschichte und alle Buchweisheit war ihm Krimskrans. Er kannte den deutschen Arbeiter und dessen Bedürfnisse, hatte als industrieller Feudalherr Tausenden auskömmliche Nahrung, sogar ein gewisses Wohlleben verschafft und hielt streng darauf, daß in seinen Werken die höchsten Löhne gezahlt wurden; sollte er auf seine alten Tage nun etwa zu Professoren und Pastoren in die Schule gehen, — zu Volkswirthen, die das Volk nie auch nur mit einer Brotkruste bewirthen, kaum je vielleicht eines leibhaftigen Industriearbeiters Hand gedrückt hatten? Solche Zumuthung wies er weit von sich. Der erfolgreiche Praktiker verachtete alle graue Theorie und verstand gewiß gar nicht, was Treitschke meinte, als dieser wissenschaftlich am Besten gerüstete Gegner des Sozialismus ihm in den Tagen des wüthendsten Umsturzlärmes zurief, der Schuster möge bei seinem Leisten bleiben.

Einmal nur ist er sich selbst untreu geworden. Elf Jahre ist es jetzt her. Schon war das Wort gefallen: „Sechs Monate will ich den Alten noch verschmausen lassen; dann regire ich selbst.“ Schon waren die Februarerlasse Wilhelms des Zweiten erschienen und hatten die ganze Großindustrie in Aufruhr gebracht. In Friedrichruh hatte Stumm von Bismarck gehört, „die maßgebende Zukunft“ wünsche offenbar einen neuen Diener, wolle den alten sich so bald wie möglich vom Halse schaffen. Da war der Freiherr aufgebraust. Wir sind auch noch da! Wir stehen Mann vor Mann hinter Ihnen! Wir werden unsere Stimme erheben und so laut reden, daß man es bis ins Innerste des Kaiserschlosses hört. Wir stehen und fallen

mit Eurer Durchlaucht. So ungefähr pflegte Bismarck den Vorgang zu schildern. Dann wurde der Staatsrath einberufen und der König und Kaiser sprach in der Eröffnungrede den Satz: „Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft, der Umfang der mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwicklungsgesetze einzuschränkende Kinderarbeit, die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalt und andere, damit zusammenhängende Verhältnisse des Arbeiterstandes sind einer verbesserten Regelung fähig.“ Karl Ferdinand Freiherr von Stumm saß im Staatsrath und fand kein leises Wörtchen des Widerspruches. Auch in der internationalen Arbeiterschutzkonferenz nicht, trotzdem in dem Einladungsschreiben gesagt war: Les classes ouvrières des différents pays, se rendant compte de cet état des choses — nämlich von der Nothwendigkeit, die Arbeiterverhältnisse in der Industrie international zu ordnen —, ont établi des rapports internationaux qui visent à l'amélioration de leur situation. Da wurde deutlich also gesagt, die proletarische Internationale habe den Zweck, bessere Lebensbedingungen für die Arbeiter zu erreichen, da wurde sie, die so lange allen Staaterhaltenden ein Schreckbild gewesen war, den Regierungen als leuchtendes Muster empfohlen. Das hätte genügen sollen, um Stumm zur Raserei zu treiben. Er schwieg. Er machte mit, weil er sich die maßgebende Zukunft nicht verfeinden wollte. Bismarck zürnte: „Stumm hat mich im Stich gelassen!“ Aber der Freiherr hatte richtig gerechnet. Erst als der längst schon lästige Kanzler endlich abgeschüttelt war, stieg dem Halberger die Sonne der Gunst auf des Himmels Höhe. Er wurde der Berather des Monarchen und sprach nun unwillig über den Frondeur im Sachsenwald. Die Gunst hat er später durch allzu burschikoses Wesen und durch Indiskretionen verscherzt; und hätte er solche Fehler vermieden, dann hätte der Schein eines Einflusses ihn vom Gipfel gestürzt. Vorher aber war er ans Ziel seiner Wünsche gelangt. Wo ist heute die Stimmung der Februarerlasse? Und auch Bismarck reichte dem Neuen verjöhnt wieder die Hand. Das alte Vertrauen war gewichen; den Mann aber konnte er brauchen, denn Der sprach muthig aus, was Andere scheu in des Büjens Tiefe bargen.

An Muth hat es Stumm nicht gefehlt. Er sehnte sich nicht nach Popularität und fürchtete keinen Feind. Redlichen Willens war er und ruhigen Gewissens, was er auch sagte und that, seines Weges sicher, seines Werthes bewußt. Er kam nie in Konflikte, denn sein Wille beherrschte die Vorstellung.

Einen „treuen Sohn der protestantischen Kirche“ nannte er sich und gerieth gar nicht in Verlegenheit, wenn man ihn an den sanften Sozialismus der Evangelien erinnerte oder an Luthers Bannflüche wider den Mammon. Das waren eben andere Zeiten gewesen. Heute wird für die Armen gejorgt. Wenigstens von mir, von Karl Ferdinand Freiherrn von Stumm. Die Anderen sollen es nachmachen, statt Phrasen zu dreschen. Ohne Sklaventaste kommen wir nun einmal nicht aus, ohne leitende Herrenköpfe läßt der schwierige Prozeß moderner Großproduktion sich nicht so gestalten, daß wir mit anderen Nationen den Wettbewerb wagen können. Deshalb darf man die Hörigen nicht unzufrieden machen, darf man in ihnen nicht erst den Gedanken auskommen lassen, daß sie mit dem selben Recht wie die Herren geboren sind. Mehrwerth? Gleichheit der Rüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein? Vergesellschaftung der Produktionsmittel? Unsinn! Der Arbeiter will sich satt essen, eine erträgliche Wohnung haben und eines gerechten Herrn Hand über sich fühlen. Alles Andere haben die Hezer ihm in den Kopf gesetzt. Die soll man wegzagen, mit Feuer und Schwert vertilgen; dann wird im Land wieder Ruhe und Friede sein . . . Das glaubte Stumm ehrlich; und dieser starke Glaube hob ihn über die Schaar der Schwächlinge, der Maulhelden und Duzendmirabeau hinaus und machte ihn zum prachtvollen Typus einer Zeitstimmung, zum Don Quixote der niedergehenden Bourgeois Herrlichkeit. Ein neuer Beaumarchais könnte ihn als den interessanteren und stärkeren Almasiva des neunzehnten Jahrhunderts poetisch der Nachwelt gestalten. Der französische Graf war lebenswürdiger, aber auch lächerlicher; er lief zierlichen Schürzen nach, mehrte durch keine Arbeit des Kopfes oder der Hände sein Erbe und lächelte nur anmuthig, als er von seinem privilegierten Platz weichen mußte. Der deutsche Freiherr war ein Schöpfer; er hat das ererbte Gut nicht verschleudert, sondern in rastloser Arbeit vervielfacht und ist seinem Volk am Eisenhammer und in der Hütte ein Vater gewesen. Ein strenger, doch nicht tyrannischer Vater, einer, der starrköpfig jeden Eingriff in seine Rechte abwehrte, stets aber zu weitherziger Erfüllung seiner Pflichten bereit war. Nicht aus Liebe zu seinen Kindern, — nein: weil er sich geschämt hätte, auf einer Pflichtwidrigkeit ertappt zu werden. Die Macht der Menschenliebe war in ihm, der sich für einen Christen hielt, nicht stark. Und wie Allen, deren Wesen dieser wärmende, erwärmende Hauch fehlt, folgt auch ihm zwar die Achtung des Feindes, doch kaum eines Freundes liebevolles Gedenken in die Gruft.

Die Siegesallee.

Die monumentale und dekorative Skulptur ist von der Baukunst nicht zu trennen; dieser, der Mutter aller bildenden Künste, ist die Plastik das liebste Kind. In Zeiten starker Kultur schreiten Beide im gleichen Takt voran. Eine Epoche, die dieses Verhältnis sprengt, trifft sich selbst; ein Geschlecht, das seine Baukunst vernachlässigt und gering schätzt, darf auch von seiner Bildnerei nicht Großes verlangen.

Das Volk, das sich aus der Tiefe seines Geistes Tempel baut oder nur auf anderen Wegen architektonischer Bethätigung ein Verhältnis zum Erhabenen sucht, darf seiner selbst sicher sein. Die Fähigkeit, nach eigenem Sinn Heim und Kirche zu bilden, bedeutet stets den Reifepunkt der gesammten Phantasieproduktion einer Nation; aber das regste geistige Leben, die denkbar weiteste Verbreitung der schildernden Künste, und ginge sie bis zu einem die ganze Gesellschaft umfassenden Dilettantismus, — das Alles ist kein Beweis der Kulturfähigkeit, ist höchstens, unter besonderen Umständen, die Vorbereitung dazu. Während die poetischen und malenden Künste gerade im Getümmel wirrer Untergangszeiten eine reiche, wenn auch nicht eben edle Bethätigung finden, ist die Skulptur in solchen Perioden ihren wesentlichsten, den monumentalen Aufgaben gegenüber vollständig machtlos. Sie empfängt von der Baukunst Linie, Maßstab und Rhythmus, jedes ihrer Darstellungsmittel wurzelt in abstrakten architektonischen Gesetzen, ihre Werke werden erst geschmeidig, ihre Stilformen erst lebendig im Schatten großer Baumassen; die dekorative Bildsäule ist in erster Linie eine Anthropomorphisirung der im steinernen Gefüge verborgenen Seele. Hier herrscht nicht der Naturalismus, sondern der Stil, nicht die geniale Laune, sondern das Gesetz. Darum ist die große Skulptur immer ernst, wie die Baukunst. Die von ihren Postamenten genommenen Statuen alter Tempel stehen fremd im Museumsaal, weil sie nur die von einem universalen Baugedanken getrennten Glieder sind. Man findet zu den griechischen oder gothischen Bildwerken kein richtiges Verhältnis, bevor man nicht im Geist Säulenreihen, Tempeldächer, Spitzbogen und Strebepfeiler dahinter sieht. Selbst das ornamentale Gliederspiel barocker Gruppen wird erst vor den Bauformen jener Zeit ganz verständlich. Das Maß von Naturalismus, das die Kleinplastik erlaubt, ja, zuweilen fordert, zerreißt jede Monumentalität, wenn der Bildhauer sich dieses Mittels bedient, um tote Traditionen mit einem Schein von Leben zu füllen.

Das neunzehnte Jahrhundert zeichnet sich durch einen scharfen Kunstverstand aus. Was mit Wissenschaft und Vernunft, mit sinnlicher Vergleichsmöglichkeit erreichbar ist, hat dieses Jahrhundert vollbracht. Es war eine

Epöche temperamentvoller Analyse auf allen Gebieten; aber darüber ist das stolzeſte Beſitzthum der Kunſt, die Syntheſe, verloren gegangen. Der Verſtand iſt viel für das künstlerische Schaffen, der Inſtinkt mehr, iſt Alles, weil nur er das Medium ſein kann, das ewigen Idealen einen Aſtralleib ſchafft. Erſt ſeit Kurzem weiſen hier und da Spuren auf ein Erwachen ſchöpferiſcher Kräfte, nachdem in der Baukunſt lange ein Zuſtand geherrſcht hat, der mit Kunſt nicht mehr das Geringſte, ſondern nur mit eitler Prunkſucht, armſäliger Verlogenheit und frechem Diebſtahl zu thun hatte. Muß unſere Großſtadtarchitektur geſchildert werden? Ein Gang durch die weſtlichen Straßen der Hauptſtadt ſagt jedem Sehenden mehr, als hundert paradoxe Wahrheiten ausdrücken können.

Dennoch: der tieſte Punkt iſt überſchritten und wir dürfen froh ſein, in dieſer Zeit zu leben. Iſt ihre grandioſ ſcheinende Ruheloſigkeit im Grunde auch kleinlich: ſie kündet doch Großes an. Was noch vor wenigen Jahren wie eine wilde Utopie klang, heute iſt es faſt zur Gewißheit geworden: die in ſozialen Revolutionen gewandelte und ſich noch ſtetig wandelnde Geſellſchaft wird eine eigene Kunſt haben. Eine ſchöpferiſche Thatenluſt, zu der wir ungläubig erſtaunt aufblicken, regt ſich überall, ein Wille, der alle unſere Empfindung mit ſich fortreißt, drängt in tauſend Individualitäten zur That. Eins iſt entſcheidend: die Baukunſt, deren Platz ſo lange eine widerliche Pſeudokunſt eingenommen hat, erwacht wieder. Untrügliche Zeichen ſprechen dafür. Der moderne Architekt denkt nicht mehr an Rom und Florenz; er ſteht ſinnend vor der Schönheit einer Dynamomaſchine und abſtrahirt von den Konſtruktionen der Ingenieure Geſetze für ſeine Kunſt. Von der brutalen Nützlichkeit aus gelangt er zur Kraft und von da iſt es nicht weit zur Schönheit. Freilich: die Erfüllung liegt im blauen Fernenlicht. Wenn aber der Weltenwille dem Menſchen das Große erſt enthüllt hat, ſo iſt ein Schickſal verhängt, das fortwirkt, biß der Weg durchmeſſen iſt. Ob die zweite Generation die Frucht erntet oder erſt die zehnte: was thut es? Der Weg iſt das Ziel.

Solche Hoffnungen verpflichten. Es kann noch nicht von einer Baukunſt geſprochen werden, die die Skulptur ſtützen könnte; aber darf der Bildhauer darum träge warten, biß ihn der Strom mit fortreißt? Auch die Plastik iſt in den vergangenen Jahrzehnten im Tieſten korrumpirt worden; man ſollte denken, da müßte der Bildhauer, voll Ekel vor der Zweideutigkeit ſeiner Lage, mit allen Sinnen der jungen Hoffnung zuſtreben. Aber gerade er ſcheint der Letzte bleiben zu wollen. Er ſteht abſeits und die Kämpfe der Zeit berühren ihn kaum.

Wir haben vier Bildhauer, die zählen; drei davon ſind Ausländer. Rodin, vielleicht das ſtärkſte Temperament der Gegenwart, wüthet im wider-

strebenden Material und sucht, mit verbissenem Trotz, die ihm stets ins Malerische entgleitende Form ohne Hilfe einer Baukunst monumental zu händigen. Er versetzt den Philistern Faustschläge ins Gesicht, läßt, in ruheloser Schaffenswuth, sein Berserkergenie nach allen Richtungen thätig sein und quält sich faustisch, den tiefsten psychologischen Ausdruck architektonisch zu umschreiben. Er verrichtet die vorbereitende Arbeit vieler Generationen. Meunier ist der Weisere. Seinen ursprünglichen großen Stilgedanken hat er auf das Maß beschränkt, das die Zeit der Skulptur gestattet. Jedes seiner Werke sagt: was sein könnte. Von Allen ist er vielleicht am Meisten ein Opfer der Zustände, weil er in sich der Reifste und Abgeklärteste ist. So hat er sich selbst die Grenzen gezogen, die Rodin vom Schicksal gesetzt sind. An den Dritten, den Belgier Minne, denkt, wer träumt, wie die künftige Baukunst sein wird. Man darf vielleicht sagen — mit allem Vorbehalt, ein Schlagwort prägen zu wollen —: eine Renaissance der Gothik. Minne ist nicht der Größte als Künstler, aber Der, dessen Instinkt am Reinsten ist. Hinter seinen starren, feierlichen, von romantischem Leben erfüllten Gestalten zeichnen sich die Konturen einer fentrecht strebenden Architektur. Ein Ahnender scheint er, der weit vorausseilt, Einer, in dem der Kulturdrang, wie in seinem Landsmann Maeterlinck, eine okkulte Form angenommen hat. Unser Hildebrand endlich beweist, daß man der neuen Zeit kalt gegenüberstehen und doch ein großer Künstler sein kann. Er ist ein Verstand, dem nichts legitim genug scheint, um der bewährten alten Schönheit an die Seite gestellt zu werden. Sein: Werke können bis zu einem gewissen Grade monumental sein, weil ihnen als Folie die klassische Baukunst zu Gute kommt. Er ist ein genialer Konstrukteur mit starkem Wirklichkeitsinn. Mit der Zukunft hat seine Kunst wenig zu thun; sie zeigt aber allen Bildhauern, die sich auf den Dornenweg zu neuen Zielen nicht wagen mögen, wie der ernste Künstler der Fülle von Traditionen künstlerisch gerecht werden kann und wie feinstes Nachempfindung, selbst in einer schwachen Zeit, noch eine vergeistigte Schönheit und ein milder Abglanz hoher Kultur gelingen.

Leicht ist vorauszu sehen, daß die Kämpfe der Malerei sich in der Skulptur in ähnlicher Weise wiederholen müssen. Leider scheint es nicht, als ob die zunächst beteiligten Künstler aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte viel gelernt hätten. Die Philisterhaftigkeit ist den Bildhauern eigentümlicher als den Malern, denn Diese sind mehr literarisch beweglich und in ihren Reihen ist das intelligente Talent häufiger zu finden, das in der Skulptur äußerst selten ist. Der einzige Weg für die Plastik, durch die Uebergangszeit zu kommen, ist: die Ausdrucksmöglichkeiten zu vervielfältigen, für die psychologische Eindringlichkeit, die unser Empfinden fordert, neue, resumierende Darstellungsmittel zu finden; denn den harmonischen Formen, den

reinen Dreiklängen der Renaissanceplastik kann sich der moderne, hysterisch schwankende Geist nicht anpassen. Die Malerei hat auf kleinen Leinwandflächen ihre formal technischen Experimente gemacht und sie wird nun bereit sein für große dekorative Aufgaben, sobald die neue Baukunst solche stellen wird. Einer ähnlichen Schulung bedarf die Skulptur. Das weite Gebiet der plastischen Impression ist zu bearbeiten, der lange Weg vom Charakteristischen zum Schönen zurückzulegen, die schwierige Phantasiethat zu vollbringen, den Realismus, ohne seine innere Wahrheit zu schädigen, zur idealen Stiltype zu erheben. Es giebt — generell gesprochen — keine andere Disposition, die neuen Aufgaben zu bewältigen, als die der modernen Franzosen und Belgier, von Carpeaux und Carriès bis Rodin, von Dubois bis Meunier und Minne. Es ist die Disposition einer sozial-künstlerischen Nothwendigkeit. Nur das reine Genie, in dessen Seele psychologische und formale Erkenntniß zugleich, wie Blitz und Schlag, fallen, steht außerhalb der kritischen Berechnung. Die mittleren Begabungen werden sich, da eine stützende Baukunst fehlt, auf sich selbst angewiesen sehen, auf den kleinen Maßstab und Aufgaben wenig monumentaler Art. Es widerspricht dem innersten Wesen der Skulptur, aber es ist ihr Schicksal, ihr Uebergang. Nur Wenige wagen, diese Konsequenzen zu ziehen; das höchste Ziel der Rechten und Schlechten bleibt nach wie vor das Denkmal.

Das Denkmal als Selbstzweck ist ein Produkt, würdig unserer Zeit. Früher gab es Bildsäulen nur in naher oder entfernterer Beziehung zur Architektur. Standbilder wurden dem Gebäude an den End- und Ruhepunkten des architektonischen Problems eingefügt und ihr Tempo gliederte und belebte die großen Massen. Selbst wenn sie weiter vom Gebäude abrückten, hatten sie den Hauptzweck, den strengen Baugedanken im lebendigeren, sinnlicheren Spiel unmerklich aufzulösen und zu steigern, eins durchs andere. Später, etwa gegen das Ende der Renaissance, trat der skulpturale Zweck oft selbständiger auf; stets aber wurde ihm mit feinem Takt ein architektonischer Vorwand gesucht: eine Brücke, ein Brunnen auf dem Marktplatz, vor alten Gebäuden, eine Ruhebank mit schlichter Bänke oder auch Hermen in regelmäßigen Abständen, zwischen glatt geschorenen Taxushecken, doch in solcher Nähe des Schlosses, daß der Maßstab herüber und hinüber wirkte. Noch die berliner Philhellenen, Schadow, Schinkel, Rauch, hatten den rechten Instinkt, so weit er in dem unmöglichen Kompromiß: antike Kunstform und moderne Straße, zum Ausdruck kommen kann. Nachdem dieser letzte verzweifelte Versuch eines ernsthaften Geschlechtes nach eigener Art gescheitert war, wurde das Straßendenkmal in all seiner Scheusämlichkeit den ästhetischen Anschauungen fest einverleibt. Wo jetzt ein Plätzchen frei ist, dicht neben den Häuschen, die weniger ästhetischen Bedürfnissen dienen, wird irgend ein

Verhümter in Marmor oder Bronze aufgestellt. Der gefeierte Ausgehauene steht in schneidiger Uniformattitude oder in hilfloser Frachverlegenheit auf einem cigarrtenistenförmigen, allegorisch verzierten Postament und ringsherum werden „gärtnerische Anlagen“ und Spielplätze für Kinder gemacht. Fürsten sitzen auf Pferden, alles Andere muß stehen, irgend eine der neun Muses hockt vor dem Sockel und schreibt mit dem Ausdruck eines Analphabeten den Namen des offiziell Bedeutenden auf, eine andere mit Lorber hält ihr das ornamentale Gleichgewicht und ein eisernes Gitter schützt das „Kunstwerk“ vor Verunreinigungen. Auf einem solchen Postament kann stehen, wer will: es paßt immer; diese Aufgaben sind kaum anders zu lösen als mit Hilfe der konventionellen Allegorie.

Ich wollte in flüchtigen Umrissen andeuten, welcher Wahl der Bildhauer unserer Tage gegenübersteht. Nimmt er seine Kunst ernst, so muß er Revolutionär sein und die romantische Reise zum Dornröschenschloß unternehmen; wenn er sich den geltenden Anschauungen mit all seinem Können unterordnet, mag er ein sehr geschickter Handwerker sein, dem große künstlerische Feinheiten gelingen: auf den Ehrentitel Künstler hat er trotzdem nicht mehr Anspruch als der Kaufmann, der einen Auftrag gewissenhaft effectuirt. Als dritter Weg bleibt der Klassizismus Hildebrands; aber er ist nur der feinsten Bildung, dem zartesten Epigonengefühl möglich, weil hier eine Nuance über den Werth der Kunstleistung entscheidet. Nur der hellenisch freien Sinnesart, der Schönheit und Heiterkeit zum Leben nothwendig sind, den seltenen aristokratischen Naturen, die vom sozialen Trieb der Zeit nicht im Geringsten berührt sind, steht dieses eng begrenzte Gebiet — ein Exil — offen. Man sollte meinen, der Jugend könnte die Wahl nicht schwer sein. Wir werden anders belehrt; und es ist wieder Berlin, das uns die Thatsache, wie sich die Skulptur dem elendesten, verlogenen Traditionengemisch, das die Kunstgeschichte jemals zur That werden ließ, zugewandt hat, so überzeugend demonstirt, daß uns die Augen beißen.

Fast unmöglich ist es, die neueste berlinische Kunstthat in der Siegesallee anders zu besprechen als in einer Theristeslaune. Die Sympathiegefühle, die einer ehrlichen Kritik so nöthig sind wie gute Luft den Lungen, müssen schweigen. Es wäre Verrath an den besten Kulturhoffnungen, wenn man gegenüber diesem für Jahrhunderte statuirten Merkmal einer barbarisch empfindenden Epoche nur den Versuch unternähme, Einzelnes zu retten, wo das Ganze so sehr den Widerspruch herausfordert. Welch ein Jammer, daß die ungeheuren Geldsummen, die der Kaiser geopfert hat, von den Künstlern so übel verdient worden sind!

Der Kaiser sieht in der Kunst in erster Linie ein Volkserziehungsmittel. Bestimmte Reden über das Theater geben die Gewißheit, daß es ihm vor

Allem darauf ankommt, jenen Grad von romantischer Sinnesart und Heroenglauben zu wecken, der ihm für den Bestand des monarchischen Gedankens so wichtig scheint. Es ist Sache des Politikers, dieses Prinzip in den politischen und sozialen Wirkungen zu prüfen; aber es ist durchaus Sache des Kunstbeurtheilers, die Folgen dieser Anschauungen auf das innere Wesen der Kunst zu untersuchen. Bei einer Betrachtung der künstlerischen Produktion ergibt sich die Schlußfolgerung von selbst. Alle ernsthafte Kunst ist zuerst revolutionär, muß es sein, weil sie der Lebenssehnsucht und dem natürlichen Fortschritt vorangeht; zugleich aber ist sie doch eine im edelsten Sinne konservative Macht, weil sie das Irrende und Schweifende der Volkspheantasie thätig verbindet, dem suchenden Zweifel eine Richtung weist, alles Kleinliche zerbricht und die ewigen Gefühle stärkt, weil sie den Menschen, indem sie ihn befreit, sittlich fesselt und dem Kleinlichen Pessimismus ein großes Symbol der Lebensbejahung entgegenstellt. Demokratische Sozialisten und Kommunisten hassen instinktiv die Kunst, weil sie in ihr eine eingeborene aristokratische Lebensform der Menschheit erkennen und weil sie oft überzeugt werden, daß der für echte Kunst Empfängliche ihren Halbwahrheiten und Schwärmereien verloren ist. Wer sich ernsthaft mit Kunst beschäftigt ist stets der wahre Realist. Denn sie stärkt den Sinn für das Wesen aller Dinge und lehrt dadurch die freie Selbstbeschränkung; sie kann darum gewiß gerade dem modernen Fürsten, der seine Stellung kraft der freien Selbstbeschränkung der Völker empfängt, eine Helferin sein. Aber nur durch die unwägbare erzieherische Macht, die ihr innewohnt. Wird sie von einer Tendenz direkt benutzt, ist ihre Gabe nicht mehr freiwillig, so schlägt das Göttliche ihrer Weiblichkeit sofort ins Hetärenhafte um. Die freie Kunst, aber auch nur sie, schreitet so sicher der Zukunft entgegen, die von ihr ungewollt gewirkten sozialen Veränderungen sind so sehr ein unträglicher Realsozialismus, daß jeder Regierende prüfen kann. Daraus ergibt sich, daß Eins der Kunst so nöthig ist wie der Traube die Sonne: Freiheit. Die große Kunst hat stets Ewigkeitwerth; wird der Künstler aber in den Dienst des Tages und einer mehr oder weniger profanen Tendenz gestellt, so wird der Glaube an sie, der einem Volk so wichtig ist wie die Selbstachtung, in dem Augenblick erschüttert, wo der Irrthum allgemein erkannt ist, und der daraus erwachsende Pessimismus richtet sich dann gegen jede Macht, — und zuerst vielleicht gegen die, die doch ausging, das Gegentheil zu erreichen.

Die fürstlichen Kunstförderer früherer Zeiten waren oft harte, herrische Naturen, die den Künstler wie einen Diener behandelten; an einem Punkte hielten sie doch stets inne: sie achteten die freie Schöpfungswahl des Künstlers so heilig wie eine Offenbarung des Göttlichen. Der ideal veranlagte fürstliche Mäcen ist so selten, weil er ein eigenthümlicher Geistermischling ist. In seiner Seele vibriert Alles, was den Künstler macht; nur fehlt ihm das

Organ, selbst produktiv zu werden. Der Neid auf die Götlichkeit der schaffenden Kraft ist in ihm zur höchsten Selbstlosigkeit umgeschlagen, seine Resignation ist optimistisch, und da er dem starken Naturbrange, der dem Künstler eigen ist, nicht genug thun kann, so wird diese Seelengewalt in ihm zum Kulturbrange. Kraft seiner gesteigerten Empfänglichkeit übersteht er alle Bestrebungen; und so vermag er die genialen, individualistisch schweifenden Einzelwillen für höhere Kulturzwecke zusammenzufassen.

Unser Kaiser ist anders. Er ist ein Wollender mit dem starken Bewußtsein einer idealen Mission. Die Kunst ist ihm eine Dienerin seines Herrscherwillens, zur Repräsentation wohl geeignet. Vom Künstler erwartet er die Förderung seiner unverrückbaren Pläne. Das heißt aber für Diesen in vielen Fällen: Verzicht auf die Freiheit der Entschliebung. Die Begegnung wird für ihn zur Gewissenfrage. Widerspricht seine Auffassung der des Fürsten, scheint ihm der ideale Auftrag seiner Seele wichtiger als der materielle, so bleibt ihm nur übrig, auf die Mitarbeit zu verzichten.

Es ist bezeichnend, daß man in der Siegesallee nicht weiß, wie die verschiedenen Bildhauer zu ihren Werken stehen. Haben sie diese Aufgabe mit Freude ergriffen, so ist ihrer Kunstanschauung der Stab gebrochen; und sind sie mit Widerwillen herangetreten, so haben sie ohne Verantwortlichkeitsgefühl gehandelt. Beides wird wahrscheinlich zutreffen. Einige sind darunter, die ihr Werk zweifellos für eine That halten. Andere müssen wissen, welches schlimme Kompromiß sie geschlossen haben; und sie sind am Meisten zu verurtheilen. Der Künstler füllt eine eben so verantwortliche Stellung wie der Richter, der über die Freiheit seiner Mitmenschen entscheidet. Wie Dieser keinen Herrn über seine Entscheidung erkennen soll als sein sorgsam diszipliniertes Gewissen, so hat Jener die Pflicht, Das, was ein Gott ihm zu sagen gab, nicht aus kleinlichen, materiellen Gründen zu mißachten und seine Begabung nicht in den Dienst einer Sache zu stellen, von der sein Herz nichts weiß. Der feile Kritiker ist nicht mehr zu tadeln als der Künstler, der gegen den Instinkt arbeitet. Gerade weil hier jede Kontrolle aufhört, das fertige Kunstwerk dem unsichtbaren Urbild nicht zu vergleichen ist, verdoppeln sich die Verpflichtungen. Die Sünde des Künstlers ist die wider den Heiligen Geist, die als die größte bezeichnet worden ist. Noblesse oblige! Jede Begabung, sie sei groß oder klein, ist ein Adelsprädikat der Natur und macht Den, der sie hat, zum Führer der Massen. Bricht er das still in ihn gesetzte Vertrauen, so handelt er wie der Lakai in der Post, der in devoter Haltung seinen tauben Herrn mit leiser Stimme beschimpft.

Heute ist die Händlermoral so tief in alle Stände gedrungen, daß man sich fast lächerlich macht, wenn man vom Künstler den Verzicht auf einen lohnenden Auftrag, einem Prinzip zu Liebe, erwartet. Die Villa im

Grünwald, die reichen Bestellungen der Provinz, der Adlerorden, — was ist dagegen der kategorische Imperativ!

Der Gedanke der zweiunddreißig Fürstendenkmale in der Siegesallee ist zuerst ein pädagogischer, dann ein dekorativer; ein künstlerischer am Wenigsten. Jeder Sachverständige hätte vorhersagen können, daß so viele selbständige Denkmale in weißem Marmor in einer Straße von etwa 500 m Länge ästhetisch unmöglich sind. Der unabweißbare Instinkt, der die Skulptur mit der Architektur in Verbindung bringt, ist hier auf die Idee verfallen, die Monumentalbank als Grundriß anzunehmen. Weil aber die Bank doch nur Nebensache sein sollte, wurden zwei Prinzipien, die nichts mit einander gemein haben, verquickt. Wäre es bei einer einfachen, würdigen Bank geblieben, mit einer Mittelherme oder Brunnenanlage, und die Zahl etwa auf den vierten Theil reduziert worden, so hätte Etwas werden können. Aber dann hätte man den Entwurf einem Künstler wie Hildebrand übertragen müssen, der in der meiningener Brahmsbank den schönsten Befähigungsnachweis gegeben hat. Wolte man aber die Fürstenbilder als Hauptidee, so hätte von Denkmälern in solchen Dimensionen abgesehen und die einfache Hermenform gewählt werden müssen. Das Ganze hätte dann einen fremdartigen, aber doch vornehm bescheidenen Eindruck machen können. Jetzt ist es nicht Architektur, nicht Park, weder Denkmal noch Bank, sondern ein dekoratives Un Ding.

Von wem stammt der Grundriß? Wirklich von Begas? Jedenfalls ist der Kaiser in diesem Punkt sehr schlecht bedient worden. An diese Norm hatten sich die Bildhauer streng zu halten; ihre Phantasie war dadurch von vorn herein gelähmt, so daß alles Einzelne verfehlt wurde. Ein gleichgiltiger Fürst war darzustellen, im Hintergrund noch gleichgiltigere Bajallen, der Grundriß, die Maße, die Formen, der Rhythmus, alles Wichtige war vorgeschrieben, Eigenes konnte nur in unbedeutenden Details und in der Charakterisierung Eines, dessen Charakter in den meisten Fällen dunkel ist, gegeben werden: da soll man von freier Künstlerschaft sprechen? Hier giebt es nur zur Siegesallee abkommandirte Bildhauer und eine militärisch kontrolirte, im Heroldsamt entstandene Kunst; wer da überhaupt noch von individuellen Leistungen erzählt, macht Phrasen.

Mit wahrer Andacht tritt man von dieser Apotheose Kurbrandenburgs wieder vor die Denkmale Rauchs vor der Neuen Wache. Wie ist hier Alles künstlerisch und fein! Sogar Militärhosen sind ästhetisch bewältigt. Es ist gewiß Epigonenkunst; aber sie verhält sich zu den Leistungen der Siegesallee wie Rheinwein zu Bitterwasser. Von dem Brückendenkmal des Großen Kurfürsten gar nicht zu reden. Wie hat man über den Klassizismus gespöttelt! Diese Epigonensehnsucht nach einer Volkskunst vollbrachte Thaten trotz Alledem. Es gab für sie nur eine Ausdrucksform, die des eigenen Geistes; die Stud-

professoren der Siegesallee haben aber den witzigen Einfall gehabt, jedem dargestellten Fürsten den Stil seiner Zeit zu verleihen. (Oder gehört Das mit zum „Grundriß“?) Es giebt darum nicht nur einen Abriss der Weltgeschichte dort, sondern auch Kunstgeschichte. Und, lieber Himmel, was für eine! Die Fürsten sind nach Kupfern aus alten Schattelen portraittirt, so weit das Archiv Auskunft gab; die Anderen sind im Opern- und Schauspielhaus zu finden. Pose, gespreizte Mäuren, daß man schamroth wird, Telramund, Siegfried, Lohengrin, — Nesper, Sommerstorf und ich weiß nicht wer noch. Zwischen bemalter Puppe, im elektrischen Licht, da ist das wahre Reich plastischen Anregung. Goethe forderte, der Schauspieler solle beim bildenden Künstler in die Lehre gehen; jetzt ist es umgekehrt. Malerisch drapirte Mäntel, kühne Helmsilhouetten, gebietende Armbewegungen, prosige Schlächterstellungen, pupillarische Sicherheiten, Kostümexegesen vom Bärenfell zum Hermelinmantel, Kronen, Kanonenstiefel, kurz: Panoptikum. Alles hübsch der Ordnung gemäß; ein Hosenlaß ist so ausführlich behandelt wie ein Auge, ein Panzerhemd wirft tiefere Schatten als ein Kopf.

Es ist eine wahre Beruhigung, daß der alte Fontane nicht den Graus erlebt hat, wie seine lieben Ströbers, Bredows und Bülow's hier behandelt sind. Nicht Einer, mit Ausnahme von Begas, hat eine Ahnung, wie eine Büste mit dem Postament und dieses mit der Bank organisch zu verbinden sind. Einer sägt unter den Armen den Leib durch und stülpt das Fragment auf einen vierkantigen Pfahl, ein Anderer komponirt die Formenform individualistisch um, als hätte er nie von Griechenland vernommen. Die Hauptpostamente mit den Säulchen, Kartouchen und ornamentalen Bändern disponirt jeder bessere Studateurgehilfe geschickter; und die Eulen, Gänse, Schwäne, die aber Adler zu sein präbendiren, spotten in ihrer schreienden stilistischen Hilflosigkeit jeder Beschreibung. Ach, — und die Ornamente! Mit romanischen Motiven fängt es an, mit klassischen hört es auf; der ganze Kreislauf, den das Kunstgewerbe der letzten dreißig Jahre gemacht hat: hier ist ihm in Stein ein bleibendes Denkmal gesetzt. Aber jeder Schüler des Kunstgewerbe-Museums kennt die charakteristischen Merkmale und Schönheiten der Stile besser als diese „berühmten Künstler“, die sich das Nöthige aus schlechten Sammelwerken zusammengeschnöckelt haben. Außerdem merkt man überall die rohe Faust des Marmorarbeiters; die Künstler haben kaum hier und da die schematische Routine des Handwerkers überarbeitet, so daß überall eine gleichmäßige Brutalität der Ausführung herrscht. Das ist keine Technik, sondern Maschinenarbeit, nicht Marmor, sondern Zuderguß. Diese ganze geschichtlich dozirende Plastik ist nicht in einer Linie persönlich; kaum eine Form ist recht verstanden, keine Silhouette schön: patriotische, schauerhaft verstimmte Blechmusik.

Ach, Du schönes Potsdam, Du liebliches Sanssouci, mit Deinen wohlbedachten Anlagen, schön geordneten Statuen und der klug gesteigerten Architektur! Die elendeste Sandsteingruppe im unverkennbaren Stil der Zeit: wie schön ist sie gegenüber diesem kostbaren Marmor! Die Stadgöttinnen auf dem Stadtschloß: welche Tanzmusik von Bewegung und Form gegenüber den steifen, leichenblaffen Silhouetten der Siegesallee, wenn man vom Kemperplatz zur prächtigen, in dickem granitenen Gründerstil ragenden Siegessäule hinunterblickt! Der Maßstab der schönen Straße ist ganz verdorben.

Und doch haben hier einige Männer gearbeitet, die zu Besserem taugen. Mit Begas wird man sich endgiltig auseinandersetzen haben, wenn sein Bismarckdenkmal fertig ist. Es wird sehr lehrreich sein, die Begegnung zwischen dem begabtesten Vertreter der modernen Dekorationsskulptur und der gehaltvollen Geniegestalt Bismarcks zu beobachten. Die Art, wie dieses Charaktertemperament dem Manne gerecht wird, dem jede Pose fremd war, wird sicher den Werth der ganzen Richtung bestimmen helfen. Das Verhältnis von Begas zu den Thaten der Siegesallee ist etwas dunkel. Er scheint so gewissermaßen der Regisseur des Ganzen zu sein und vielleicht hat er auch den Grundriß auf dem Gewissen. Denn er hat im Kaiser-Wilhelm-Denkmal bewiesen, daß man ohne eine Spur architektonischen Empfindens ein bedeutender Bildhauer sein kann. Sein Denkmal Waldemars des Großen ist zweifellos die beste Einzelleistung im Rahmen des Gegebenen. (Während dieses geschrieben wird, fehlen noch die letzten Denkmale). Die Hauptfigur ist ruhig und plastisch gedacht, die Büsten sind verständig mit der Bankarchitektur verbunden und die Adler füllen den verfügbaren Raum in gut stilisierter Manier. Die absichtliche Einfachheit dieser Anlage schafft einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Spektakel der anderer. Ihm nah kommt sein Schüler Kraus mit der einer gewissen Anmuth nicht entbehrenden Gruppe Heinrichs des Kindes. Auch Schapers Namen hören wir; seine Arbeit fehlt noch. Wir kennen ihn als einen feinen, kritischen Formalisten; von allen neueren Denkmälern Berlins hat sein Goethestandbild die besten Qualitäten: tote Form, aber wenigstens gute Form. An diese Aufgabe, die seiner Art ganz widerspricht, muß er mit Seufzen gegangen sein und es läßt sich bestimmt vorhersagen, daß er schmäählich entgleisen wird. Von seinem guten Geschmack aber hätte man am Ehesten den Verzicht erwarten dürfen. Einer, der überall mit dabei sein muß, ist Eberlein, der Schöpfer der berlinischen Akropolis, der Erfinder einer neuen, hehren Geselligkeit, der in seines Geistes Auge die Abonnenten des Berliner Tageblattes klassische Treppenschichten rhythmisch emportorkeln sieht. Ihm wurde, was ihm zukommt: die Pracht des ersten Preußenkönigs. Sein Denkmal ist eine marmorne Goethebundrede. Als Künstler steht er so ungefähr zwischen Michelangelo und Castan;

Niemand wird die Weisheit solchen Standpunktes anzweifeln können. Stets läuft er in einem Kreis umher, den er sich im schweren Wein klassischer Kunst angehäuft hat — aber er kann nicht viel vertragen —, und dann will er Andere überreden, seine Zappeligkeit sei der „schöne Wahnsinn des Genies“. Immerhin hat er viel gelernt; der Ornat ist gut modellirt, die Details charakteristisch bearbeitet; aber vom Maßstab des Ganzen und der Theile weiß er kaum mehr als sein Kollege Pfreyschner, über dessen gekleideten Joachim Friedrich sogar die vorbeischlurrende Zeitungsträgerin, die doch für Kunst wahrhaftig nicht Zeit hat, grinst. Auch Siemering, der bisher in seinen Arbeiten eine gewisse Haltung bewahrt hat, ist unter den unglücklichen Unsterblichen; ferner Karl Wegas, der ein feiner Portraitist sein könnte, und brüht mit seinem schweren, massiven Talent.

Sie Alle — und sogar der Schwarm der Ganzkleinen — könnten in ihrer Weise nützliche Kulturarbeiter sein, wenn sie sich ihrer vornehmsten Künstlerpflicht ganz bewußt wären.

Pflicht! Das Wort hat in seiner höchsten Bedeutung keinen Kurzwert. Jeder führt es im Munde, der eine Halbheit, Feigheit oder Lüge beschönigen oder seiner Selbstsucht ungestört nachgehen will; aber die höhere Pflicht, die eingeborene, die darin besteht, der ewigen Unruhe der Seele zu vertrauen, für eine Kulturmission, und sei sie durch das kleinste Talent legitimirt, jeden goldenen Tageserfolg zu verlachen, das Glück im Suchen nach Größe zu empfinden, das Recht auf sich selbst täglich neu durch eiserne Selbstzucht zu erwerben: wie Wenige erkennen die an! Einer großen Zukunft gehen wir entgegen, alle schöpferischen Kräfte wären nöthig, um in die Rathlosigkeit der ersten Arbeiten Ordnung und Bewußtsein zu bringen; aber die von der Natur als Führer Bezeichneten stehen müßig da oder stemmen sich gar feindsällig gegen das Neue. Das Beste, was sie haben, verkaufen sie dem Meistbietenden. Die Zeit wird ja trotzdem über alle Erbärmlichkeiten hinweggehen; aber inzwischen wird die Verwirrung in dem großen Prozeß, der zwischen Gegenwart und Zukunft anhängig ist, durch dieses falsche Zeugniß der Skulptur gesteigert und Viele von denen, die schon wankend waren, werden, eingeschüchtert von dem höfischen Nimbus, wieder ins alte Lager zurückgetrieben. Wir Andern aber, die ohne große Hoffnungen nicht sein können und überzeugt sind, den frühesten Anfang einer besseren Zeit zu erleben, wir trauern, daß deutsche Künstler auf Jahrhunderte hinaus allen zu höhnischen Glossen stets bereiten Völlern eine breite Lästergasse eröffnet haben.

Friedenau.

Karl Schefler.



Don Mario Chigi.

Das siebzehnte Jahrhundert brachte den römischen Nepotismus zur höchsten Blüthe. Freilich waren die Zeiten vorbei, wo zu Gunsten päpstlicher Kinder oder sonstiger Verwandten große römische Familien durch rohe Gewalt oder schändlichen Justizmord ihres Besitzes beraubt wurden; aber dafür ersann die erfinderische Habsucht allerlei zwar kleinliche, aber doch ergiebige Bereicherungskünste. Sie im Einzelnen authentisch nachzuweisen, ist selten möglich, da die Nepoten sich hüteten, allzu viel von ihrer Thätigkeit merken zu lassen, und die Beraubten entweder, wenigstens zum Theil, mit ihnen unter einer Decke steckten oder doch die an ihnen geübten Kunstgriffe mit Zinsen nach unten weiter gaben und schon deshalb schwiegen.

Als Typus der schamlosen Frechheit, mit der die Nepoten ihre Stellung ausnutzten, gilt Don Mario Chigi, der Bruder Alexanders des Siebenten, von ihm nach längerem Zögern aus Siena nach Rom berufen, zum General der Kirche und Gouverneur des Borgo ernannt und schließlich zum allmächtigen Berather in geistlichen und weltlichen Dingen erhoben.

Von ihm ist ein handschriftlich in der hamburger Stadtbibliothek aufbewahrtes Dokument erhalten, das volles Licht über seine zum Nutzen des „Hauses“, wie er zu sagen pflegt, ausgeübte Thätigkeit verbreitet. Es ist ein ausführlicher, an seinen Sohn Don Flavio nach Paris gerichteter Brief, wohin Dieser im Jahre 1664 als Cardinal-Legat gesandt worden war, um Ludwig dem Vierzehnten Abbitte für die Beleidigung zu leisten, die dem französischen Gesandten, Herzog von Créqui, in Rom zugefügt worden war.

Die volle Offenheit, mit der Mario in dem Schreiben seine Maßnahmen aufzählt, erklärt sich daraus, daß er eben an seinen Sohn schreibt, dem ja die väterlichen Kunstgriffe in erster Linie zu Gute kommen mußten; aber der Eindruck dieser naiven Selbstschilderung ist denn doch für nördliche Leser und die sittlichen Anschauungen des zwanzigsten Jahrhunderts so merkwürdig, daß man versucht sein kann, das Ganze für eine gegen die Nepotenswirthschaft gerichtete Satire zu halten, der die Briefesform lediglich als literarische Einkleidung zu dienen hätte; nur hält eine solche Vermuthung keiner genaueren Prüfung Stand. Erstens werden nämlich fortwährend so intime und, wie der Augenschein lehrt, wahre Einzelheiten berührt, daß es unmöglich ist, ihre Kenntniß bei einem der zahlreichen satirischen Schriftsteller auch nur für möglich zu halten, die sich den Papst mit seinen Nepoten und die Cardinäle mit ihrem Anhang zur Zielscheibe des Witzes nahmen. Ferner wird der Cardinal von seinem Vater in einer Weise abgefanzelt, die sich aus

dem Familieninteresse und der wüthenden Sparsucht Marios sehr wohl erklärt, aber in eine Satire nicht passen würde. Dazu kommt, daß der Brieffschreiber eine souveraine Verachtung päffischer Künste und Kniffe zeigt, die in dieser Allgemeinheit in den Pasquinaden nicht zu finden ist: beschränken sich ihre Verfasser doch im Allgemeinen darauf, einzelne Schwächen oder Laster hervorzuheben und zu geißeln, während sie die Kirche selbst und die Geistlichkeit in ihrer Gesamtheit nicht angreifen. Außerdem sind Einzelheiten über die Unterhaltung des Papstes mit seiner Umgebung in dem Schreiben enthalten, die kaum von einem Anderen als Mario gewußt und berichtet werden konnten. Endlich aber — und Das ist die wichtigste Erwägung — zeichnet Mario, natürlich unbewußt, ein ganz anderes Bild von sich, als es ein satirischer Schriftsteller gethan hätte. Gilt er doch für das Vorbild gemeinen nepotischen Eigennuzes, ohne daß erklärt würde, wie die stets sehr kritisch gestimmte römische Welt dazu kam, ihn so lange zu ertragen. In diesem Schreiben erscheint er — natürlich, ohne daß eine Charakterzeichnung beabsichtigt würde, sondern nur durch die einfache Logik der von ihm berichteten Thatsachen — als ein Mann, der durch die Energie des Willens und die Unererschöpflichkeit des diesem Willen zur Verfügung gehaltenen Nervencapitals seiner Umgebung unendlich überlegen ist. Wie bedeutend außerdem seine Bildung war, sieht man klar aus ihrem untrüglichen Merkmal, seinem Stil, dessen Reiz dem der Dichtungen Bellis sehr nah kommt und dessen Kraft sich manchmal in neuen Wortbildungen — wie *molimondo* (Weltenbau) — gleichsam Luft macht: der toskanische Witz des nach Rom verpflanzten Seneca verbindet sich hier mit der unerschöpflichen Energie und Originalität des stadtrömischen Sprachgebrauches. Was er übrigens auch von sich selbst gestehen mag: häufig genug verhöhnt er selbst den heutigen Leser durch den gesunden Humor, mit dem er sein eigenes Treiben betrachtet.

Er muß als Kind seines Jahrhunderts genommen werden. Jede Epoche staffirt ihre „Lebensfragen“ mit anderen Moralkloßeln aus und der selbe Mann, der den kleinlichsten Betrug und die gemeinste Uebervorthellung als ganz natürliche Dinge ansieht, erwärmt sich für die Türkennoth des Kaisers und Venedigs; unsere Kategorien Gut und Schlecht existiren für ihn eben so wenig wie für Julius Caesar. Wie sich Caesar lebhaft gewundert haben dürfte, wenn man ihn, wie Niebuhr thut, für einen „herzlichen Menschen“, also doch wohl für einen Mann gehalten hätte, der andere Ziele und Zwecke kannte und verfolgte als die in dem eigenen Ich liegenden und dadurch bedingten, so hätte Mario schwerlich begriffen, wie man ihm in einer Zeit und in einer Stadt, wo fast alle Regirenden stahlen und betrogen, die Benutzung der Gelegenheiten verargen konnte, die ihm seine Stellung gewährte. War doch der gesammte römische Hof in der Frühzeit Alexanders darüber unglücklich,

daß der Papst seine Verwandten in Siena sitzen ließ, statt sie an die Krippe zu laden, an die sich die hohe Prälatur gar zu gern, ihnen gleichberechtigt, binden lassen wollte. Den heuchlerischen Lügen dieses ihm dann immer feindlicher werdenden Pfaffengezüchtes ist er durch die antike Offenheit seiner frechen Welt- und Menschenverachtung weit überlegen, wie er denn auch dem elenden Jesuitengeneral nach seinem klassischen Berichte die ergößlichste Abführung zu Theil werden läßt.

Schwierigkeit macht nur ein Punkt: wie konnte, so muß man sich verwundert fragen, ein solches, nur im engsten Vertrauen mitgetheiltes Schriftstück verbreitet werden? Denn der Brief ist kein Original, sondern eine von Schreiberhand genommene Abschrift, die von Fehlern wimmelt, wie sie leicht bei der Wiedergabe einer wahrscheinlich schwer lesbaren Urschrift vorkommen. Das Schreiben muß also durch irgend eine Unvorsichtigkeit des Empfängers in fremde Hände gefallen und seine Lecture so interessant erschienen sein, daß es in einer oder mehreren Abschriften weiter verbreitet wurde. Solche Unvorsichtigkeit ist bei einem Manne vorauszusetzen, der in dem Aufstand, vor den Tödlungen des Weines und der Liebe seine kirchenfürstliche Würde nur sehr schwer bewahren zu können; der zärtliche Vater läßt ihm in Bezug auf die zuletzt erwähnte Würze seines priesterlichen Lebens Rathschläge zukommen, die sich hier auch nicht einmal andeuten lassen. Charakteristisch für den Vater wie für den Sohn ist dabei die Warnung, sich Neigungen hinzugeben, deren Befriedigung in Frankreich „rücksichtsloser Weise“ (*con poca discretionis*) mit dem Feuertode bestraft wird.

Die glückliche Ankunft des Legaten in Paris hat den Papst eben so wie den Brieffschreiber mit der lebhaftesten Freude erfüllt; leider hat er sich jedoch einer Verschwendung schuldig gemacht, die in Rom den stärksten Unwillen erregt. Es waren ihm nämlich Handschuhe, Fächer und Toilettenartikel, feine Oele und Salben mitgegeben worden, um sich durch gelegentliche Geschenke bei den Damen und Cavalieren des Hofes von Fontainebleau beliebt zu machen oder dankbar zu erweisen. Statt aber diese Instruktion des Papstes, die er ihm noch am Abend vor der Abreise mündlich eingeschärft hatte, zu befolgen, hatte er die eben nur für den Hof bestimmten Geschenke an Personen vertheilt, die ihm auf der langen Reise durch Frankreich Höflichkeiten erwiesen hatten. Da bricht der Zorn des Vaters aus: „So groß auch die Ehren- und Gunstbezeugungen sein mögen, die ein Priester von Laien beansprucht: nie brauchen sie mit etwas Anderem erwidert zu werden als mit ein paar Segenssprüchen, etlichen Medaillen und fünf oder sechs Agnus Dei, unter den üblichen mündlichen Uebertreibungen, daß man den Frommen unschätzbare Güter schenkt, durch die sich der Christ den ewigen Ruhm erwirbt. Das hätten Sie auf Ihrer Reise Jedem gegenüber beobachten sollen, und

wenn man Ihnen auch goldene Ehrenpforten erbaut und die Straßen mit Edelsteinen gepflastert hätte. Euer Eminenz tragen nun schon acht Jahre den Purpur und selbst ein Stück Marmor hätte in diesem Zeitraum begreifen lernen können, daß es unser Prinzip ist, die Völker durch kirchliche Kostspeisen (*l'osca ecclesiastica*) dahin zu bringen, daß sie ihr Geld in unsere Schatzkammern tragen. Doch ist es thöricht, über geschehenes Unglück unaufhörlich zu klagen, und so hat denn schon am Sonntag Seine Heiligkeit Auftrag gegeben, mit möglichster Beschleunigung die Gegenstände anzufertigen, deren Liste Euer Eminenz uns eingesandt haben, so daß sie nach Ablauf einer Woche abgeschickt werden können. Nur wollen Eure Eminenz bedenken, daß Ihre Verschwendung unserem Geldbeutel einen doppelten Schaden, nämlich durch die Wiederholung der Anfertigung und die Uebersendung, zugefügt hat, so daß ich fühle, wie sich mir bei dem bloßen Gedanken daran die Seele zuschnürt (*coartar*), ja, daß ich den Tag Ihrer Geburt verfluche. Seine Heiligkeit besteht denn auch darauf, daß diese Säckelchen (*galanterie*) lediglich den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt und den Damen und Cavalieren des Hofes verehrt werden; die Anderen mögen eine Ueberschwemmung (*diluvio*) von Segenssprüchen und Ablass bekommen: mit einer solchen Verschwendung sind wir einverstanden.“

Eine Art von Verschwendung zieht gewöhnlich noch andere überflüssige Ausgaben nach sich. Da sich nun der Cardinal genöthigt sah, in Rom auf schleunigen Ersatz seines vorzeitig erschöpften Vorrathes von „Galanteriewaaren“ zu dringen, so schickte er seine Depesche nicht mit einem der gewöhnlichen, in regelmäßigen Zwischenräumen abgehenden Couriere zum Papst, sondern mit einem Expressen. Darüber macht ihm dann Mario gleich am Anfang seines Schreibens lebhaftere Vorhaltungen. „Ein solches Verfahren hat drei üble Folgen für uns: erstens das Reisegeld, das Euer Eminenz dem Expressen einhändigen müssen, zweitens die Redereien der kleinen Fürsten (*principottoli*) Italiens, die stets auf das Auskundschaffen unserer Angelegenheiten gerichtet sind, während es ein Prinzip unseres Hauses ist, Alles, was uns angeht, möglich geheim zu halten; drittens muß Seine Heiligkeit diesen Courieren eine Güte (*amorevolozza*) erzeigen, die stets in Geld besteht und uns also an die Seele geht (*carpirci l'anima*). Dazu käme noch viertens das Trinkgeld, das ich ihm geben müßte, wenn meine Börse nicht der Hartnäckigkeit eines immerwährenden Verschlusses geweiht wäre, die mich, Gott sei Dank, niemals der Unannehmlichkeit solcher Bezeugungen von klingender Freundlichkeit aussetzt.“

Aber der besorgte Vater nimmt sich des Sohnes nicht nur durch Tadel und Warnung an, sondern er ertheilt ihm auch Rathschläge politischer Klugheit und gewandten diplomatischen Benehmens, besonders dem König gegen-

über. Darüber schreibt er: „Die Unterredungen, die Sie, abgesehen von dem politischen Zweck Ihrer Mission, mit Seiner Majestät und deren nächster Umgebung haben werden, sollen alle auf die Erlangung (abbusso) fetter Abteien oder Pfründen und auf die Zusicherung des Schutzes der Krone Frankreich für unser Haus gerichtet sein; sind doch alle Hoffnungen, die wir thörichter Weise auf Spanien gesetzt hatten, vereitelt worden; ja, die spanische Monarchie steht so auf der Spitze (in bilico), daß jeder Einsichtige das Emporsteigen Frankreichs auf die höchste Stufe europäischer Machtentfaltung voraussehen muß. Müßen auch die Verhandlungen mit eben so viel Eifer wie Feinheit geführt werden, so bieten sie doch keine Schwierigkeit, wenn sie nur mit der Bemäntelung (inorpellatura) erkünstelter und herzlicher (affettato e sviscerato) Bethenerungen unserer völligen Hingabe an die Interessen Seiner Majestät verbrämt sind; Jemandem persönlichen Vortheil in Aussicht stellen: darin besteht die gesammte Rhetorik unserer Zeit. Dabei empfehle ich übrigens Eurer Eminenz die zwar triviale, aber doch sicher nützliche Erwägung, daß Verhandlungen, wie die erwähnte, am Besten nach Tisch geführt werden, da zu jener Tageszeit die Stimmung (l'ispirato) der Menschen am Heitersten und Gefälligsten ist. Mit dem Marquis Lione brauchen Sie bei Ueberreichung der Dele, Handschuhe und Heiligenbilder nicht so viele Umstände zu machen wie mit den Prinzen und Hofleuten. Da er beim König, wegen der Ähnlichkeit im Temperament und Charakter, sehr viel gilt, so wollen Sie unsere ihm günstigen Gesinnungen (haverso, verschrieben für favore) möglichst übertreiben; bleibt er doch gleichsam als unser Schutzengel am französischen Hofe zurück, um die Freigebigkeit seines Jupiter tonans für unser Haus in Anspruch zu nehmen. Um seine Geneigtheit zu gewinnen (granciorsi, verschrieben für grancoirsi), würde ich ihm in Aussicht stellen, er solle die Einkünfte aller Abteien und Pfründen einziehen, die es Eurer Eminenz etwa glücken sollte, von Seiner Majestät zu ergattern (carpire). Auf diese Weise könnten wir ihm ein Geschenk nach der Art Leos des Zehnten machen, der zu verschenken pflegte, was anderen Leuten gehörte.

Der Tod unseres Verwalters Salvetti ist mir so nah gegangen wie das Hinscheiden eines Blutsverwandten, da er uns im Leben sein ganzes Herz gewidmet und uns testamentarisch sein Vermögen vermacht hat. Freilich gehört es uns eigentlich so wie so, da er es in unserem Dienst und mit unseren Mitteln erworben hatte. Seinen Verwandten hat er einige Legate ausgesetzt; paßt es mir, so werde ich ihnen diese Summen auszahlen. Alles ist in mein Belieben gestellt, da er mich als seinen Testamentsvollstrecker eingesetzt hat. Um übrigens unseren Neidern jeden Vorwand zu Nebereien zu nehmen, werde ich gegebenen Falles das Testament von unserem Vertrauensmann, dem Notar Tommaso Baluzzi, der es auch entworfen hat, entsprechend umändern lassen.

Gestern Morgen begab ich mich zu unserem Herrn, mit dem ich eine lange Besprechung hatte. Dabei wurde beschlossen, eine Steuer von einem Bajocco auf die Foglietta Del zu legen, um etwas Geld für unser Haus einzunehmen, da zum großen Schmerz Seiner Heiligkeit länger als einen Monat keine nennenswerthe Summe eingegangen war. Als dann die Rede auf andere Dinge kam, gab er mir zu verstehen, er beabsichtige, den Theil des apostolischen Palastes auf dem Quirinal, der an der Strada Pia nach den Quattro Fontane zu entlang läuft, weiter auszubauen, und er wünschte, meine Ansicht darüber zu vernehmen. In diesem Augenblick trat der Jesuitengeneral Vater Oliva ein. Während nun unser Herr in dessen Gegenwart seinem leidenschaftlichen Verlangen, jenen Bau zu beginnen, weiteren Ausdruck gab, ließ es sich der unverschämte (petulante) Jesuit, mit Hintansetzung des hochgestellten Männern schuldigen Respektes, einfallen, Seiner Heiligkeit, unter Anführung von allerhand sophistischen Gründen, von dem Bau abzurathen. Es fehlte nicht viel, so hätte sich der Heilige Vater von ihm überreden lassen. Da nahm ich das Wort und warf dem Vater vor, daß ihm der Ruhm Seiner Heiligkeit gleichgiltig sei, während doch die Päpste durch das Zeugniß der Inschriften (l'attentata Inscrittioni verschrieben für l'attestato d'is-crittioni), wie sie an solchen Gebäuden angebracht werden, ihren Namen unsterblich machen. Als der Vater die Wuth sah, die aus meinen Augen bligte, erwiderte er mit frommer Miene, der Name Seiner Heiligkeit werde durch die Ausübung der Tugend, deren reichlicher Besitz sich stets für einen Papst zieme, größeren Ruhm erlangen als durch die Ausführung von Bauwerken, die weltlichen Fürsten mehr zulämen als geistlichen.

„Padre Oliva“, versetzte ich, „ehe wir zur Definition der Tugend kommen, die die Heiligkeit unseres Herrn auszuüben hat, sagt mir doch, weshalb Eure Gesellschaft, obgleich die Ausführung großer Bauten weltlichen Fürsten mehr als geistlichen zukommt, nicht nur in Rom, sondern in jeder Stadt der Welt keine Häuser, keine Klöster, keine bescheidenen Paläste (palazzine), sondern Weltenbauten (molimondi) aufführt, Niesenkastelle, in deren jedem bequem zehn Monarchen untergebracht werden könnten?“

„Die Ausdehnung unserer Professhäuser“, erwiderte er, „entspricht nur der Zahl ihrer Bewohner; daran ist nichts Ueberflüssiges.“

„Und welchem Dienst widmet sich denn heute die große Zahl Eurer Väter vom Orden Jesu?“

„Dem Gebet für die Nöthe des Menschengeschlechtes und dem Studium der Theologie, nach dessen Beendigung sie nach einem der beiden Indien gesandt werden, um den christlichen Glauben zu verbreiten und den Ungläubigen die Wahrheit des Evangeliums selbst mit ihrem Blut zu bezeugen.“

„Und werß nicht glaubt, Der gehe hin, um sich davon zu überzeugen,

oder schicke einen Courier nach einem der beiden Indien! Vater, die Indien, wohin Ihr Eure Missionare schicken solltet, sind England, Holland, Frankreich und Deutschland, um der Regerei die Hörner abzubrechen. Und was Eure Gebete für die Noth der Menschheit anlangt, so solltet Ihr lieber mit Euren vergrabenen Schätzen dem unglücklichen Kaiser und der zu Grunde gerichteten Republik Venedig zu Hilfe kommen. Ja, Das zu thun, wäre schon in Eurem eigenen Interesse angezeigt; denn dringen die türkischen Waffen siegreich in jene Länder vor, so verliert Ihr die freie Verwaltung Eurer Stiftungen und Gelder und die Türken setzen weltliche Verwalter ein, die von der Regierung abhängig sind und zu ihren Gunsten wie auf ihren Befehl über Eure Ueberschüsse verfügen. Und nun stimmt mir nicht etwa die gewöhnliche ekelhafte Litanei (*stomacosa cantilena*) an, Ihr seiet arme Geistliche! Ihr könnt doch nicht leugnen, an Edelmetall reich zu sein, da Eure Kirchen damit überladen sind! Bildet Ihr Euch etwa ein, daß die Kostbarkeit Eurer Altäre die Gemüther zur Frömmigkeit und zur Sehnsucht nach dem Paradiese anregt? Gott liebt Armuth und Wahrhaftigkeit in seinem Dienst und in seinen Tempeln, aber nicht Luxus und Künsteleien.'

Ich hätte noch viel mehr gesagt, Herr Cardinal, aber Unser Herr unterbrach mich, indem er mir in freundlicher Weise zu verstehen gab, daß es mir nicht zukomme, über diese Dinge zu reden. Darauf sagte er:

„Lieber Vater, was wünscht Ihr denn von uns?“

„Lassen Euer Heiligkeit den Bau ausführen, so wird unserem Noviziate der Gebirgswind (*tramontana*) abgeschnitten, der für die Gesundheit unserer Novizen bei der harten Zucht, der sie unterworfen sind, nur zu nothwendig ist.“

„Mein Gott,“ warf ich noch ärgerlicher ein, „welche jesuitische Verzärtelung! Ihr solltet Euch schämen, Vater, uns vorreden zu wollen, daß Eure Novizen hart behandelt werden, während doch weltbekannt ist, daß in Euren Niederlassungen nur Luxus und eine Verweichlichung herrscht, wie sie für das Leben von Geistlichen durchaus unpassend ist.“

Darauf wandte ich mich lachend zu Unserem Herrn und fuhr fort: „Die guten Väter sind so daran gewöhnt, sich dem Vortheil ihres Nächsten zu widersetzen, daß Vater Oliva gar nicht bemerkt, wie der von Eurer Heiligkeit in Aussicht genommene Bau durchaus nicht ihrem Novizenhause, sondern nur ihrer neu errichteten Kirche den Nordwind abfangen würde. Auch ist es noch nicht gerade Jahrhunderte her, seit die Jesuiten von den Gerichten abgewiesen wurden, als sie zu Gunsten des Seminario Romano mit ähnlicher Unverschämtheit, wie jetzt, gegen die Familie Ferrini auftraten, die ihren Palast, um Rom einen neuen Schmuck zu bescheren, der Rückseite des Seminars gegenüber erbauen wollte.“

Der Vater erwiderte nichts und Seine Heiligkeit entließ uns.

Der Grund, Herr Cardinal, warum mir daran lag, die Unverschämtheit des Jesuiten nicht aufkommen zu lassen, ist folgender: Ich habe mich entschlossen, den Palast Mattei bei den Quattro Fontane zu erwerben. Er gehört dem Cardinal Massimi und ich hoffe, ihn für einen geringen Preis kaufen zu können, wenn ich dem jetzigen Besitzer mit meiner gewöhnlichen schlauen Verstellung (*con le mie solite simulationi*) zu verstehen gebe, ich würde ihm die verlorene Gnade Unseres Herrn wieder verschaffen. Auf dem weiten Hofe des Palastes gedente ich Heuschuppen und Getreidespeicher, und zwar fast ohne Kosten, aufzuführen, da ich die Materialien bei dem Bau des ganz in der Nähe zu errichtenden neuen Flügels des Quirinals umsonst erhalten werde. Um die Wahrheit zu sagen, hätte ich Seiner Heiligkeit gern gerathen, etwas Anderes in der Stadt zu unternehmen, wovon unser Haus mehr Geldvortheil gehabt hätte; doch da er dafür nicht gestimmt war, habe ich mich mit dem erwähnten kleineren Vortheil begnügen müssen.“

Mario klagt dann, es sei ihm vorgekommen, wie wenn ihn die Seele verlasse, als ihm die Hoffnung verschwand, aus der Richtung der Marschlinie, die die Türken in Ungarn einschlagen wollten, einen erheblichen Vortheil zu ziehen. Es scheint, daß er für diesen Fall vom Papst beauftragt war, zehntausend Mann auszuheben, die dem Kaiser zu Hilfe kommen sollten, und daß er dabei irgend ein Geschäft zu machen hoffte. Durch die Aenderung der Richtung ihres Marsches scheinen ihm die Türken dieses Geschäft verdorben zu haben. „Vielleicht“, fährt er fort, konnte sich Seine Heiligkeit meinen Schmerz denken, denn er geruhte, mich Donnerstag morgens mit einer kleinen Zahlungsanweisung (*chirografetto*) auf zehntausend Scudi zu erfrischen (*ristorarmi*), die mir Nerli aus dem geheimen Schatz zahlen soll. Herr von Arberth, der Gesandtschaftssekretär der Königin von Schweden, hat endlich sein Ballspiel (*gioco di pallacorda*) eröffnet; ich ließ ihm aber sagen, es komme Seiner Heiligkeit gar nicht in den Sinn, solche Spelunken irgendwo in Rom zuzulassen. Darauf erklärte er sich bereit, monatlich zwanzig Scudi einem von mir zu Bevollmächtigenden auszusahlen: da ließ ich die Sache zu; das Geld wird wenigstens ausreichen, um die Kerzen zu bezahlen, die wir im Hause brennen. Cochini habe ich erlaubt, hinter unserem Palast sein Spielhaus wieder zu eröffnen, worüber freilich mein Gewissen nicht ganz ruhig ist. Doch sind die dreißig Scudi, die er mir pünktlich jeden Abend überbringt, sehr angenehm (eigentlich: wohlschmeckend, *saporiti*). Da ich keinen Pächter für die Heu-, Stroh- und Weinsteuern zu dem von mir verlangten Betrage finden konnte, habe ich sie selbst übernommen, jedoch so, daß ich durch notariellen Akt die Erhebung einem Anderen übertrug, um die böswilligen Redereien unserer Neider zum Schweigen zu bringen. Im Grunde bleibt, unter Billigung Seiner Heiligkeit, Alles beim Alten.

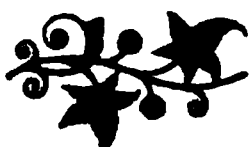
Als ich hörte, daß die Stadt Tivoli in diesem Jahre wegen der großen Trockenheit eine Mißernte hatte und also wegen dieses Einnahmeausfalles an Geld Mangel litt, ließ ich alles dort zu Markte kommende Del aufkaufen, zugleich aber die fiskalischen Auflagen rücksichtslos eintreiben. Auf diese Weise habe ich die Waare zum allerbilligsten Preis bekommen und nach Rom in unseren Speicher oberhalb der Ställe bei Monte Citorio schaffen lassen. Ich denke, nach zwei Monaten das Del im Einzelverkauf loszuschlagen, nachdem, im Einverständnis mit Seiner Heiligkeit, eine weitere Steuer von einem Karlin auf die Foglietta gelegt sein wird. Mit einem Wort: ich lasse keinen Augenblick vorübergehen, in dem ich nicht darauf sinne, aus allen, kleinen wie großen, Dingen Geld zu machen. Die Gesundheit Seiner Heiligkeit ist so, daß sie uns leicht eines Tages in plötzliche Trauer versetzen kann, und darum muß ich in einem Tage Das zu erreichen suchen, wozu ich unter anderen Umständen einen Monat brauchen würde.

Täglich werde ich angegangen, den Nonnen bei Seiner Heiligkeit die Erlaubniß zu erwirken, in den zu ihren Klöstern gehörigen Kirchen, wie früher, musikalische Aufführungen zu veranstalten, und jedes Kloster bietet mir dafür hundert Thaler (Scudi zu fünf Francs sieben Sous). Ich beabsichtige, ihre Wünsche zu erfüllen, denn, abgesehen von den zweitausend Scudi, die mir die Sache einbringt, versprechen sie auch noch, mir häufig Konfekt und Lebensmittel zu senden. Mit diesen Dingen könnten wir dann Leute beschenken, die von uns mit einigem Recht Aufmerksamkeiten erwarten, und brauchten nicht aus unseren eigenen Vorräthen Hühner, Märzläse (marzolini) und Würste herzugeben, wobei wir noch außerdem stets das Jammergeschrei der Hühner-, Wurst- und Käsehändler zu ertragen haben, die behaupten, wir machten ihnen, die ihr Monopol doch mit schwerem Geld erkaufte haben, Konkurrenz.

Die Herstellung des Palastes bei den Santi Apostoli, den Curer Eminenz der Fürst von Galliciano ruhmvollsten Andenkens hinterlassen hat, wird mit allem Eifer betrieben: während der laufenden Woche hat man das zweite Stockwerk in Stand gesetzt, das prächtig geworden ist, da ich die ganze Fassade mit den Travertinquadern bekleiden lassen konnte, die in Folge der Eiselei Berninis von Sankt Peter abgetragen werden mußten, nachdem er beinahe die herrliche Kuppel der Kirche ruinirt hätte“.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Eyssenhardt.



Sieh = Dich = vor.

Ein Mädchen schritt auf dem Landweg dahin. Sie hatte vergoldete Schuhe an und trat vorsichtig auf, um nicht allzu staubig zu werden. Die Sonne schien und die Lerche sang über dem Stoppelfeld. Das Mädchen blieb ab und zu stehen, beschattete die Augen mit der Hand und sah sich um; es schien auf Jemand zu warten. In weiter Ferne kam ein Reiter daher. Als er bei dem Mädchen angelangt war, hielt er an.

„Wo wollt Ihr in so eiligem Ritte hin, Husar Niels?“ fragte sie.

„Ich fliege dahin, um zeitig genug mit Dir tanzen zu können, Rarenchen,“ antwortete er und sah ihr in die Augen.

„Was, glaubst Du, würde Jens wohl dazu sagen?“ fragte sie und lachte.

„Der Teufel hole den Jens! Der soll für sich sorgen!“ erwiderte der Husar. „Da hast Du einen Zuderkringel. Den brachte ich Dir mit!“

Raren steckte den Kringel an ihren Finger.

„Also bis zum Abend,“ sagte der Husar und ritt fort.

Ein Stück weiter kam ein junger Mann über die Höhe herab und sprang auf den Weg hinaus, gerade vor das Mädchen hin und nahm ihre Hand in die seine; dann schritten sie ganz lustig ein Weilchen dahin. Sie sprachen nichts mit einander, wenigstens nichts Besonderes. Das war auch nicht nöthig; er hatte sie im Venz gefragt, ob sie seine Braut sein wolle, und da antwortete sie „Ja“; nun waren sie also Verlobte und sollten bald heirathen. Als sie an das Gatter des Roggenstoppelfeldes kamen, blieb er stehen und sagte:

„Nun muß ich hin und die Schafe eintreiben. Geh nur langsam voraus, ich komme Dir bald nach; solltest Du aber den Hof erreichen, bevor ich dort bin, so tanze nicht mit Schneiders Hans, sondern warte! Ich will den ersten Tanz haben.“

Raren nickte. Sie nickte wieder und lachte.

„Und den zweiten, den dritten Tanz und alle Tänze! Wofür ist man sonst verlobt?“ fügte er hinzu; sie nickte nur immer und lachte. Sie sah ihn an, antwortete aber nichts.

Jens gab ihr eine Rose.

„Das ist die schönste Blume in des Gärtners Garten; sie ist für Dich!“

Raren nahm sie; und dann schieden sie. Jens stand mehrmals still und sah ihr nach; aber sie wandte sich nicht um, sondern ging und aß ihren Zuderkringel. Als sie ein Stück weiter gekommen war, sah sie einen alten, krummen Mann im Sonnenschein auf einem Stein sitzen; er stützte sich auf seinen Stock.

„Wo willst Du hin, kleines Mädel? Du bist ja so aufgeputzt!“ sagte er.

„Ich will zum Erntefest droben auf dem Hof,“ antwortete sie und schlenkerte die Rose hin und her.

„Du gehst vorhin mit einem jungen Mann,“ sagte er und sah sie mit seinen kleinen, klugen Augen an.

„Ach, Das war nur mein Bräutigam,“ sagte sie.

„Er sah gut aus!“

„Der Husar sieht hübscher aus.“

„Ja, wenn Du Dich mit den Kleibern verheirathen könntest, wäre er wohl der Beste.“

Karen gefiel das Gespräch nicht; so fragte sie: „Wie heißt Ihr übrigens?“

„Ich heiße Sieh-Dich-vor!“

„Das ist ein furchtbar drolliger Name!“ Sie lachte.

„Ja, ich habe ihn mir nicht selbst gewählt, man muß den Namen tragen, den Andere Einem geben.“

„Wo kommt Ihr her?“

„Vom Ende der Welt!“

„Das muß weit sein!“

„Man muß seinen Weg gehen, so gut man kann!“

„Wo wollt Ihr hin?“

„Ja, siehst Du, kleines Mädel, man kann wohl sagen, woher man kommt; aber nicht immer, wohin man geht; es kommt nur darauf an, sich vorzusehen.“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und knabberte weiter an dem Kringle.

„Du hast da zwei schöne Gaben in den Händen, gib mir die eine,“ sagte der Alte und streckte seine zitternde Hand aus.

Das Mädchen stand ein Weilchen und überlegte.

„Da, Alter, hast Du die Rose,“ sagte sie und lachte. „Du brauchst einen kleinen Auspuß.“

„Ja, ich bin alt“, erwiderte der Mann, „aber ich bin auch hungrig; ich glaube, der Kringle wäre besser für mich!“

Aber das Mädchen steckte ihren Kuchen ganz in den Mund und legte die Rose auf des Mannes Knie.

„Du siehst Dich nicht genug vor, kleines Mädel, und gibst mit falscher Hand,“ sagte der Alte; dabei blinzelten seine grauen Augen. „Du hättest klüger gethan, die Rose an Deiner Brust zu verwahren als den Kringle in Deinem Magen!“

Das Mädchen zuckte die Achseln; sie mochte ihm nicht antworten und ging weiter.

Ein Weilchen später kam Jens an dem alten Mann vorbei.

„Wo willst Du hin? Du bist so aufgepußt!“ fragte Sieh-Dich-vor.

Jens machte einen Luftsprung und schlug mit den Armen aus.

„Ich soll zum Fest oben auf dem Hof mit meinem Bräutchen,“ sagte er.

„Was die, die eben hier vorbeiging?“

„Ja; sie ist das schönste Mädchen im ganzen Land und das herrlichste zugleich,“ sagte Jens. „Irre ich nicht, so hat sie Euch meine Rose gegeben, damit auch Ihr eine Freude haben sollt. Das war hübsch von ihr!“

Der Alte stützte das Kinn auf den Stock und schüttelte den Kopf.

„Wo seid Ihr übrigens her?“ fragte Jens.

„Von da her, wo die Gänse barfuß gehen.“

Jens lachte. „Kann ich Etwas für Euch thun?“

„Ja; schöpfe mir einen Trunk Wasser in meinen Krug; die Quelle ist weit fort und meine Füße fangen an, recht schwerfällig zu werden.“

Jens blickte auf den Weg hinaus, Karen nach, nahm dann des Alten Binnkrug und schöpfte ihn unten an der Quelle voll Wasser.

„Ich danke Dir,“ sagte der Mann, als er getrunken hatte. „Du bist ein rechtschaffener Mensch!“

„Ja, Das sagt man freilich von mir.“

„Was soll ich Dir nun zum Entgelt dafür geben?“

„Ihr könnt mir nichts geben,“ erwiderte Jenz, „denn ich habe Alles, was ich brauche.“

„Sage Das nicht,“ meinte der Alte; „ich kann Dir in jedem Fall einen guten Rath geben; der kostet nichts und kann Dir vielleicht einmal nützen.“

„Laßt mich den Rath hören,“ sagte Jenz mit zweifelnder Miene.

„Sieh Dich vor, ehe Du Deine Rose fortgiebst, und sieh Dich noch mehr vor, ehe Du Dein Herz fortgiebst,“ sagte der Alte und hob seinen Stod in die Höhe. „Du willst Dich nun verheirathen. hm . . . Ja . . . Das ist ein Band, leicht zu binden, aber schwer zu lösen. Sieh Dich vor! Und Gott sei mit Dir!“

Damit erhob der Mann sich und ging. Jenz blieb stehen und sah ihm nach; er war ganz ernst gestimmt. Als der Alte ein Stück von ihm entfernt war, drehte er sich um; der Wind schüttelte sein weißes Haar.

„Sieh Dich vor!“ rief er noch einmal. Seine Stimme, die vorhin heiser und zitternd gellungen hatte, tönte nun klar und deutlich. Er hielt die Blume hoch in die Luft. Die Sonne beschien sie, so daß sie wie rothes Blut aussah.

Jenz vergaß niemals die rothe Rose.

Der Alte verschwand im Walde.

. . . Einige Jahre später kam Jenz an der selben Stelle vorbei, mit einer Fuhrre Dachstroh. Da saß der selbe alte Mann auf dem selben Stein, wie damals, als sie einander zum ersten Mal begegneten. Jenz hielt vor ihm still.

„Grüß Gott!“ sagte er. „Euch traf ich doch wohl hier vor einigen Jahren, als wir zum Erntefest oben auf dem Hof sollten?“

„Ja, so war es!“ sagte Sieh-Dich-vor.

„Ihr gabt mir einen Rath mit auf den Weg!“

„Das that ich. Wie ist es Dir denn seitdem ergangen?“

„Ergangen? Ich dachte damals an Euren Rath, bis ich an den Festsaal kam. Da sah ich mich vor; ich schaute durch das Fenster hinein, bevor ich hineinging, und da tanzte meine Braut Galopp mit Schneiders Hans. Und dann sah ich mich noch einmal vor: da stand sie und scherzte mit dem Husaren Niels; er bekam all die Tänze, die sie mir versprochen hatte . . . Sie tanzt noch mit ihrem Husaren, denke ich. Das heißt: sie tanzen zum Teufel und schlagen sich wohl mehr, als sie tanzen. Ich ging nach Hause und that, wie Ihr sagtet. Ich sah mich besser vor, ehe ich meine nächste Rose fortgab. Ein armes Mädchen bekam sie, hegte sie, — und nun blüht sie für uns auf allen Wegen. Ich stand mich gut dabei, daß ich Euren Rath folgte!“

„Ja, es ist leichter, Anderen guten Rath zu geben, als ihn selbst zu befolgen,“ sagte der alte Mann und wackelte mit dem Kopf.

„Wollt Ihr mitfahren?“ fragte Jenz.

„Ja, danke, meine Füße werden schon recht steif.“

Jenz half dem alten Sieh-Dich-vor in den Wagen hinauf. Dann fuhren sie mit einander weiter.

Carit Etlar.



Selbstanzeigen.

Der Meistergesang in Geschichte und Kunst. Mit zwei Facsimile-Beilagen nach Hans Sachs und Hans Vogel. — Zweite, auf Grund handschriftlicher Quellenforschungen und anderer Studien gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. XVI und 392 Seiten, Preis 10 Mark. Leipzig, 1901, Hermann Seemann Nachfolger.

Jeder, auch der Hochgebildete, zumal wenn er ein Freund der Muse Richard Wagners ist, wird beim Besuch der „Meisterfinger von Nürnberg“ mit Bedauern bemerkt haben, daß ihm viele technische Ausdrücke und selbst einzelne Gebräuche darin nicht oder nur theilweise verständlich sind, weil sie vom Meister direkt den historisch-literarischen Quellen der Meisterfingerzeit entnommen sind, weil aber gerade diese in den Literaturgeschichten knapp und stiefmütterlich behandelt zu werden pflegt. Da nun aber die „Meisterfinger von Nürnberg“ die Lieblingsoper des deutschen Volkes geworden und durch dieses Bühnenwerk das gesammte, so echt deutsche Leben der Meisterfingerzeit gleichsam wiedererweckt worden ist, so war es wohl an der Zeit, das sinnliche Verständniß jener Periode durch wissenschaftliche Studien und Darlegungen vorzubereiten und dauernd zu befestigen. Außer einem kurzen Abriss der Geschichte der Meisterfingerzeit findet der Leser im ersten Theil meines Buches eine ganz genaue Erklärung der Poetik jener Zeit (Tabulaturen) und eine ausführliche Darstellung der eigenthümlichen und oft seltsamen Sitten und Gebräuche der Meisterfinger. Ferner findet er aber nicht nur alle Meisterweisen Hans Sachsens und fast sämtliche bei Richard Wagner erwähnten „Töne und Weisen“ zum ersten Male schematisirt, besprochen und mit poetischen Beispielen belegt, sondern das Buch enthält auch dreißig Meisterfingermelodien, darunter Kompositionen von aus Richard Wagners Bühnenwerke bekannten Meistern und alle meisterfingerlichen Melodien Hans Sachsens, nach des Dichters eigener Handschrift und nach jenaer und breslauer Varianten. Im zweiten Theil werden zunächst die hauptsächlichsten vorwagnerischen Hans Sachs-Dramen eingehend besprochen und die der definitiven Gestaltung der „Meisterfinger von Nürnberg“ vorausgehenden Entwürfe Richard Wagners behandelt. Dann werden kritische Untersuchungen darüber angestellt, wie sich der bayreuther Meister in seinem Kunstwerk zu den historischen Quellen verhält.

Dresden.

Kurt Mey.



Das neue Weltreich. Ein Beitrag zur Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Langsam und sicher, fast in der Stille, wächst ein Staatenungeheuer heran, das dem zwanzigsten Jahrhundert sein Gepräge mit eisernem Stempel aufdrücken wird: diese Entwicklung versuche ich darzustellen. Ich glaube, auch Cassandra hätte diesen Weg nicht verschmäht, wenn man zu jener Zeit schon die Buchdruckerei gekannt hätte. Eine Zukunftsgeschichtschreibung kann nicht tendenzlos sein. Die Gedanken, die ich vor mehreren Jahren in meiner Schrift „Kultur und Humanität“ in systematischer Form niederlegte, sind hier in das Gewand der Erzählung gekleidet. Daß dieses Gewand aus dem Stoff der Satire gewebt ist, rechne ich

mir nicht als Fehler an. Ich glaube, hier einen Schmerzensruf Multatulis anführen zu dürfen: „Verflucht, daß Entrüstung und Traurigkeit sich so oft in das Lumpengewand der Satire kleiden müssen! Verflucht, daß eine Thräne, um verstanden zu werden, mit einem Grinsen vereint erscheinen muß!“

Dr. Mehemed Emin Efendi.

Ruth von Felsed. Eine lustige Pensiongeschichte. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. Gebunden 5 Mark.

Ich habe meine eigene Pensionzeit mit all ihren kleinen Leiden und großen Freuden so lustig, wie sie mir im Gedächtniß geblieben ist, zu schildern versucht, mit dem einzigen Zweck — horribile dictu! —, zu unterhalten und zu amüsiren; in erster Linie natürlich Frauen und Mädchen, die Ähnliches erlebt haben. Ist dieser Zweck erreicht, dann, hoffe ich, wird man mir alle literarischen Ungeschicklichkeiten meines Erstlingswerkes gern verzeihen.

Leipzig.

Beate Sabassohn.

Historische Monatschrift. Organ für die gesammte historische Wissenschaft und verwandte Disziplinen. Begründet und herausgegeben von August Hettler. Genf, Selbstverlag.

Die Historische Monatschrift, die ich seit dem Juli 1900 im Selbstverlag herausgebe, soll vor Allem das universale geschichtliche Interesse, das in Deutschland, sehr zum Schaden auch des politischen Lebens, immer mehr zurückzutreten droht, systematisch pflegen; sie will alle Richtungen zum Wort kommen lassen, um auf dem Wege gegenseitigen Gedankenaustausches die tyrannische Alleinherrschaft einer einzelnen Richtung eben so auszuschließen wie eine greisenhafte Erstarrung des wissenschaftlichen Lebens innerhalb unwandelbarer Schulanfichten; sie will die Gesamtheit des wissenschaftlichen Lebens zum Gebiet ihrer Aufgabe machen und dadurch dem Fachmann wie dem gebildeten Laien ein unentbehrlicher Führer durch das Gesamtgebiet der welthistorischen Literatur werden.

Genf.

August Hettler.

Hymnen an Zarathustra und andere Gedicht-Reise. Verlag von C. G. Naumann. Leipzig 1900. Brosch. M. 2. Geb. M. 3.

Dieses Büchlein hat seine kleine Lebensgeschichte und ist ein Stück Lebensgeschichte; es ist nicht gewollt und gemacht worden, sondern entstanden. Die lyrischen Dichtungen, die seinen Inhalt bilden, sind im Boden der neuländischen Kunst ständig. Der Autor hat versucht, den Sprachausdruck dadurch auszu dehnen, daß er das Wortgebilde mit selbstkomponirten Tongebilden vermählte, wobei er meist nur andeutete und sich auf die ergänzende Phantasie des Lesers verläßt. Die Ueberschriften der fünf Cyklen lauten: Hymnen. Von Tod und Leben. Auf Saumpfadern. Frühling, eine Suite. Buntes vom Wege. Den Verehrern Nietzsches sei das Buch besonders empfohlen.

Dresden.

Dr. Friedrich Kurt Benndorf.

Poes Werke. Kritische Ausgabe in zehn Bänden. Minden i. W. 1900.
J. C. C. Bruns' Verlag.

Bei der Redaktion war durchaus ein Gesichtspunkt maßgebend. Er sollte der aller Gesamtausgaben von Dichtwerken sein, die sich an ein Allgemeinempfinden und Allgemeindenken, nicht aber an das Sonderinteresse literarischer Fachleute, nicht an Philologeninteresse wenden: das Gebotene muß dem Genuß dienen, der seelischen Bereicherung, die man an dem Dichter haben kann. Damit ist Zweierlei zu berücksichtigen. Erstens: Was ist zu bieten? Und zweitens: Wie ist es zu bieten? Von Poes „sämmlichen Werken“ fiel eine Anzahl von Philosophemen, aphoristischen Betrachtungen und ganzen Aufsätzen über inzwischen längst erledigte Fragen, längst herabgewerthete Dichter, vergessene Bücher, durchweg Arbeiten, die, als sie geschrieben wurden, bereits kein anderes Interesse wecken konnten als das des Tages. Ferner fielen ein paar Gedichte, meist Jugendgedichte, die für Poe nicht sonderlich bezeichnend schienen. Und zwei Humoresken, deren scherzhafte Pointe im Deutschen nicht wiedergegeben werden konnte, weil sie an ein Spezifikum des Amerikanischen gebunden war. Es blieben dagegen die Philosopheme und Essays, in denen Poe Ansichten über sein Dichten, wie über ästhetische und ähnliche Fragen überhaupt, in einer Weise niedergelegt hat, die ihnen auch heute noch irgendwie Gültigkeit zu erzwingen vermag. Ferner die übrigen Gedichte. Ein Dramenfragment. Die große Kosmogonie „Seurela“. Der Abenteuerroman „Gordon Pym“. Und etwa sechzig Novellen und Humoresken, von denen kaum zwanzig in deutscher Sprache wiedergegeben waren. Die Zusammenstellung dieses Materials geschah im Allgemeinen nach Maßgabe des Prinzips vom innerlich Zusammengehörigen. Poe ist kein Dichter, dessen Wesen in der besonderen Art seiner Entwicklung liegt. Deshalb wird man ohne Rücksichtnahme auf Entstehungsfolge die romantisch-phantastischen Novellen bei einander finden. Die rein lyrischen, die kriminalistischen, spiritistischen, aeronautischen u. s. w. Die auf Vernunftschlüssen und die auf Trugschlüssen aufgebaut sind. Die Grotesken, Capricen und Satiren. Nur vereinzelt waren Kreuzungen, Untermischungen nothwendig. Ueber die Uebersetzung ist zu sagen, daß sie durchaus frei ist. Es hat keinen Sinn, einen Autor in ein Deutsch zu übertragen, das er — wäre er unserer Sprache mächtig gewesen — niemals geschrieben hätte. Natürlich richtete sich die Ausdehnung dieser Uebersetzungsfreiheit durchaus nach dem jeweiligen Original. Wollte Poe Ewiges geben, so wuchs sie. Gestaltete er mehr Zeitliches, den Stil seiner Kultur, der zum Theil noch unserer ist, so wurde sie eingeschränkt. Manchmal, in den Kriminalnovellen, einigen Humoresken, dem Roman zum Beispiel, mußte versucht werden, Poes grotesk-journalistische Art wiederzugeben. Zum Schluß sei erwähnt, daß dem ersten Bande die Lebensbeschreibung Poes, übersetzt nach seinem moralfreiesten Biographen Ingram, beigelegt wurde. Außerdem eine größere essayistische Einleitung, in der versucht ist, in Formeln zu bringen, was über Poe als schöpferisches Phänomen vom Standpunkt der modernen Literatur, die er einleitete, zu sagen wäre.

Hedda und Arthur Moeller-Brud.



Sammelgründungen.

Durch die Zeitungen geht eine Notiz, die erzählt, die Aktiengesellschaft für Montanindustrie, die bisher beinahe regelmäßig 8 Prozent Dividende vertheilt hat, werde wahrscheinlich nicht in der Lage sein, für das am ersten April ablaufende Geschäftsjahr einen Gewinn auszuschütten. Personen, die der Verwaltung nah stehen, wollen angeblich noch nichts Genaues wissen; also wird das Gerücht wohl der Wahrheit entsprechen. Unter den Papieren, die der Berliner Kurszettel verzeichnet, sind die Aktien dieser Gesellschaft nicht gerade die angesehensten. Ich halte das Unternehmen aber doch für werth, an die Spitze meiner heutigen Betrachtungen gestellt zu werden, weil durch seine diesmalige Dividendenlosigkeit einem System das Urtheil gesprochen wird.

Die eigenartige Unternehmungform, der auch diese Gesellschaft angehört, ist eine Folge des Börsengesetzes. Das Gesetz verfügt bekanntlich, daß Aktien von solchen Gründungen, die aus der Umwandlung von Privatbetrieben entstanden sind, erst ein Jahr nach der Gründung an die Börse gebracht werden dürfen. Die Bestimmung ist recht vernünftig. Der aktiengesellschaftliche Betrieb ist in der Regel viel theurer als der individuelle. Es ist deshalb auch früher recht oft vorgekommen, daß Unternehmungen, die für den Privatbesitzer eine glänzende Verzinsung abwarfen, als Aktiengesellschaften durchaus nicht floriren wollten. Namentlich auch deshalb nicht, weil das Gründungskapital viel zu hoch bemessen war. Das Publikum sollte nun vor Uebervorthellungen geschützt werden. Man wollte verhindern, daß auf Grund solcher trägerischen Rentabilitätsberechnungen Aktien zur Zeichnung aufgelegt würden. Man bestimmte daher, daß vor Einführung der Aktien an die Börsen die erste Bilanz als Aktiengesellschaft vorliegen müsse. Gerade als das Börsengesetz in Kraft trat, setzte nun aber die letzte und gewaltigste Phase der industriellen Hochkonjunktur ein und das an allen Orten blühende Geschäft reizte zu Gründungen. Die neue Bestimmung hinderte nun natürlich die Gründer, die Konjunktur voll auszunützen; denn von je her spielten in den Gründungsperioden die Neugründungen eine viel weniger große Rolle als gerade die Umwandlungen von Privatunternehmungen. Man sann auf Mittel und Wege, diese Klippe zu umschiffen, und fand endlich den einzig rationellen Weg, nämlich: die Theilung des Gründungskapitals. War bisher die Sachgründung so vor sich gegangen, daß man ohne viel Federlesen eine Gesellschaft gründete, in die als Hauptobjekt vom Vorbesitzer das betreffende industrielle Unternehmen eingebracht wurde, so gründete man jetzt erst eine Gesellschaft zur Betheiligung an industriellen Unternehmungen und an diese Gesellschaft wurden dann die Unternehmungen, die die Gründer vorher möglichst billig erworben hatten, zu recht ansehnlichen Preisen verkauft.

Natürlich beschränkte sich diese Transaktion schließlich nicht auf ein Unternehmen, sondern es wurde weiter tüchtig darauf los gegründet und die Mittel wurden durch fortwährende Kapitalserhöhungen dieser sogenannten Trustgesellschaften beschafft. Die Gründung fast aller dieser Gesellschaften fällt in die Jahre 1895 und 96. Die Gründercliquen wollten sich damit auf die Herrschaftszeit des Börsengesetzes vorbereiten, sich diesem Gesetz anpassen. Das war der Zweck solcher Gründungen. Die Aktiengesellschaft für Montanindustrie ist ohne

Zweifel eins der charakteristischsten Gebilde dieser Art. Der geistige Vater dieser Gesellschaft ist der in Deutschlands Gauen als Gründer nicht gerade rühmlichst bekannte Generalkonsul Eugen Landau. Typisch ist die Bestimmung des Statutes über den Zweck der Gesellschaft. Die Gesellschaft darf danach Geschäfte und Unternehmungen aller Art betreiben, die sich auf das Gebiet der Montanindustrie und verwandter Industrien erstrecken oder die weitere Verarbeitung von Mitteln, darunter auch zum Bau von Maschinen und Apparaten, zum Gegenstand haben. Um diesen Zweck zu erreichen, darf die Gesellschaft Grundstücks-, Bank- und Finanzgeschäfte betreiben, Zweigniederlassungen errichten und sich auch an Unternehmungen einschlägiger Geschäftszweige betheiligen. Man sieht also, daß durch diese Bestimmung des Statutes kein Gründungsgebiet der Gesellschaft verschlossen war. Die beiden Banken, die unter dem Szepter des Herrn Landau stehen, die Nationalbank für Deutschland und die Breslauer Diskontobank, sind hervorragend an dem Institut betheiligt und benutzen weidlich diese Schuttablade- stelle. Die Aktiengesellschaft für Montanindustrie bot ihnen reichliche Gelegenheit, Unternehmungen, die ihnen nicht gerade als Verschönerungen ihrer Bilanz erschienen, dauernd oder zeitweilig abzuschieben. Da die meisten industriellen Gesellschaften, bei denen das Institut betheiligt war, am einunddreißigsten Dezember ihr Geschäftsjahr beendeten, war es geboten, damit deren Dividenden noch mit verrechnet werden konnten, das Geschäftsjahr der Aktiengesellschaft für Montanindustrie vom ersten April ab zu datiren. Dadurch wurde zugleich den betheiligten Banken die Gelegenheit gegeben, finanzielle Transaktionen hin und her zu schieben. Wenn am Schluß des Kalenderjahres die Banken an die Aufstellung der Bilanz giengen, wurden Effekten- oder auch Accepttransaktionen auf die Montanindustrie- gesellschaft übertragen. Und wenn die Bilanz der Aktiengesellschaft für Montanindustrie gemacht werden mußte, wählte man das umgekehrte Verfahren.

Bei Durchsicht der Betheiligungliste dieser Gesellschaft hat man ein anschauliches Bild von den vielfältigen Interessen, die hier unter einen Hut gebracht sind. Ruxe der Gewerkschaft Graf Renard, Aktien und Obligationen der Rheinischen Kalkwerke, des milizer Eisenwerkes, der Südbungarischen Steinkohlenbergbau- Gesellschaft, Antheile der Anthrazitwerke Gustav Schulze G. m. b. H., der Ungarischen Asphaltgesellschaft, rheinische Braunkohlengruben, das Kalkwerk Ronnenberg, eine antwerpener Gesellschaft, Norddeutsche Kohlen- und Kalkwerke in Hamburg, Beche „Friedlicher Nachbar“, eine portugiesische Eisenerzgesellschaft, die Mühlheimer Dampfschiffahrtgesellschaft: das Alles sind Etappen auf dem Wege der Gründungthätigkeit dieses Unternehmens. Ich habe hier nur die wichtigsten Marksteine bezeichnet; die Zahl der Betheiligungen ist natürlich viel größer. Sehr charakteristisch für den eigentlichen Zweck der Gesellschaft war besonders die Umwandlung des Bankhauses Gustav Hanau in Mühlheim in eine Aktiengesellschaft unter der Firma Rheinische Bank. Herr Leo Hanau, der Inhaber dieser Firma, war bis vor ganz kurzer Zeit als Spekulant allergrößten Stiles an der berliner Börse thätig. Ihn zeichnete weniger eine große Intelligenz als ein wilder Wagemuth aus, der ihn vor keiner Summe zurückschrecken ließ. Die Breslauer Diskontobank ließ ihm für seine ungeheuren spekulativen Engagements ihre Unterstützung. Als es nun galt, das Spekulationsgeschäft dieses Herrn zu gründen, wandte man sich natürlich zuerst an die Breslauer Diskontobank; und

die Aktiengesellschaft für Montanindustrie wurde für diesen Zweck eingespannt. Sie übernahm für drei Millionen Mark Aktien der Rheinischen Bank und erhöhte dafür entsprechend ihr Kapital. Nach Ablauf des Sperrjahres wurde dann die Börse mit diesen Aktien der Rheinischen Bank, unter Aufschlag eines hübschen Agios, beglückt und es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade in dem Augenblick, wo die Gerüchte von der Dividendenlosigkeit der Aktiengesellschaft für Montanindustrie auftauchen, auch der schlechte Abschluß jener Spekulationbank bekannt wird.

Um ihrem Zweck zu genügen, mußte die Aktiengesellschaft für Montanindustrie natürlich, sobald Noth am Mann war, das Kapital erhöhen. Ursprünglich war sie im Jahr 1895 mit sechs Millionen Mark Grundkapital gegründet. Schon am zweiten Juli 1896 wurde die Erhöhung auf neun Millionen Mark beschlossen und am neunten Februar 1897 erhöhte man, um die Aktien der Rheinischen Bank zu übernehmen, das Kapital um weitere drei Millionen Mark. 12 Millionen Mark Aktienkapital sind kein Kinderspiel; sie wollen verzinst sein. Wenn nun auch unzweifelhaft ein Theil des Mißerfolges der Aktiengesellschaft für Montanindustrie daraus zu erklären ist, daß Unternehmungen, die die Vandaugruppe ihrer Müllgrube überweist, nicht gerade allzu werthvoll sein werden, so ist doch der größte Theil des Mißerfolges auf die besondere Natur solcher Trustgesellschaften zurückzuführen. Das ist auch im vorliegenden Fall gerade das Interessante. Die Aktiengesellschaft, die ein einzelnes Unternehmen fabrikmäßig betreibt, wird in den schlechten Jahren natürlich auch einen Rückgang des Erträgnisses aufweisen; aber sie ist lange nicht so vielen Gefahren ausgesetzt wie eine Trustgesellschaft. Denn gerade Das, was diesen Sammelgründungen in guten Jahren zum Segen gereicht, wird ihnen sofort beim Wechsel der Konjunktur zum Verderben. So lange die industrielle Thätigkeit lebhaft ist, werfen alle die vielen Unternehmungen, an denen solche Gesellschaften theilhaftig sind, reichlichen Gewinn ab. Da außerdem mit der industriellen Lebhaftigkeit auch die Aufnahmefreudigkeit der Börse sich zu vereinigen pflegt, so ist die Möglichkeit vorhanden, durch die Emission der übernommenen Aktien nach Ablauf des Sperrjahres hohe Agiogewinne zu erzielen. Sobald nun die Konjunktur umschlägt, versagen die Einnahmen aller Gesellschaften auf einmal und dann erst stellt sich heraus, wie groß das Risiko war, da der Dividendenfonds aus den unendlich vielen Theilhabungen gespeist werden muß. In Folge des geringeren Erträgnisses der einzelnen Gesellschaften sinkt auch natürlich der Kurs ihrer Aktien, so daß auch dadurch noch große bilanzmäßige Verluste entstehen. So genial daher an und für sich die Idee ist, die sich in der Trustgesellschaft verkörpert: ihre Durchführung ist stets nur in den Jahren guten Geschäftsganges möglich. Die Geschäfte solcher Trusts müßten nämlich beim Eintreten schlechter Geschäftsverhältnisse realisirt sein. Das geht natürlich nicht; und deshalb scheinen mir solche Unternehmungen mit einem so ungeheuren Risiko verknüpft, daß es in gar keinem Verhältniß zu den Chancen steht. Die Aktiengesellschaft für Montanindustrie ist die erste, aber sie wird nicht die einzige Gesellschaft dieses Typus sein, an deren Niedergang der Volkswirth seine Studien machen kann. In der elektrischen Industrie, wo sich das System der Sammelgründungen in noch erheblich größerem Umfang breit gemacht hat, werden wir in den nächsten Jahren manche Ueberraschung erleben. Doch davon erzähle ich vielleicht ein anderes Mal.



Theater.

Heinz Brinker, ein junger Bildhauer, hat auf Rügen Gertha Looß lieben gelernt. Eines Bootsbauemeisters Tochter. Seit Jahrhunderten saßen die Looß an der rügischen Südküste, bauten Boote, schufen kunstvolle Holzschnitzereien und hüteten den alten nordischen Formenhort. Gertha ist solcher Herkunft würdig. Ein Bauernkind und eine Künstlerin. Eine klare, schlichte, starke Seele. Sie hilft dem Vater gern bei der Arbeit; und in ihrem Schritzwerk spürt der Kenner unter den technischen Mängeln die gestaltende Kraft einer selbständigen Persönlichkeit. Auf Heinz, der nach einem hastig durchtobten Winter auf Rügen rastet, wirkt dieses Mädchens Reiz wie der unberührten Natur stilles Weben. In Gerthas Nähe wird er ruhig, die Schlacken kleiner Menschheit fallen ab, die Kräfte scheinen zu wachsen, der neidische Groll gegen die Stärkeren, an Erfolgen Reicherer verstummt. So entsteht ihm der Wunsch, die Holbe, die seiner Brust wieder Frieden gab, für immer an sich zu fesseln. Auch sie ist ihm gut; der schöne Schwung seiner Rede hat es ihrem scheuen, wortlarmen Jungfrauengefühl angethan und sie legt ihre berbe, ausgearbeitete Bauernhand in des Werbers gepflegtes Stadtherrnhändchen. Das Paar zieht in die Residenz und Heinz Brinker wagt sehnennden Herzens den ersten Schritt auf der steilen Straße zum Ruhm. Er konkurriert um den Auftrag zu einem Fröbel-Denkmal; und siehe da: seiner gefälligen Kunst lacht das Glück. Zwar lautet das Urtheil der ernsten Kritik nicht gerade günstig; das Denkmal sei konventionell, heißt es in der Presse, die Haltung des Pädagogen zur Theaterpose verzerrt, das Ganze ein unbeträchtliches Epigonenwerk. Doch diese Kerle verstehen bekanntlich ja nichts und ärgern sich, wenn Einer mehr Geld verdient als sie, die armseligen, im Frohndienst schwitzenden Beilenschinder . . . Verstehen sie wirklich nichts? Alle. Die Kinderreliefs haben Einzelne doch gelobt, überschwänglich sogar; hier solle, im Ornament, Brinker die wahren Wurzeln seiner Kraft suchen, der das im großen Stil Monumentale nun einmal unerreichbar sei. Und diese Reliefs sind nicht von ihm: Gertha hat sie modellirt; und Heinz weiß, daß sie an dem Denkmal das einzig Werthvolle sind. Einerlei; die Frau, die ihm eine Tochter gebar, wird das Geheimniß nie verrathen. Sie hat keinen Ehrgeiz, glaubt an den Mann und ist glücklich, wenn sie des Künstlers Gehilfin sein darf. Ihm allein will sie gefallen, mit ihrer Hände Arbeit dem zum Sieg Schreitenden dienen; deshalb nur übt sie sich, sucht sie sich weiter zu bringen. Einmal, als er verreist war, hat sie sich lähn an eine größere Aufgabe gewagt. Sie wollte ihn überraschen, wollte erproben, ob „Etwas in ganzer Figur“ ihr gelingen könne. Der Erste, dem sie es zeigt, ein Kunsthistoriker, steht staunend vor der männlichen Macht dieser Schöpfung, die doch nur einem Frauengefühl entbunden werden konnte. Heinz aber sagt: Das

ist nichts für Dich, liebes Kind; bleibe bei Deiner niedlichen Holzschneiderei und pfusche nicht uns, den Großen, ins Künstlerhandwerk. Und Gertha zweifelt nicht eine Sekunde an der Aufrichtigkeit seines Urtheils und zerflört ohne einen Laut der Klage ihr seines Wert. Um Heinzens Ruhe aber ist es nun geschehen. Er hat gelogen. Längst schon hatte er angstvoll die Frau bespäht, die neben ihm wuchs, deren phantastisches und plastisches Vermögen sich so unheimlich schnell mehrte, daß er, der „Meister“, sich vor ihr klein und arm fühlen mußte. Noch hielt er sie, die der eigenen Kraft nicht traute, blind dem Mann und dem Künstler ergeben war; der erste Erfolg konnte, mußte sie von ihm lösen. Wenn er ihr Kinderbild lobte, durfte ers nicht im Atelier verbergen, mußte er ihr zu öffentlicher Ausstellung rathen; und dann hätte Jeder die Bildnerin der Fröbelreliefs erkannt und sein junger Ruhm wäre unter Hohn- gelächter begraben worden. Ihm blieb keine Wahl; und braucht eine Frau, die seiner Liebe gewürdigt wird, zu ihrem Glück denn die Wonnen eigenen Schaffens? Sie soll Gattin und Mutter sein und ihm, wenn er ihrer bedarf, Handlangerdienste leisten. Doch der Schwächling, der so gern in Kraftphrasen schwelgt, hat, wie Ibsens Baumeister, ein schwindliges Gewissen. Er kommt über die Lüge nicht hinweg; wie eine hautlose Stelle brennt sie bei jeder Berührung auf seiner Brust. Und der Schmerz lehrt ihn seinem Schicksal nachdenken. Wie gerieth er eigentlich unter die Revolutionäre, die auf alles Offizielle schelten und in ihrer Dachkammer die Fahne der freien Kunst hochhalten? Jugendbeselet; die guten Freunde hatten ihn eben umgarnt. Da war Einer, ein Maler, der mit sechzig Jahren noch immer nichts Ordentliches zu beißen hatte, sich über die Modischen aber unendlich erhaben dünkte. Ein Anderer, der, weil er zum ganz großen Künstler nicht das Zeug in sich fühlte, mit raschem Entschluß Kunstschlosser geworden war und nun stets die ideale Forderung in der Tasche trug. Ein verdrehter Kerl, der dem Freunde gedroht hatte, er werde ihm, wenn Heinz je die heilige Kunst verriethe, einen durch gemeinsame Jugenderinnerungen geweihten Dolch schicken, damit der Verräther sich selbst ins Jenseits befördern könne. Diese Leute wurden auch gar nicht älter. Für Heinz aber kam allgemach nun die Zeit, wo man gern was Gutes in Ruhe schmaust. Revolution und Sezession sind ja wunderschöne Sachen, aber doch nur Mittel zum Zweck. Heinz Brinker ist nicht zum Stottenführer und erst recht nicht zum Märtyrer geboren. Er braucht Sonne, Behagen, Luxus. Daß er kein genialer Finder neuer Kunstpfade ist, weiß er; warum soll er noch länger die Last der Genierolle tragen? . . In dieser Stimmung trifft ihn der Versucher. Dem Herzog Karl Ludwig Theodor, einem in Gott ruhenden Ahnen des Landesherrn, soll ein Denkmal errichtet werden und Heinz kann den Auftrag haben. Freilich muß er sich fügen. Der höchst kunstsinige Monarch wird ihn im Atelier besuchen, den Plan mit ihm besprechen, die Art der Ausführung bis ins Ein-

zelne bestimmen. Zeigt der Künstler sich willig, dann winken ihm weitere Aufträge. Zuerst hat Heinz die große Geste des Weltüberwinders. Welche Zumuthung! Nie wird ein freier Künstler sich zur Verherrlichung dieses Karl Ludwig Theodor erniedern, der ein Ibiot war und, um der Laune seiner Geliebten zu schmeicheln, einen Schornsteinfeger vom Dach geschossen hat. Heinz Brinker, Herr Geheimrath, lechzt nicht nach dem Titel eines Hoflieferanten. Die Freunde jubeln. Zu laut; was haben sie denn im Leben erreicht? Kein Mensch kümmert sich um solche Hungerleider; und ob die Kunstgeschichte sie je in einem Nebensätzen erwähnen wird, ist auch noch nicht sicher. Wenn Heinz erst Mitglied der Akademie ist, Professor dazu und auf Jahre hinaus lohnende Arbeit hat, werden ihn, dessen Lebenslust so lange der Neid verzehrte, Alle beneiden. Und er wird endlich, endlich auf dem Platze stehen, auf den er gehört: nicht mehr bei den Rebellen, in deren Reihe er nicht paßt, sondern bei den Lieblingen, die sich dem Massengeschmack beugen. Er schlägt ein. Die Freunde verachten, die Frau verläßt ihn; sich und das Kind wird sie künftig mit ihrer Kunst ernähren. Der Mann, der ihr log, sich um schändlichen Mammon als Lakaien verbinden konnte, ist ihr fremd geworden. Helmers Nora. Am Tage der Denkmalsenthüllung wird Herrn Brinker ein Orden verliehen. Und in der selben Stunde bringt ihm die Post ein Packet: der Schlosser schickt, mit wortloser Mahnung, den Dolch. Heinz nimmt ihn und bohrt die Spitze in die Platte seines Modellirtisches. Dann hängt er mit grimmigem Lächeln den Orden über den Griff der Waffe. Er ist allein und jede Brücke hinter ihm abgebrochen. Draußen läuten die Glocken. Beim Festgottesdienst darf der Günstling des Hofes nicht fehlen.

Das ist der Inhalt des Dramas „Der Sieger“, das Herr Max Dreher verfaßt hat. Der Kundschaft des Deutschen Theaters hat es nicht geschmeckt. Erstens, weil die ewigen Künstler- und Literaturgeschichten nachgerade unerträglich geworden sind. Zweitens, weil der Handlung die Einheit fehlt. Ein Bildhauer, der seine Kunst prostituiert, um Titel zu erlangen und Geld zu verdienen: Das könnte ein Drama sein. Ein Künstler, dem in der Gattin die stärkere Rivalin heranwächst und den der Neid treibt, das keimende Talent zu zertrampeln: auch Das wäre ein brauchbarer Dramenstoff, ein sehr moderner sogar; nur hat er mit dem ersten nicht das Geringste gemein. Herr Dreher hat beide Stoffe zusammengenäht, aber die Nähte sind sichtbar geblieben und hindern die Illusion, die das vom Alltagsgetriebe ermüdete Auge im Rampenlicht sucht. Der Hoflieferant Heinz Brinker braucht seiner Frau nicht den Weg zu selbständigem Schaffen zu sperren; er sagt selbst ja zu ihr: „Du hast die Ewigkeit und ich habe die Zeit“. Und der Mann der genialen, von Ehrgeiz freien, nach Applaus nicht lechzenden Frau Hertha braucht nicht Hoflieferant zu werden: er könnte sie, wie mancher Theaterschreiber, für sich arbeiten lassen, sich in ihrem Ruhm sonnen und, um keinen Verdacht zu erregen, mit Gönnermiene ihren Hand-

langerdienst loben. Im Schauspielhaus will das Publikum auf grader Straße bleiben; wird es nach einer Stunde willigen Wanderns plötzlich in eine Seitengasse gezerrt, dann fühlt es sich gesoppt und wird leicht ärgerlich. Das hat Herr Dreher nicht bedacht. Die Hörer waren bereit, gespannt der Antwort auf die interessante, pikante Frage zu lauschen: Wird Heinzens Neid Heinzens Liebe töten? Doch ihre Spannung löste sich, als an diesen Künstlerekonflikt ein neues Heftfäßchen geknüpft und umständlich die andere Frage erörtert wurde, ob ein Sezessionist in die Siegesallee einbiegen dürfe. Schade; aus zwei guten Stoffen wurde ein Gewand zusammengestoppelt, das Keinem paßt und das selbst der hübsche Befehl und die zierliche Stiderei nicht retten konnten.

Herr Dreher hat ein angenehmes, redlich schaffendes Talent. Er ist mit Bewußtsein Deutscher, mit behaglichem Stolz Medlenburger und weiß deutsche Durchschnittsmenschen der bewährten Theateroptik geschickt anzupassen. Leider hat er auch alle typischen Fehler des deutschen Dramatikers. Er kennt die Welt nicht, hält mit seinem Besitz nicht gut Haus und scheut die Mühe klarer Disposition. Solche Mängel wird man bei französischen Autoren nicht finden. Das sichert selbst den schwächsten Talenten unter ihnen den Schein einer Ueberlegenheit, die ohne Ueberlegung kaum erreichbar ist. Die lustige Leidensgeschichte des Probekandidaten hätte Herr Dreher sich beinahe dadurch verdorben, daß er seinen Helden in der entscheidenden Stunde eine Raubendummheit begehen ließ. Oder ist es eine Heldenthat, unreifen Gymnasiasten statt des Moses den Darwin zu predigen, „den ihre Lehrer nicht verstehen“? Den Weg, der vom Bibelglauben zum Positivismus und weiter zum modernen Monismus führt, muß Jeder, so ihn der Geist treibt, selbst suchen, selbst finden; wer ihn Sekundanern mit dem Babel weist, ist zu früh der Fuchtel entlaufen und hat die tiefe Weisheit der goethischen Warnung nicht erkennen gelernt, man solle das Reifen der Frucht nicht dadurch zu beschleunigen versuchen, daß man eine Lampe darunter hält. Damals ging es aber noch glimpflich ab, weil der Dramatiker sich in den engen Wänden der ihm vertrauten Schulstube hielt und mit seiner munteren Schwancklaune jedes kritische Bedenken zum Schweigen brachte. Jetzt wollte er dem Probekandidaten, wie die Kunsthändler sagen, ein Pendant schaffen: nach der Tragikomoedie von dem Manne, der für seine Ueberzeugung leidet, sollten wir das Drama von dem Manne sehen, den das freiwillige Opfer der Ueberzeugung auf die Sonnenseite des Lebens gelangen läßt. Und nun wurde die Sache schlimm. Herr Dreher muß Maler, Bildhauer, Akademieprofessoren und Wirkliche Geheime Räte wohl recht selten gesehen haben. Die denken, sprechen und handeln heutzutage nämlich ganz anders, als er zu glauben scheint; mit lustigen und leidigen Nachklängen aus Heyses münchener Künstlerparadies ist es da nicht gethan. Auch hat er dem Wesen aller bildenden Kunst wohl nie ernstlich nachgedacht; sonst ließe er Bildhauer und Maler nicht

reden und trachten wie Literaten. Der Literat freilich müßte sich schämen, wenn er Lettern und Schwärze mißbrauchte, um einen Herzog zu verherrlichen, der ein Narr und ein Lotterbube war. Aber der bildende Künstler, der ja nicht so heißt, weil er des Bildungphilisters Schaslammer zu füllen hat? Was kümmerts ihn, ob Karl Ludwig Theodor ein Idiot war und an Sonn- und Feiertagen seinem Liebchen einen Schornsteinfeger vom Dach schoß? Er ist ein freier Schöpfer auf eigenem Grund; und schafft er eine Gestalt, die in seiner Seele lebte, dem Auge des andächtigen Beschauers zu leben scheint, dann braucht er vor dem Urtheil des empfindlichsten Moralisten nicht zu zittern, — mag der im Bilde Dargestellte auch als das ruchloseste Scheusal in der Geschichte leben. Eine Statue des Aristides kann an Kunstwerth tief unter einem Grabdenkmal für Simon Blad stehen, ein marmorner Boetticher einen Bismard als Künstlerleistung thurmhoch überragen. Für den Plastiker ist die äußere Erscheinung wichtiger als der Charakter; ein ausgerasirtes Kinn, eine Glaze und ein modischer Gehrock müssen seinem Künstlersinn schlimmere Schmerzen bereiten als alle Todsünden eines Nero oder Caligula. Weil er den hochseligen Herzog Karl Ludwig Theodor in Stein meßt, ist Heinz Brinler also gewiß nicht zu verdammen. Aber er gehorcht „höheren Weisungen“. hm . . . Darüber mußte Herr Dreyer uns viel mehr berichten, wenn er auf zornige Wallungen hoffen wollte. Ein Bischofen redet der Besteller dem Maler und Bildhauer ja fast immer drein. „Bitte: Viertelprofil, lieber Meister; ich habe es beim Photographen ausprobirt.“ „Die Warze lassen Sie doch natürlich weg!“ „Mein Mann darf aber nicht so unförmlich dick aussehen; er geht im Mai wieder nach Marienbad.“ „Mit dem Hut, Herr Professor; die Platte macht mich um zehn Jahre älter“. Und so weiter. Nur die Allerberühmtesten lassen sich nicht gefallen. Wird Herrn Brinler denn viel mehr zugemuthet? Des Höchstseligen Schädel zeigte wahrscheinlich doch nicht sämtliche anthropologischen Merkmale des irren Verbrechers; vielleicht sah der erlauchte Dachjäger so behäbig aus wie Milan und Eduard und dem Bildhauer wird nur zur Pflicht gemacht, dem Fett einige Majestät anzumeißeln. Solche Relouche hätte jede Bäckerwittwe für ihres Seligen Standbild verlangt, und da Heinz auch vorher für den Markt gearbeitet hat, steht die Grimasse plöblicher Empörung ihm schlecht zu Gesicht. Wer ist denn überhaupt dieser Heinz Brinler, den wir wie einen Verlorenen beweinen sollen, weil er sich an einen Hof vermiethet? Ein kleines, in Neid und Angst rathlos irrlichterendes Talent, ein trister Epigone, der immer nur nachmachen konnte, was Andere vorgemacht hatten. Sehr verständig, daß er sich nicht länger aufbläht, sondern ein tüchtiger Kunsthandwerker zu werden strebt. Er hat in der Sezession nichts zu gewinnen, im Hofdienst nichts zu verlieren. Ist seine Frau, sind seine Freunde blind und sieht nur er seines Könnens Grenze? Als ein Opfer höfischer Kunstübung ward er uns vorgeführt und wir merken

bald, daß er zum Hoflieferanten geboren ist. Die Hoflust hat oft der Kunst, doch kaum je einem Künstler, der Etwas konnte, geschadet. Die mit Recht verhöhten Dekorateurs der Puppenallee waren, als sie noch für Kommunen, Verleger und Bankdirektoren arbeiteten, nicht stärker als jetzt. Der Plastiker, der eines Bestellers Auftrag erwartet, hat nie die schrankenlose Freiheit des Malers, des Dichters oder Gelehrten, der, wenn der Drang über ihn kommt, zum Pinsel, zur Feder greift, ohne erst lange zu fragen, wer sein Bild, sein Buch kaufen wird. Und wer sich der bananischen Kunstkritik erinnert, die sich in unseren Parlamenten aus Licht gewagt hat, wird sich von dem Maecenatenthum eines norddeutschen Serenissimus sicher nicht schrecken lassen.

Eher schon von der Tyrannei des reichen Böbels, der in Kunstpalästen und Schauspielhäusern herrscht. Der kann heute dem Künstler mehr bieten, an der Kunst mehr verderben als irgend ein Fürst. Da liegt für uns, die nicht mehr in Tizians, nicht einmal in Davids Tagen leben, der Stoff zu einem Künstlerdrama. Heinz Brinker könnte bleiben, wie er anfangs ist: ein eleganter Schöredner, dessen gefällige Kunst für die Rolle eines deutschen Jagerolles reicht. Er läßt die begabtere Frau — die freilich keine Dreherausgabe der herben Ffsendamen sein dürfte — für sich arbeiten und „seine“ Kinderreliefs bringen ihn in die Mode. Der ganze Thiergarten schleppt seine Brut heran; jedes Würmchen muß, wenn es kaum dem Steckfisen entlaufen ist, von Brinker, dem chormaitre, modellirt werden. Und Brinker macht Alles. Brinker wird Kinderrelieffabrikant, denn er kann den Luxus nicht mehr entbehren: die Edmannsteppiche, den Nyala, Nizza im März, Schottland im Juli, dazwischen Grand Prix und Salon, Wohnung im Hotel Rig. Von Jahr zu Jahr wird sein Kunstbetrieb länderlicher; er will sich keinen Auftrag entgehen lassen und zieht immer neue Gehilfen heran. Er will auch nichts „Neues“ machen, den einträglichen Ruf seines poncif nicht aufs Spiel setzen. Immer die selbe Marke, wie beim Weinhändler. Da packt der große Etel die Frau. Einen Künstler wählte sie zu umarmen und ward eines Geschäftsmannes Heimarbeiterin. Eines innerlich Freien freie Gefährtin wollte sie sein und ihrer Persönlichkeit fehlt nun zum Athmen die Luft. Sie scheidet sich von dem Mann und wird auf eigenen Füßen den Kampf um die Kunst und das Leben wagen. Heinz bleibt allein; und lächelt. Die gute Hertha! Er wird sie so mitleidig loben, ihre Arbeiten so gnädig empfehlen, daß keine Thiergartenmadame ihr je ein Kind anvertraut. Und ihm wird sie nicht fehlen. Seine Waare ist gut eingeführt und er hat den Meißel des Mings. Niemand wird merken, daß die erste Gehilfin aus dem Dienst gelaufen ist, und Heinz Brinker wird Sieger bleiben, auch jetzt noch die erste Firma auf dem hauptstädtischen Markt. Denn Sieger bleibt im Zeitalter der Plutokratie der Künstler stets, der über den schlechten Geschmack und die schlimmen Instinkte seiner Kunden nicht fliegen will. M. S.



Berlin, den 30. März 1901.

Kröchers Traum.

Ruhelos wälzte Herr Jordan von Kröcher sich auf seinem Lager. Merkwürdig: sonst hatte er in Binzelberg stets besser geschlafen als in Berlin; die ländliche Stille der Altmark hatte ihn eingewiegt und morgens wurde das Aufstehen ihm manchmal recht schwer. Weder die Direktorialspflichten der kur- und neumärkischen Hauptritterschaft noch der heikle Fall Hammerstein hatten ihn je um den Schlummer gebracht und auch den geplagten Präsidenten des Abgeordnetenhauses floh niemals der Schlaf. Er war bei allen Parteien beliebt, Jeder rühmte die Gewandtheit und Schlagfertigkeit des Vorsitzenden, dessen Witze sogar im Reichstag von Mund zu Mund gingen, und der Altmarkler wurde als ein möglicher Minister genannt. Was hielt heute ihm, der die Osterferien in langen Sitzungen herbeigesehnt hatte, die Nachtruhe fern? Im Gewissen fühlte er sich nicht belastet. Er hatte gethan, was die Pflicht ihm gebot. Das Abgeordnetenhaus hatte ihn ins Schloß gesandt, um dem König zur Rettung aus der bremer Gefahr den Glückwunsch der zweiten preussischen Kammer aussprechen zu lassen. Dieses Auftrages hatte er sich korrekt entledigt und dem Hohen Hause dann die Antwort des Königs mitgetheilt. Das fand Eugen Richter unstatthaft. Der meinte, ein Verkehr des Königs mit dem Landtag sei ohne Mitwirkung eines Ministers in einem konstitutionellen Staat undenkbar. Wenn der Minister die Verantwortung für die Aussprüche des Monarchen übernehme, könne der Landtag sie zum Gegenstand einer Diskussion machen; sonst sei der Weg einer Allerhöchsten Botschaft zu wählen. Wie aber dürfe man Privatäußerungen des Königs aus

dem Gedächtniß vom Präsidentenstuhl herab dem Parlament verkünden und dann die Eröffnung der Debatte verweigern. Könne der Präsident seinem Gedächtniß trauen und habe Wilhelm der Zweite wirklich gesagt, alle Stände seien an der bremer That mitschuldig, die Jugend sei entfittlicht, die monarchische Gesinnung seit dem Tode des alten Kaisers geschwunden, die Kritik der Krone und der Regierung zu schroff geworden, dann müsse das Abgeordnetenhaus, sobald solche Aeußerungen ihm amtlich übermittelt sind, dazu auch Stellung nehmen. Diese Demokraten wollen immer „Stellung nehmen“; eitelhafte Unsitte! Doch die Mehrheit hatte dem Präsidenten zugestimmt und ihm allerlei Schmeichelhaftes gesagt. Die Presse war freilich ein paar Tage lang wild gewesen. Um die Presse hat Jordan von Rödcher sich aber nie gekümmert; in der zweiten Hälfte der Fünfzig wird er vor ihr doch nicht etwa das Fürchten lernen. Und gerade der Presse hatte der König mit hartem Tadel gedacht: nur natürlich, daß sie nun tobt . . . Der Binzelberger zog die Decke bis an den Hals und rief freundlichere Bilder vor seines Geistes Auge. Hübsche Frau, die Sanderson. Auch die Dame von Maxim war für Herren nicht so schlimm gewesen, lange nicht so doll wie in Paris, war erzählt worden. Und den Bordeaux von Borchardt könnte man Palmsonntag mal probiren. Oder auch übermorgen. Für einen Utmärker ist zu Bismarcks Geburtstag das Beste gerade noch gut genug.

Ein Räuspern reißt den Herrn von Binzelberg aus dem ersten Schlaf. Sollte Friedrich schon wecken kommen?

Neben dem Bett eine große schwarze Gestalt. Weißes, altmodisches Halstuch. Der mächtige Schädel scheint im Dunkel zu leuchten. Das Auge ist ruhig und ernst auf den Schläfer gerichtet.

„Morgen, lieber Rödcher. Bitte, sich gar nicht zu derangiren. Ich bin in Geschäften hier. Die Sache geht mir doch durch den Kopf. Ich fürchte die Wirkung im Ausland. Erst siegesbewußt, Stolz in der Brust und nun plötzlich Alles in Moll: die Leute werden sich keinen Vers darauf machen können. Primo loco, scheint mir, wäre der Lärm zu vermeiden gewesen. Deshalb komme ich zu Ihnen. Denn Sie haben angefangen. War es wirklich nöthig, gleich von einem ‚fluchwürdigen Attentat‘ zu reden? Die fatale Geschichte mit dem Eisenstück war schließlich ja harmlos. Und ich habe immer gefunden, daß man gut thut, sich für Nothfälle eine Steigerung vorzubehalten. Wir arbeiten heute zu viel mit Superlativen.“

„Durchlaucht, gerade bei den heutigen Zeitverhältnissen glaubte ich, daß ein kräftiges Wort für die Sicherheit der Allerhöchsten Person . . .“

„Ganz schön. Ich zweifle nicht an Ihrer guten Absicht und habe, als Privatmann, nicht das geringste Recht, Ihnen Vorhaltungen zu machen; auch nicht den Wunsch, Sie zu koramiren. Als alter Nachbar und Politiker von einiger Erfahrung kann ich aber vielleicht gewisse Privilegien in Anspruch nehmen. Ich verstehe Ihr Vorgehen; nichts Konservatives ist mir fremd. Sie sind in schwieriger Lage. Kanal und Zollgeschichte machen Ihnen zu schaffen und Sie möchten den Monarchen auf Ihrer Seite haben. Das war immer das Bestreben meiner alten feindlichen Freunde; wemms nicht mit dem Minister ging, dann gegen ihn. Heute ist die Sache besonders komplizirt. Der Hauptgrund braucht zwischen uns nicht erörtert zu werden. Aber auch wegen der scharfen Konkurrenz des Centrums, das seine Dienste ja sehr eifrig anbietet. Daß Sie sich nicht ausstechen lassen wollen, begreife ich; weniger, daß Sie in der Frage des polnischen Krieges so schwach sind. Das geht doch über den fraktionellen Spaß hinaus. Namentlich dürfte das Herrenhaus sich nicht tot stellen, auf die Gefahr, daß die Affiliirten des Polenthums mit Bürgermeistern und Professoren sich zu einer neuen Mehrheit zusammenthun. Item, ich glaube, die Situation zu verstehen, und finde es menschlich und besonders vom Standpunkt heutiger Konservativen begreiflich, daß Sie den Wunsch haben, sich vor der Entscheidung über die Handelsverträge — die Ihnen übrigens nichts Rechtes mehr nützen werden, — als die Treusten der Treuen in empfehlende Erinnerung zu bringen. Nur die Nuance hätte ich anders gewünscht. Aut aut. Wenn die Sache politisch verwerthet werden sollte, dürfte man nicht glissiren, der junge Mensch sei Epileptiker und so weiter. Da Das mal geschähen war, schien der Vergleich mit Hödel und Nobiling mir ein Bißchen gewagt und ich hätte auf das ‚fluchwürdige Attentat‘ gern verzichtet. Cui bono? Für den Monarchen kann es nicht angenehm sein, wenn das Ausland sieht, wie die Geschichte aufgebauscht wird. Der Schutz der Allerhöchsten Person ist bei fast täglichen und meist plötzlichen Reisen leider Gottes nur in beschränktem Umfange zu erreichen. Die Gefahr eines Contagiums wird durch Geschrei und Graulichmachen nur gesteigert. Das kann Schweningen Ihnen bestätigen. Ich habe nicht den Eindruck, daß wir draußen jetzt übermäßig beliebt sind. Gerade deshalb müssen wir uns hüten, unsere Zustände gar zu schwarz zu malen. Daß ein König in seinem Land nicht vor brutalen Angriffen sicher ist, soll man nur sagen, wenn die Beliebtheit des Herrn keine sichtbare Lücke zeigt.“

„Durchlaucht wollen aber auch gütigst bedenken, welchen Verdächtigungen wir täglich ausgesetzt sind. Noch neulich hat der Abgeordnete Richter...“

„Ja . . . Richter hat Recht. Und ich finde es betrübend, daß man ihm immer die dankbare Rolle läßt. Auch ich vermisse bei Ihrer Aktion das unentbehrliche ministerielle Medium. Was soll Parlament, Presse, Publikum aus diesen halb amtlichen, halb privaten Mittheilungen machen? Debattirt darf darüber nicht werden; da geht denn der Aerger ins Blut. Und natürlich ärgern sich Alle, weil Alle ja mit schuldig sein sollen. In schlechter Laune, in der Depression der Krankenzubehälterluft sagt man Manches; ich auch. Das braucht aber nicht gleich auf den Tisch des Hauses gelegt werden. Sie haben Politik getrieben, lieber Kröcher, Politik auf eigene Faust und im Interesse der Fraktion. Gerade weil der König bei uns noch ein lebendiger Faktor ist, nicht nur ein Ornament nach englischem Muster, ist es am Ende doch keine Kleinigkeit, wenn Sie ihn sagen lassen, die Jugend sei demoralisirt, die monarchische Gesinnung im Rückgang, der bremer Unfug von allen Klassen und Ständen mitverschuldet. Das ist, wie man's auch dreht und retouchirt, eine summarische Verurtheilung der Deutschen, die ich stets für das vornehmste Volk Mitteleuropas gehalten habe. Sie konnten nicht wissen, ob diese heftigen Aphorismen der ministeriellen Politik opportun waren. Wahrscheinlich nicht; denn wir müssen heute nach außen stark scheinen, um bei den verschiedenen Spielen, die beliebt worden sind, nicht Schwarzer Peter zu bleiben. Ich kenne Bülow wenig, namentlich nicht das Maß seines persönlichen Muthes, das im Allgemeinen ja den Grad der Empfindlichkeit bestimmt. Wäre ich noch im königlichen Dienst, dann hätte ich auf eine eigenmächtige Störung meiner Reise vermuthlich recht unangenehm reagirt.“

„Wollen Durchlaucht nur überzeugt sein, daß ich nach besten Kräften dem Interesse der Monarchie zu dienen glaubte! Ich bin ja keineswegs blind gegen die Uebelstände des heutigen Regimentes. Eurer Durchlaucht frühere Fraktion leidet vielleicht am Meisten darunter. Und wenn es uns vergönnt wäre, zur Hebung der ministeriellen Autorität beitragen zu können, würden wir es von Herzen gern thun. Die Mißstimmung hat gerade in unseren Reihen erschreckende Formen angenommen. Nur eine angemessene Erledigung der Zollfrage könnte hier Abhilfe schaffen. Eben deshalb schien es mir unumgänglich, bei diesem traurigen Anlaß darauf hinzuweisen, wo unter allen Umständen die festesten Stützen des Thrones zu finden sind. Alles wankt. Da muß man, als alter Preuße, die Sache doch halten, so lange es irgend geht!“

„Die Melodie kenne ich. Und daß Sie diligentiam prästiren wollten, kann ich, wie gesagt, nach Ihren Traditionen begreifen. Jeder sieht, wo er

bleibt. Aber... Als Sie mich mit Leopold Buch — es war wohl noch unter Caprioli? — im Sachsenwalde besuchten, haben Sie mir ja schon Aehnliches vorgetragen und ich habe Ihnen nach leidiger Gewohnheit in längerer Rede geantwortet. Meine Ansichten sind Ihnen also bekannt. Die Sache halten: gewiß; wenn sie zu halten ist. Das scheint sie mir aber nicht. Wenigstens nicht auf die Dauer. Ich sehe nur eine beständige Entwicklung in pejus, die mit dekorativen Eifekten nicht lange mehr zu verbergen sein wird. Ich habe früh genug vor dem öffentlichen Auftreten ohne ministerielle Bekleidungsstücke gewarnt. Damals wurde ich gemieden und als der wüthende Greis auf dem Dach, der sich nicht zu helfen weiß, meinen Standesgenossen vorgeführt. Jetzt stellen sich die Folgen allmählich heraus. Und es wird noch schlimmer kommen, innen und namentlich außen. In acht Tagen ist das Deutsche Reich ja nicht zu ruiniren. Ich könnte mich in gewissem Sinn mit einem Wort des Königs einverstanden erklären. Auch ich meine: alle Klassen sind schuld. Keine hat Farbe bekant und offen auf die Gefahr hingedeutet, die darin besteht, daß der Monarch urbi et orbi als Urheber aller politischen Handlungen gezeigt wird. Das reizt natürlich die Roheit verheßter Fanatiker. Der vernünftige Schachspieler exponirt den König nur in Fällen äußerster Noth. An diese Spielregel haben Sie nicht gedacht. Ihre Aufgabe als altmärkischer Edelmann war, den Herrn, wenn er Sie auf die Sache ansprach, mit rückhaltloser Wahrheit zu bedienen. Das ist nicht bequem. Aber Sie sind ja ein unabhängiger Mann. Und ich wäre um mein Bischen Schlaf gekommen, wenn ich jemals an meine Bequemlichkeit gedacht und verschuldet hätte, daß ein ärgerliches Privatwort des Königs Wochen lang in der Leute Mund ist.“

„Durchlaucht können unmöglich verkennen, daß die Interessen, die ich vertrete . . .“

„Sieben Uhr, gnädiger Herr. Ich habe dreimal geklopft.“

Einen Tag später sprach Herr Jordan von Köcher, als der neue Bordeaux eingeschänkt war, bei Tische den Bismarcktoast. „Und so weihen wir dieses Glas edlen französischen Weines dem deutschen Edelmann, dessen monarchische Treue, dessen tiefe Wahrhaftigkeit für alle Zeiten unserem Handeln ein leuchtendes Vorbild sein muß.“



Die Renaissance im Kunstgewerbe.*)

Die Renaissance des Kunstgewerbes im neunzehnten Jahrhundert hatte zwei deutlich erkennbare Phasen zu durchlaufen. Die eine spielte sich gänzlich in England ab und nahm um 1860 herum festere Gestalt an (die Wirksamkeit von Ruskin, W. Morris, W. Crane u. s. w.) Die andere vollzieht sich in diesem Augenblick auf dem Kontinent und zeigte deutlich ihre eigentlichen Züge seit 1891.

Ich darf von zwei Phasen sprechen, weil die heutige Renaissance des Kunstgewerbes auf dem Festlande von der englischen Renaissance so verschiedene Charakterzüge aufweist, daß ihnen gemeinsam eigentlich nur die Idee einer Renaissance, und nichts als Dieses, ist. Doch denke ich nicht daran, zu leugnen, daß die festländische Renaissance von der englischen herkommt; sie hängt von ihr ab wie das Pfropfreis von dem Baum, auf den es gepfropft wurde. Aber gleich einem solchen sucht sie die Früchte anders zu gestalten. Mehr durch den Einfluß der Kunstwerke selbst als durch die Kenntniß der verschiedenen Theorien und Ideale, aus denen die englische Renaissance erwachsen war, wurde die zweite Renaissance befruchtet. Wir erfuhren den Einfluß der Werke, die man uns sehen ließ, früher als den der Theorien, von denen jene begeistert und bestimmt wurden, deren Beispiel wir folgten.

Die Schönheit hat ihre unfehlbarsten und unmittelbarsten Wirkungsmittel in sich selbst. Es brauchen ihr weder Theorien noch Erklärungen noch literarische Auseinandersetzungen voraus zu gehen. Im vorliegenden Falle genügte es, daß die Schöpfungen eines Morris, Crane, Bessey, Cobden-Sanderson uns schön erschienen und daß sich keine Schranke der Sprache oder der Schrift zwischen uns und sie stellte, um uns sogleich für den Gedanken einer Renaissance des Kunstgewerbes zu gewinnen.

Wären wir damals, in den Tagen der ersten Bekundung, über die persönlichen, gefühlmäßigen und sozialen, in vielen Punkten einander widersprechenden Beweggründe der Schöpfer der englischen Renaissance unterrichtet gewesen, so würden Viele von uns sich ihr gar nicht und Andere wiederum zu leicht überlassen haben. Wir hätten nicht-so leicht die eigentliche Triebkraft erkannt, die Tradition, die auf die Menschheit erobernd wirkt und die ihr die Sorge für die Schönheit ans Herz gelegt hat. Diese Wirkung ist nicht dem Zufall unterworfen; sie erscheint zu der Stunde, wo sich die Bedingungen des materiellen, geistigen und sozialen Lebens genügend geändert haben, hinreichend verschieden von denen der vorhergehenden Epoche geworden sind, um eine neue „Epoche“ zu begründen, die sich bisher erst in unvollständigen Ausdrucksmitteln und in formlosen Versuchen verkörpert hatte. Jetzt wird zusammengefaßt und veredelt, alle diese Versuche, alle diese Ausdrücke erhalten

*) Aus einem gleichnamigen Werke, das nächstens bei Bruno und Paul Cassirer, Berlin, erscheint.

einen neuen, bisher nie gesehenen Charakter und von da an besitzt man einen neuen Stil, der sich so viel oder so wenig von dem vorangehenden unterscheidet, wie das materielle, geistige und soziale Leben der Zeit von dem der vorausgehenden Epoche sich entfernt hat.

Im Allgemeinen sind die Stöße nicht sehr heftig, obwohl die Zeiträume zwischen den Geburtsstunden der verschiedenen Stile enorm sind. Dies kommt daher, daß viele Veränderungen im wirthschaftlichen, geistigen und sozialen Leben mehr im Aeußeren als im Kern sich vollziehen und daß die Schönheit, die ihre Seele ist, unveränderliche Formeln besitzt, von denen wir uns heute eben so wenig befreien können wie einst die Egyptianer und Griechen.

John Ruskin und William Morris haben sich eben so oft auf die Schönheit wie auf die Tradition berufen und es war zweifellos die kühnste ihrer Thaten, daß sie sich für Männer der Ueberlieferung erklärten. In einer Stunde, wo Niemand in sich eine Verwandtschaft mit der gothischen Kunst empfand, haben sie sich für sie begeistert und sie auf den Schild gehoben, haben sie erklärt, daß man an die gothische Ueberlieferung anknüpfen, daß man den durch unreine und unberechtigte Einmischungen aberissenen Entwicklungsfaden wieder ansinnen müsse, haben sie der Welt als nachahmenswerthes Beispiel die Werke hingestellt, die die gothische Kunst vor jener unheilvollen Unterbrechung hervorgebracht hatte. Sie wollten eher auf eine bewußte und verständige Nachahmung des Vergangenen hinwirken als die Herstellung von Gegenständen und Werken in Angriff nehmen und organisiren, die in intimen Zusammenhang zu unserem Jahrhundert, unseren Bedürfnissen, unserer Zeit ständen. Der ganze Charakter der englischen Renaissance hängt mit dieser Absicht zusammen. Morris hat zwar versichert, daß die gothische Kunst noch viele Borräthe unverbrauchter Kraft und Jugend besäße, aber weder er noch seine Schüler haben den Versuch gemacht, diese Jugend und diese Kräfte ans Licht zu ziehen. Und hier sind wir beim Unterschied zwischen der englischen und der festländischen Renaissance angelangt. Das Genie der Engländer bestand besonders in ihrem Geschmack, ihrem Sinn für Maß und Würde und in der Weisheit, mit der sie ihre Vorbilder wählten. Die englische Renaissance hat besonders das Verdienst, der gothischen Kunst den Einfluß, dessen sie beraubt gewesen war, wieder gegeben zu haben. Die Werke der englischen Künstler entstanden also im Anschluß an die nach sorgfältiger Auswahl als die vollendetsten Schöpfungen der Epoche anerkannten Werke der letzten gothischen Zeit, unter Ablehnung alles Dessen, was zwischen jener Zeit und der ihren geschaffen worden war. Durch ein beständiges Rückwärtsstreben haben sie die Fühlung wieder gewonnen. Ich vermuthet, daß William Morris, als er nach fester Anknüpfung dieser Bande weiter rückwärts trieb, dazu gelangte, den Geist der gothischen Kunst zu entdecken und daß er in diesem

Augenblick ihre ewige Verjüngungskraft und ihre nahe Wiedererstehung voraussagte. Er wird in ihr die Vernunft, die Schönheit ihrer Daseinsbedingungen und die Berechtigung der Formen und Mittel, mit denen sie unaufhörliche und unendliche Abwechslung in der Schönheit erzielte, erkannt haben.

Aber es ist Sache Anderer, an dieser Verjüngung zu arbeiten; er und seine Schüler werden als gläubige Verehrer der Schönheit der gothischen Kunst fortleben, deren mittelalterlichen Form sie treu geblieben sind; und sie fühlten sich zu dieser Art Schönheit hingezogen, weil sie sie aus den Mißbildungen, mit denen ihre Zeit sie umgeben hatte, herausragen sahen, wie die Spizen der gothischen Kathedralen aus den sie umgebenden Häusermassen. Ihre Rolle und ihr Leben ruhen zu Füßen dieser Thürme. Die englische Renaissance ist also eine Ueberlieferung und kann nur als eine solche angesehen werden; sie entstand aus dem lebhaften Schönheitgefühl einiger Ausnahmemenschen, denen es um so leichter wurde, ihren Kultus einzuführen, als in ihrem Lande selbst das Gefühl für die Gothik nie völlig erloschen war.

Die Charakterverschiedenheit der beiden Renaissancebewegungen stammt besonders daher, daß die englischen Künstler sich von der äußeren Schönheit der gothischen Kunst erobern ließen, während wir von der schöpferischen Seite ihrer Schönheit, von ihrem hohen, aus reiner Vernunft entspringenden und kristallinen Grundgedanken eingenommen wurden. Ich glaube, daß ihr Reiz bei den Engländern mehr auf das Gefühl, bei uns mehr auf den Verstand wirkte. Wir haben den Geist der Gothik mehr im Allgemeinen genommen und uns nicht knechtisch an Das gehalten, was er im Mittelalter hervorgebracht hatte. Das Grundgesetz der Schönheit schien uns Ewigkeit zu besitzen; und wir haben es angewandt, ohne den Hintergedanken, der Gothik ihren verbliebenen Glanz wiederzugeben.

Die heutige Renaissance des Kunstgewerbes ist stark durch ihr Dogma, daß die Schönheit aus der genauen und ungezwungenen Daseinsberechtigung der Formen und Mittel quillt, daß ein Gegenstand nur schön sein kann, wenn alle seine Einzelheiten, aller Schmutz seinen Daseinszweck bereichern. Die Ehre soll bündig sein, wenn sie heilvoll sein will, und wir brauchen uns nicht über die Möglichkeit zu beunruhigen, daß diese Quelle der Eingebung sich schnell erschöpfen könne; sie ist unerschöpflich, eben so wie die Verbindungsmöglichkeiten der Vernunft unendliche sind und unsere Bedürfnisse im endlosen Wechsel sie hervorrufen und ins Leben zaubern. Unsere Werke werden die Frische und die unverstehbare Fülle der Quelle, aus der wir schöpfen, beweisen.

Ich möchte nun prüfen, welche Bande uns mit der Kunstüberlieferung verknüpfen. Ich werde mich vor dem entwickelnden und belebenden Einfluß dieser Ueberlieferung beugen und mich bemühen, sie zu erkennen und aus ihr

nützlichste Belehrung zu schöpfen. Aber wenn ich Das thue, so gedenke ich doch nicht, auf meinen freien Mannesstolz, der sich um die Vergangenheit nicht kümmert, zu verzichten; ich denke nicht daran, von der Leidenschaft zu lassen, die mich befehen hält und die mich dazu treibt, unser Jahrhundert zu begreifen, die Zusammenhänge zwischen ihm und uns auszusprechen, auf die Wohlthat hinzuweisen, die darin liegt, daß wir in ihm leben und nicht im vergangenen; ganz im Gegenteil: meine Absicht ist, dieser Leidenschaft Nahrung zuzuführen, die bereits durch die Erfahrung der Vergangenheit als gesund erprobt wurde.

Nicht wahr: wenn ich, den Ursachen und Zusammenhängen nachgehend, die Spuren des neuen Geistes, der uns belebt, in die Geschichte deutlich und klar hinauf verfolgen kann, so werde ich über den künftigen Verlauf unserer Bemühungen, insofern er mit der ganzen Vergangenheit unserer Rasse übereinstimmt, mich beruhigen können und die Kraft, die ich aus dieser Entdeckung schöpfe, wird mich mit genügender ruhiger Heiterkeit erfüllen, um mein Werk zu vollenden trotz Allem, was man darüber von Lob, Schmeichelei und Uebertreibung sagen und was man verkleinernd, feindsällig und angreifend dagegen vorbringen möge? Um ruhig zu sein über den Weg, auf dem ich gehe, ist es genug, wenn ich weiß, von wannen ich komme. Und diese Untersuchung wird auch für Alle, die mir folgen, eine Beruhigung sein.

Ich greife auf die allgemeine Stimmung zurück, in der wir uns vor etwa zehn Jahren, um 1889 herum, befanden. Ich hatte sie in meinem Werke *Déblaiement d'Art* geschildert, woraus ich hier einige Zeilen anführen will, weil sich in ihnen die ganze Unruhe und Ungewißheit spiegelt, von der die Meisten unter den Künstlern damals befehen waren. Wir hatten zu jener Zeit die Empfindung, daß wir uns auf nichts mehr stützten, aber wir vermochten uns nicht zu entschließen, uns mit vollem Vertrauen auf Niemanden zu stützen. Hier finde ich denn auch die verzwickten Begriffsverirrungen jener aus Fug und Richtung gebrachten Gehirne wieder, an deren Verwirrung freilich die damalige Verwirrung in der Kunst, die aus Malern Literaten, aus Literaten Maler und aus Musikern Landschaftler oder Psychologen machte, den meisten Antheil hatte. Ich citire:

„Es ereignete sich, daß die industriellen Künste erwachten. Aber Niemand erkannte, als es geschah, von wessen Hauch sie neu belebt wurden und zu welcher Bestimmung; Jene, denen die Gabe verliehen war, die Kunst zu erkennen und ihr zu dienen, glaubten völlig aufrichtig an die Ehrenhaftigkeit des Luxus und versielen darüber in große Freude. In der That ereignete es sich in allen Verfallzeiten, daß der Kunstgegenstand, die Rippesache, nur um ihrer selbst willen ganz besonders zärtlich behandelt wurde.

Die übermäßige Verfeinerung und die grenzenlose Erschlaffung von

Körper und Geist machen die Menschen für das Mächtige und Gewaltige unempfindlich und ihre Sensibilität entdekt darin schnell ein Wenig dazu gehöriger Leerheit. Wie ein eisiger peitschender Windstoß in Hirnen, die stets in geziemend lauer Temperatur erhalten wurden, so erzeugt diese Leere in ihnen bestimmte gebrechliche Vorstellungen. Und aus diesem Grunde schätzen sie den Kunstgegenstand so hoch, in dem es ihnen vergönnt ist, die bewunderungswürdigen Verwickelungen und Verschlingungen des eigenen Geistes wieder zu erkennen; ihr Auge wird da nicht verlezt durch die Wirklichkeit der gar zu bekannten rohen und aufdringlichen menschlichen Formen, die für Gemälde und Bildsäule den ausschließlichen Stoff abgeben; und ihre Hände, ihre armen Hände, die krank geworden sind durch zu verwickelte, zu gehaltvolle und inhaltreiche Thätigkeit, finden die Kraft, über diese unerwarteten und willkürlichen Formen lieblosend hinzugleiten; und aus dieser unmittelbaren Berührung mit der Kunst entsteht in ihnen eine kaum bemerkbare körperliche Erschütterung, die sie glauben läßt, die Kunst ganz zu besitzen.

Und keine Grobheit ist dabei, denn diese Menschen sind so wenig grob geartet, daß ihr Fleisch sich mit Liebkosungen begnügt, die nur ein leises Streicheln sind, und mit überleichter Nahrung. Sie lassen sich am Strande nördlicher Meere nieder, wo es mild und grau ist, und Die unter ihnen, die den weibischen und lasterhaften Reiz der sinkenden lateinischen Dichtung, das Gift aller jener Werke, die J. R. Huxmans in seinem wundervollen Katalog A Rebours sorgsam aufzählt, ausgekostet haben, verbringen nun lange schlaffe Stunden mit Lesen der chinesischen Dichter des sechsten Jahrhunderts, mit Sinnen über die Gedanken Zarathustras oder sie lassen sich blenden von dem Prismalicht der Verse Hermanns Gorters.

Alle, die so die Kunst auskosten, und die Künstler, die sie ausüben, zweifeln freilich daran, daß das Erscheinen einer neuen Kunst auf unserem Boden möglich sei; sie meinen, daß alle Versuche und alle Kämpfe den zur Erde gesunkenen Stil zu heben, fruchtlos bleiben müssen; sie glauben, daß die verwelkte, von hinschreitenden Jahrhunderten zertretene Blume in Nacht versinken wird, wenn die völlige Zerstörung des Geisteslebens der alten Welt erst Ereigniß geworden ist. Sie fühlen voraus, daß die neue Kunst herausgestammelt werden wird von einem unschuldigen, begeisterten Volk, das mit Liebe und Sorgfalt seinen verschiedenen Entwicklungsphasen folgen und bei jeder von ihnen in Verzückung gerathen wird, überzeugt, daß keine glänzendere möglich sei und daß die Kunst zum anderen Mal westwärts ziehen und, den Menschen folgend, in Amerika ausblühen werde. Daß die Stunde aber noch nicht gekommen sei, weil die Auswandernden nur ihre groben Begehrlichkeiten mitbrachten und kein Zusammenbruch ihnen das Wissen raubte, das sie jenseits des Ozeans hätten zurücklassen sollen. Sie wissen,

daß der Gottesgedanke, der in seinem Attribut, der allumfassenden Liebe, neu entstehen wird, dieses Wunder vollführen kann. Und der Weg, dem heute die so sagenhaft, so unschuldig ausschauenden Segel und die in Wirklichkeit mit allen höllischen Waaren beladenen Dampfsboote folgen, wird „zu dem Wege werden, der uns Weg der Heiligkeit heißen wird. Wer besleckt ist, wird ihn nicht beschreiten.“ Aber für sie ist es schon genug, an alle diese Dinge gedacht zu haben, sie zu verstehen und gerecht zu finden; die Ermüdung, trotz ihrer Genußsucht und ihrem Raffinement so weit gegangen zu sein, hindert sie, weiter zu gehen.

Inzwischen decken sie in den langen Träumereien, die sie so lieben, und in dem ästhetischen Geschwätz, bei dem ihnen wohl ist, alle Anzeichen auf, die eine sichtbare Umgestaltung der Kunst bestätigen.“

Dieses Suchen führte zu einem genaueren Erfassen der Renaissance von Kunstgewerbe und Ornamentik.

Bis zu diesem Augenblick hatten wir sie gesucht in einem Waldesdickicht von Spitzfindigkeiten und Ueberlegungen, von Aufregungen und Raffinements, von glühenden und verführerischen Wünschen schönheitsüchtiger Hirne.

Man stelle sich vor, daß unsere Bemühungen von einem bewußten, bis zur Verzweiflung festen und gegen jeden Widerstand gewappneten Willen getragen waren. Thatsächlich trugen unsere damaligen Werke den Stempel dieser Eigenschaften. Wir kämpften als Leute, die an der Schönheit verzweifelt hatten. Nur unser Wunsch, der Herrschaft der Häßlichkeit ein Ende zu machen und dafür zu kämpfen, schien diese Renaissance ins Leben zu rufen. Und die Hoffnung auf einen Sieg erschien uns um so unwahrscheinlicher, als wir damals überzeugt waren, daß die Bewegung keine Beziehungen zur großen Masse habe.

Es bleibt eine feststehende Thatsache, daß der Renaissance ihr Lebensathem von einer auserwählten Schaar eingeblasen wurde, die sie an die Oeffentlichkeit brachte und daß sie die Frucht eines Kampfes dieser Elite gegen die Masse darstellt. Aber auch davon muß die Rede sein, daß wir Hoffnung auf den Sieg unserer Bewegung und unseres Kampfes und Glauben an die blüthenreiche Entfaltung dieser Renaissance erst seit dem Tage hegen durften, wo wir begriffen, in wie voller Uebereinstimmung ihr Ausdruck zu dem Geist und dem eingeschlafenen Kunstgefühl dieser Masse stand, wie verwandt sie diesem Geist und diesem Kunstempfinden war, dieser Richtung, die unsere Masse hervorbrachte, als sie frisch aus der Barbarei hervorgegangen war und der Welt ihr Schönheitideal, die gothische Kunst, geschenkt hatte. Vorher erschien die Bewegung als eine künstliche, fast wie das private Werk des Aesthetikers Ruskin und seines Fortsetzers Morris; dann aber glich sie einem stürmischen Orage, der zur richtigen Stunde kam und um so unwiderstehlicher zu werden verspricht, als er lange eingezwängt gewesen war.

Hier müßte ich eigentlich die Geschichte der Verdrängung der Gothik durch die moderne Renaissance einschreiben. Ich habe meine Ansicht darüber in dem bereits erwähnten Déblaiement d'Art ausgesprochen; aber ich muß trotzdem hier darauf eingehen. Es ist nicht überflüssig, daß ich mich dabei aufhalte und ein Bißchen lehrhaft werde.

Wir sind im zwölften Jahrhundert, in der Zeit, wo sich die erste, unerhörte, Staunen erweckende „Offenbarung des Geistes unserer Rasse“ vollzog, die erste Erhebung ihres Herzens dem Licht und der Freiheit zu. Die endlose Nacht vor dem Jahre 1000 hatte sie bis zu einem solchen Grade ausreifen lassen, daß bei dem Erwachen der gothischen Kunst das fabelhafte Kind sich sogleich wie ein Mann aufrichtete, ganz ausgewachsen wie ein Mann, stolz wie ein Mann, unterrichtet und entschlossen wie ein Held, daß es seine Kräfte verschwendete und übereilt seinen Untergang herbeiführte.

Aber noch sicherer als seine eigenen Uebereilungen und Uebertreibungen sollte etwas Anderes es töten: die Luft verpestete und vergiftete sich; Menschen ohne Ehrfurcht hatten den Boden aufgewühlt, unter dem das Alterthum geschlafen hatte, um seine Schönheit zu sehen, zu kennen und zu genießen. Es war Heiligenschändung und Leichenraub!

Seine Schönheit erstand von Neuem. Wahrhaftig: ich will sie nicht leugnen; aber ich leugne, daß sie eine reinere war, als die damals herrschte, und daß sie mehr Recht auf Leben und Sieg hatte. Aber jene Ausgrabungen wirkten der Absicht des Schicksals entgegen und erfüllten uns (zusammen mit dem Unverständniß für die Geistes- und Herzeigenschaften unserer Rasse) mit einem so verderblichen Gift, daß es noch manchen Jahrhunderts bedürfen wird, bis wir die Erinnerung an Das wiedererworben haben werden, was wir vorher gewesen sind.

Wir erwachen jetzt aus einer Nacht, die ganz anders ist als die vor der Geburt der Gothik. Jene war von einfachen und befruchtenden Vorgängen ausgefüllt, diese, die nur noch im Bewußtsein lebt, war eine Nacht der Alptrübe, voll Nervenzerstörung und gräßlicher Verirrung. Einst wird man richtiger über sie urtheilen und erst feststellen, daß sie in ihren Folgen furchtbar, toll und totbringend gewesen ist. Ich will mich genau ausdrücken und beschränke deshalb mein Urtheil auf uns Germanen und Angelsachsen, auf uns Nichtromanen, die wir durch Enthüllung eines Alterthums, das uns nicht hätte beeinflussen und uns sein künstlerisches Dogma, sein Schönheitideal nicht hätte aufzwingen dürfen, erfaßt und aus unserer Richtung gebracht wurden.

Die Nacht, deren Finsterniß uns noch auf Hirn und Augen drückt, erscheint mir wie eine ungeordnete Folge unzusammenhängender Träume, deren Verwirklichung leibhaftig und greifbar vor uns steht. Wir können diese Nacht mit ihren Träumen wieder wachrufen, ihre Folgemäßigkeit feststellen, ihre Erscheinungen be-

urtheilen. Der Traum ist aus Steinen, die Nacht war schwer und die Zusammenhanglosigkeit reizt uns noch immer und sucht uns noch immer mit ihrem falschen Luxus und ihrer falschen Auffassung des Lebens zu locken.

Zwischen uns und unsere Vernunft haben viele Dinge sich eingeschlichen und auf diese Trennung ist der ganze Verfall in Kunst, Wissenschaft und Moral zurückzuführen.

Die Geschichte der Wiedergeburt von Kunstgewerbe und Ornamentik ist nichts Anderes als die Rückeroberung der Kunst und des angemessenen und sinngemäßen Aussehens in diesen Dingen.

Der Teufel, der sich diesmal in dem Geisteszustand der Künstler und Kunsthandwerker ausdrückte, hatte sich zwischen uns und unsere Vernunft eingeschlichen, er verhüllte uns, mit der Allmacht seiner zahllosen Verkörperungen, unsere Vernunft; seine Macht dehnte sich auf alle Gegenstände, auf alle Dinge aus, deren Andenken uns zu rauben er sich vorgenommen hatte. Die Ornamentik, die uns beim Beginn dieser Periode auffällt, war von zweifellosem Kunstwerth, aber von bestreitbarer Nützlichkeit und von einer solchen Dehnbarkeit, daß unsere Fabrikanten und Industriellen noch heute das selbe Ornament benutzen, das zum ersten Male im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angewandt wurde. Dank ihrer Unkenntniß seiner ursprünglichen Schönheit, ihrer Geldgier und der Umwandlung der bisherigen handmäßigen in eine mechanische Herstellungsweise haben sie es verändert, verunstaltet und zur Grimasse verwandelt.

Thatsächlich hat dies überflüssige und unorganische Ornament über die logische Erscheinung der Gegenstände und des Schmuckes den Sieg davongetragen. Es ist immer schlimmer damit geworden; unser Verstand wurde in Mitleidenschaft gezogen, und zwar in einem solchen Grade, daß wir schließlich den Gegenstand aus dem Ornament heraus begreifen wollten. Der menschliche Geist war nicht mehr auf der Suche nach logischen Formen und Erscheinungen, er bemühte sich nicht mehr, völlig Dem Genüge zu thun, was sich aus dem Gegenstand selbst herausholen ließ, sondern er quälte sich ab, irgend eine bestimmte Form (Thier, Pflanze, Muschel), die verführerisch erscheinen könnte, nutzbar zu machen, indem er sie für einen Tisch, einen Stuhl, einen Blumentisch oder einen Fruchtkorb verwandte.*)

Da die Einbildung der Hersteller kunstgewerblicher Dinge und Gebrauchsgegenstände so verfuhr und aus solchen Quellen schöpfte, war sie niemals in Verlegenheit; sie drohte unwiederbringlich aus unserem Geiste die Logik und das deduktive Ueberlegungsvermögen zu tilgen, dessen man sich doch bedienen muß, will man dahin gelangen, die Gegenstände zu begreifen, deren

*) Was bei einzelnen Völkern der Fall war.

Hier müßte ich eigentlich die Geschichte der Verdrängung der Gothik durch die moderne Renaissance einschreiben. Ich habe meine Ansicht darüber in dem bereits erwähnten *Déblaiement d'Art* ausgesprochen; aber ich muß trotzdem hier darauf eingehen. Es ist nicht überflüssig, daß ich mich dabei aufhalte und ein Bißchen lehrhaft werde.

Wir sind im zwölften Jahrhundert, in der Zeit, wo sich die erste, unerhörte, Staunen erweckende „Offenbarung des Geistes unserer Klasse“ vollzog, die erste Erhebung ihres Herzens dem Licht und der Freiheit zu. Die endlose Nacht vor dem Jahre 1000 hatte sie bis zu einem solchen Grade ausreifen lassen, daß bei dem Erwachen der gothischen Kunst das fabelhafte Kind sich sogleich wie ein Mann aufrichtete, ganz ausgewachsen wie ein Mann, stolz wie ein Mann, unterrichtet und entschlossen wie ein Held, daß es seine Kräfte verschwendete und übereilt seinen Untergang herbeiführte.

Aber noch sicherer als seine eigenen Uebereilungen und Uebertreibungen sollte etwas Anderes es töten: die Lust verpestete und vergiftete sich; Menschen ohne Ehrfurcht hatten den Boden aufgewühlt, unter dem das Alterthum geschlafen hatte, um seine Schönheit zu sehen, zu kennen und zu genießen. Es war Heiligenschändung und Leichenraub!

Seine Schönheit erstand von Neuem. Wahrhaftig: ich will sie nicht leugnen; aber ich leugne, daß sie eine reinere war, als die damals herrschte, und daß sie mehr Recht auf Leben und Sieg hatte. Aber jene Ausgrabungen wirkten der Abnützung des Schicksals entgegen und erfüllten uns (zusammen mit dem Unverständnis für die Geistes- und Herzeigenschaften unserer Klasse) mit einem so verderblichen Gift, daß es noch manchen Jahrhundertes bedürfen wird, bis wir die Erinnerung an Das wiedererworben haben werden, was wir vorher gewesen sind.

Wir erwachen jetzt aus einer Nacht, die ganz anders ist als die vor der Geburt der Gothik. Jene war von einfachen und betrachtenden Vorgängen ausgefüllt, diese, die nur noch im Bewußtsein lebt, war eine Nacht der Abbrüche, voll Nervenzerrüttung und gäßlicher Verirrung. Einst wird man richtiger über sie urtheilen und erst feststellen, daß sie in ihren Folgen furchtbar, toll und totbringend gewesen ist. Ich will mich genau ausdrücken und beschränke deshalb mein Urtheil auf uns Germanen und Angelsachsen, auf uns Nichtromanen, die wir durch Enthüllung eines Alterthums, das uns nicht hätte beirflussen und uns sein künstlerisches Dogma, sein Schönheitideal nicht hätte aufzwingen dürfen, erfasst und aus unserer Richtung gebracht wurden.

Die Nacht, deren Finsterniß uns noch auf Hirn und Augen drückt, erscheint mir wie eine ungeordnete Folge unzusammenhängender Träume, deren Verwirklichung leibhaftig und greifbar vor uns steht. Wir können diese Nacht mit ihren Träumen wieder wachrufen, ihre Folgemäßigkeit feststellen, ihre Erscheinungen be-

urtheilen. Der Traum ist aus Steinen, die Nacht war schwer und die Zusammenhanglosigkeit reizt uns noch immer und sucht uns noch immer mit ihrem falschen Luxus und ihrer falschen Auffassung des Lebens zu locken.

Zwischen uns und unsere Vernunft haben viele Dinge sich eingeschlichen und auf diese Trennung ist der ganze Verfall in Kunst, Wissenschaft und Moral zurückzuführen.

Die Geschichte der Wiedergeburt von Kunstgewerbe und Ornamentik ist nichts Anderes als die Rückeroberung der Kunst und des angemessenen und stimmungsmäßigen Aussehens in diesen Dingen.

Der Teufel, der sich diesmal in dem Geisteszustand der Künstler und Kunsthandwerker ausdrückte, hatte sich zwischen uns und unsere Vernunft eingeschlichen, er verhüllte uns, mit der Allmacht seiner zahllosen Verkörperungen, unsere Vernunft; seine Macht dehnte sich auf alle Gegenstände, auf alle Dinge aus, deren Andenken uns zu rauben er sich vorgenommen hatte. Die Ornamentik, die uns beim Beginn dieser Periode auffällt, war von zweifellosem Kunstwerth, aber von bestreitbarer Nützlichkeit und von einer solchen Dehnbarkeit, daß unsere Fabrikanten und Industriellen noch heute das selbe Ornament benutzen, das zum ersten Male im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angewandt wurde. Dank ihrer Unkenntniß seiner ursprünglichen Schönheit, ihrer Geldgier und der Umwandlung der bisherigen handmäßigen in eine mechanische Herstellungsweise haben sie es verändert, verunstaltet und zur Grimasse verwandelt.

Thatsächlich hat dies überflüssige und unorganische Ornament über die logische Erscheinung der Gegenstände und des Schmuckes den Sieg davongetragen. Es ist immer schlimmer damit geworden; unser Verstand wurde in Mitleidenschaft gezogen, und zwar in einem solchen Grade, daß wir schließlich den Gegenstand aus dem Ornament heraus begreifen wollten. Der menschliche Geist war nicht mehr auf der Suche nach logischen Formen und Erscheinungen, er bemühte sich nicht mehr, völlig Dem Genüge zu thun, was sich aus dem Gegenstand selbst herausholen ließ, sondern er quälte sich ab, irgend eine bestimmte Form (Thier, Pflanze, Muschel), die verführerisch erscheinen könnte, nutzbar zu machen, indem er sie für einen Tisch, einen Stuhl, einen Blumentisch oder einen Fruchtkorb verwandte.*)

Da die Einbildung der Hersteller kunstgewerblicher Dinge und Gebrauchsgegenstände so verfuhr und aus solchen Quellen schöpfte, war sie niemals in Verlegenheit; sie drohte unwiederbringlich aus unserem Geiste die Logik und das deduktive Ueberlegungsvermögen zu tilgen, dessen man sich doch bedienen muß, will man dahin gelangen, die Gegenstände zu begreifen, deren

*) Was bei einzelnen Völkern der Fall war.

organische Anlage nothwendig immer die selbe bleiben muß. Da nun das Reich der Thiere, Blumen und Muscheln nicht ausgeschöpft, aber unmodern geworden zu sein schien, so entdeckten unsere unruhigsten Sucheafter das Reich der Mikroskopie und bedrohten uns mit einer Ornamentik, deren Kosten die Mikroben oder die Diatomen getragen haben würden. Auch diese Gefahr hätte uns nicht erschreckt, da erwiesen ist, daß in dieser Welt manche weniger bekannte Dinge vorhanden sind, die die bewundernswerthesten ornamentalen Motive abgeben. Aber wir waren überzeugt, daß, je länger die Praxis, überflüssige, aufgelebte, unorganische Ornamente anzuwenden, und diese Figurenornamentik dauern würde, um so größer die Wahrscheinlichkeit werde, daß wir unter diesem Berg unseren Verstand und die Daseinsberechtigung der Gegenstände, die wir zu schaffen haben, nie herausfinden würden. Die Logik der Gegenstände und des Schmuckes verflüchtigte sich unter dieser Ueberfülle von Ornamenten, die deutlich die Etappen der menschlichen Sentimentalität in den letzten zehn Jahrhunderten erkennen lassen, eben so aber auch die Richtung auf ornamentale Strebungen und Eroberungen, die sich zuerst in einer Abflachung des Zieles, dann in Bequemlichkeit und endlich in Dummheit äußerten.

Henry van de Velde.



Die Reform der Hauswirthschaft.

Als mein Artikel über die Reform der Hauswirthschaft im zweiten Märzheft der „Zukunft“ erschienen war, wappnete ich mich mit möglichstem Gleichmuth, um den erwarteten Angriffen begegnen zu können. Seltsam genug: sie blieben aus. Dagegen kamen mir täglich briefliche und mündliche Zustimmungserklärungen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu; der Plan an sich wurde von Niemandem belämpft, nur einzelne seiner Seiten fanden eine mehr oder weniger scharfe Kritik und die Schwierigkeiten seiner Verwirklichung wurden nach allen Richtungen erwogen. Auch Mißverständnisse tauchten auf; der moderne Leser läßt sich selten Zeit genug, einen Artikel Wort für Wort zu lesen und kommt in Folge dessen schnell zu falschen Schlüssen. Daher sei hier die Wirthschaftsgenossenschaft, wie ich sie im Auge habe, nochmals kurz geschildert.

An die Stelle der zehn bis zwanzig Küchen, die heute das gewöhnliche städtische Miethhaus enthält und die eine unsinnige Verschwendung an Arbeitskraft, Zeit und Material darstellen, soll eine Centralküche treten. Ihre Leitung übernimmt

eine von allen Bewohnern gemeinsam besoldete Wirthschafterin. Der Raum für die Küche in den einzelnen Wohnungen wird erspart, das sonst dafür in Anschlag zu bringende Miethgeld wird für die gemeinsame Mieth der im Erdgeschoß des Hauses befindlichen Wirthschaftsräume verwandt. Eine Gaslochovorrichtung in jeder einzelnen Wohnung, die in einem kleinen Nebenraum liegen kann, ermöglicht, in Krankheitsfällen u. s. w. selbst zu kochen. Durch Centralheizung, Gas- oder elektrische Beleuchtung, Warmwasserleitung durch das ganze Haus wird weiter Arbeit erspart. Auch die Zimmerreinigung denke ich mir so centralisirt, daß es einzelnen Ehepaaren oder Alleinstehenden leicht möglich ist, ein eigenes Dienstmädchen zu ersparen, wobei ich nicht vergessen will — um gleich einem Einwand zu begegnen —, daß jeder Theilnehmer an der Genossenschaft sich natürlich Dienstboten halten kann, so viel er mag wenn er glaubt, sie zur persönlichen Bedienung nicht entbehren zu können. In Verbindung mit den Wirthschaftsräumen sollen die Wohnräume für die Wirthschafterin und die Küchen- und Hausmädchen stehen. Zugleich sollte ein Speisezimmer und ein Wohn oder Lesezimmer vorhanden sein, wo die Hausbewohner eventuell essen und sich aufhalten können. Dabei wiederhole ich nochmals, daß es mir nicht im Entferntesten einfiel, eine „Abfütterung im Kasernenstil“ zu propagiren und das „gemüthliche Mahl im Familienkreise“ zu verpönnen. Ich habe im Gegentheil schon in meinem ersten Artikel betont, daß jede Familie und jeder einzelne Theilnehmer seine Mahlzeiten, wie bisher, im eigenen Heim einnehmen kann; Aufzüge durch das ganze Haus könnten sie leicht in jede Wohnung befördern. Für den geselligen Verkehr dagegen würde das gemeinsame Speise- und Wohnzimmer von größtem Vortheil sein. Wie häufig kommt es gerade in bürgerlichen Kreisen vor, daß man die Wohnung nicht in erster Linie für den Familienbedarf, sondern im Hinblick auf die fünf oder sechs großen Gesellschaften miethet, die man glaubt, im Jahr geben zu müssen; das Budget wird dadurch oft auf Kosten der wichtigsten Bedürfnisse ungebührlich belastet. Eine Wirthschaftsgenossenschaft könnte jedem Theilnehmer an bestimmten Tagen des Monats das Recht auf Benutzung der gemeinsamen Gesellschaftsräume zugestehen und er hätte weder nöthig, seine Häuslichkeit vor jeder Gesellschaft auf den Kopf zu stellen, noch dauernd eine Wohnung zu bewohnen, die für seinen persönlichen Bedarf viel zu groß ist. Um jedes neue Mißverständnis zu vermeiden, betone ich auch hier, daß ein Zwang zu dieser Einrichtung der Geselligkeit natürlich für Niemanden vorhanden sein darf und Familien, die eine große Wohnung bezahlen können, selbstverständlich nicht verhindert sein werden, ihre Bekannten in den eigenen Räumen zu empfangen.

Der Plan einer Wirthschaftsgenossenschaft wäre von vorn herein ein verfehlter, wenn er die Freiheit der Theilnehmer in irgendwie drückender Weise beschränken wollte. Daß er dabei von den Einzelnen zu Gunsten der großen Vortheile: Ersparniß an Kraft, Zeit und Geld, kleine persönliche Opfer erfordert, ist selbstverständlich. Kein Fortschritt auf irgend einem Gebiet ist davon frei gewesen: bei der Einführung der Eisenbahn haben Tausende die Zerstörung der Reispoesie schmerzlich empfunden; das zu Hause gebackene Brot ist noch so Manchem eine schwerlich süße Erinnerung; wie Viele meinen, daß die Industrie des Christbaumschmucks der erwartungsvollen Zeit vor Weihnachten ihre größte Poesie geraubt habe; und die Uniformirung der Frauen in Folge des riesigen Wachstums

der Konfektionindustrie: wie manchen heimlichen Seufzer hat sie den Vertretern des „schönen“ Geschlechts schon entlockt!

Von meinen Korrespondenten ist der Werth der individuell geleiteten Küche im Gegensatz zur genossenschaftlichen besonders hervorgehoben worden. „Die mittleren Gesellschaftskreise“, so schreibt ein Arzt aus Schlesien, „bestehen fast immer aus Leuten, die ihr Beruf aus den fernsten Provinzen zusammengewürfelt hat und die eigensinnig meist Alle ihre spezielle Provinzküche verlangen.“ Der Eine schwärmt für schlesische „gebratene Blutwurst mit Pflaumenmuß und Kartoffelklößen“, der Andere für elsässische „gesottene Schnecken“, der Dritte für tieler „Karpfen in süßer Schlagjahne“ und Jeder schaudert vor dem Leibgericht des Anderen. Ich erwidere darauf, daß die Wirthschaftsgenossenschaft die Leibgerichte der einzelnen Theilnehmer allerdings nicht berücksichtigen kann, sondern daß sie jene schon heute international gewordene gute Küche führen muß, die etwa in den besten Hotels aller Großstädte zu finden ist und den Provinzialen meist vortrefflich mundet. Nebenbei kann sich ja jeder Genossenschaftler auf dem eigenen Gastocher von seiner Frau oder seinem Dienstmädchen sein Leibgericht kochen lassen, so oft er will. Genügt ihm Das nicht, — nun, so lehre er zu dem häuslichen Herd zurück oder nehme von vorn herein gar nicht Theil an der Gemeinschaft. Das Selbe erwidere ich jenen Hausfrauen, die von dem nach eigenem Rezept zubereiteten Gänsebraten und dem selbst gebackenen Kuchen nicht lassen können. Und das Selbe gebe ich auch jener vortrefflichen norddeutschen Hausfrau zur Antwort, die schreibt, daß sie das beste, aus drei Gängen bestehende Mittagessen für 30 bis 40 Piennige pro Person selbst herstelle, also in einer Gemeinschaft weder besser noch billiger leben würde. Ihr Beruf ist eben der der Hausfrau, den sie aufs Beste ausfüllt, und Niemand wird sie zwingen, ihn aufzugeben. Schreibt doch die selbe Frau, daß die Zeit, die das Einkaufen und Kochen in Anspruch nimmt, „nicht besser, aber angenehmer angewandt werden könnte“; und auch dagegen muß ich protestiren. Ich habe bei meinem Plan in erster Linie an die in einem Beruf thätigen verheiratheten Frauen gedacht und erstrebe seine Verwirklichung nicht deshalb, weil ich den Frauen mehr Zeit zum Nichtsthun oder zu jenem geschäftigen Nichtsthun verschaffen will, unter dem ich jede Art von Dilettantismus verstehe, sondern, weil sie sich dadurch von ihm befreien und tüchtige Berufskarbeiter werden sollen. Auch die Haushaltung ist eine Berufsarbeit für sich; wer sich für sie geeignet fühlt, soll bei ihr bleiben, sie ernst nehmen und, wenn er sich für die Wirthschaftsgemeinschaft interessiert, ihr etwa als wirthschaftliche Leiterin beitreten. Ich unterschätze den Wirthschaftsberuf nicht, wie man mir unterstellt hat; ich schätze ihn im Gegentheil jedem anderen gleich, wenn er wirklich als Beruf aufgefaßt und ausgeführt wird.

Aber noch anderen Einwendungen habe ich zu begegnen. So wird zum Beispiel die Festlegung der Hauptmahlzeiten auf bestimmte Tagesstunden von Vielen für ein unübersteigliches Hinderniß gehalten, während jetzt schon ganze Völker Das für etwas vollständig Selbstverständliches halten; in Frankreich und England nimmt Reich und Arm sein Dejeuner oder Lunch zwischen 12 und 2, sein Diner zwischen 6 und 8 Uhr ein und selbst in den Restaurants ist es fast unmöglich, zu anderer Zeit Etwas zu bekommen. Sollte Das in Deutschland unmöglich sein? Wäre es nicht vielmehr im Interesse einer geregelten Arbeit- und Tageseinteilung von großem Werth, sich auch bei uns an feste Essensstunden

zu gewöhnen? Das kleine persönliche Opfer wird auch hier durch die großen allgemeinen Vortheile reichlich aufgewogen.

Vielen, besonders manchen erfahrungreichen Ehemännern ist noch ein Stoßseufzer entchlüpft, der Erwähnung verdient: sie fürchten die Unverträglichkeit der Hausfrauen. Als Beweis wird angeführt, wie in den Sommerpensionen und Hotels die Frauen sich am Leichtesten unter einander verzanen und jede Frau mehr oder weniger heftig über das Essen zu schimpfen pflege. Beides gebe ich zu. Woher aber kommt es? Die Mehrzahl der weiblichen Sommerfrischler hat nichts zu thun; meist sitzen sie — obwohl der Stadtsport schon manche Wandlung hervorgerufen hat — von morgens bis abends auf der Terrasse, im Gärtchen, im gemeinsamen Lesezimmer, sind einander wildfremd, ergehen sich, da ihnen andere Beschäftigung fehlt, im Klatschen und Medisiren und das Alles, von tödender Langeweile noch unterstützt, führt dann natürlich zu Explosionen. Und das gräuliche Raisonniren über das Essen entspringt zu einem Theil den selben Wurzeln, zum anderen aber dem besonders den Deutschen auszeichnenden Hang zur Renommisterei: Wer über das Hotel-Essen schimpft, zeigt dadurch, wie gut er zu Hause zu essen gewohnt ist. Die Wirtschaftsgenossenschaft ist aber keine Sommerfrische; sie soll arbeitende Menschen zusammensühren, die mehr als irgendwann vorher von ihren eigenen vier Wänden, in die nicht einmal mehr der Lärm und Geruch der Küche hineindringt, sagen können: My house is my castle. Zum Schimpfen über das Essen aber wird nur bei den Besprechungen der Frauen der Gemeinschaft Gelegenheit sein und es wird bei einigem guten Willen hoffentlich bald den Charakter ruhiger, sachlicher Kritik annehmen und dann auch zu praktischen Resultaten führen. Sind ganz unerziehbare, unverträgliche Elemente in der Gemeinschaft, so sollte sie das Recht haben, ihnen zu kündigen, eben so wie jeder einzelne Bewohner sich nicht länger als in jedem andern Miethhaus kontraktlich zu binden brauchte. Auch hierin muß die Freiheit des Einzelnen gewahrt bleiben und der modernen Entwicklung Rechnung getragen werden, die eine ausgesprochene Gegnerin der Eekhaftigkeit ist.

Damit glaube ich, allen praktischen Bedenken Rechnung getragen zu haben. Das einzige, allerdings schwer wiegende ideelle Bedenken werde ich schneller zerstreuen können. Es drückt sich im Wesentlichen in folgenden Zeilen aus: „Wird die Genossenschaft ihren Theilnehmern eine völlige Isolirung, Ruhe zur Arbeit, Entwicklung der Individualität verbürgen können oder wird sie nicht vielmehr gleich gedrückte, gehorsame Soldaten fordern, wie die Kasernen?“ Dem gegenüber kann ich nicht genug hervorheben, daß sie nichts ist und sein will als eine Gemeinschaft zu praktischen Zwecken, daß ein Verkehr der Genossenschafter unter einander nur so weit nöthig ist, wie die Erörterung praktischer Fragen es erfordert, daß der Einzelne, wie in jedem Miethhaus, ganz abgeschlossen leben kann und daß — damit komme ich auf meinen Ausgangspunkt zurück — die Wirtschaftsgemeinschaft für ihre weiblichen Glieder die Voraussetzung bilden wird, um zur „Isolirung, Ruhe zur Arbeit und Entwicklung der Individualität“ zu gelangen. Ohne die Emanzipation vom Kochtopf, wie Peter Krapotkin einmal sehr richtig sagte, giebt es keine Frauenemanzipation.

Vily Braun.



Gedichte.

Sforza.

Der große Sforza ward hundert Jahr',
 Eh der Docht seines Kämpchens trocken war.
 Er aber liebte die flamme so sehr
 Und kämpft mit dem Tod und giebt sie nicht her.

Und der Tod war müd und sprach auf ihn ein:
 „Dein Kämpchen verflackert, so gieb Dich drein!
 Kein Andrer hat je so gelebt wie Du,
 Schließ endlich die glühenden Augen zu!“

Das Kämpchen kämpft, das flämmchen glüht,
 Und Sforza lebt und der Tod war müd.
 Und Sforza weiß: nun hüte Dich
 Kein Wörtchen sprich! Es tötet Dich!

Und der Tod erzählt ihm von Schiff und Pferd,
 Von Kampf und Sieg, von Mann und Schwert,
 Von Dolch und Gift. „Erinnerst Du Dich?“
 Doch Sforza schweigt: Ich hüte mich.

Und der Tod erzählt ihm von Weib und Kind,
 Von Töchtern, die längst gestorben sind,
 Von Sohn und Enkel. „Erinnerst Du Dich?“
 Doch Sforza schweigt: Ich hüte mich.

Da beugt sich der Tod hernieder auf ihn:
 „Du hast mich besiegt, ich lasse Dich ziehn!
 Du magst Dich fürder des Lebens freun,
 Schöne Mädchen sollen Dir Rosen streun!“

Und Sforza lauscht. Schöne Mädchen? Er packt
 Des Todes Arm. Er schreit: „Ja, nackt,
 Ganz nackt!“ Er röchelt. Sein Auge sprüht,
 Sein Auge bricht. Das Kämpchen verglüht.

Vereinigung der Leiber.

Nun muß ich meine Gluth nicht zügeln mehr,
Nun reiß' ich Dich an mich, nun hab' ich Dich,
 Nun bist Du mein, ich geb' Dich nicht mehr her!

Ich bin der Sieger, bin der Herr der Welt!
 Drück' Dich an mich, Du seliges Weib, an mich,
 Und sträub' Dich nicht: ich bin Dein Gott, Dein Held.

Noch einmal laß die irren Augen sehn.
 Nun schließ sie zu, stirb meinen Küssen, Weib,
 Wir wollen küssend, küssend untergehn.

Mein ganzer Leib ist nur ein heißer Mund
 Und tausend Lippen hat Dein junger Leib
 Und tausend Küsse segnen unsern Bund . . .



Vereinigung der Seelen.

Und wenn uns Beide alle Himmel trennen,
Werd' ich am Jüngsten Tag aus tausend Chören
 Dein Lied und Deine Stimme gleich erkennen:

Denn durch die Sehnsucht aller Ewigkeiten
 Wird' ich nur Deine liebe Stimme hören,
 Wird mich ihr holder, sanfter Klang begleiten.

Durch all die weißen, heiligen Engelschaaren
 Wird meine Seele, liebes Seelchen, fliegen,
 Wird sich mein Wölkchen Deiner Wolke paaren.

Da will ich mich auf Deine Wolke schwingen
 Und will mich eng an Deine Seele schmiegen
 Und mit Dir knien und preisen, beten, singen . . .

Prag.

Hugo Salus.



Das romantische Naturgefühl.

Daß wir gerade bei genialen Menschen, bei intellektuell hoch stehenden Individuen oft eine ausgeprägte Liebe zur Natur, einen schwärmerischen Naturkultus finden neben Menschenverachtung und Lebenssekel, weist auf einen inneren Zusammenhang zwischen beiden Gefühlen hin. Bedeutende Menschen treten mit großen Ansprüchen ans Leben heran, sie setzen dem Leben ein Ideal entgegen, das ihre eigenen Tendenzen und Anlagen erzeugt haben. Dieses Ideal aber, das sie eigentlich für sich selbst setzen, pflegen sie zu verallgemeinern, als das Ideal überhaupt hinzustellen. Unwillkürlich wächst ihnen die Richtschnur ihres persönlichen Handelns zu der menschlicher Lebensführung überhaupt aus. Da sie reizbar und eigenwillig sind, empfinden sie jeden Eingriff der Menschen in ihr Reich, jede Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, die sie am Erreichen ihrer idealen Ziele hindert, als Kränkung, Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen. Je stärker ihr eigenes Wollen, je grader und unbeirrter ihr Streben, um so mehr werden sie sich freie Persönlichkeiten wähnen und an die Macht des freien Willens glauben. So halten sie auch andere Menschen für frei; und wenn sie nicht die gleichen Wege gehen, so geschieht es, weil sie nicht wollen. Es wird ihnen immer schwer werden, einem anderen Charakter unter anderen Verhältnissen, anderen Lebensbedingungen auch ganz andere Ziele, Bestrebungen, Ideale zuzuerkennen.

So befinden sie sich in einem beständigen Widerstreit, einer offenen oder rein innerlichen Opposition gegen die Menschen, die Gesellschaft. Aber während starke Naturen hier den Kampf aufnehmen, sich selbst rücksichtslos durchsetzen und den Anderen ihr eigenes Ideal aufzwingen, fliehen die weicheren, empfindsameren Naturen vor dem Leben, der Wirklichkeit, den Menschen. Das ist der entscheidende Punkt in der Romantik. Die Liebe zu einem Ideal, zu irgend einer imaginären Lebensführung, einem vorgestellten Zweck und Sinn des Daseins. Die Unmöglichkeit oder das Verzweifeln an der Möglichkeit, es in der bestehenden Gesellschaft selbst zu verwirklichen und Anderen zur Verwirklichung aufzunöthigen. Der Widerstand, den man ihnen entgegensetzt, nöthigt sie, dorthin zu fliehen, wo sie keinen Widerstand finden: in die Einsamkeit, in die leblose Natur. „Der Schwärmer, nur nach dem Widerschein seiner eigenen Träume verlangend, sucht die Liebe in der Natur“, sagt Friedrich Schlegel. Hier fällt es ihnen nicht ein, von dem Stein auf dem Wege, dem Baum mit Blüten und Blättern, dem Wind und dem Fluß Anderes zu fordern, als er bietet. Die leblose Natur hat keinen Willen, an sie stellt man keine Forderungen, wie an die Menschen, sie verführt den erhabenen Geist nicht, von seiner Erhabenheit Stück für Stück abzulegen, damit er den anderen Menschen verständlich und brauchbar sei. Die U-

wesenheit jeder Freiheit läßt einen Widerstreit zwischen Natur und Menschen hier nicht aufkommen, wie zwischen den Menschen unter einander. Die Natur ist gut, weil sie nicht anders sein kann, als sie ist. Weil man von der Natur nichts Anderes verlangt, als sie zu bieten vermag, ist bei ihr Ruhe und Frieden. Weil man die Sterne nicht begehrt, kann man sich ihrer Pracht freuen. Den selben Sinn hat die Liebe zu Kindern. Bei den erwachsenen Menschen stößt man überall auf Versagen, Abschlagen, Zurückweisen, Verneinen; im Kinde ist Alles noch Ziel, Versprechen, ein heiliges Ja-sagen. Da kann Alles werden, was man selbst als Höchstes sich wünscht. Man liebt nicht das Kind als Kind, sondern die Entwicklungsmöglichkeit in ihm, man liebt sich in dem Kinde, wie in der Eichel die Eiche. Und ähnlich schwärmt man für die Natur aus Liebe zu seinem Ideal.

Schwärmerei, Liebe, Begeisterung für die Natur braucht deshalb nicht immer mit wirklichem Naturgefühl, mit Sinn und Blick für ihren Reichtum und ihre anschauliche Mannichfaltigkeit zusammenzugehen. Hölderlin war eine Natur, die ganz in einem geistigen Innenleben aufging; in Träumereien, Gedanken versunken, zu tiefsinnigen Speculationen hinneigend, erfüllt von Ideen und Idealen, sah er die Natur nie, wie sie war, und hörte aus ihren Lauten nur die Stimmen seiner eigenen unbefriedigten Sehnsucht. Es ist schon charakteristisch, daß er vielmehr in die Natur hineinhorcht als sieht. Nicht die objektive, bleibende Realität der anschaulich gegebenen Wirklichkeit zieht ihn an, sondern das flüchtige Rauschen des Windes, das Blätschern des Baches redet eindringlich zu ihm. „Aus dem Innern des Haines schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meeres mir zuzurufen: ‚Warum liebst Du mich nicht?‘ Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise, geheimnißvolle Hauch des Abendwindes mich anweht.“ Die leblose Natur hat keinen Werth für ihn, sie sagt ihm wenig oder nichts, darum muß er sie beleben, vermenschlichen. Nicht, um der Natur ihre verflochtenen Schönheiten, ihre verborgenen Geheimnisse abzulauschen und abzusehen, flieht er zu ihr, von den Menschen gequält, von den Verhältnissen gepeinigt, sondern, um die Natur zu beleben mit seinen eigenen Gefühlen und Ideen. Bei Rodier heißt es einmal: *Les inspirations superstitieuses et les rêveries crédules sont filles de la solitude et des ténèbres. Qui m'empêche de donner à ce château des habitants et des mystères?* Da haben wir den Kern des Naturgefühles der Romantiker, die der Natur am Nächsten kommen, wenn sie sie aus der Ferne sehen.

Wirklich hat denn auch die Romantik, so weit ihre Jünger nicht von Haus aus eine innige Vertrautheit mit der Natur mitbrachten, sich am Weitersten von der Natur entfernt. Es ist sehr interessant, daß eine der Romantik entgegengesetzte Geistesrichtung, die exacte Wissenschaft, einen Mann hervor-

gebracht hat, der ein in der Literatur unübertroffenes feines Naturempfinden besaß: Jens Peter Jacobsen. Er, der in seinem Verhältniß zur Natur durchaus Naturalist war, steht dem symbolisirenden Hölderlin sehr fern. Um das Verhältniß der Naturbetrachtung von Jacobsen und Hölderlin würdigen zu können, mag man sich einmal zwei Bilder aus ihren Werken aus dem Poetischen ins Malerische übersetzen.

Jacobsen: Vor ihren Fenstern standen die großen Kirschbäume blüthenweiß. Bouquets aus Schnee, Kränze aus Schnee, Ruppeln, Vögel, Gütlingen, eine Feen-Architektur aus weißen Blüten, mit einem Hintergrunde aus tiefstem Himmelsblau.

Hier werden wir vielleicht ein Bild erhalten, wie es die Worpssweber malen könnten. Ein echtes Frühlingsbild in aller Naturtreue und Frische.

Hölderlin: Wo bist Du? trunken dämmert die Seele mir
 Von aller Deiner Wonne; denn eben ist,
 Daß ich gelauscht, wie goldner Lüne
 Boll, der entzündende Götterjüngling
 Sein Abendlied auf himmlischer Feier spielt.

Dies Gedicht würde die Darstellung eines schönen Knaben ergeben, der auf einer Flöte sehnsüchtige Melodien bläst. Sein Betrachter würde hier von einem Landschaftsbilde reden. An die Sonne würde höchstens ein rother, strahlender Hintergrund erinnern. Jeder würde das Bild als eine Phantasieschöpfung auffassen, ohne selbst an eine äußere Veranlassung wie einen Sonnenuntergang zu denken.

Die Romantik lehrte träumen; der Naturalismus, von der Naturwissenschaft gefügt, lehrt sehen, beobachten. Wo der Naturalismus einen Rausch des Lichtes, des plein air heraufbeschwor, da proklamirte die Romantik die Poesie der Nacht und der Dämmerung. Wenn die Konturen in einander fließen, wenn Alles vor dem Blick verschwimmt, wenn sich alle Bestimmtheit in dämmernde Ferne verliert, dann liebt der Romantiker die Natur, dann läßt sie seiner Phantasie den weitesten Spielraum, leistet sie den geringsten Widerstand, in ihr des Herzens Wünsche erfüllt zu sehen. Während die Naturalisten der Natur passiv gegenüberstehen, als Impressionisten dem Eindring der Dinge hingegeben sind, stehen die idealisirenden Romantiker ihr aktiv gegenüber, um so aktiver, als sie es den Menschen gegenüber nicht sein können. So wird sie ihnen zur hingebenden Geliebten. „Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur, aber es sind heilige, selige Thränen, die ich weine vor dieser verschleierte Geliebten“, sagt Hölderlin.

So ähnelt diese Flucht in den Schoß der allsegnenden Natur der Flucht in eine exträumte Phantasiewelt oder eine künstlich vergoldete Vergangenheit. Hölderlins Schwärmerei für Griechenland, die Vorliebe der

Romantiker für das Mittelalter, den Orient: Das sind Daseinsäußerungen dieses selben Dranges. Wo auch die Natur dem Menschen entgegentritt, ihm Widerstand leistet, weil sie häßlich erscheint, wo sie einem Bilde geträumter Schönheit, einem Ideal entsprechen soll, da flieht man in eine Vergangenheit oder eine weite Ferne, die Spuren dieser Schönheit aufweist und die man nun schöpferisch mit all dem Glanz und allen Idealen erfüllt sein läßt, die des Künstlers eigenes Herz bewegen. Denn auch die Vergangenheit ist stumm und willig; sie erhebt keinen Widerspruch, wenn man sie mit künstlichem Prunk behängt, sie wehrt sich nicht gegen Schmeichelei und unmotivirte Bewunderung, sie selbst ist geduldig und läßt mit sich machen, was man will, wenn nicht ein Kämpfer für sie auftritt, gewappnet mit dem Rüstzeug der Wissenschaft, und den schönen Glauben mit der Macht der Thatsachen zerstört. Die wirkliche Welt, das Menschengetriebe, läßt sich nicht so leicht besiegen; eher macht es das Individuum sich unterthan. Darum schafft sich der Künstler eigene Welten, Traum- und Phantasiewelten, die ihm gehören.

Diese romantische Naturbeseelung unterscheidet sich von der mythologischen Anschauung der Natur nicht nur durch die Möglichkeit für den Kulturmenschen mit seiner höheren Bildung, die Verbindung zwischen Seele und Naturobjekt wieder aufzulösen und, sobald es ihm beliebt, zu der realen Wirklichkeit wieder zurückzukehren. Das Wesentliche ist vielmehr, daß der mythologische Betrachter nach kausalen Erwägungen verfährt, daß er die Welt verstehen, erklären will und daß alles Geschehen in der Welt ihm allein verständlich und erklärlich ist, wenn er es als absichtvolles, motivirtes Thun eines menschlichen Willens aufgefaßt hat. Der Romantiker vergeistigt, beseelt die Natur, um in ein engeres Gefühlsverhältniß zu ihr treten zu können. Er verfährt teleologisch, nach den Bedürfnissen seines Gemüthes. Der Wunsch ist bei ihm der Vater des Gedankens. Er geht von der Oberfläche der Dinge zurück auf Das, was hinter ihnen liegen könnte, was sich jeder genauen Einsicht entzieht und darum gedeutet werden kann, wie es seinem Sehnen und Wollen am Meisten entspricht. Die Natur ist für ihn nur noch Symbol.

Die ganze romantische Aesthetik stellte den Symbolbegriff in die Mitte ihres Systems und bis auf unsere Tage reicht die Anschauung, als sei das eigentliche ästhetische Verhalten zur Natur, sich in sie einzufühlen und sie als Ausdrucksform eines menschlichen Geistes zu erfassen. Aber in Wirklichkeit ist diese symbolistische Naturanschauung einer ästhetischen, individualisirenden Betrachtung gerade entgegengesetzt, die jedes Ding in seiner spezifischen Eigenart aufzufassen sucht, in der ihm eigenthümlichen Daseinsform. Der Romantiker muß gerade die festen Grenzen beseitigen, Alles verschwimmen lassen, damit er überall sich selbst, seine eigene Seele erblicken kann. Und nun gleichsam eine Rache der Objekte, deren Eigenart er ver-

nichtet! Da auch der Reichthum und die Bestimmtheit der Persönlichkeit nur die Gegenseite ist von dem Reichthum der seelischen Inhalte und ihrer Bestimmtheit, der Fülle und Weite unserer Beziehungen zur Welt und der Sicherheit unseres Einwirkens auf sie, so verliert diese romantische Seele immer mehr an charakteristischem Gepräge, an persönlichem Gehalt, sie wird verschwommen, gestaltlos, zur Seele schlechthin. Ueberall, wohin der Romantiker blickt, sieht er nur noch Seele, die Seele der Welt, die ihm aus dem kleinsten und unscheinbarsten Wesen eben so herausleuchtet wie aus den geistigen Zügen seines Mitmenschen. So endet nothwendig das romantische Naturgefühl in einen mystischen Pantheismus, in dem Alles Eins wird; dies Eins aber ist Seele. War schon das Naturfühlen des Einzelnen nur eine besondere Art des Sich-Fühlens, romantischer Naturgenuß eine Form des Selbstgenusses, so erweitert es sich nun zur kosmischen Idee der Weltseele, des Weltgeistes, der in der Welt sich selbst schaut und in diesem ruhigen Schauen sein eigenes Sein genießt. Brahman ist Athmann.

Richard Hamann.



Los von der Kneipe!

Der Kampf gegen den Alkohol und das Wirthshausleben wäre viel populärer, wenn er liberaler und positiver geführt würde. Die Mäßigkeitsleute wirthschaften zu viel mit moralischen und polizeilichen Verböten, Anklagen, Trunksuchtgesetzen und ähnlichen Dingen; bald gerathen sie in den Verdacht, eine fanatische Sekte zu sein, bald erscheinen sie als eine reaktionäre Kerntruppe. Das Zetern gegen das sündhafte Wirthshausleben nützt nicht viel; aber wer Besseres als die Kneipe verlangt, darf auf Aller Verständigen Zustimmung rechnen.

Das Heim hört man von allen Seiten als den allerbesten Wirthshaus-Ersatz rühmen; und da in unserem England hassenden Deutschland alles Englische Mode ist, so sagen auch wir: there is no place like home! Aber wie sieht das sweet, sweet home für Millionen unserer Landsleute aus! Ich darf hier nicht die „Wohnungsfrage“ besprechen, möchte aber mit einem Manne, der sich um die Wohnungsreform in seiner Stadt große Verdienste erworben hat, mit dem Geheimen Kommerzienrath Gibsone in Danzig, bekennen: „Bei der Beschaffenheit der meisten städtischen Arbeiterwohnungen gehört ein nicht geringer Muth dazu, häuslich zu sein. Der Mann kommt abends von der Arbeit müde zurück; und was findet er oft in der Wohnung, die aus Stube und Küche, günstigen Falls auch noch aus einer unheizbaren Kammer besteht? Die Frau, die ihn jedes Jahr mit einem Säugling beschenkt, außerdem die dumpfe, nach der schlechten Gewohnheit unserer Arbeiter nicht gelüftete Stube, mit großen und kleinen Kindern besetzt. Da ist es nicht zu verwundern, wenn solch ein Mann, besonders, wenn er einen regen Mittheilungshang besitzt, es vorzieht, seine

Kameraden in der Kneipe aufzusuchen, die, so niedrig und verräuchert sie sein mag, ihm angenehmeren Aufenthalt verspricht als sein Wohnraum.“ Wer also die Familienwohnung gegen die Kneipe ausspielen will, Der muß das Seine dazu thun, daß die Wohnungsnoth gemildert werde. An herrlichen Vorbildern fehlt es nicht. Man lese nur das rührend gute Buch, das der Landrath Berthold in Blumenthal bei Bremen über seinen Bauverein geschrieben hat, oder man besuche in Berlin in der Proslauerstraße den großstädtischen Häuserblock, der, vom Spar- und Bauverein hergestellt, geschmackvoll und menschenfreundlich angelegt ist. Oder man lasse sich von der Abegg-Stiftung in Danzig ihre Auskunftschriften kommen; ihr Vorsitzender, der genannte Herr Gibsone, schrieb einmal: „Zum Bau von Arbeiterhäusern gehören keine großen Mittel. Die Abegg-Stiftung besaß nur ein Gründungskapital von 60000 Mark, wozu noch im Lauf der Jahre 20000 Mark Geschenke hinzugekommen sind. Und doch ist es uns gelungen, von 1892 bis 1897 180 kleinere und größere Arbeiterhäuser zu bauen.“ Will man Reformen in großem Stil, so studire man das Programm des Vereins „Reichswohnungsgesetz“ in Frankfurt a. M. oder man höre auf die Bodenreformer. Man braucht nicht völlig an ihr Evangelium zu glauben und kann es doch für weise Politik halten: die zukünftigen Baupläze in den Besitz der Städte oder gemeinnützigen Gesellschaften zu bringen, statt sie der Privatspekulation zu überlassen. Deren Interessen sind nicht so heilig, daß sie nicht auch durch ein gesetzliches Enteignungsrecht der Gemeinden beschränkt werden dürften.

Zu Gibsone kam einmal eine Frau und versuchte in ihrer Freude, nach der östlichen Sitte ihm die Hand zu küssen. „Was haben Sie aus meinem Mann gemacht!“ rief sie aus; „früher ging er jeden Abend ins Wirthshaus, jetzt benutzte er jeden freien Augenblick, um im Garten zu arbeiten.“ Der Garten ist also der zweite Bundesgenosse gegen die Kneipe. „Geben Sie mir einen Garten und ich verzichte auf den Branntwein,“ antwortete ein Arbeiter dem Präsidenten des Wohlthätigkeitsamtes zu Nivelles in Belgien; und Jules Simon versicherte, daß in Sedan die Gärten den Kneipen den Todesstoß versetzt hätten. Der ärmere Mann in der Stadt kann sich aus eigener Kraft selten einen Garten erringen; er braucht Hilfe. Wie ihm die gebracht werden kann, hat Peter Schmidt im „Arbeiterfreund“ (Berlin, Simion 1897) gezeigt. In der kommunalen Fürsorge für Kleingärten steht die Stadt Leipzig obenan; es giebt dort „Familien-gärten“ (1891: 2582 in 38 größeren Anlagen), zweitens „Schrebergärten“, vom Philanthropen Schreber ins Leben gerufen (1891: 1092 in 6 Anlagen) und „Grundstücksgärten“, von Inhabern zinsloser Grundstücke dem Kleingartenbau zur Verfügung gestellte Flächen (1884: 1251 auf 81 Grundstücken). In Kiel gab es 1896: 2380 „Stadtgärten“, die an kleine Handwerker und Arbeiter vermietet waren; auch andere Hafenstädte, wie Hamburg und Flensburg, und Binnenstädte, wie Magdeburg, Dresden, Chemnitz, Altenburg, Zwickau, Darmstadt und Weimar, haben diese Stadtgärten. In anderen ist durch Vereinsthätigkeit die Kleingarten-Kultur gefördert worden; der oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein zu Kattowitz läßt seine Förderung und Aufsicht mehr als 5000 Arbeitergärten angeheißen; der Verein zur Förderung des Wohles der arbeitenden Klassen im Kreise Waldenburg hat 538 Arbeitergärten; eben so haben Arbeitgeber ihren Leuten durch Zuweisung von Gartenland oft große Dienste erwiesen. Ich sagte

vorhin, die Städte sollten alles zukünftige Bauland rechtzeitig erwerben; bis dieses Land einmal bebaut wird, kann es gar nicht besser verwerthet werden als durch Verpachtung zu Gärten und kleinen Aedern. Solche Gärten können oft den städtischen Schmuck- und Parkanlagen angegliedert werden, als Licht-, Luft- und Gesundheitsquellen innerhalb und am Rande der Häuserwüsten.

Mit Parks, Promenaden und Spielplätzen sind unsere Städte fast alle zu ärmlich ausgestattet; nur wo man von Badegästen und Ausländern lebt, war man splendid darin, den Einheimischen gönnt man wenig davon. In unseren Stadtverwaltungen sind die Spekulanten und die kaufmännisch Denkenden zu einflußreich; wenn ein Platz an die Bauunternehmer für eine halbe Million abgegeben werden kann, so ist sein Schicksal besiegelt, obwohl dieser Platz, als grüner Rasen mit Bäumen bepflanzt, den Einwohnern viel nützlicher würde; aber Das läßt sich freilich nicht auf Mark und Pfennig beweisen und deshalb unterliegt der „unpraktische Idealist“ dem „nüchtern rechnenden Geschäftsmann“, der uns schließlich die ganze schöne Welt mit seinen thurm hohen Häusern, seinen Reklamebildern, seiner spekulativen Ausnutzung jedes Quadratmeters auf der Erde und über der Erde vereteln wird. Manchmal aber hat doch ein Stadtvater Muth und sorgt dafür, daß Gegenwart und Zukunft Luft zum Athmen, Platz zum Spielen, Stille zum Denken, Poesie zum Trost bekommen. Ich denke an den vortrefflichen früheren Oberbürgermeister Kunze von Plauen, der mir einmal sagte: „Wir müssen die Wälder in unsere Städte hineinziehen!“ Und ich denke an den in Jugendkraft gestorbenen Landrichter Dr. Karl Böhmert, der als blutjunger Referendar seine zeitweiligen Mitbürger im Städtchen Burgstädt überredete, statt anderer Ehrung bei der goldenen Hochzeit des alten Kaisers einen Kaiser-Wilhelm-Hain anzulegen. Wozu denn überall Kaiserdenkmäler, Kriegerdenkmäler, Bismarckdenkmäler und andere Denkmäler auch für mittlere und kleinere Größen errichten! Für das Geld, das sie kosten, bieten sie sehr wenigen Menschen wirkliche Freude und Erhebung; mancher Platz würde nur gewinnen, wenn statt eines Denkmals für hunderttausend Mark ein Apfelbaum oder eine Eiche darauf stünde oder ein schöner Rasen ihn bedeckte. Man nenne doch lieber einen neuen Park, einen neuen Ruhe- und Schmuckplatz nach den Männern, die man ehren will; die Blumen und Bäume finden mehr Liebhaber als die ewigen Reiterstandbilder. Und wo man Wald hat, verlange man von den Forstleuten, daß sie auch mit Geschmac ihn pflegen. Selbst den vielbesungenen deutschen Wald haben ja die rechnenden Ertragspekulanten oft langweilig und häßlich zu machen verstanden. Keine Gemeinde sollte in ihrem Walde einen Forstverwalter dulden, der nicht für einzelne schöne Baumgruppen, für Waldwiesen, für Aussichtplätze sorgt, der nicht dem Rande der Wälder schöne Konturen giebt, nicht einzelne Bäume heranzuziehen weiß, an deren Schönheit zehn Generationen ihre Freude haben müssen. Aber auch der Staat sollte die Oberförster wegzagen, die den Wald bewirthschaften wie eine Rübenbreite. Poesie und Schönheit sind durchaus unentbehrliche Dinge; wenn der Mensch sie da nicht findet, wo sie von Natur sein sollen, so sucht er sie in ungesunden Vergnügungen, im berausenden Trank. Zu den allerbesten Mitteln gegen den Alkoholismus gehört es, den Leuten die Schönheit der Natur nahezubringen.

Den größten Erfolg hatten auf diesem Gebiet in unserem Jahrhundert

die Erfinder des Fahrrades; diese Maschine hat auf den sittlichen Charakter der Jugend den allerbesten Einfluß und alle staatlichen und städtischen Verwaltungen, die dem Kneipenhocken abhold sind, sollten darum das Radfahren fördern, das heute noch von den Behörden oft in ungerechter und thörichter Weise belästigt wird. Wenn auch nicht jeder Radfahrer ein Mäßigkeitsapostel ist, so weiß ich doch aus sehr vielen schriftlichen Zeugnissen, daß die meisten Radfahrer durch das Radeln der Kneipe entwöhnt, gegen den Alkohol mißtrauisch und zu wärmeren Freunden der Natur und eines schlichten, gesunden Lebens werden.

Spazirengehen oder Kneipen? Das ist oft die Frage. Da lodt schönes Wetter ins Freie, schlechtes Wetter treibt zu Bier und Karten. Die Stadtverwaltungen müßten mehr Schutz gegen schlechtes Wetter bieten durch Wandelhallen, Arkaden und Schutzhäuser. Die Griechen hatten ihre Stoa und die Stoiker waren keine schlechten Philosophen, auch die Peripathetiker lehrten und lernten, indem sie wie Aristoteles in der Säulenhalle des athenischen Pryzeums herumwandelten. Ebenio war in Rom der Porticus häufig und beliebt. In Deutschland haben wir Wandelhallen fast nur in Badeorten; die Arkaden um den münchener Hofgarten sind eine seltene Ausnahme. In Bern kann man in den „Lauben“ bei jedem Wetter trocken spaziren gehen und eben so schön kann man Das in dem lieben alten Chester, dem englischen Hildesheim. Dort geht in der Hauptstraße dieser überbaute Fußweg nicht am Erdgeschoß, sondern am ersten Oberstock der Häuser vorbei, so daß zwei Stockwerke mit Läden besetzt sind; unten verkauft man Butter, Gemüse, Brot und Kohlen, oben sind die feinen Läden, deren Auslagen auf die wohlhabenden Spazirgänger berechnet sind. Erst der zweite Oberstock reicht dann wieder so weit wie das Erdgeschoß, er ruht nach der Straße zu auf Säulen und Balken und sein Fußboden bildet das Dach für die Spazirgänger, die auf der Decke des Erdgeschosses gehen. Wenn die Leipzigerstraße und die Friedrichstraße in Berlin nach diesem System gebaut wären, könnten sie doppelt so viele Läden haben und man könnte bei Regen und Schnee Stunden lang in ihnen spaziren, ohne des Schirmes zu bedürfen.

In unseren Anlagen und Wäldern müssen Schutzhallen errichtet werden, aber sie brauchen nicht so theuer, schwerfällig und ungeschickt zu sein, wie sie in Deutschland meist sind. Auch in den Straßen der Städte sind solche Hallen ein Bedürfniß, aber nicht so sehr für die Herrschaften, die auf den nächsten elektrischen Wagen warten, als für die Arbeiter, die Tage lang bei jedem Wind und Wetter, bei schmelzendem Schnee, bei rauhem Ostwind, bei glühender Sonne im Freien sein müssen, besonders also für die Dienstleute und Kutscher, die so treulich unseres Winkes harren. Vor der Südseite des Bahnhofes Friedrichstraße in Berlin fiel mir an einem heißen Mittag einmal eine Laterne auf, deren Fuß einen etwa mannsbreiten Schatten warf. In diesen Schatten hatte sich ein müder Dienstmann gesetzt, um doch etwas Schutz zu haben, und schlief. Da dachte ich an Gothenburg und Christiania, wo ich auf solchen Plätzen Häuser für die Dienstleute sah; sie verdienten sogar noch Geld darin, da sie eine Fernsprechstelle für Jedermann damit verbanden. Und so habe ich in mancher englischen Stadt vor den Bahnhöfen und auf allen Droschkenplätzen Schutzhallen für Kutscher und Dienstleute gesehen; sie zieren die Straßen und Plätze, da sie gewöhnlich in altenglischem Geschmack, leichter und eleganter, als wir zu bauen pflegen,

gehalten sind. In dem Häuschen ist ein Ofen, wo Kaffee gekocht und Essen aufgewärmt werden kann; da sitzen die Leute und plaudern, lesen die Zeitung und rauchen, bis man sie braucht. Bei uns müssen sie in die Kneipe gehen; oder denkt man, daß Eckensteher nie ein Bedürfniß haben, zu sitzen? Sie haben mir diesen Zwang häufig geklagt, es ist ihnen nicht lieb, daß sie oft den letzten Groschen für Bier oder Schnaps ausgeben müssen, weil der Wirth ihnen zuruft, daß sie nicht umsonst die Stube vollspucken dürfen. Zur Selbsthilfe sind diese Leute leider zu schwach. Aber in dieser wunderlichen Welt sammelt man eher Geld für eine Schutzhütte in Tirol zu Gunsten überflüssiger Bergtragelei als für eine Schutzhalle in unserer Straße für unsere Gelegenheits-Diener.

Die Stadt Breslau hat übrigens angefangen, Wartehallen zu errichten, obwohl die Wirthsleute und ihre Freunde ihre Interessen dadurch gefährdet erklärten. Diese Hallen sind namentlich für die Arbeiter bestimmt, die über Mittag nicht nach Hause gehen können und deshalb in Hausfluren, Straßenwinkeln, auf Steinhaufen, Promenadenbänken oder sonstwo ihr Mittagmahl verzehrten oder in die Kneipe gingen. Jedes unbehagliche Gefühl ist eine Versuchung zum Alkoholgenuß; und auch für unsere Proletarier ist es unbehaglich, wenn sie an nachkalten Tagen Ruhezeit und Mahlzeit in irgend einer ungeschützten Ecke aushalten müssen. Da genügt es nicht, daß wir sie vor der Kneipe und deren Gift warnen; es gehören auch menschenwürdige Arbeitsverhältnisse dazu. Aber wie sorgen denn selbst unsere Städte bisher für ihre Erdarbeiter, die etwa einen Kanal graben? Es sind oft schon von Haus aus Trinker, in diesem städtischen Dienst aber haben sie es jauch, sich zu bessern; denn der Selbstbetrug mit dem Schnaps ist oft ihr einziges Mittel, über das Unbehagen hinwegzukommen. Ein Platz in einer warmen Bauhütte und ein paar Tassen warmen Kaffees müssen doch den Stadtvätern nicht unerschwinglich erscheinen. Und wenn sie dann für ihre eigenen Arbeiter gut gesorgt haben, könnten sie auch den privaten Unternehmern über die Bauhütten Vorschriften machen, wie sie die Arbeiter im Interesse ihrer Gesundheit schon lange begehren. Schließlich würden dann sogar die Staaten folgen und bei ihren Kanal- und Eisenbahnbauten aufpassen, daß nicht solche schändlichen Zustände einreißen, wie ich sie in der „Christlichen Welt“ nach eigenen traurigen Wahrnehmungen beschrieben habe.

Wie das Wirthshaus nicht der einzige Wetterschutz für den von seinem Heim Entfernten sein sollte, so müßte er auch überall seinen Durst und Hunger befriedigen können. Gegen den Durst ist auch heute noch Wasser das beste Mittel; aber wie schwer ist es oft zu haben! In der Wüste Sahara darf man sich darüber nicht beklagen, aber wenn es nur wenige Meter von uns in der Erde fließt, dann könnte dem durstigen Wanderer doch auch Gelegenheit geboten werden, die Gottesgabe in einen sauberen Becher zu schöpfen. In Süddeutschland ist oft gut für ihn gesorgt; in den Städten plätschern die Brunnen, man kann sogar an ihr Wasser herankommen und den Taschenbecher füllen und im Odenwald grüßt uns auch alle Viertelstunden eine sauber eingemauerte kühle Quelle. In norddeutschen Städten dagegen hat man manchen Brunnen, der nur zu Dekorationszwecken dient und dessen Preis, eben weil er unnütz ist, denn auch in die Zehntausende oder Hunderttausende geht. Als ob Zweckmäßigkeit der Schönheit je im Wege wäre! Ich habe den Deutschen Verein gegen den Miß-

brauch geistiger Getränke veranlaßt, einen Preis für billige und doch geschmackvolle Trinkbrunnen auszuschreiben; die Herstellung — ohne die Aufstellung — sollte nur zwischen zwanzig und zweihundert Mark kosten. Es sind hübsche Entwürfe eingegangen, sie sind in einer Reihe von Städten ausgestellt und man hat sie auch in anderen Städten schon zum Vorbild genommen. Jetzt bemüht sich einer der besten Vertreter der „angewandten Kunst“, Hermann Obrist in München, solche billigen Brunnen zu schaffen, die den höchsten ästhetischen Anforderungen genügen. Natürlich werden nicht gleich alle Erwachsenen ihr Bier aufgeben und an diese Brunnen eilen; aber unmerklich und allmählich thun sie doch ihr erziehliches Werk. Der Taschenbecher würde für Viele im Sommer fast so üblich wie das Taschenmesser, wenn man überall auf Brunnen und Quellen rechnen könnte. Hoffentlich nehmen sich die Gebirgsvereine der Sache mehr an; in den Städten und ihren Promenaden müssen wir bei den deutschen Verhältnissen diese Fürsorge von der Stadtverwaltung und in ländlichen Bezirken von den Kreisverwaltungen fordern. In London hat diese Aufgabe auch ein Verein übernommen, die 1859 von dem Quäker Samuel Gurney gestiftete Hauptstädtische Trinkbrunnen- und Viehtrog-Gesellschaft. Sie hat 712 Trinkbrunnen für Menschen und gegen 800 Trinkstellen für große und kleine Thiere geschaffen; im Vereinsjahr 1895 gab sie 34500 Mark für das Wasser und 71850 für die Errichtung und Erhaltung von Trinkstellen aus; man hat nach Stichproben berechnet, daß die Brunnen und Tröge der Gesellschaft jährlich von Menschen und Pferden 250 Millionen Mal benutzt werden. Viele von diesen Brunnen sind von wohlhabenden Leuten gestiftet, denen die Königin mit gutem Beispiel voranging; sie sind schön, aber keine thörichten Luxusbrunnen. Gar freundlich muthete mich auch in Bristol eine Wasserschale an einer alten Kirche an; ein Engel hält über ihr die Bibel dem Trinkenden hin, der den Text liest: Wer von diesem Wasser trinkt, Den wird wieder dürsten. Wären unsere Frommen praktisch, so böten sie an jeder Kirche dem Wanderer einen Trunk und ließen vom Thurm jeden Abend einen Choral blasen, wie mans in Halle und Krakau hört.

Da bloßes Wasser vielen Leuten nicht gut genug und allzu billig erscheint, so sind die Trinkhallen noch zweckmäßiger, die kohlensaure Wässer und Limonaden verkaufen. Man weiß ja, wie sehr sie sich seit 1857, wo die erste in Berlin eröffnet wurde, in unseren Städten ausgebreitet haben; namentlich in Arbeiterstädten gedeihen sie. Sie thun den Wirthshäusern erheblichen Abbruch und bekommen deshalb in manchen Städten keine Konzession oder nicht die günstigen Plätze, die sie brauchen. Anderswo wieder ärgert es die entscheidenden Herren, daß ein auswärtiger Unternehmer Geld aus der Stadt holen will. Auch hier halte ich für richtig, daß die Konzession nicht Unternehmern in Elberfeld oder Düsseldorf gegeben werde, sondern einer gemeinnützigen Gesellschaft, deren Theilhaber nur den landesüblichen Zins bekommen und den überschüssigen Gewinn zu Wohlfahrtzwecken in der Stadt verwenden, etwa für Parkanlagen. Diese Gesellschaft kann die Hallen selbst durch Angestellte bewirthschaften und die Getränke selbst erzeugen oder sie verpachtet Alles an die privaten Unternehmer. Es giebt jetzt übrigens in den deutschen Städten von mehr als 15000 Einwohnern (aber ohne Berlin und einige andere) 2054 solche Trinkhallen; selten sind sie in Süddeutschland, besonders in Bayern, häufig im rheinisch-westfälischen

Industriebezirk. Düsseldorf hat 115, Barmen 80, Arefeld 82, Aöln 59. Weise Stadtväter verpflichten diese Hallen, im Winter den Betrieb aufrecht zu erhalten und Kaffee, Bouillon, Thee billig zu verkaufen; sie legen ihnen auch bei Speisen und anderen Getränken nicht die Schwierigkeiten in den Weg, die die Wirthe wünschen. Oft schließt sich an die Halle zweckmäßig ein kleiner Raum an, in dem ein paar Gäste sitzen können; in Bremen hat man diese Einrichtung. In das Gebiet der Vereinsthätigkeit gehört dagegen wieder der Kaffeewagen. Er kann unpraktisch und abstoßend sein, wie ein dresdener Verein zu seinem Leidwesen erfahren hat, er kann aber auch recht gute Aufnahme finden. Als vor einigen Jahren der christliche Enthaltensverein in Rotterdam seinen ersten Wagen an den Hafen und auf den Marktplatz schickte, flogen Kohlstränke und andere schöne Sachen dem Fahrer nach und alle Marktleute schimpften: *De man deugde niet, en de wagen deugde niet, en de zaak deugde niet, en de koffie deugde niet*; die Polizei sollte das Getränk durch einen Chemiker untersuchen lassen. Schon hat sich das Blatt gewendet, und wenn der Wagen ausbleibt, so heißt es gleich: *Baas, weet je woll, waar ergens de koffiewagen is?* In England sah ich viel größere Wagen, die von Pferden morgens an eine Stelle gefahren werden, wo man sie braucht, und abends wieder abgeholt werden, um frische Füllung zu erhalten. Sie ersetzen Holzhäuser da, wo deren Errichtung nicht gestattet werden würde, zum Beispiel an einem Landungsplatz in Liverpool, wo ein gutes Geschäft gemacht wird, zumal sich in der Nähe mehrere Schuhhallen für Dienstleute und Kutscher befinden.

Bei der Kaffeeverföorgung unserer Außenarbeiter muß ich immer wieder an die Bäder denken; ihnen liegt es am Nächsten, Hunger und Durst ihrer Mitmenschen zu stillen. In Halberstadt verkauft uns der Bäcker eben so bereitwillig geschmierte „Knoben“ und „Nedeln“ wie trockene Semmeln; Schmalz, Butter und Aufschnitt stehen im Laden bereit; warum ist es nicht überall so? Die Bäder könnten auch stets warmen Kaffee für bescheidene Gäste haben; sie haben immer einen warmen Ofen, immer Brot, Gebäck und Kuchen; sie können bequem ein warmes Getränk bereit halten und haben wohl auch ein Stübchen übrig. Ich bin auf Wanderungen in Böhmen und Sachsen in solchen Bäderstuben gern eingelehrt und fühlte mich da wohler als in den Hotels am hamburger Jungfernstieg. Etwas recht Nützliches könnten ein paar Bäder in jeder Stadt noch thun: sie könnten zwei- oder dreimal am Tage einen Jungen oder eine Frau mit dem Kaffee und Brötchen an die Bauten schicken oder wo sonst Arbeiter leicht zu Schnapsern werden, weil ihnen kein zuträglicheres Getränk angeboten wird. In Herrnhut liest man an einer Bäckerei die Inschrift: „Frisch gekochter Kaffee zur Frühstücks-, Mittags- und Besperzeit wird hier, der Liter zu sechs Pfennigen, verkauft. Gefäße werden dazu geliefert.“

Wie der Kaffee, so hat zweifellos auch das Flaschenbier im Kampf gegen den Schnaps und das Seneipenleben Gutes bewirkt. Man kennt seine erstaunliche Ausbreitung in den letzten zwanzig Jahren; noch hat es den Höhepunkt nicht erreicht. Aus den Händen der Hölzer und Budiker kommt es immer mehr in den Großbetrieb geschickter Fachleute. Es wird gewiß manche Flasche Bier unnützer Weise getrunken, wo Wasser, Milch oder Kaffee rathsamer wären; aber ruhige Beobachter des Volkslebens rechnen das Flaschenbier noch zu den nützlichen Genußmitteln.

Ein merkwürdiger Grund, weshalb wir jetzt ins Wirthshaus gehen und der Hektoliterwuth der Brauereien unser Opfer bringen, ist oft der, daß wir einen wissenschaftlichen oder gemeinnützigen Vortrag zu hören oder an einer Berathung öffentlicher Angelegenheiten theilzunehmen wünschen. Ich bin ja hundertmal in der komischen Situation gewesen, daß ich Vorträge gegen den Bierzwang vor Leuten hielt, die vom Wirth ihren Platz im Saale durch Biertrinken erlaufen mußten, und ich nahm an Vorstandssitzungen von Ortsvereinen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke theil, wo wiederum ein Getränkekonsum schwer zu umgehen war. Einmal konnte ich vor dem evangelischen Arbeiterverein einer großen thüringischen Stadt keinen Mäßigkeitvortrag halten, weil der Verdienst in jenem Winter schlecht war, so daß viele Mitglieder das Biergeld für diesen Vortragsabend nicht übrig hatten; so schrieb mir der Vorsitzende. Ueber solchen dummen Zustand kommen wir auf zweierlei Weise hinweg: durch Vereinshäuser und durch allgemeine Volkshallen und Vortragsäle. Ein Vereinshaus ist freilich noch lange keine Befreiung vom Trinkzwange, denn manches Haus dieser Art wird von geliehenem Gelde gebaut und nachher sollen die Mitglieder und Gäste die Vereinsschulden abtrinken, wie die Bayern ihre Staatsschulden. Auch in frommen Häusern traf ich scharfen Trinkzwang, und wenn mir ein bekannter bayerischer Priester schrieb: „In unserem Arbeiterverein erhält jetzt der Hausmeister nicht mehr nach dem Verschleiß von Bier seinen Gehalt, sondern eine feste Summe“, so zeigt Das, welche Gedankenlosigkeit bisher geherrscht hatte. Aber es giebt auch Vereinshäuser, wo das Wohl der Mitglieder noch über dem Bierabsatz steht; die kaufmännischen Vereine, die von Philantropie wenig reden, stehen in ihren Leistungen oft recht hoch. So mag das neue Kaufmannsheim in Frankfurt a. M. manchen jungen Mann von der Kneipe abhalten; es bietet einen Restaurationsaal, ein Spielzimmer, ein Schreibzimmer, zwei große Lesezimmer und ein Billardzimmer; die Aufwärter sind so bezahlt, daß sie keine Trinkgelder brauchen, eben so wenig besteht ein Trinkzwang; in den Lesezimmern liegen 120 Zeitungen und 60 Zeitschriften aus, Schreibmaterialien stehen kostenfrei zur Verfügung. In diesen kaufmännischen Kreisen besteht auch kein Trinkzwang, wenn sie in großen oder kleinen Sälen Kurse oder Vorträge abhalten lassen, und in der Regel ist der kaufmännische Verein der einzige in der Stadt, der seine Redner angemessen bezahlt.

Für die Vereine, die nicht so leistungsfähig sind, und für gelegentliche öffentliche Versammlungen sollte in jeder Stadt eine Volkshalle da sein, die einen großen und einen kleinen Saal und eine Anzahl Vereinszimmer enthielte und keinen Verzehrungszwang kennen dürfte. Wer die Säle oder Zimmer zuerst bestellt und bezahlt, müßte sie bekommen, einerlei, welcher Partei oder Bewegung er angehört. Ob besser die Stadt oder eine gemeinnützige Aktiengesellschaft das Gebäude schafft und verwaltet, soll hier nicht beurtheilt werden; ein Verderb wäre nur, wenn man die Sozialdemokratie oder andere verhaßte Richtungen ausschließen wollte. Die vollkommene Versammlung- und Redefreiheit gehört auch zu den besten Mitteln gegen Alkoholismus und Kneipenleben; sie schafft denkende Menschen, während die Kneipe versumpfende schafft, und irgendwo wollen die Leute ihre Meinungen anbringen; wenn sie es nicht in Versammlungen thun, wo sie sich einigermaßen zusammenehmen müssen, so thuu sie's hinter den Bier-

tischen; dann wird die Reize ihnen zum Fort der politischen Freiheit. In Rathhäusern und städtischen Turnhallen sollten zu allen Vortrügen hergegeben werden, wenn zwanzig Bürger darum bitten.

Der Gedanke, dem Volk bessere Freuden zu bieten, als die Reize kennen, hat in den letzten beiden Jahrzehnten in Deutschland viele Freunde gefunden. Alles Gute wird geleistet in Volkunterhaltungsabenden, Volkskonzerten und Theaterabenden für minder Bemittelte; Viktor Böhmert in Dresden, Raphael Löwenfeld in Berlin, Professor Post und Professor Albrecht in Berlin und manche Andere haben da ihre Verdienste. Ich habe in manchen Städten Volkunterhaltungen gesehen und habe einige selbst vorbereitet; den größten Antheil der armen Bevölkerung fand ich in Lüneburg, wo diese Abende von ihrem noch heute wirkenden Leiter, Senior Abbelohde, zuerst in Deutschland, 1886, begonnen wurden; die beste Herangehung der Arbeiter zu den Vorlesungen fand ich in Osnabrück unter Weigels geschickter Leitung; der besten Zusammensetzung des Programms werden sich Berlin und Düsseldorf rühmen können; Löwenfelds Liederabende sind gewiß ein glücklicher Gedanke. Volksthümliche Oratorienaufführungen und andere Konzerte hohen Werthes haben Post und Albrecht begonnen, aber auch im kleinen Jena werden solche Konzerte gegeben, wo neben Deklamationen Werke von Beethoven, Franz, Haydn, Mozart, Schumann vorgetragen werden; für zehn Pfennige Eintrittsgeld bekommt man auch noch Programm und Liedertexte. Wie leicht könnten überall die besten Gesangsvereine außer ihren theuren Konzerten ganz billige veranstalten, wo sie die früher eingeübten Oratorien oder andere Werke mit euhelmischen Solisten wiederholen! Und was das Theater angeht, so kann allen subventionirten Bühnen vorgeschrieben werden, was der mannheimer von der Stadtverwaltung vorgeschrieben ist: vier Volksvorstellungen im Jahr, zu denen die Eintrittskarte vierzig Pfennige kostet. Auch sollten Museen und Gemäldeausstellungen leicht zugänglich sein; wo ein Katalog mehr als zwanzig Pfennige kostet, darf sich der Geheimrath, der an der Spitze steht, schämen, daß Goethes Faust und das Neue Testament billiger sind als seine Zusammenstellung.

Ein Ausflug auf das Gebiet der Volksvorlesungen, volksthümlichen Hochschulkurse, der englischen „akademischen Niederlassungen“ u. s. w. liegt nah. Tausende sind in jeder großen Stadt, die Etwas zu lernen sich lehnen. Ich habe zwei Jahre lang in Dresden im „Volkshaus“ Erwachsene und Heranwachsende als Schüler gehabt, Männer und Frauen; Berwerthung hatten nur Wenige für das Englisch, das ich sie lehrte, und die englischen Lieder, die ich ihnen einübte, brauchten sie Alle nicht singen zu können; dennoch empfanden Lehrer und Schüler stets, daß es gut angebrachte Arbeit war; es brachte festigliche Gedanken in manches arme Leben. Freiwilliges Lernen bei freundlichem Wettstreit beider Geschlechter ist ja unendlich viel segensreicher für die Lebensführung als das erzwungene Lernen auf der Schule oder das auf Brot- und Stellungserwerb gerichtete.

Daß wir jetzt eine Verschaffen-Bewegung haben, wird den kommenden Geschlechtern auch nützen. Darin sind uns England und Amerika freilich noch sehr voraus. Wie verführerisch bequem ist es, wenn man in dem berücktigten londoner Stadttheil Whitechapel plötzlich neben sich einen breiten Eingang in ein stattliches Gebäude sieht, wo Menschen kommen und gehen. Ich trat unwillkürlich hinein und fand, ohne auch nur eine Stufe zu steigen, alsbald in einem Saal, wo auf Pulken

die neusten Zeitungen ausgebreitet waren und wo eine Dame darauf wartete, daß ich irgend ein Buch von ihr verlangte. Wie umständlich, schwerfällig, bureaukratisch ist doch unser Bibliothekwesen gewöhnlich! Aber auch bei uns giebt es musterhafte Lese- und Bücherhallen. Die in Jena ist ein ausgezeichnetes Vorbild und man kann an Sonntagnachmittagen im Winter dort recht gut beobachten, wie die selben jungen Burschchen da sich zum Denken erziehen, die sonst im Biertrinken, Cigarrenrauchen und auf Tanzsälen ihre Freude suchen würden. Nach einer Umfrage, die das Statistische Amt zu Dortmund 1858 bei 40 deutschen Städten gemacht hat, gab es darin 46 öffentliche Lesehallen; Frankfurt a. M. hatte 4, Berlin 3, Düsseldorf und Freiburg i. Br. 2; manche kleine Stadt hat eine, zum Beispiel Friedberg, Wüstegiersdorf, Neusalz. Die Besucher waren meist Arbeiter, Handwerker und kleine Beamte. Mir scheint, daß sich auch die Privatunternehmer mehr auf die Verwaltung solcher Lesehallen werfen sollten. In Berlin finden wir einige, deren Räume man gegen ein Eintrittsgeld von zehn Pfennigen betritt; in anderen Städten hat ein Buchhändler neben seinem Laden ein Zimmer geschaffen, in dem er neben Zeitungen und Zeitschriften auch neue Bücher auslegt. So kann man bei Storm in Bremen gegen 2 Mark im Monat oder 12 Mark im Jahr 40 deutsche, englische und französische Zeitschriften und außerdem neue Kunstmappen, Prachtwerke und Ähnliches einsehen; bei Detters in Heidelberg wirft man ein Nickelstück in eine Büchse, um ein allerdings zu wenig bietendes Zimmer zu betreten. Dagegen schrieb mir ein Freund aus Japan, daß es in Tokio und anderen Städten des Landes zahlreiche öffentliche Lesezimmer gebe, in denen man gegen vier Pfennig Eintrittsgeld so lange verweilen kann, wie man will; ein anderer Komfort als Stuhl, Tisch und im Winter ein offenes Holzkohlenfeuer wird allerdings nicht geboten, aber Lesestoff ist genug da. Dort liegen auch in allen Wartesälen der Bahnhöfe Zeitungen aus, wie man auch in England und Holland sehen kann, dagegen giebt es keine Bahnhofsrestaurationen, sondern nur in nächster Nähe Theehäuser; der Thee wird auf größeren Bahnhöfen an die Büge gebracht und kostet mit Kanne und Tasse 6 $\frac{1}{2}$ Pfennig; ein frugales Mittagessen, Reis und Rutzaten und ein paar Eßstäbchen sauber in ein dünnes Holzkästchen verpackt, kostet 20 $\frac{1}{2}$ Pfennig. Doch genug von Japan, das der Europäer lieber verdirbt, statt von ihm zu lernen!

Neben dem Lesezimmer kann das Billardzimmer noch in nützlichen Wettbewerb mit der Aneipe treten; Billard und Regelbahn brauchen nicht zu einem Restaurant zu gehören, sondern könnten für sich bestehen. Auch könnten wir gute Spiel- und Gesellschaftshäuser haben, die nicht Brauerei-Agenturen wären. Keinem soll verwehrt sein, sein geliebtes Glas Bier zum Spiel zu trinken, aber das kann von der nächsten Wirthschaft geholt werden, wie man in englischen Speisehäusern sich auch Bier holen lassen kann; es darf nur kein offenkundiger oder stiller Zwang zum Trinken bestehen und der Wirth oder die Wirthin darf keinen Gewinn an berausenden Getränken haben. Öffentliche Regelbahnen ohne Anschluß an Wirthschaften sind mir nicht bekannt, solche Billardzimmer dagegen giebt es in Amerika und England. Die Stadt Boston hatte 1895 nach den Feststellungen des Professors Peabody 225 Billardzimmer mit täglich 22 650 Besuchern; die Aneipen (Saloons) werden zwar genau zehnmal so stark benutzt, aber der Anfang zum Besseren ist doch da. Wie man es macht, hat

der Friedensrichter Crawford Smith in Newcastle on Tyne recht gut gezeigt. In einer Straße, die hauptsächlich von Arbeitern bewohnt wird, mietete er einen Saal und ließ ihn gut erleuchten und durchwärmen; dahinein stellte er mehrere gute Billards, — und bald kamen denn auch die Billardspieler, so daß Smith nach kurzer Zeit ein zweites Lokal eben so ausstattete. Beide Räume wurden an Clubs überwiesen. Mitglied darin wird man durch Einzahlung von 5 Mark, die jedoch in Wochenraten von 50 Pfennigen erlegt werden können. Hat man die 5 Mark bezahlt, so kann man den Club sein Leben lang besuchen, ohne weitere Zahlungen leisten zu müssen als das Billardgeld, wenn man gerade spielt; es beträgt 8 Pfennige für die halbe Stunde. Das Lesezimmer, in dem zahlreiche Tagesblätter und Zeitschriften ausliegen, darf jedes Mitglied unentgeltlich benutzen, auch Schach und Domino spielen. Die Wirkung dieser Clubs auf ihre Gäste soll vorzüglich gewesen sein; sie wurden in ihrem Aeußern sauberer und reinlicher, was ja der englische Arbeiter nöthiger hat als der deutsche; die Mitglieder benehmen sich manierlich und anständig und schließen Jeden, der sich unziemlich beträgt, unbarmherzig aus. Ein münchener Casé nimmt nach Treff (Das Wirthsgewerbe in München, Stuttgart 1899) in einem Jahre 30000 Mark Billardgelder ein. Das sollte zu bloßen Billardhäusern ermutigen!*)

Am Schönsten wäre es, wenn man alle diese Unterhaltung- und Geselligkeitmittel im eigenen Heim hätte. Das scheint nur den Reichsten vergönnt; doch es scheint nur so. Solche Häuserblocks, wie ich sie vorhin von Berlin erwähnte, können für ihre Miether recht gut auch ein Les- und Billardzimmer haben. Noch viel leichter ist Das, wenn etwa hundert ledige Männer in eine Clubwohnung ziehen oder einen Wohnungsclub bilden. Ja, mit den Wohnungen fing ich an, mit ihnen muß ich auch schließen. Was nützt das schönste Heim, wenn seine Bewohner nicht häuslich sind und sich auf häusliche Geselligkeit nicht verstehen? Verstehen wir Deutschen uns auf solche Geselligkeit und rechte Gastfreiheit? Wir wissen wohl, daß wir zu einer Plage und Last gemacht haben, was eine Freude sein sollte. Schon ein halbes Duzend Menschen zum Abendessen: welche Vorbereitungen, Arbeiten und Kosten bringen sie mir! Doch ich will die berüchtigten „Abjürrungen“ der deutschen Localisten nicht noch einmal schildern und möchte nicht nachweisen, daß da freilich das Wirthshausleben viel billiger und behaglicher ist. Wir wollen hoffen, daß auch in Deutschland das junge Geschlecht sich bald auflehne gegen die thörichte, unfr.ie, förmliche, kostspielige, lästige Geselligkeit der „guten“ Gesellschaft.

Weimar.

Dr. Wilhelm Bode.

*) Fast gegen allen Ersatz für Aneiperei und Wirthshaus haben die Behörden nicht die rechte förderliche Stellung eingenommen. Kaffee und Thee haben sie nie so begünstigt wie Schnaps und Bier, Selterswasserbuden und Milchhallen nie so wie Branntweimbrennereien. Auch das Billard erschien ihnen Anfangs nicht ungefährlich. Goethe fragt 1796 aus Jena bei seinem Kollegen Geheimrath Brigt an: „Der hiesige Gastwirth zum Bären (wo Luther und Bismarck abgestiegen sind) wünscht, bei sich ein Billard aufzust.ellen; ich weiß nicht, ob so Etwas zulässig ist und von wem die Vergünstigung abhängt.“

Selbstanzeigen.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten herausgegeben vom Professor Dr. Karl Heinemann.

Nach langen Vorbereitungen übergeben wir in der neuen Goethe-Ausgabe dem Publikum eine Arbeit, die nach den für Meyerss Klassiker Ausgaben geltenden Grundsätzen sorgfältig hergestellt worden ist. Sie wird aus zwei Abtheilungen von je fünfzehn Bänden bestehen; die erste Abtheilung wird die erzählenden und dramatischen Meisterwerke des Dichters und seine sämtlichen lyrischen Erzeugnisse darbieten; in der zweiten Abtheilung sind alle diejenigen Schriften vereint, die sich an einen etwas engeren Kreis des Publikums wenden. Die Ausgabe wird Goethes sämtliche Werke enthalten; nur die wissenschaftlichen Schriften erscheinen in einer zweibändigen Auswahl. Die Namen der Herausgeber sind zum Theil in Fachkreisen wohlbekannt; etwa ein Drittel der Ausgabe wird vom Professor Dr. Karl Heinemann bearbeitet werden, der mit seiner Goethe-Biographie und mit seinem Buch über Goethes Mutter einen bedeutenden Erfolg davongetragen hat. Von ihm ist auch der erste, jetzt vorliegende Band besorgt worden, der eine Skizze von Goethes Leben und einen großen Theil der Gedichte enthält. Die Lebensskizze weist in großen Zügen auf alles Wesentliche hin und sucht die charakteristische Eigenart von Goethes Genius scharf herauszuheben. Den Gedichten selbst sind spärliche Fußnoten und verhältnißmäßig ausführliche Anmerkungen am Schluß des Bandes beigefügt worden: alle Ergebnisse der modernen Forschung sind da in knapper Form und kritischer Eichung zusammengefaßt. Die neue Goethe-Ausgabe verwerthet das durch die weimarische Ausgabe erschlossene Material, sie sucht aber alle Konkurrenz mit ihr zu vermeiden und sieht daher von der Aufnahme der Lesarten ab. Ihr Schwergewicht liegt vielmehr in den erläuternden Zuthaten der Herausgeber, und da sie in dieser Beziehung mehr als jede andere Ausgabe bietet, scheint sie berufen, Goethes gewaltiges Kulturideal weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.



Rom und die Campagna. Vom Dr. Th. Hell-Fels. Fünfte Auflage. Mit 6 Karten, 53 Plänen und Grundrissen und 61 Ansichten. (Aus der Sammlung „Meyerss Reisebücher“). Preis 13 Mark.

Die Bearbeitung der neuen, unter Mitwirkung der Herren Professoren Dr. H. Blümer und Dr. B. Ruffel herausgegebenen Auflage ist nach den Grundsätzen erfolgt, die für den inzwischen heimgegangenen Verfasser der vorhergehenden Auflagen bei der Auswahl, Ordnung und Darstellung des Stoffes maßgebend waren. Hieran festzuhalten, gebot uns nicht nur die Pflicht der Pietät gegen den verdienstvollen Verfasser; es lag eben so sehr im Interesse der Reisenden selbst, wenn wir den ursprünglichen Plan unverändert ließen. Den Freunden des Schönen ist das Buch gewidmet, das nicht nur ein lehrreicher Begleiter für alle Gebildeten zu sein wünscht, sondern auch die echte Liebe für das innerste Wesen der Kunst, des Landes und der Nation zu wecken sich bestrebt. Die Be-

geisterung, mit der Hüll-Fels den gewaltigen Stoff, den er mit unermüdblichem Bienenfleiß gesammelt hatte, bei seiner Darstellung zu durchdringen wußte, hat gezeigt, daß es ihm mit der selbst gestellten Aufgabe Ernst war. Selbstverständlich mußte alles neu Erstandene nachgetragen und die vielfachen Veränderungen, die gerade in den letzten Jahren durch Neuordnung einzelner Museen und durch die zum Theil nicht unbedeutliche Vermehrung der antiken Kunstschätze entstanden sind, besonders aber auch die Epoche machenden Ergebnisse der neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum gebührend berücksichtigt werden. Ferner waren die seit der vierten Auflage erschienenen Arbeiten der deutschen und italienischen Archäologen, Historiker und Kunstforscher über Rom und seine kunstgeschichtliche Entwicklung zu verwerthen. Eine schon bei der vierten Auflage eingeführte Neuerung, die in der Zerlegbarkeit des stattlichen Bandes in fünf selbständige Theile besteht, erhöht die praktische Brauchbarkeit des Buches.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.

Italienischer Sprachführer. Konversation-Wörterbuch vom Dr. Rudolf Reinpaul. Dritte Auflage, neubearbeitet vom Professor Dr. Berthold Wiese. Gebunden 2 Mark 50 Pfennig. (Aus der Sammlung: „Meyers Sprachführer“, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Auch in dieser neuen Auflage hat, unter selbstverständlicher Wahrung des alten praktischen Planes — Meyers Sprachführer sind ja bekanntlich keine Konversationsbücher im gewöhnlichen Sinn, sondern Konversationswörterbücher, in denen man unter alphabetisch geordneten Stichwörtern die jeweilig nöthigen Redewendungen leicht und rasch auffinden kann —, der Bearbeiter besonderen Nachdruck nicht nur auf die durch den Kulturfortschritt veranlaßte Vermehrung des Wortschatzes gelegt, sondern es sind mit Sorgfalt auch die erklärenden Fußnoten revidirt und ergänzt worden, in denen der Reisende zureichende Auskunft über Land und Leute findet. Ferner ist das dem Verständniß der fremden Sprache dienende italienisch deutsche Vokabular sachgemäß ergänzt, die Grammatik in einzelnen Theilen noch gemeinverständlicher als früher gestaltet, eine praktische Aussprachebezeichnung durchweg eingeführt und auch dem Bedürfniß des italienisch Schreibenden insofern Rechnung getragen worden, als die Schreibaccente von den die Tonstelle im Wort bezeichnenden, in der Schrift nicht wiederzugebenden Sprachaccenten typographisch deutlich geschieden wurden, so daß dem Benutzer auch für einen möglichst fehlerlosen, freien Gebrauch der italienischen Sprache die Vorbedingungen geboten sind.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.

Meyers Volksbücher, herausgegeben vom Dr. Hans Zimmer, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. No. 1251 bis 1270. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Die erste Serie ganz nach dem neuen Programm, das ich im Sommer 1900 auf Grund zehnjähriger praktischer Erfahrung und bescheidener volkspäda-

gogischer Studien als Herausgeber für die „Volksbücher“ aufstellen durstet Dreizehn Millionen Bändchen Absatz seit dem Erscheinen der Sammlung. Das war eine Zahl, die zu denken gab. Sollte der außerordentliche Einfluß, den die Verlagsanstalt mit ihren handlichen braunen Heftchen hatte, im Sinn unserer großen modernen Kulturideale ungenutzt bleiben? Sollte die Sammlung nur ein schönes Denkmal deutscher Buchmacherkunst, ihr großartig geleiteter Vertrieb eine glänzende That des deutschen Buchhandels bleiben, sollten nicht vielmehr auch die „Volksbücher“ zu ihrem Theil mitwirken an der sozialen Besserung, die wir Alle von der Zukunft erfragen und erhoffen? Mit den Erfahrungen, die wir besaßen, war es gar nicht so schwer, die Sammlung ins volkspädagogische Fahrwasser überzuleiten: auch von diesem Standpunkt aus mußte ja das Hauptgewicht nach wie vor auf die Unterhaltungsliteratur gelegt werden; denn Dem, der das Volk nicht unterhalten kann, biegt es aus, wenn er es belehren oder gar sittlich beeinflussen will. Aber ich soll hier ja nicht mein Programm entwickeln, das ohnehin Jedermann gern gedruckt zur Verfügung steht, sondern ein paar rechtfertigende, erklärende Worte über die neue Serie sagen. Da bedarf es nur über vier Bändchen ganz kurzer Bemerkungen. Die Aufnahme der kulturhistorisch interessanten „Chinesischen Novellen“, von Hans Meyers klar zusammenfassender Abhandlung „Das deutsche Volksthum“, von Wilhelm Meyers populärwissenschaftlicher Beschreibung der „Kometen und Meteore“ u. s. w. braucht nicht begründet zu werden. Warum ich aber von Stifter gerade den „Bergkristall“ und „Brigitta“ neu herausgegeben habe? Weil ich jenen für eine der gelungensten Arbeiten des klarschenden Malers unter den Dichtern halte, in denen seine Begabung für intime Naturbeobachtung am Stärksten und Reifsten hervortritt, diese dagegen eine der wenigen Erzählungen von ihm ist, in denen sich eine geschlossene, dramatisch bewegte Handlung abspielt. Unsere Neudrucke ausgewählter Kapitel aus Brehms „Thierleben“ sind früher von Pädagogen gelegentlich angegriffen worden: man sah auf die Schulkinder und tabelte die Berührung geschlechtlicher Dinge. Unsere Brehm-Bändchen sind nun gewiß nicht nur für die Schuljugend gedacht, aber um sie dieser nicht zu verschließen, habe ich bei der Wiedergabe des Abschnittes „Elefanten“ alles Anstößige gern ausgemerzt. Den vortrefflichen portugiesischen Novellisten Alberto Braga in Deutschland bekannter gemacht zu haben, rechne ich den „Volksbüchern“ als Verdienst an. Endlich hat man uns früher einmal irgendwo zum Vorwurf gemacht, daß wir den „Bedlar“ von Otto Ruppian in die „Volksbücher“ aufgenommen haben. Ich habe mich aber dadurch nicht einschüchtern lassen und nun auch das „Vermächtniß des Bedlars“ gebracht. Warum? Weil in diesen Romanen echt amerikanisches Leben vor uns hin und her wogt und weil Montaigne Recht hat, wenn er verlangt, man solle Welt und Menschen aus dem Leben kennen lernen. Meisterwerke im strengen Kunstverstande sind diese Romane gewiß nicht, aber ein Stück gut beobachteter Wirklichkeit; und auf die kam es mir an.

Leipzig.

Dr. Hans Zimmer.



Der Bund der Bankiers.

Vor Monaten, als die erste Kunde von der beabsichtigten Gründung einer Kampfvereinigung aller deutschen Bankiers bekannt wurde, herrschte in den Hallen der Börse und überall da, wo man mehr oder weniger edle Beziehungen zu diesen Hallen pflegt, großer Jubel. Diese Freudenstimmung war nicht unberechtigt. Der Bankierstand war die einzige Interessentengruppe, die sich bisher eigentlich ohne jede wirkliche Vertretung nach außen vorwärts geschleppt hatte. Rings um ihn her hatten alle Interessenten sich zum wirtschaftlichen Kampf zusammengescharrt und ihre Einigkeit hatte ihnen eine Macht verschafft, die von den maßgebenden politischen Faktoren nicht unbeachtet gelassen werden konnte. Die drei mächtigen Interessentengruppen, die sich im Bunde der Landwirthe, im Centralverband Deutscher Industrieller und im Bunde der Industriellen organisiert hatten, kämpften mit wechselndem Geschick, aber mit außerordentlicher Kraft und Geschicklichkeit für ihre egocentrischen Pläne. Der Bankier war lange zu stolz zu solchem Kampf gewesen. Theils pochte er auf seine kapitalistische Macht, zum anderen Theil aber war es auch die der Börse angeborene Liebedienerei nach oben, die eine energische Stellungnahme, wenn es sein mußte, auch gegen die Staatsgewalt, verhinderte. Aber diese geringe Energie, diese Zerfahrenheit des Standes rückte sich schließlich, als die Zeit kam, wo nach dem Gebot der Vernunft eine gesetzliche Regelung des Börsenverkehrs vorgenommen werden mußte. Da trat keine Vereinigung zum Schutz der Börse ein und Niemand konnte oder wollte verhindern, daß die härtesten Bestimmungen in das Gesetz aufgenommen wurden. Die Börse hatte sich früher leicht und bequem getröstet: die Industrie und die gesammte übrige Kaufmannschaft war ja so eng mit ihr verwachsen, daß eine sie bedrohende Gefahr auch zugleich die Kaufleute und die Industriellen auf den Plan rufen mußte. Aber das Erwartete geschah nicht. Im Gegentheil: die Börse mußte erleben, daß sich ein großer Theil der Kaufleute als sogenannte „legitime“ Händler von ihr lossagten und daß ihr gerade aus den Reihen, wo sie Freunde zu finden hoffte, Widersacher erstanden. Aber noch immer kam der Börse nicht die Erkenntniß, welchen schweren Fehler sie begangen hatte, als sie sich für den wirtschaftlichen Kampf nicht organisierte.

Zuerst sah man zwar mit äußerstem Entsetzen der Zeit entgegen, wo das Börsengesetz eingeführt werden sollte; aber mit jenem unübertrefflichen Gleichmuth, der den richtigen Börsianer charakterisirt, hatte man das Gesetz bald als unabänderlich hingenommen und viel fehlte nicht, so hätte man es gar noch als Glück bringendes Geschenk gepriesen. Man hatte sich akklimatisirt. Das war in jener Zeit, wo die Hochkonjunktur im Beginn ihrer Siegeslaufbahn stand. Viel konnte das Gesetz da wirklich nicht schaden. Die Kurse stiegen jeden Tag. An die einzelnen erschwerenden Bedingungen hatte sich die Kundschaft langsam gewöhnt; sie verdiente ja Geld. Jedermann wollte von den Früchten der Börse naschen: was hatte der Bankier da schließlich auszustehen? Aber das Blättchen wandte sich, all gleichsam über Nacht die Abkühlung eintrat, die den kommenden Winter ankündigt. Da zeigten sich sofort die Schattenseiten des Gesetzes in kaum geahnter Schärfe. Jetzt begann die Epoche jener heillosen Betrügereien, die durch eine alle moralischen Begriffe verwirrende Rechtsprechung angeregt wurde. Jetzt erst merkt

der Bankier so recht, daß er vogelfrei seinen Feinden ausgeliefert war, und den Einsamen padte ein mächtiges Sehnen nach Zusammenschluß mit gleichgearteten Elementen. Die verschiedenen Börseninteressenten-Vereinigungen, die sich gebildet hatten, konnten diesen Zweck nicht erfüllen. Alles verlangte nach einem umfassenderem Ausbau der Organisation. Und weil die Idee der Errichtung eines deutschen Bankierbundes diesem Sehnen nach Zusammenschluß entgegenkam, weil sie wirklich ein Gefühl auslöste, das in vielen Seelen heimlich längst lebte, deshalb wurde auf allen Seiten der neue Plan mit unendlichem Jubel begrüßt.

Seitdem sind Monate ins Land gegangen. Es dauerte lange, sehr lange, bis der Bund endlich ins Leben trat; und erst jetzt ist aus den vielen Vorverhandlungen der Centralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes herausgewachsen.

Was soll, was will dieser Bund?

Er könnte viel leisten. Aber nicht in wilden Agitationen dürfte er sich ergehen; die Methode seines Handelns darf auch nicht im Geringsten der des Bundes der Landwirthe gleichen. Die Bankiers sollten niemals vergessen, daß sie auf keine Sympathien in den breiten Volksschichten rechnen dürfen, daß ihnen weder, wie dem Bunde der Landwirthe, aus Bauernkreisen noch, wie den industriellen Interessentverbänden, aus den Arisen der Arbeiter eine Gefolgschaft erstehen kann. Deshalb ist für sie auch die Taktik des Schreiens zu verwerfen, weil zu erfolgreichem Schreien ein starker Resonanzboden gehört. Die Thätigkeit des Bankiers muß vielmehr in vorsichtigen diplomatischen Aktionen bestehen. Da der Bund keine extremen Forderungen stellen darf, muß er zunächst sondiren, welche Abänderung des Börsengesetzes nach den vorläufigen Machtverhältnissen der parlamentarischen Parteien zu erreichen ist. Die Bankiers sollten sich vor Allem wohlweislich hüten, aufs Gerathewohl Anträge ins Parlament zu schicken, weil es ihnen ohne vorhergehende bindende Abmachung leicht passieren könnte, daß aus der ersehnten Verbesserung über Nacht eine Verwässerung würde. Das ist die praktische Seite der Thätigkeit des Bankierbundes, wie ich sie mir vorstelle. Aber des Bundes scheinen auch wichtige theoretische Aufgaben zu harren. Er könnte erfolgreich wirken, wenn er über die wichtigsten Grundfragen des Börsenhandels belehrende Vorträge und Vorlesungen veranstaltete, in denen die geringe Kenntniß der Menge von diesen Dingen ergänzt würde. Allerdings darf keine Börsenpropaganda getrieben werden. Man darf nicht unter allen Umständen den Tanz um's Goldene Kalb, der an der Börse oft recht widerliche Formen annimmt, beschönigen wollen. Aber man muß dem Volke zeigen, daß trotz allen Auswüchsen die Börse nun einmal — um mit Herrn Bresfeld zu reden — ein nothwendiges Uebel ist, das mit logischer Konsequenz aus unseren kapitalistischen Produktionsverhältnissen erwächst. Freilich müßte man von Anfang an auf den unklugen Versuch verzichten, für die Freiheit des Börsenspiels nach dem Muster der Manchesterstube einzutreten; aber man hätte dafür auch die Genugthuung, in immer weitere Volkstheile die Erkenntniß eindringen zu sehen, daß die Ungerechtigkeiten des Börsengesetzes nicht etwa nur im Interesse der Jobber schnell beseitigt werden müssen.

Wird und kann nun der Bund der Bankiers dieser Aufgabe gerecht werden? Leider müssen wir vorläufig diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Und so antwortete nicht etwa ich allein; so denkt man ganz allgemein

im Bankgewerbe. Der Jubel, mit dem man einst den Plan zur Errichtung des Bundes begrüßte, ist an dem Tage verstummt, wo das Gelingen der Gründung bekannt wurde. Was man früher vereinzelt befürchtet hatte, ist nun eingetroffen. Die Ausschüsse sind so zusammengesetzt, daß man jede Hoffnung auf energische Agitation fahren lassen muß. Was die Zeitverhältnisse nicht von selbst mit sich bringen, wird dieser Bund sicher nicht erreichen. Der Name des Bundes täuscht. Er ist kein Bankierbund, sondern ein Großbankierbund. Einen einzigen Renommirkleinbankier habe ich unter den Männern des Ausschusses entdeckt. Das ist höchst bedauerlich. Für das große Publikum draußen bleibt zwar Bankier Bankier. Ein Börsenbesucher ist für den Philister der selbe Lump, ob er nun 50000 oder 50000000 Mark im Besitz hat. Wer aber die Verhältnisse näher kennt, weiß, wie der soziale Zerlegungsprozeß im Innern der Börse fortschreitet und auch in diesem kleinen Ausschnitt unseres Wirthschaftslebens Klassenbildungen erzeugt, die einander nicht minder schroff gegenüberstehen als die Klassen der großen Wirthschaft. Empfindungen und Interessen der großen und der kleinen Bankiers sind vollkommen verschiedene geworden. Der Großbankier ist opportunistisch servil. Er jagt — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — nach Orden, Titeln und vornehmen Bekanntschaften. Der kleine Bankier ist im Lauf der Jahre radikal geworden. In langsamer Wandlung sind die Anschauungen dieser angeblich entschiedensten Vertreter des Kapitalismus manchen sozialistischen Gedanken sehr nah gerückt. Das gilt besonders von dem Heer der Maller, die man überhaupt zum Theil schon unter die Proletarier rechnen muß. Die Schaar der Kleinen leidet unter der Last des Börsengesetzes, immer mehr dieser Raste Angehörige verschwinden von der Bildfläche; ein harter sozialer Kampf hat hier eingesetzt. Den Großbankiers und den Banken dagegen ist unter der Herrschaft des Börsengesetzes ganz wohl. Die Aufhebung des Terminhandels, die große Ansprüche an die Kapitalkraft des Bankiers stellt, hat das Geschäft mehr und mehr bei den Großbanken und Großbankiers konzentriert. Ihnen ist es mit der Aufhebung der lästigen Bestimmungen gar nicht so recht Ernst; sie „thun nur so“. Und deshalb glaube ich nicht, daß der Bund der Bankiers Ersprießliches leisten kann.

Plutus.

* * *

Für den erkrankten Herrn Johannes Schlaf hat der Verlag der Zukunft die folgenden Beträge erhalten: H. R. 10, J. E. 5, L. R. 20, Rosa L. 2, M. S. 50, Wilhelm Uhde 5, Frau Dr. Herz 50, A. Grisebach 3, Dr. Stier-Somlo 20, W. R. 100, G. Hermann 20, S. Weinberg 50, Dr. Ludwig Beer 20, Zimmerwahr 10, Ernst S. 3, A. W. 5, L. u. S. S. 4, E. A. 20, Max Jaffé 20, Frau Kommerzienrath Hermann 3, R. Abel 2, Jda Busse 1, E. F. 2, Schlaf-Belbert 5, D. 2, Dr. Kollwitz 10, D. W. 10, B. D. 5, E. A. 10, Groffe 10, G. B. 50, S. S. 16, R. Th. 10, E. L. 3, Dr. R. 10, Ein Itallener 1, E. B. 20, H. Biebig 3, G. F. 5, R. Benndorf 30, F. Benndorf 20, August Scherl 100, Lieutenant Feldmann 8,40, Dr. R. 10 Mark. Im Ganzen sind bis zum dreiundzwanzigsten März 763 Mark und 40 Pfennige eingegangen. Im Namen des Herrn Schlaf danke ich den freundlichen Spendern.



Notizbuch.

Im Reichstag ist wieder einmal über China gesprochen worden. Freilich in anderer Tonart als früher. Das schöne Pathos ist verstummt und von den großen Patriotengesten, die dräuend über die Weltmeere wiesen, keine Spur mehr zu sehen. Die Rechnung wird präsentirt, la douloureuse, wie die Franzosen sie nennen; und da die halbe Milliarde bald erreicht sein wird, neigen in Wehmuth sich selbst die Häupter, deren Auge einst bei dem Gedanken blitzte, Ostasien zu christianisiren und, zum Theil wenigstens, zu germanisiren. Das hatte man sich doch leichter vorgestellt, als es in Wirklichkeit ist, und nun herrscht im Ruppelsaal Raizenjammerstimmung. Nur Graf Bülow verbirgt dem Publikum seine Wunden und erhellt mit zuversichtlichem Lächeln die trübe Märzatmosphäre. Zwar ist er an keins der wechselnden Ziele gekommen, die seine verschiedenen Hochsommer- und Herbstnoten bezeichnet hatten; aber er weiß sich zu trösten. Sich und die Anderen. Eines chinesischen Prinzen Sühnefahrt hatte Deutschland verlangt; und ein wirklicher Mandschuprinz kommt nach Berlin und wird das Haupt seiner Dynastie beim Deutschen Kaiser zu entschuldigen versuchen. Darf der Gerechte noch mehr Erfolg fordern? . . . Man kann nicht mit heitererer Anmuth Chamade schlagen und die Abgeordneten, die durch Zwischenrufe ihrem Groß darüber Lust machten, daß Graf Bülow sie über Gemeinplätze führte, waren, wie Herr von Krocher sagen würde, recht unfreundlich. Eine Neuigkeit hat der Kanzler ihnen doch verkündet. Der deutsch-englische Vertrag, sagte er, bezieht sich nicht, bezog sich nie auf die Mandschurei. Merkwürdig, daß diese Mittheilung nicht geradezu sensationell wirkte. In dem Vertrag war ungefähr gesagt, wenn eine andere Macht die jetzige Wirrnis zur Erwerbung chinesischen Gebietes benutze, würden auch Deutschland und Großbritannien sich nicht für verpflichtet halten, von einer Arrondirung ihres Besitzes Abstand zu nehmen. Mit der anderen Macht konnte nur Rußland, mit dem von ihr begehrten Gebiet nur die Mandschurei gemeint sein. So glaubten wir, glaubt man in England noch heute. Graf Bülow aber erklärt: An die Mandschurei haben wir beim Abschluß des Vertrages gar nicht gedacht. Und er fügt am nächsten Tage, in heller Freude, hinzu, Graf Lambsdorff habe seine Rede gelobt. Ob diese Berufung auf den Lobspruch eines fremden Ministers ganz der Würde eines deutschen Kanzlers entspricht, ob sie mit dem kurz vorher dem selben heiteren Mund entfallenen Wort zu vereinen ist, der Tadel des Auslandes müsse dem Kanzler, der ihn sich in Wahrung deutscher Interessen zugezogen habe, zur Ehre gereichen: darüber werden die Ansichten auseinandergehen. Immerhin ist's verständig, daß Graf Bülow seine Mitkontrahenten enttäuscht und den Russen eine Artigkeit erwiesen hat. Uebrigens will Herr Witte die Mandschurei vorläufig gar nicht politisch, sondern nur wirtschaftlich erobern. Das wird, nach altmoskowitzischer Methode, ganz in der Stille abgemacht und die Generale, die zu früh mit dem Schwert gerasselt und dem Sohn des Himmels einen Abtretungsvertrag aufgedrängt haben, werden in Petersburg keinen

Vorher pflücken. Die Russen kennen China und wissen, daß mit Gewalt da nicht viel zu erreichen ist. Das sollte man endlich auch bei uns einsehen lernen. Kommt dazu noch die Erkenntniß, daß der ganze Handel von England angezettelt war, um die Reibungsfläche zwischen Deutschland und Rußland zu verbreitern, dann wird der Ausweg aus dem gelben Labyrinth nicht mehr allzu schwer zu finden sein. Graf Bülow weiß sicher aus der Geschichte, daß auch ein Organisator der Niederlage Ruhm erwerben kann. Einstweilen dürfen wir uns der allgemeinen Ernüchterung freuen. Wir haben wirklich im jungen Reich noch genug zu thun und die unheimlich schnell fortschreitende Slavisirung des deutschen Ostens ist für uns am Ende doch wichtiger als das ganze, durch britische Echlauheit künstlich gesteigerte Bogergeschrei. Der Reichskanzler, dessen wirthschaftliches Wissen, wie seine ersten Tarifreden lehrten, noch der Ergänzung bedarf, sollte sich bis zum Herbst ausschließlich mit preussischen Angelegenheiten beschäftigen. Dann würde er vielleicht merken, daß unser Schantung vorläufig noch zwischen Elbe und Weichsel liegt und daß es lohnend wäre, in dieses Gebiet, das dem Germanenthum verloren zu gehen droht, eine halbe Milliarde zu stecken. Ist Deutschland erst deutsch, wie England englisch, Rußland russisch ist, dann kann es mit besserer Zuversicht als jetzt den Kampf um eine neue Welt wagen.

* * *

Auf die Chinesendebatte folgte der Stoeckertag. Herr Stoecker griff die Sozialdemokratie mit stummischer Wuth an und drei Männer, die Herren Bibel, Singer und Ledebour, stürzten sich auf ihn und versuchten, ihn niederzuknütteln. Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen; und als von beiden Seiten ein paar Stunden lang geschimpft worden war, gab es weder rechts noch links einen Sieger. Herrn Stoecker wurde — zum abertausendsten Male — vorgeworfen, er nehme es mit der Wahrheit nicht genau, habe einen Meineid geleistet und im sogenannten Scheiterhaufenbrief sich einer verrätherischen Handlung schuldig gemacht. Den Vorwurf des Meineides sollte man endlich ruhen lassen. Gerade Sozialdemokraten dürften nicht in den alten Juristenunfug verfallen, Jeden, der objektiv Falsches geschworen hat, des Meineides zu beschuldigen. Sie haben den Bergmann Schroeder und den Schlächter Levy, zwei Gerichtssprüche zum Trotz, nicht für meineidig gehalten und können im Ernst nicht glauben, Herr Stoecker habe mit Bewußtsein falsch geschworen, als er unter dem Eid aussagte, er kenne einen Mann nicht, den er thatsächlich mehrfach in Volksversammlungen gesehen und sogar angesprochen hatte. Schlimmer steht es mit dem Scheiterhaufenbrief. Ein Politiker, der sich offen zu Macchiavellis Lehre bekennt, brauchte sich dieses Dokumentes nicht zu schämen, könnte eher noch stolz darauf sein. Für einen Prediger aber paßte weder solche Taktik noch der Verkehr mit Herrn Wilhelm von Hammerstein. Herr Stoecker hat überhaupt einen Fehler begangen, als er den Entschluß faßte, den Talar nicht abzulegen. Er hat das Temperament, die hart-Haut und die Nerven eines Politician. Die Hoffnung, beide Berufe verrichten zu können, hat ihn getäuscht; und aus seinem Irrthum stammen alle Fährlichkeiten, in die er gerathen ist. Sehr priesterlich war auch diesmal sein Verhalten nicht. Zwar wurde er nicht ganz so grob wie seine Gegner; doch ließ er sich hinreißen, Herrn Singer wieder einmal gemeiner Gefinnung zu bezichtigen, weil dessen früherer Compagnon ein sicherer Herr Rosenthal, seinen Mäntelnäherinnen gerathen habe, auf den Nacht-

wegen der Prostitution Geld zu verdienen. Diese Historie ist noch äbler als die Legende vom „Meineidspaffen“. Noch heute aber wird der Unbefangene nicht finden, daß sie geeignet ist, Herrn Singer zu belasten. Das öffentliche Auftreten dieses Herrn hat ihm selten Sympathien erworben. Wenn er als Arbeitgeber sich aber je unanständig benommen, sich etwa gar zu den Grundsätzen des ehrenwerthen Nothenthal bekannt hätte, dann könnte er in der Sozialdemokratie nicht eine Führerrolle spielen. Das Proletariat ist in solchen Dingen höchst empfindlich und kontrollirt die Führer noch schärfer, als es die Gegner thun. Das weiß Herr Stoedter, der die Industriearbeiter kennen gelernt hat, und sollte an der feisten Gestalt des Herrn Singer deshalb andere Angriffspunkte suchen. Die Schimpfscene war recht unerquicklich und völlig zwecklos. Eßlich? Herr Stoedter pflegt ohne Zweck nicht zu handeln; wenn er, nach langem Schweigen, plötzlich wieder vom Leder zieht, muß er Etwas wollen. Langt er nach der Rolle des Herrn von Stumm? Möchte er früheren Ebnnern gerade jetzt, nach dem Bremer Unfall des Kaisers, sich als berufenen Kämpfer gegen den „Umsturz“ empfehlen? Seine Uhr scheint nachzugehen. Die konservativen Freunde, die Ursache hätten, ihm dankbar zu sein, ließen ihn im Getümmel allein und erklärten, vornehm und korrekt, sie wollten sich nicht in den Streit mischen. Und auch von der Höhe herab wird sich kaum wieder eine Hand huldvoll dem früheren Hofprediger entgegenstrecken. Mit dem „Umsturz“ ist politisch kein Geschäft mehr zu machen. Herr Stoedter sollte sich seiner besten Tage erinnern und mit den ruhigeren Elementen der Sozialdemokratie, die auch nicht jeden Artikel des „Vorwärts“ billigen, zusammenarbeiten; als gläubiger Christ und Monarchist, aber auch als Fortführer des in anderer Zeit von Wichern begonnenen Werks. Uebrigens: mit der jetzigen Form des Parlamentarismus gehts nicht mehr lange weiter. Praktische Politik treiben kann doch nur heißen: wirken wollen, auf die Regierung und auf die Volksstimmung. Bei uns ist von solcher Wirkung schon längst nichts zu spüren. Die Herren reden, länger als je, selbst in Lasfers Tagen, und Jeder meint, Ungeheures geleistet zu haben, wenn er den Vorredner verletzt und abgeführt hat. Der Reichstag ist neulich dreißig Jahre alt geworden. Die Herren Volksvertreter sollten die Oesterferien benutzen, um der Frage nachzudenken, ob es der Mühe werth war, ihn zu schaffen, wenn er doch nur zu rhetorischen Spielen und Balgereien dient.

* * *

Zwischen den Schlachten gab es ein Jdyl. Graf Bülow und Fürst Herbert Bismarck tauschten artige Komplimente aus und drückten, als sie in der Hast des Komplimentirens ein Bißchen spitzig geworden waren, vor versammeltem Kriegsvolk einander die Hand. Das konnte, da die gesellschaftlichen Beziehungen der Herren bekannt sind, nicht auffallen. Wichtiger war, daß der Abgeordnete für Jerichow die Behauptung aufstellte, die auswärtige Politik könne der nicht Beamtete nicht kritisiren, weil er die Geheimnisse der Diplomatie nicht kenne. Wer diese Worte las oder hörte, mußte zunächst an ein argumentum ad hominem denken. Hat der Abgeordnete für Jerichow nicht die auswärtige Politik der Herren Caprivi und Marschall kritisiert, sehr heftig sogar, im Parlament und in der Presse? Auf dieses Argument sei hier verzichtet und die Sache sachlich geprüft. Bismarck — wer Bismarck sagt, meint immer Otto Bismarck — hat, als er noch im Amt war, mitunter, wenn Wind-